16 903

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XIV. JAHRGANG, 25. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1859.

PB
3
A5
B4 25
20956
6

Inhalts-Verzeichniss des XXV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Vermächtniss, Gedicht von Goethe. Von Dr. Kannegiesser . . . 1
Zu Goethe's Faust. Von A. L. 23
Die Quellen des Schillerschen Don Carlos. Von H. J. Heller . . 55
Die englische Sprache in ihrer Entwickelung seit Alfred dem Grossen. Von H. Schmick 109
Beiträge zur Kenntniss der sicilianischen Mundart. Von Dr. Wentrup 153
Sitzungen der Berliner Gesellschaft f. das Studium der neueren Sprachen 167
Die achtzeilige Stanze im Italiänischen und im Deutschen. Von H. Viehoff 241
Martinus Polonus. Von A. Schulz (Schluss.) 259
Shakspeare's Geistesleben. Von Dr. E. W. Sievers 311
Beiträge zu einer Charakteristik der englischen Sprache. Von E. Müller 337
Beiträge zur englischen Lexicographie. Von G. Büchmann . . . 371
Französische Etymologien Von Dr. Langensiepen 387
Das provenzalische didactische Gedicht Breviari d'amor des Matfre Ermengau de Breziers. Von Dr. Sachs 413
Sitzungen der Berliner Gesellschaft f. das Studium der neueren Sprachen 427

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. (Dr. Sachse.) 174
Orendel und Brîde. Herausgegeben von L. Ettmüller. (Dr. Büchsenschütz.) 178
Schönheiten der Heilkunde im Don Quixote. Von Dr. med. Don A. H. Morejon. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Algerrmann 181
Longfellow's neueste Gedichte. (G. Büchmann.) 185
Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Von Fabio Fabbrucci. (Dr. Staedler.) 189
Die neuesten Lehrbücher zur Erlernung der spanischen Sprache. (C. A. Pajeken.) 202
Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Von Robert Prutz. (Dr. Sachse.) 434

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von Dr. Paul Wigand. (D.) 436
Die Braut der Kirche. Von Carl Stelter. (Dr. C. A. W. Kruse.) . 437
Tannhäuser. — Ein Sohn der Zeit. — Gedichte von Carl Siebel. (Dr. C. A. W. Kruse.) 438
Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache. Von F. H. Strathmann. (G. Büchmann.) 440

Programmenschau.

Die freie deutsche Arbeit in Prima. Von Dr. H. Wendt 210
Wiggers, Dr. Julius, Die unregelmässigen Zeitwörter der zweiten Conjugation im Französischen. (Dr. M. Strack.) 445
Die französische Sprache und Literatur. Von Director H. H. Friedländer. (van Dalen.) 447

Miscellen.

Seite 233 — 238. 450 — 475.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239 — 240. 476.

Vermächtniss,

Gedicht von Goethe.

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen,
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr die Erde zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher, wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Geniesse mässig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

Und wie von Altersher im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf:
So wirst du schönste Gunst erzielen,
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Wie die Stelle, welche einem Goethe'schen Liede von seinem Verfasser in der Sammlung und in der besondern Abtheilung derselben angewiesen ist, für das Verständniss und die Beurtheilung desselben häufig nicht unwichtig erscheint — eine Bemerkung, die ich schon in meiner gedruckten Erklärung einer Auswahl von Goethe'schen Gedichten gemacht habe — so dürfte diese bei dem, welches er „Vermächtniss" betitelt hat, besonders bedeutsam sein. Es findet sich nicht in der Sammlung der kleineren Gedichte, unter welche doch einige in andere seiner Werke eingestreute aufgenommen sind, obgleich eines derselben „Eins und Alles" einige Aehnlichkeit und sogar eine ganz gleiche Zeile hat, sondern nur hinter dem „Betrachtungen im Sinne der Wanderer, Kunst, Ethisches, Natur" überschriebenen Abschnitt von Wilhelm Meisters Wanderjahren, und be-

schliesst einen Theil dieses Werks.*) Wie aber diese sämmtlichen Betrachtungen zu den reifsten Ergebnissen der Forschungen dieses Dichters gehören, und als solche von den dem Ziele sich nahenden Wanderern zu erwarten sind, so enthält dieses Gedicht, das 1829, also drei Jahre vor des Dichters Tode verfasst ist, insbesondre den Kern der Weisheit des zur Ruhe gelangten bejahrten Mannes; es ist Wilhelm Meister's Meistergedicht, es ist der kurze dritte Theil des ganzen Romans, es ist das Vermächtniss, es sind die letzten Worte des sterbenden, oder doch mit der Welt abschliessenden, und an die Umstehenden, oder vielmehr an die ganze Mit- und Nachwelt sich wendenden grossen Dichters, und diess Gedicht eines der einfachsten, erhabensten und inhaltsvollsten, welche jemals verfasst sind. Dennoch wird es gewiss weniger als viele seiner Balladen und Lieder, zumal seiner freilich durch Lebendigkeit und Frische ausgezeichneten Jugendgedichte gelesen, wie denn diess das Schicksal der sogenannten Lehr- oder Gedankengedichte ist, denn zu diesen gehört es recht eigentlich; und desswegen scheint es nicht unangemessen, an dieses „Vermächtniss" zu erinnern und es mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Zuvor muss ich jedoch zu meiner Aeusserung über die Stellung dieses Gedichts und über den Werth und Inhalt desselben im Allgemeinen noch hinzufügen, dass es in der späteren Sammlung der Goethe'schen Gedichte dem vorher schon erwähnten und mit der Ueberschrift: Eins und Alles — bezeichneten nachgestellt ist, um den Inhalt desselben gleichsam zu

*) Ich sehe dabei von der Bemerkung ab, welche Viehoff in seiner Erläuterung der Goetheschen Gedichte gibt: „Als im Jahre 1829 Goethe die zweite Redaction seiner Wanderjahre besorgte, fand sich, dass von dem auf drei Bände berechneten Roman besonders die beiden letzten etwas zu klein ausfielen. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, liess Goethe durch Eckermann aus zwei Paketen, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, einige Bogen redigiren und als Lückenbüsser einschalten, und am Schlusse ein Paar vorräthige Gedichte „Auf Schiller's Schädel" und „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen," zum Schlusse beifügen. Auf jeden Fall hat das „Vermächtniss" hier einen sehr passlichen Ort gefunden.

widerrufen, und eben desswegen ist es wol nöthig, dass ich dasselbe, zumal da es kürzer ist, zur Vergleichung mittheile. Es lautet:

Im Gränzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruss;
Statt heissem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästgem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuss.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sichs nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendges Thun.
Und, was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbgen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ewge regt sich fort in Allen.
Denn Alles muss in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Diess Gedicht hat Goethe, wie gesagt, gewissermassen zurückgenommen; wenigstens erklärt er sich gegen seinen Freund Eckermann dahin, dass er das „Vermächtniss“ als Widerspruch der Zeilen: „Denn Alles muss in Nichts zerfallen, Wenn es im Sein beharren will“ geschrieben habe. „Denn diese Verse, — sagt er, — sind dumm, und meine Berliner Freunde haben bei Gelegenheit der naturforschenden Freunde sie zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt.“ Goethe hat sich mit diesen Worten allerdings sehr derb selbst das Ur-

theil gesprochen. Sein Erklärer Viehoff drückt sich gemässer so darüber aus: „Hatte Goethe dort für die Vergänglichkeit des Einzelnen Trost gefunden in der Fortdauer des Ewigen, Gesetzlichen, das in immer neuen Einzelbildungen weiter wirke, so heisst es hier ungleich tröstlicher: Eben weil das Ewige nicht vergehen kann, wird auch keines der einzelnen Wesen, die ein Ausfluss des Ewigen sind, in Nichts zerfallen. An dieser längst gefundenen und von Weisen verkündigten Wahrheit räth uns der Dichter festzuhalten. Dann verweist er uns an das Gewissen in unserer Brust als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unser sittliches Leben. Aber nicht bloss den Aussprüchen des Gewissens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verstand uns wach erhält, und wir dürfen in diesem Vertrauen freudig durchs Leben wandeln. Des beschiedenen Glückes sollen wir uns mässig und vernünftig freuen, nicht thierisch blind dem Augenblicke preisgeben, sondern im gegenwärtigen Moment Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgeniessend. Dann kommen zuletzt noch ein paar Hauptsätze seiner esoterischen Lebensweisheit: Was sich dir im Leben als fruchtbar, als fördernd erwiesen hat, sei dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erscheint. Beobachte das Treiben und Meinen der grossen Welt, aber lass sie nach ihrer Weise schalten, und sei zufrieden, wenn sich dir und deinen Ueberzeugungen auch nur eine ganz kleine Zahl von Auserlesenen anschliesst. Denn von jeher war es das Loos tiefer Denker und grosser Künstler, dass sie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Seelen vordachten und empfanden.“

Ich lasse nach der hierin schon im Allgemeinen enthaltenen Angabe des Inhalts meine Erklärung des Ganzen wie des Einzelnen folgen und beginne mit einer Hinweisung auf die äussere Gestaltung des Gedichts und mit einer Uebersicht der Gedanken, ein wol zur Sache gehöriges, aber trockenes und desswegen möglichst abzukürzendes Geschäft. Das Gedicht ist in vierfüssigen Jamben geschrieben, und hat sieben sechszeilige Strophen oder Gebinde; jedes Gebinde theilt sich in zwei Hälften, jede Hälfte beginnt mit zwei weiblich gereimten Zeilen, während die dritte und sechste Zeile männlich reimt, ein Vers-

mass, das zwischen dem einfachen vierzeiligen Liede und den zusammengesetzteren italienischen Achtzeilen oder Ottaven die Mitte einnimmt und sich dem ruhigen Gedankengedichte eignet. —

Der Inhalt zerfällt in zwei Theile, von denen jeder genau die eine Hälfte des Gedichts einnimmt, so dass also die erste bis zur Mitte des vierten Gebindes reicht. Die erste Hälfte betrifft das Denken, die zweite das Handeln, oder mit gelehrter Bezeichnung die erste die Theorie, die zweite die Praxis, das erste Gebinde der ersten Hälfte das Wesen der Dinge, das zweite die Geschichte der weisheitlichen Forschung, das dritte die geistige und besonders die sittliche, die drei ersten Zeilen des vierten die sinnliche Beschaffenheit des Menschen. — Die zweite anwendende Hälfte des Gedichts wendet sich fortfahrend an das sinnliche Vermögen und zugleich an den Lebenswandel, das fünfte Gebinde an den Genuss, das sechste an die nützliche Thätigkeit, das siebente an die Freuden des Geistes, namentlich der Wissenschaft und Kunst.

Kein Wesen kann in Nichts zerfallen,
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Gedicht hebt an mit einer doppelten entschiedenen Behauptung und mit einer daraus hervorgehenden Mahnung. Der ersten dieser Behauptungen stimmen Naturforschung und Glaube gleichmässig bei: es ist die Unzerstörbarkeit des Geschaffenen. Aber es kommt hier Alles darauf an, was man unter „Wesen“ zu verstehen habe. Ist die blosse Fortdauer des Stoffes oder der Bestandtheile des Stoffes gemeint, aus welchem jedes Ding besteht, und ist der Stoff also das in der zweiten Zeile bezeichnete Ewige, so möchte diese Versicherung den Meisten wenig genügen, welche an die geistige Fortdauer glauben, den Geist dem Stoff entgegensetzen und den Geist nicht bloss für die eine, sondern für die hauptsächlichste Hälfte

des menschlichen Wesens halten. Indess gibt es allerdings Menschen, Weltweise, die sogenannten Materialisten und Sensualisten, welche den Geist zwar keineswegs läugnen, aber ihn nur als eine Eigenschaft, oder Thätigkeit des menschlichen Gehirnes gelten lassen, die, wie alle Eigenschaften eines Dinges mit dem Dinge selbst aufhört. Die Eigenschaften, welche dem Stoff einwohnen, und die nach Verschiedenheit der Dinge als Erden, Steine, Erze, Pflanzen, Thiere und Menschen verschieden sind, geben auch sie allerdings zu, und leiten sie von Ursachen, Naturkräften und Naturgesetzen ab, halten aber den menschlichen Geist nur für die höchste Blüte dieser Kräfte und Gesetze des Stoffes, während wir, ihre Gegner, von oben her, von dem Geiste Gottes ausgehen, und an die Persönlichkeit Gottes glaubend, aus ihr auch die Ewigkeit und Selbständigkeit des menschlichen Geistes ableiten, da hingegen bei dem Mangel des Selbstbewusstseins das Geistige sich in der Thier- und Pflanzenwelt abschwächt, und in der ungegliederten oder unorganischen nur noch als innenwirkende Kraft, als Naturgesetz der Schwere, der Anziehung u. s. w. waltet, aber als Inneres, als dem Stoffe Entgegengesetztes keineswegs verschwindet. — Die beiden ersten Zeilen des Gedichts drücken nun die Unzerstörbarkeit der Dinge im Allgemeinen aus, die dritte aber durch die Anrede an den Menschen die des menschlichen Geistes. Das Unzerstörbare, und also auch der menschliche Geist wird das Ewige und zugleich mit Rücksicht auf Gott das Sein genannt im Gegensatz des Geschaffenen als Daseins. Die Ewigkeit des Seins soll den Menschen beruhigen, der Ausdruck ist hier sehr gewählt: „am Sein erhalte dich beglückt!“ Er soll sich nicht d a d u r c h beglückt halten, das wäre das Schwächere, sondern d a r a n beglückt e r h a l t e n, daran eine Aufrichtung, Stütze, Zuversicht, und zwar eine beglückende, finden; und der Grund der Ewigkeit des Seins mit Wiederholung der Behauptung und folglich der Grund dieser beglückenden Hoffnung wird hinzugefügt. Er liegt in den Gesetzen, für die ganze Welt des Geschaffenen in den eigentlich sogenannten Naturgesetzen, den physikalischen, chemischen, organischen, für den Menschen zugleich in den geistigen, und besonders den sittlichen. Durch diese Gesetze werden die lebendigen Schätze, d. h. die

Fülle und Mannigfaltigkeit aller Dinge bewahrt, denen also eine Innerlichkeit, ein Leben inne wohnt, aus denen, oder durch welche das All, die Schöpfung, nicht bloss ihr Dasein, sondern ein schönes, ein geschmücktes Dasein empfangen hat. — Man könnte sich nun wundern, dass Gottes hiebei nicht namentlich gedacht wird, denn das Ewige ist doch nichts Anderes als Gott oder Gottes Geist, das Sein ist das Wesen Gottes, die Gesetze sind seine Kraft, sein Wirken, wie denn auch der Inhalt dieser Zeilen völlig mit der Bibel übereinstimmt, mit den mosaischen Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", und „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut," sowie mit dem Ausspruch des Apostels Paulus: „Von ihm und durch ihn und in ihm sind alle Dinge." Diese Verschweigung des Namens Gottes liesse sich wohl hauptsächlich dadurch erklären und rechtfertigen, dass die Ausdrücke „das Ewige" und „das Sein", gegenüber dem Dasein bezeichnender sind für den Begriff der Unzerstörbarkeit, ferner aber auch dadurch, dass die Weltweisheit als Verstandesthätigkeit mit und seit Aristoteles wol einen letzten Grund annimmt, aber ihn als Schlussbegriff stehen lässt, weil er über die Erfahrung hinausgeht, und ihm wol eine Einheit, aber keine Einheitlichkeit oder Persönlichkeit beilegen zu dürfen glaubt, und dass unser Dichter die Eigenthümlichkeit der Verstandesforschung nicht aufgeben wollte. An andern Stellen nennt er Gott ausdrücklich, z. B. in dem Gedichte „Wiederfinden:" „Als die Welt im tiefsten Grunde Lag an Gottes ewger Brust," und: „Stumm war Alles, still und öde, Einsam Gott zum erstenmal;" und hierher gehört wol auch die Darstellung Gottes in dem „Proömion" zu der Abtheilung „Gott und Welt," obgleich er nicht genannt wird. Der Anfang lautet:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In Jenes Namen, der so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt.

Das ist nun freilich das Unglück der Weltweisheit, der

bisherigen, dass sie nur eine Verstandesthätigkeit ist, und dass die meisten Philosophen, wie zumal einer der neuesten, Arthur Schopenhauer, nur die niedere Gewissheit, die des Willens, worunter er das anerschaffene Vermögen der Bewegung, des innerlichen Triebes, versteht, sowie die der Sinneswahrnehmungen anerkennt, nicht aber die höhere, die geistig sittliche, und die hiemit gegebene gottgläubige oder religiöse, die des Glaubens an die letzte Ursache als persönlichen Mittelpunkt des sittlichen Reiches und des Alls, des Glaubens an den Gesetzgeber von sittlichen Gesetzen, mächtigeren als die sogenannten Naturgesetze, die, statt wie die letzteren uns zu zwingen, uns vielmehr verpflichten, und von deren Uebertretung oder Befolgung unser innerer Unfriede oder Friede, unsre Unseligkeit oder Seligkeit abhängt. Diese, sich dem Selbstbewusstsein jedes Menschen aufdrängende Gewissheit können denn auch die Weltweisen nicht verkennen, und suchten desshalb, wie Kant, einen Ausweg zu finden und ihr Gedankengebäude durch einen Anbau zu ergänzen; aber ihre Weisheit ist eben nur eine weltliche, einseitige, eine Verstandesweisheit, nicht eine wahrhaft geistige und hiemit Gottesweisheit, sie vergessen, dass der Mensch ausser Willen, Sinnen und Verstand, deren er sich bewusst ist oder sie weiss, noch ein viel höheres und gewisseres Wissen, das eben den Namen davon führt, dass er ein Gewissen und einen Glauben an diese Welt des Gewissens und des Geistes hat. Und allerdings fängt dem auch ein Theil der neuesten Forscher, die Gegner der Materialisten, an beizustimmen. So sagt Immanuel Hermann Fichte, der Sohn des berühmten, in seiner Anthropologie: „Man hält das Wissen dem Glauben in solcher Art entgegen, als wenn beide widerstreitende Bewusststandpunkte wären, als wenn insbesondre das Wissen den Glauben zu ersetzen an seine Stelle zu treten bestimmt wäre. Jedes Wissen, freie Erkennen und Verstehen in jeder Region gründet sich auf Glauben, auf eine eigenthümliche Erfahrung und unmittelbare Ueberzeugung vom Dasein eines Objectiven und Wirklichen, welches nunmehr das dazutretende Wissen aus Gründen zu begreifen und in seiner Wahrheit zu erkennen hat. Das dazutretende Wissen erleuchtet den Glauben, mit nichten verdrängt es ihn. Eben also beruht der Glaube

im engern Sinne auf eigenthümlicher, religiöser Erfahrung, aber nicht auf vereinzelten, hier und da zusammenhanglos auftauchenden Erlebnissen, sondern auf einem welthistorisch sich vertiefenden Processe von Erleuchtungen, die mit tiefer Consequenz und Einmütigkeit ineinandergreifen. — So handelt es sich denn gar nicht um einen Kampf des Wissens mit dem Glauben, sondern lediglich um einen Kampf des religiösen Wissens mit dem irreligiösen Wissen. — Nur dann hat die Philosophie den Bereich ihrer Aufgabe vollständig gelöst, wenn sie jene mächtige, weltgeschichtliche Thatsache der „Offenbarung völlig verstanden."

Doch ich bin ganz von dem Gedichte abgekommen und muss Goethe selbst zur Entschuldigung zu Hülfe rufen, welcher den Erklärer nicht darauf beschränkt wissen will, alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht, sondern ihm auch zugesteht, manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht zu entwickeln; und ich würde hiemit meine Erörterung des Anfangs des Vermächtnisses beschliessen können, wenn nicht abermals eine eigene hierhergehörige Aeusserung Goethe's vorhanden wäre, welche Viehoff im dritten Theil seiner Erläuterung von Goethe's Gedichten, Seite 363 mit den Worten einleitet: „Was den Unsterblichkeitsglauben betrifft, so wissen wir, dass es von jeher nicht Goethe's Sache war, über das jenseitige Leben viel zu brüten. Er äussert sich darüber gegen Eckermann folgendermassen: Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, dass alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen. Allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er damals, (so fährt Viehoff fort,) sei für vornehme Stände und besonders für Personen, die nichts zu thun hätten. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke, und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu ringen habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen und sei thätig und nützlich in dieser. Indess gestand er bald nachher, obwol mit grosser Heiterkeit, dass ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod be-

schäftige. „Mich lässt dieser Gedanke, — fuhr er fort, — in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, dass unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die bloss unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unsterblich fortleuchtet.“ Jetzt in seinem achtzigsten Jahre stellte sich jener Gedanke ohne Zweifel häufiger bei ihm ein; aber er suchte eben so wenig in spitzfindiger philosophischer Speculation als in den Verheissungen einer positiven Religion eine Stütze für seine Hoffnung. „Die Ueberzeugung unsrer Fortdauer, — sagte er jetzt zu Eckermann, — entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn, wie ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und ein andermal sprach er sich folgendermassen aus: „die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unsrer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann der Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als grosse Entelechie zu manefistiren, muss man auch eine sein.“ Nehmen wir hinzu, fährt der Berichterstatter fort, dass er nach seiner eigenen Erklärung unter dem Ausdruck Entelechie dasselbe bezeichnet, was Leibnitz Monaden nannte, so finden wir, dass seine Ansichten von dem künftigen Leben sich seit jenem Gespräche mit Falk*) bei Wielands Tode, durchaus unverändert erhalten haben. — Ich beschliese diese Mittheilungen mit Hinweisung auf das vorher erwähnte Buch des jüngeren Fichte, der sich in dem Abschnitte „der Tod und die Fortdauer“ auf eine neue und anziehende Weise über diese Aufgaben erklärt, und namentlich die Auferstehungslehre, „den neuen Leib“ der Offenbarung damit verbindet.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.

*) Siehe dessen Schrift: Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt. 2. Aufl. Leipzig, 1836. S. 50 ff.

Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

In diesen Zeilen wird die vorgetragene Lehre als alt dargestellt. Es ist die wahre Lehre, oder „das Wahre," wie der Dichter sagt, es gibt keine höhere Wahrheit, und sie hat alle Edlen, alle Menschen ohne Rücksicht auf Religion, welche sich ihrer sittlichen Natur mehr oder weniger bewusst blieben, eine „edle Geisterschaft," eine Versammlung von vorzugsweise Geister zu nennenden Mitgliedern, verbunden. Und dieser Lehre zu huldigen schärft die Aufforderung ein: „Das alte Wahre fass' es an!" — Wie hängt aber der Zusatz damit zusammen: „Verdank' es, Erdensohn" u. s. w., der auf den ersten Anblick bloss an den Kopernikus erinnert, wobei ich nebenher die Kühnheit oder Ungewöhnlichkeit der Sprachfügung und Sprachbeziehung nicht unbemerkt lassen will. Statt „Erdensohn" sollte es heissen Sohn der Erde, damit das nachfolgende Fürwort „ihr" (der ihr die Sonne zu umkreisen) sich auf Erde beziehen könne, was es bei der Zusammensetzung in Erdensohn nicht füglich kann. Ich möchte aber die kopernikanische Lehre hier im weiteren Sinne nehmen. Durch die Gesetze der Bewegungen der Gestirne, des Umlaufs der Wandelsterne um die Sonne wird die Ordnung der Welt im Allgemeinen, die Unter- und Ueberordnung der geschaffenen Wesen und zumal der Menschen in häuslicher, geselliger, staatlicher, gottgläubiger Hinsicht, der Unabhängigkeit von dem Schöpfer und Herrn des Alls bezeichnet; der Erdensohn ist der Mensch, sein Geschwister (Goethe gebraucht das Wort zur Verallgemeinerung sächlich) sind alle Geschöpfe, die Sonne der Schöpfer, und der Weise jeder hochbegabte Lehrer oder Seher.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Es folgt nun gleichsam als Beweis, oder doch als Hin-

weisung auf die Quelle dieser Gewissheit die Aufforderung, sich nach innen, und zwar in das Centrum, in die tiefste Heiligkeit, in das heiligste Bewusstsein, das in der menschlichen Brust wohnt, zu wenden; und mit einer gewissen Zartheit wird hinzugesetzt: „Woran (an welchem Gottesbewusstsein) kein Edler zweifeln mag," insofern es allerdings viele Zweifler im Gegensatz der vorher als edel bezeichneten Geisterschaft, gibt. Mit Zuversichtlichkeit heisst es dann, dass man keine Regel, keine sittliche Vorschrift, dort vermissen werde, weil das Gewissen der uns inwohnende Lebensführer sei. Auf das Gewissen wird nun als auf den wichtigsten Theil der ewigen Gesetze zurückverwiesen, und „selbstständig" wird es genannt, weil es, gleichsam unabhängig von uns, der Stellvertreter Gottes, der Warner vor der That, und noch mehr der Richter nach derselben ist. Es erscheint unter dem Bilde der Sonne, und diess erinnert an die vorher erwähnte von der Erde und ihrem Geschwister umkreiste Sonne. Das ganze menschliche Leben wird demzufolge der Sittentag des Menschen genannt.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand sich wach erhält.

Mit diesen drei Zeilen wird die Betrachtung des Menschen als des der Hauptsache nach geistig sittlichen Wesens mit seiner nicht zu übersehenden äusserlichen Ausstattung beschlossen. Nicht der Leib wird genannt, sondern die Sinne als das für den Geist Wesentliche der Körperlichkeit. Der Leib ist nichts als die Bedingung der Sinne als Empfinder, Wahrnehmer der äusseren Welt und des menschlichen Leibes selbst; und gerade wie der Wille oder die innere Beweglichkeit von der ungegliederten zur gegliederten Welt, von den Körpergesetzen bis zum menschlichen Geist in mehreren Stufen emporsteigt, so erhebt sich auch der menschliche Geist von der durch den ganzen Leib und alle Glieder mehr oder weniger vorbereiteten Empfindungsfähigkeit durch die unteren Sinne des Geruchs und Geschmacks und des Tastvermögens zu den höheren des Gehörs und Gesichts, und empfängt durch diese Vermittelungen Kennt-

niss von der äusseren Welt und ihrer Beschaffenheit. Dass diese Kenntniss eine sehr bedingte ist, dass sie bei anderen Sinnen eine ganz andere sein würde, dass sie das Wesen der Dinge nicht betrifft, ist gewiss; aber nicht minder gewiss ist es, im Fall wir dabei unser inneres Vermögen des Verstandes, oder der Fähigkeit, die von den Sinnen uns überlieferten Wahrnehmungen in Vorstellungen zu verwandeln und aufzubewahren, sie in Begriffe umzuschaffen, und diese zu ordnen, zu Hülfe nehmen, dass man diesen Sinnen zu trauen habe, und dass sie uns in ihrer ungetrübten Beschaffenheit nichts Falsches wahrnehmen lassen, wobei allerdings die Sinnentäuschungen, und mit Recht, ausser Acht gelassen sind.

Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt!

Die erste dieser drei Zeilen leitet uns auf das Thun der Menschen über, indem sie das Bemerken, die Richtung der Sinne auf die sie umgebende Welt als die erste nächste Thätigkeit, aber zugleich die nöthige Art und Weise dieser Aufmerksamkeit darstellt. Wir sollen mit frischem Blick, d. h. lebhaft, mit Lust und Liebe, und freudig, d. h. gern und mit Wohlgefallen bemerken. Der Sinn des Gesichts als der edelste für die äussere Thätigkeit wird durch Blick, wie schon kurz vorher durch Schauen hervorgehoben. Dann aber werden durch wandle die ferneren Vorschriften über den Wandel, den Lebenswandel, angeknüpft. Dieser soll sicher und geschmeidig sein, zwei Umstandswörter, welche den bloss sinnlichen wie den geistigen Gang erschöpfend bezeichnen, die Sicherheit besteht in der Kraft, Willenskraft, die Geschmeidigkeit in der Klugheit, Gefahren zu vermeiden, in dem Geschick, sich aus Verlegenheiten heraus zu wickeln, die uns auf den Auen der reichbegabten Welt begegnen. Dem Dichter ist die Welt trotz der in ihr erforderlichen Geschmeidigkeit eine reichbegabte, und hiemit keine traurige, sondern eine freudenvolle.

Geniesse mässig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,

Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Die obige Erklärung der reichbegabten Welt erhellt aus den in der ersten dieser Zeilen enthaltenen Worten Füll' und Segen. Die Warnung aber Mass zu halten in der Menge der obgleich segensreichen, doch durch Uebermass leicht schädlichen Genüsse knüpft sich an die der Geschmeidigkeit nahe liegende Vorsicht; und dieses Masshalten wird nur durch den Gebrauch der Vernunft möglich. Die Vernunft, die sich hier in der Vergleichung unsrer Neigungen mit der Befriedigung derselben zeigt, ist eine nothwendige Bedingung der Freude, wo das bewusste Leben sich des Lebens, d. h. seines höheren Lebens im Vergleich mit dem niederen thierischen Leben erfreut. Und dieser höhere Rang erscheint in dem nur von dem Menschen mit Bewusstsein aufgefassten dreifachen Schritt der Zeit. Die Vergangenheit ist dann, unter diesen Umständen, d. h. bei vernünftigem, mässigem Genusse der Güter des Lebens, unverloren, sie ist beständig, sie hat das zartere Gewand der Erinnerung angezogen; das Künftige ist voraus lebendig durch Ahnung, Glauben, Weissagung, durch die Gewissheit, dass es eine Zukunft, eine ewige, für uns gibt; der Augenblick ist Ewigkeit, da die Zeit eine der beiden Grenzen nur unsers irdischen Daseins und Bewusstseins ist, die sammt dem Raum immer mehr verschwinden wird — welch eine abermals in grösster Einfachheit erhabene Darstellung der Fortdauer des eigentlichen inneren Menschen und des hier schon beginnenden Anfangs dieser Fortdauer, wie sehr sich von der wortreichen Fülle in Haller's Gedicht über die Ewigkeit unterscheidend!

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr.
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

In diesem vorletzten Reimgebinde tritt der Dichter der Pflicht des Einzelnen gegen die Mitwelt näher. Er macht sie von der möglichst vollständigen Selbstkenntniss und Kenntniss der Dinge abhängig, und erinnert durch die Zeile: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“ an die Wichtigkeit des Wahren und bezeichnet als Merkmal der Richtigkeit dessen, was wir als wahr befinden, die Fruchtbarkeit, d. h. die Anwendbarkeit, die Nützlichkeit, den wohlthätigen Einfluss auf Andre, nach welchem wir zu streben haben, wie diess recht eigentlich in dem „das Göttliche“ überschriebenen Gedicht ausgeführt ist, z. B. in den Anfangszeilen: „Edel sei der Mensch, Hülfreich und gut,“ und gegen das Ende desselben in den Worten: „Er allein darf den Guten lohnen, den Bösen strafen, Helfen und retten, Alles Harrende, Schweifende, Nützlich verbinden;“ und wie er dort die Menschenliebe mit der Liebe Gottes gegen die Menschen vergleicht, so ist auch hier unter dem allgemeinen Walten, welches der Mensch zu prüfen und zur Richtschnur zu nehmen habe, Gott zu verstehen, der freilich nach seiner Weise schaltet, und wir haben uns desswegen der kleinsten Schaar der Weisen, der edlen Geisterschaft hinsichtlich der Grundsätze und der Art und Weise unsrer Wirksamkeit zuzugesellen. Ueber die Zeile: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr,“ theilt Viehoff eine Stelle aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter vom Jahre 1829, sowie sein eigenes Urtheil mit: „Ich habe bemerkt, — schreibt Goethe, — dass ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschliesst und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, dass sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anschliesse, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren.“ Dagegen bemerkt Viehoff: „Wie soll aber die objektive Wahrheit jedesmal gewonnen werden, wenn Jeder das Recht aussprechen darf, sich bei seiner subjektiven Meinung zu beruhigen. Consequent blieb sich Goethe freilich auch mit dieser Lehre. Sie war fast eine nothwendige Folge eines andern Satzes von ihm, dass „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe.“ Zwischen der Denkweise der grossen Menge und der Denkweise

einzelner ausgesuchter, hochbegünstigter Geister sah er eine unausfüllbare Kluft, und selbst die letztern erschienen ihm grossentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und durch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, das jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorne Mühe dünkte. Wir können diese Denkweise nur als Ausnahme bei einzelnen hohen Geistern billigen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen. Im Ganzen halten wir es aber mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewusst. „Seine Sache war das Unterscheiden, — sagte er zu Eckermann, — und dabei kam ihm sein grosser Verstand auf das Herrlichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden: ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“ Wer mit Goethe's Bildungsgange vertraut ist, — fährt Viehoff fort, — weiss, was Alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von der nähern Umgebung gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärken musste, das Gefühl, dass er ein zu grosses Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmungen des Zweifels und der Polemik zu verweilen — Alles wirkte nach einem Ziele zusammen. Besonders aber waren es die Erfahrungen, die er als Naturforscher gemacht hatte, was ihn auf seiner einsamen Bahn festhielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten mit wenigen Ausnahmen versagte fortdauernd seinen Leistungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er Anspruch zu haben glaubte; er selbst war nicht im Stande, seinen Irrthum zu erkennen; was blieb ihm übrig, als sich mit dem Gedanken zu

trösten, dass das Vernünftige stets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft, stille seinen Weg fortzuwandeln. — Zu diesen Worten habe ich nur hinzuzufügen, dass Goethe's Farbenlehre in Schopenhauer einen nachdrücklichen Vertheidiger gefunden habe.

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf:
So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Der Schluss des Gedichts erläutert das zweite der altmosaischen christlichen Hauptgebote, dass man den Nächsten wie sich selbst lieben müsse, auf eine eigenthümliche Weise. Der Dichter hat in dem vorletzten Gebinde den Leser als denjenigen angeredet, der sich den echten Weisen, der verhältnissmässig kleinen und kleinsten Schaar seiner Mitbrüder durch Prüfung des Waltens Gottes zugesellen werde. Aber, — so scheint mir die Betrachtung fortzuschreiten, — man darf ausser der Erfüllung der Pflichten, welche Menschenliebe, Amt, Stellung und besondre Umstände auflegen, noch ein ganz eigenes und persönliches Bestreben sich erlauben, wovon Musäus in seinen physiognomischen Reisen eine Schilderung entwirft, die ich hier mittheile, in der Hoffnung, dass der derb scherzhafte Ausdruck dieses Schriftstellers statt Anstoss zu geben, vielmehr den Ernst der bisherigen Darstellung anregend mildern werde. Er sagt: „Jeder Mensch hat einen gewissen angewiesenen Beruf, eine Pfründe, ein Aemtchen, oder so was. Spricht nun Einer, dass er sich diesem ganz widmet und weiter nichts vornimmt, der ist ein träger Stier, der sein Joch schleppt, weil er muss, und, wenn er abgeschirrt ist, nur fressen und wiederkäuen kann, macht den Geschäftigen, und faullenzt im Grunde. Ein Mensch, der sich ein wenig fühlt, lässt sich nicht in das Fach einsperren, worein ihn der Zufall gestossen hat, wie ein Vogel im Käfig, der weiter keine Wahl hat, als von einem Stänglein aufs andre zu hüpfen: sondern strebt den Radius seines Wirkungskreises zu verlängern, treibt neben dem Nahrungsgeschäft

noch irgend ein Lieblingsstudium, für welches der launige Sterne den possirlichen Namen des Steckenpferdes erfand, seine Jünger aber haben das arme Thier so herumgetummelt, dass es nun lahm und unfruchtbar ist. So ein Lieblingsgewerbe nährt das Leben der Seele, wie äusserlich Beruf und Amt seinen Mann nährt, stärkt und spannt die inneren Kräfte, erwärmt und ermuntert sie, giesst Wonnegefühl ins Herz, ist eine sichere Freistatt, wohin sich, wenns von aussen trübe hergeht, die Seele flüchtet, bis der Sturm vorüber braust. Gemeiniglich pflegt das Lieblingsstudium sich an dem Studio inclarescendi hinauf zu stängeln, wie der Epheu an dem hochgewipfelten Eichbaum oder der virginische Jungfernwein an einer alten Mauer.“ So weit Musäus. In den drei Zeilen, welche Goethe diesem Gedanken widmet, ist jede Bezeichnung bedeutungsvoll. „Von Alters her hat sich diese Vorliebe gezeigt, aber sie hält sich im Stillen; sie prunkt nicht, aber sie handelt nach eignem Willen. Solcher Steckenpferde gibt es nun gar verschiedene, zum Theil gewöhnliche und ansprechende, zum Theil seltsame, sogar widrige. Zu den Liebhabern der ersteren Art gehören Blumisten, zu denen der letzteren Sammler von Missgeburten, wie Jean Pauls Katzenberger. Kaiser und Könige sind nebenher Uhrmacher oder Uhrsammler, Schlosser, Siegellackmacher gewesen. In unserer Zeit hat die Sucht, Eigenschriften, sogenannte Autographen zu sammeln, sehr um sich gegriffen. Aber viele von solchen Liebhabereien sind dennoch, wenn gleich harmlos, doch darum noch kein Liebewerk, wie es hier heisst. Nur die höheren Bestrebungen, wie Kunst und Wissenschaft schaffen dergleichen, und der Dichter hebt eine der Künste, die Dichtkunst und die höchste der Wissenschaften, oder die umfassendste Behandlung derselben, die Weltweisheit hervor, von der trotz ihrer vielen Verirrungen Schiller sagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiss nicht,
Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Philosoph und Künstler schaffen Liebewerke, gewöhnlicher sagt man Liebeswerke, nicht bloss ihnen selbst liebe Werke,

sondern Werke der Liebe für Andre, nützliche, erfreuliche, bildende, erhebende, oder wenigstens nach edlen Zwecken hinstrebende. Insofern sie diess nun sind, und als solche erkannt werden, tragen sie nicht nur ihren stillen Lohn in sich, sondern wirken auch auf den Werkmeister in gleicher Art zurück; sie erwerben ihm die schönste Gunst, nicht etwa baaren Vortheil, Ehrenauszeichnungen, Orden, Titel, öffentliche und laute Beifallsbezeigungen, sondern jene Gunst, nach welcher Klopstock strebte laut jener Verse:

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,
Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch giessen ins sanfte Herz,
Ist beim Himmel nicht wenig,
Ist des Schweisses der Edlen werth.

Wer nun ein solches Liebewerk hervorbringen kann, von dem sagt Goethe, er fühlt edlen Seelen vor; denn jedes menschliche Wirken entspringt aus seinem Wollen, und diess aus dem geheimen Born seines Inneren, in welchem der schaffende Geist, der Geist Gottes über den Wassern geht, und deren Bewegungen wir Gefühle nennen. In den edlen Seelen allen wohnt die Fähigkeit dieser Gefühle, aber sie wollen geweckt werden, und dazu bedarf es jener einzelnen, seltenen, hochbegabten Geister, die wir Herolde und Stifter des Glaubens, Seher, Künstler, Weise nennen, in welchen diese Gefühle wie von selbst geheimnissvoll auftauchen, um sie dann auch in Andern hervorzurufen. In ihren Werken fühlen sie edlen Seelen vor, Seelen, als Empfängern im Gegensatz der schöpferischen Geister, und diess Vorfühlen ist der menschlichwürdigste Beruf, insofern jenes höhere Glück, das sie verbreiten, sie selbst beglückt. Und an sich selbst denken darf der edle Mensch wol auch, und in der Freude, die er Andern schafft, sich selbst Freude bereiten wollen, ja es ist diess seine Pflicht. Umgang, Freundschaft, Liebe soll ihn selbst beglücken; denn, wie Simon Dach in seinem kräftigen Freundschaftsliede sagt:

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.

Fort daher mit jener mönchischen Weisheit der Brahmanen in ihren Vedams, die von Schopenhauer so sehr empfohlen, und dem Christenthum vorgezogen wird. Fort mit der Aufforderung, die Selbstverleugnung bis zur Abstumpfung und Abtödtung alles Gefühls, zur Absonderung von der Welt, zur Verachtung des Lebens zu treiben, und den Zustand eines Säulenheiligen zum Muster zu nehmen! Sollte sich die Hoffnung auf ein höheres, verklärteres Dasein nicht mit der Freude an der Gegenwart, an den Genüssen der häusslichen, geselligen, vaterländischen Liebe vereinigen lassen? Das verbietet das Christenthum gewiss nicht, verlangt es vielmehr. „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden.“ So meint es denn auch unser Dichter. Er ist der Dichter der edlen Freude, und hiermit der reinsten Sittlichkeit und des innigen Glaubens an das Ewige, an das Sein im Gegensatz des vergänglichen und stets sich wandelnden Daseins, von dem er in jenem früheren „Eins und Alles“ überschriebenen Gedichte sagt: „Nur scheinbar stehts Momente still.“ Er ist der Dichter des Glaubens an Gott und das Göttliche im Menschen, an die Bestimmung des Menschen, Gott nachzuahmen, oder, wie Plato sagt, Gottes Gehülfe in der Bildung und Beglückung der Welt zu sein. Und so können wir ihn, dem tiefsten Inhalt dieses Gedichts und ähnlicher Gedichte zufolge, nicht minder als Klopstock einen christlichen, und, wenn das gottgläubige Gefühl ein Kennzeichen des deutschen Gemüts ist, einen deutschen, und vielleicht vor Allen einen sittlichen und zugleich einen liebenswürdigen nennen. Er gehört durch viele seiner Werke, ja schon durch dieses Vermächtniss, zu den Wohlthätern und Freunden der Menschheit, er, welcher in einer der diesem Gedicht vorangehenden Betrachtungen sagt: „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlseins Anderer freut.“

So viel über Goethe's Vermächtniss! Ich füge nur noch hinzu, dass er noch zwei Gedichte mit dieser Ueberschrift be-

zeichnet hat, erstens, das „Vermächtniss altparsischen Glaubens," aus dem Buch der Parsen im westöstlichen Divan, das die Lehre und Ermahnung des Parsen an die Stammgenossen enthält, bei dem angeerbten Glauben zu verharren, und zweitens, das „Vermächtniss an die jüngere Nachwelt," von denen besonders das letztere, das nur einige Jahre früher als das erklärte, nämlich im Jahre 1824 oder 1825 geschrieben zu sein scheint, und gleichfalls minder verständlich ist, der näheren Betrachtung empfolen zu werden verdient.

Berlin. Dr. Kannegiesser.

Zu Goethe's Faust.

I.

In der Geschichte der dramatischen Litteraturen der neueren Zeiten zeigt sich ein konsequenter und rastloser Fortschritt der sittlichen Ideale. Das Drama der Spanier gestaltet die gesellschaftlichen Verhältnisse der modernen Zeit nach mittelalterlichen Prinzipien: Shakspeare war es, der zuerst das Innere des Menschen frei machte von den drückenden Fesseln der Abstraktion, der die Leidenschaft sich austoben, den Charakter sich unabhängig aussprechen liess. In der gesammten englischen Literatur herrscht das Ideal der Einzelfreiheit. Die dämonische Kraft des Willens, gleich ungeheuerlich im Guten wie im Bösen, ist das Bewunderungswürdige an Shakspeare'schen Gestalten. Die weltgeschichtlichen, sittlichen Conflikte des wirklichen Lebens sind zuerst von Shakspeare behandelt worden. In der goldenen Zeit der französischen Literatur beginnt die Reflexion die Freiheit des Individuums zu beherrschen. Der einzige sittliche Maassstab, der angelegt wird, ist der des Guten und Bösen. Die Tugend wird mit Bewusstsein befolgt, aus Grundsatz verschmäht. Was das Innere französischer Bühnenhelden beseelt, ist das einseitig moralische Interesse. Alle sind sie nur nach einem Maassstabe gemessen, tugendhaft oder lasterhaft. Der Kampf der Neigung mit der Pflicht ist das eigentliche Geheimniss in dem Pathos der französischen Tragödie.

Die französische Literatur mit ihren dürren aber verstandesklaren Formen hatte Europa unterjocht, in den meisten Ländern die einheimischen Literaturen verdrängt, das Ideal des Tugend-

helden war das herrschende in der civilisirten Welt geworden. Französische Dichter hatten die Anschauung verbreitet, welche später der Grund der Revolution und der rationalistischen Bewegungen wurde, die Anschauung, dass der Werth des Menschen nur in seiner moralischen Qualität liege, nicht in den zufälligen Eigenschaften des Standes und der Geburt, dass die Tugend Zweck und Bestimmung des Menschen ausschliesslich sei. Aber diese Tugend selbst war einseitig gefasst als die bloss bürgerlich-hausväterische, und aus welchen Zeiten und Ländern auch der Franzose seine Stoffe nehme, ob Achill, ob Dschingischan spreche, überall tönen dieselben Ueberzeugungen wieder, und von dem reich und vielseitig ausgestatteten Menschen der Wirklichkeit ist nichts übrig geblieben, als die armselige Abstraktion von Tugend und Laster. Kein Vernünftiger kann verkennen wollen, welche ungemeine Bedeutung die klassische Literatur der Franzosen hat als wirkendes Glied in der Kette der europäischen Entwicklungen. Aber eines fehlt ihr vor Allem: Tiefe des Inhalts, und unter allen Interessen der sittlichen Menschen hat sie eines am meisten verkannt: das Interesse der Bildung. Hier grade ist es, wo die deutsche Litteratur ergänzend eintrat.

Unsre deutsche Poesie ist von vorn herein Gelehrtenpoesie. Früher dichteten in Italien und Spanien Ritter, Hofleute, Krieger, in England auch Schauspieler, in Frankreich der vornehme Adel und die Hofbedienung. Die gelehrte Bildung war hier entweder gar nicht vorhanden, oder doch nicht Grundlage der Poesie. Erst in Deutschland hat sich der Stand, der den Geistesadel vertritt, die Poesie fast ausschliesslich angeeignet. Kein Wunder, dass dieser Gelehrtenstand seine eigenthümliche Aufgabe zum Angelpunkte der poetischen Bestrebungen machte. Das Ideal des gebildeten Geistes ist dadurch das Ideal der deutschen Nation geworden.

Es galt überhaupt in Deutschland seit dem siebzehnten Jahrhundert, seitdem die ungemeine religiöse Bewegung des Reformationszeitalters zu Ende ging, seitdem der Bürgerstand als solcher aufhörte, die leitenden Prinzipien der Nation anzugeben, — es galt also seit jener Zeit, den geistigen Bestrebungen der Nation einen neuen Mittelpunkt zu geben, ein Interesse zu

finden, in welchem sich die vielfach in kleinste Theile zersplitterten Stämme deutschen Namens zusammenfinden konnten. Dieser Mittelpunkt fand sich bei einer Nation ohne politische Existenz, für welches das Zeitalter religiöser Begeisterung vorüber, dasjenige wissenschaftlicher Forschung noch nicht gekommen war, allein in den literarisch-ästhetischen Interessen. Dafür rann anderthalb Jahrhunderte hindurch der Schweiss von so viel edlen gedankenreichen Stirnen, dafür eine Geistesarbeit sondergleichen. Geschlecht übernimmt von Geschlecht wie in schweigendem Einverständniss dessen Leistungen, um sie fortzuführen, zu ergänzen, auszubilden. Alles greift, wie Glieder einer Kette, in einander; es giebt in keiner Literatur ein so deutliches Bild einer so vollendeten organischen Entwicklung. Jeder strebt nach seinem nächsten Ziele, und doch wirken alle Kräfte auf einen und denselben Punkt. Kein Resultat geht verloren, kein Studium ist umsonst gewesen. Die Entwicklung der griechischen Literatur zieht wie ein Naturprozess vorüber; die Entwicklung der deutschen Dichtung hat die Regelmässigkeit eines Naturprozesses bei aller Bewusstheit der Reflexion, die in ihr waltet.

Dasjenige also, was die deutsche Literatur Neues und Grosses in das Bewusstsein der europäischen Menschheit gepflanzt hat, lässt sich als das Interesse der Bildung bezeichnen. Das Ziel jener langen Entwicklungsreihe war in Lessing erreicht. Es wird zu unsrem Zwecke förderlich sein, die damals gewonnenen Resultate näher zu betrachten.

Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war in ganz Europa der bürgerliche Maassstab des Nützlichen der herrschende. Die Kunst selbst diente dem Vergnügen oder der Belehrung und sittlichen Besserung. Nichts hatte in sich selbst seinen Zweck: Alles sollte zu Anderem nützlich sein. Für das organisch Erwachsene hatte man keinen Sinn. Staat, Kunst, Wissenschaft, selbst die Religion, galten für menschliche Erfindungen zu gewissen ausser ihnen liegenden Zwecken. Der Mensch selbst galt nur nach seiner moralischen Würdigkeit, die sinnlichen Dinge als das Wesen, die Ideen nur als subjektive Annahme. — Welcher Gegensatz in den Ueberzeugungen, seit Lessing den Gedanken eine andre Richtung gegeben! Was

fremden Zwecken dient und bloss nützlich ist, was nicht in sich selbst den höchsten Zweck seines Daseins findet, gilt als gemein und gering. Die Kunst gilt als Trägerin der höchsten Wahrheiten, des tiefsten Inhalts alles Menschenlebens. Die hohen Güter der Menschheit erscheinen als organisch erwachsene Bilder der Vernunft. Nur die Ideen sind das wahrhaft Seiende, die Dinge sind täuschender Schein. So erhielt das gesammte Dasein der Nation eine idealistische Färbung, und mit einer merkwürdigen Wendung wird das Aesthetische der Gesammtinhalt des geistigen Daseins der Deutschen, die Kunst verdrängt Politik, Religion, selbst die Wissenschaft, und Poesie und Musik feiern eine Epoche des Glanzes, die auf dem gesammten Erdenrunde ihres Gleichen nicht hat.

Das Höchste, das einem Bewusstsein denkbar ist, nennen wir sein Ideal. Das Ideal der Deutschen ist der gebildete Geist, oder um einen vielfach missbrauchten, aber höchst bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, das schöne Individuum. Der Mensch, dessen gesammter Lebensinhalt in der Bewährung nicht von Leidenschaften, sondern von Vernunftprinzipien besteht, der Mensch, der durch Vernunft in allen Lebensbeziehungen bestimmt wird, bei welchem Erkenntniss an die Stelle des Naturtriebes, Begeisterung für Ideen an die Stelle von Neigungen und Begierden getreten ist: das ist das Ideal der deutschen Nation. Drei Gestalten sind es, in denen sich dieses Ideal verkörpert hat: Nathan, Posa und Faust. Die Hauptdichter haben die Gesinnung der deutschen Nation zu klassischen Gestalten ausgeprägt. Wir wollen kurz die Eigenthümlichkeit Lessing's und Schiller's charakterisiren, um dann bei derjenigen Gestalt, in welcher Goethe's Wesen sich am vollendetsten ausgeprägt hat, länger zu verweilen.

Lessing verharrt noch in einer verhältnissmässig beschränkten Sphäre; selbst Nathan der Weise ist im Grunde ein bürgerliches Schauspiel. Seine Helden ragen nicht hervor durch die Grösse ihrer Zwecke; sie selber und der innere Werth ihrer Persönlichkeiten sind das Epochemachende. Odoardo, Tellheim, Nathan, in sich so verschieden, haben doch das gemeinsam: sie sind Männer von Grundsätzen, unwandelbaren Verstandesprinzipien, welche das Wesen ihres Charakters bilden. Sie

haben sich durch Vernunft selbst das Gesetz ihres Handelns gegeben. Die Neigung ist es, der natürliche Trieb, den sie mit den Waffen des vernünftigen Bewusstseins bekämpfen. Die Leidenschaft soll zurückgedrängt, die klare Besonnenheit gefördert werden. So ist an die Stelle der Tugend das Ideal der Weisheit getreten. Wollte man den Gedankeninhalt von Lessing's Hauptwerk kurz aussprechen, man würde sagen müssen: Die Vernunft, als das allgemein Menschliche, schwebt hoch über den nichtigen Unterschieden von Religion, Nationalität und individueller Charakterbildung. Der wahre Mensch baut sich durch Verstand seine eigne Gedankenwelt; die wahre Heimath des Weisen ist die Welt, seine Nation das menschliche Geschlecht, seine Religion Liebe und Vernunft. Die Leidenschaft ist das Schlechte, besonnene Ruhe das einzig Gute. Der natürliche Drang führt in die Labyrinthe des Irrthums; nur die Vernunft beherrscht mit ruhiger Sicherheit Menschen und Dinge und macht sich die Welt unterthan. So kann man Lessing's Ideal allgemein als das der Weisheit bezeichnen. Aber diese Weisheit hat noch den Mangel an sich, sich auf keine grossen Zwecke zu beziehen, nur bürgerlich häusliche Verhältnisse zu behandeln. Für das Weltgeschichtliche der Konflikte, für die idealen Interessen der Gattung fehlt hier noch Theilnahme und Verständniss. Da ist es nun Schiller, der in direktem Gegensatze zu Lessing, und doch im Grunde mit ihm einig, den sittlichen Ideen neue Objekte und Ziele gegeben hat. Dass das Wesen des Sittlichen in Vernunft und Erkenntniss bestehe, ist auch bei ihm geblieben. Aber nun soll der Mensch hinaus in die Welt; nicht in enger Häuslichkeit, auf der weiten Schaubühne der Geschichte soll er seine Kräfte wirken lassen, und die Ideen, die er mit Vernunft zu Prinzipien seines Handelns gemacht hat, sind Ideen der Weltgeschichte: Freiheit, Glück, Bildung des Menschengeschlechts. — Was bei Lessing die Weisheit ist, das ist bei Schiller die Bildung des Herzens. Der Adel des Empfindens, der uneigennützig nur durch die Idee des Guten bestimmt wird, die gebildete und geläuterte Denkungsweise, die die höchsten Güter der Menschheit umfasst, das allmälige Auflösen alles wild Leidenschaftlichen in immer besonnenere Beruhigung, die stets zunehmende Befriedung mit der

Welt und ihren sittlichen Gestaltungen: das sind die Punkte, in denen sich Schiller's Persönlichkeit am deutlichsten offenbart. Von ihnen muss man die Eigenthümlichkeiten ableiten, die ihn zum Lieblingsdichter der Nation gemacht haben.

Die Ausbildung des dritten Momentes in der Darstellung der gebildeten Persönlichkeit hat Goethe übernommen. Wenn Lessing's Weisheit sich auf das Nächstliegende der sittlichen Welt, Schiller's Herzensadel sich auf die allgemein weltgeschichtlichen Interessen bezieht, so haben Goethe's Helden gar keinen ausserhalb ihrer liegenden Zweck. Sie sind, was sie sind, nur für sich und in sich. Hier ist der Begriff der schönen, gebildeten Persönlichkeit erfüllt. Goethe's Ideal ist am allerreinsten das der Bildung. Das Individuum ist bei ihm nur da, um einen möglichst reichen Inhalt in sich aufzunehmen. Nichts was in der Menschheit Grosses und Schönes gestaltet worden, soll dieser Persönlichkeit fern bleiben: aber alles gilt ihr nur um ihrer selbst, um ihrer eignen Herrlichkeit willen. Der Goethesche Held hat kein Herz für die Aussenwelt. Sich will er vollenden, die Dinge draussen kümmern ihn wenig. Die grossen Interessen der Menschheit sind zu erhaben, um nicht auf dem Bewusstsein der ihrer eignen Bildung lebenden Persönlichkeit mehr lästig zu drücken, als ihm neuen Bildungsstoff zuführen zu können. Nenne man es Einseitigkeit, den Menschen so allein auf die Vollendung seines eignen Wesens hinzuweisen: aber es ist die Einseitigkeit der deutschen Nation überhaupt, und Goethe hat damit das tiefste Wesen seiner Epoche ausgesprochen. Er findet an Schiller seine nothwendige Ergänzung; keiner wäre ohne den Andern denkbar. Wie Schiller das Sittliche im Wirken nach aussen, so sieht es Goethe im Wirken nach innen zu. Wie Schiller die äussern sittlichen Formen der Gattung harmonisch und schön zu gestalten bestrebt ist, so erhebt Goethe das in sich harmonisch vollendete Individuum zum Ideale. Daher die Verschiedenheit des Publikums, das Schiller und das Goethe würdigt: daher aber auch die Erscheinung, dass sie einander ergänzend wie ein Mann vor unsern Augen stehn, wenn wir bezeichnen wollen, was das innerste Geistesleben unsres Volkes zu bedeuten habe. Goethe ist der Dichter unsrer Wirklichkeit, Schiller derjenige unsrer Sehnsucht. —

Es ist das Interesse der individuellen Bildung, das bei Goethe alle anderen verdrängt hat. Dieses Wohlgefallen an dem Egoismus selbst in seinen unsittlichen Aeusserungen, zeigt sich schon in Weisslingen und Clavigo, die liebenswürdig erscheinen sollen und doch erbärmlich sind. Klar ausgesprochen wird es erst seit Goethe's italienischer Reise. Der tragische Knoten der Iphigenia beruht darauf, dass ein sittlich reines Mädchen nicht vermag, eine Nothlüge zu sagen. Die Reinheit jener weiblichen Natur erscheint als eine sittliche Vollendung ohne Kampf und Zwist in sich, als ein pflanzenhaft Gewordenes, an dem keine Trübung mehr ist. Nicht die Tiefe des Bewusstseins ist das Erhebende dabei, sondern die Unfehlbarkeit des Naturtriebes. Und diese in sich harmonische Natur muss wohl, wohin sie kommt, Friede und Harmonie mit sich bringen, und wo sie geht, zurücklassen. — Im „Egmont" offenbart sich die schöne Persönlichkeit auf entgegengesetzte Weise. Egmont, ein liebenswürdiges Gemisch aus Ritterlichkeit und Schwäche, wird wider allen seinen Willen in nationale Angelegenheiten verwickelt und kommt aus Unvorsichtigkeit in die Gewalt seiner Feinde. Die niederländische Freiheit ist dabei das äusserst Geringfügige; aber Egmont's liebenswürdige Persönlichkeit, diese heitre, geniessende Sicherheit, dieser unbewölkte Sinn, hebt sich eben von jenem wirren Hintergrunde der Revolution nur desto eigenthümlicher ab.

Eine dritte Gestalt vollendet diesen Kreis. Zu der priesterlichen Jungfrau, die eine entzweite Welt versöhnt, zu dem ritterlichen Jüngling, den die Strudel seiner Zeit verschlingen, tritt der Dichter in der Einseitigkeit seines Strebens. Nur im Himmel, in der Welt seiner Phantasiegestalten lebend, weiss er die Wirklichkeit weder zu würdigen noch zu verstehn. Menschen und Dinge, die ihn umgeben, sind Gegenstand des unbeengten Spiels seiner Einbildungskraft. Der Konflikt mit dem ernsten, etwas nüchternen Staatsmann kann nicht ausbleiben. Wilde Leidenschaft reisst den Dichter hin zu einer Verkennung aller gesellschaftlichen Schranken. So geht er unter. Hier nun begegnet uns zum ersten Mal der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus verkörpert in den beiden Gestalten des Tasso und des Antonio. Jenes Streben des Menschen, das nicht

ausschliesslich die eigne Bildung zum Zweck hat, ist hier den Idealen des Dichters unter der Form staatsmännischen Bewusstseins gegenübergestellt. Noch hat sich nicht das Urtheil festgestellt, was das Gute, was das Böse sei; jedes von ihnen scheint einseitig. Es wird bedauert, dass die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden machte. Aber der Dichter erscheint trotz seiner Fehler liebenswürdig und hat unsre ganze Theilnahme, während der Staatsmann uns trotz seines Verstandes nur eine kalte Achtung abgewinnt und späterhin geradezu hassenswerth erscheint. Das ist auch Goethe's Urtheil; und es in uns hervorzurufen, ist seine poetische Intention.

So haben wir uns den Weg gebahnt, um zu einem tieferen Verständniss jenes unbegreiflich hohen Gedichtes vorzudringen, in welchem Goethe gleichsam sein letztes Wort gesprochen hat. Alle die Strahlen, die in den früher genannten Werken Goethe's vereinzelt erscheinen, sind in Faust wie in einem Brennpunkt zusammengefasst und bilden ein in Licht und Wärme einziges, unvergleichliches Ganze.

II.

Viele der bedeutendsten Literaturwerke aller Epochen, auch auf dem Gebiete des Dramas, haben der Sage ihren Stoff und ihre hauptsächlichsten Motive entnommen. Das Drama der Griechen beruht ganz auf der Mythologie. In neuerer Zeit ist das Gebiet dieser Kunst erweitert und die Wirklichkeit mit ihren verwickelten Verhältnissen in weit höherem Masse in dieselbe hineingezogen worden. Dennoch hat auch Spaniern und Engländern, selbst den Franzosen die Sage grade zu den schönsten und reichhaltigsten Werken den Anlass gegeben. Wir brauchen hier nur den Hamlet, Makbeth, König Lear zu nennen. Diesen schliesst sich der Faust an.

Der Mythus, wie er im Geiste des Volks sich bildet, spielt auf einer wunderbaren Grenze zwischen Himmel und Erde. Er gibt von den Verhältnissen der Wirklichkeit gleichsam einen

konzentrirten Auszug. Die endlichen Vermittlungen des Einzelnen übergeht er. Mit dem ursächlichen Zusammenhange der Dinge geht er etwas willkührlich um. Dafür hebt er den innern Sinn und die wesentliche Bedeutung der Erscheinungen desto nachdrücklicher heraus, und die ganze Natur wird ein Symbol menschlich-sittlicher Thätigkeit. So ist der Mythus freie Dichtung, aus dem Gesammtbewusstsein einer Volksmasse hervorgehend. Er gestaltet die Welt nach ästhetischen Prinzipien um, die sich von religiösen und philosophischen Anschauungen noch nicht gesondert haben. Es ist die Phantasie, die die Welt zu ihrem Spiegelbilde macht und sie nach ihren eignen Gesetzen umformt.

Indem so der Mythus den Kern der menschlichen Verhältnisse heraushebt, und das wahrhaft Bezeichnende zu geschlossenen Bildern ausprägt, liefert er aller Dichtung einen unschätzbaren, passend zubereiteten Stoff. Der Genius des einzelnen Dichters hat dann nur die überlieferten Umrisse auszufüllen, das Einzelne zu motiviren, mit der umfassenderen Weltanschauung späterer Zeiten die einfachen ahnungsvollen Andeutungen der mythischen Gestaltungen zu bereichern. So hat die im Munde des Volkes blühende bürgerliche Novellendichtung des Mittelalters einem Shakspeare den Anlass zu seinen herrlichsten Schöpfungen gegeben.

Goethe ist in seinem Faust ebenfalls von einer Volkssage ausgegangen. Aber man könnte nicht sagen, dass er mit seiner Anschauung wesentlich auf demselben Boden gestanden habe, auf dem sich die bearbeitete Sage bewegt. Ihm liefert diese nur den allgemeinsten Hintergrund. Er hat im Uebrigen ganz frei gestaltet, und mit einer gewissermassen ironischen Freiheit in den überlieferten Stoff ihm ursprünglich ganz fremde Beziehungen hineingetragen. Für ihn ist die Sage nur der Rahmen, in den er mit ganz freier Erfindung sein lebensvolles Gemälde einspannt.

Es ist merkwürdig, wie grade die Faustsage ein Lieblingsgegenstand der deutschen Dichtung geworden ist. Jener fahrende Schüler, der um irdisches Glück in frechem Uebermuth seine Seele dem Teufel übergibt, hat die Ehre gehabt, von einer Reihe von ausgezeichneten Dichtern poetisch verherrlicht zu

werden. Der kühne Trotz gegen das Heilige und die überkommenen sittlichen Vorstellungen war es, der das ganze Geschlecht der Sturm- und Drangperiode so mächtig anzog. Wenn es Goethe gelang, allen Andern den Preis in der Bearbeitung der Faustsage zu entringen, ja in seinem Faust das eigenthümlichste und in seinem Umfang reichste Werk deutscher Dichtung zu schaffen, so ist das darin begründet, dass in seiner grossen Seele sich alle die vereinzelten Richtungen seiner Zeit und seiner Nation konzentrirten, und dass sein Geist in der That Alles umfasste, was die Gemüther seiner Zeitgenossen beschäftigte, was uns heute bewegt, und was die Jahrhunderte hindurch Ziel und Gesetz deutschen Lebens bilden wird.

Es ist nie ein Zweifel darüber gewesen, dass im Faust die dargestellten Charaktere mit ihren Erlebnissen eine allgemeinere und weitergreifende Bedeutung haben, als ihnen scheinbar beiwohnt. Aber eine Thorheit wäre es, dem Gedichte ein klar erkanntes und fest zusammenhängendes System von Begriffen unterlegen zu wollen. Es ist gewiss unmöglich, die bunte Mannigfaltigkeit der Scenen mit der Unendlichkeit ihres Inhalts aus der Natur der Sage und der ihr zu Grunde liegenden höchst einfachen Handlung erklären zu wollen. Aber Verkehrtheit nur kann hier als Bindemittel des lose an einander Gereihten eine streng konsequente Kette von Gedanken einschieben wollen. Des Deutens und Deutelns ist bei diesem Gedichte von jeher kein Ende gewesen, und nichts ist so abentheuerlich und abgeschmackt, das nicht dabei seinen Vertheidiger gehabt hätte. Die Einheit des Gedichtes, die in der dargestellten Handlung nicht zu finden ist, kann nur in der Persönlichkeit des Dichters liegen, der, was ihm zunächst am Herzen lag, in demselben zur Sprache brachte, und in buntem Wechsel die verschiedenartigsten Kreise des Daseins zur poetischen Gestaltung brachte. Der Faust ist durch und durch eine romantische Dichtung. Die Form ist aufgelöst. Die einzelnen Scenen gelten jede für sich. Der Rahmen ist weit genug gespannt, um ein Bild des gesammten Universums aufzunehmen. Des Dichters Phantasie hat den Anlass benutzt, um uns die Gesammtheit der Gegenstände, an denen sein poetisches Interesse haftet, vorzuführen und seine innersten Anschauungen auszusprechen.

Wir werden darum das Meiste von dem, worin man den dunkelsten Tiefsinn ausgespürt haben wollte, nur für poetische Einkleidung halten können, die, für sich selber bedeutungslos, nur dem Ganzen Stimmung und Hintergrund gibt. Nur durch jenes phantastisch-romantische Element, das in der Sage liegt, war es dem Dichter möglich, so mannichfache Bilder, eine solche Unendlichkeit des Daseins zu einer gewissen Einheit zusammenzufügen. Daneben spielt die Freude an dem hoch Phantastischen selbst, die jedem ächten Dichtergemüthe der neueren Zeit so nahe liegt, herein, und mit inniger Behaglichkeit wird das Bild der überirdischen Geisterwelt, das Magische, Geheimnissvolle im Einzelnen ausgemalt, ohne dass darin eine andre Bedeutung zu finden wäre, als die eines freien poetischen Spieles der Phantasie, die nun auch die Darstellung des Alltäglichen, gemein Bürgerlichen zum Ungemeinen steigert und durch die ahnungsvolle dämmerhafte Beleuchtung verklärt. So ist Goethe selbst, wo er für seinen Faust in dem Gedichte oder ausserhalb desselben die organische Einheit bezeichnen will, aus der jene unbegreifliche und gesetzlose Mannigfaltigkeit von Scenen und Gestalten hervorgegangen sei, immer sehr unglücklich gewesen. Wir werden dasselbe zu leisten noch weit weniger vermögen: wir werden es darum vorziehen, das Unerklärliche unerklärt zu lassen, und wo ein Ganzes nur äusserlich und scheinbar herzustellen ist, uns am Genuss der Theile zu begnügen. Wir wiederholen es: die Einheit des Gedichtes liegt in der Seele des Dichters. Nur durch die Ungebundenheit der Form vermochte es der Dichter, hier unerschöpfliche Schätze seines Geistes zur Anschauung zu bringen, und den ganzen Umfang dessen, was ihm die Seele bewegte, in bedeutungsvollen Tönen anklingen zu lassen. Das also wird unsre Aufgabe sein, den tiefsten Inhalt dessen, was Goethe dachte, wollte und empfand, in seinem Faust nachzuweisen. Dazu wird es zunächst nöthig sein, die in der Tragödie vorkommenden Charaktere zu beleuchten.

Sehen wir zunächst, was Goethe aus seinem Hauptheldeu gemacht hat. Faust ist nicht mehr, wie in der Sage, wie in andern Bearbeitungen derselben, der sittenlose, wilde Freigeist, der sich trotzig gegen alles Heilige auflehnt und in gemeiner

Lust sich befriedigt. Es ist ein ernster, strebender Mann, der mit unendlichem Wissensdurste sich der Wahrheit bemächtigen möchte. Wollen wir für die poetische Umschreibung im Gedichte einen prosaischen Ausdruck gebrauchen, so dürfen wir Faust als einen spekulativen Philosophen bezeichnen, der die Gesammtheit des Wissens zu umfassen und in Allem die letzten Prinzipien zu ergründen sucht.

Wir erinnern daran, dass 1781 die „Kritik der reinen Vernunft" erschien, die ersten Fragmente des Faust wenige Jahre später an's Licht kamen und die übrigen Theile des Werkes während jener gewaltigen Entwicklung der Philosophie entstanden, die zu Anfang dieses Jahrhunderts alle Gemüther beschäftigte.

Faust hat über die heiligsten und höchsten Dinge nachgedacht. Vor seiner Reflexion sind die Wunder und Fabeln des kindlichen Glaubens hingeschwunden. Er hat der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken gesucht durch die Mittel der Naturforschung, er hat die Wissenschaft in der Arzneikunde für das Leben nutzbar zu machen sich bemüht. Er ist überall zu demselben Resultat gelangt. Er steht den verknöcherten, geistlosen Formen der scholastischen Ueberlieferung mit freier Denkthätigkeit gegenüber. Aber wenn er durch kühnen Zweifel über das früher Geltende sich erhoben, die Mängel desselben erkannt und die höchsten Ziele der Wissenschaft in's Auge gefasst hat; so ist es ihm nirgends gelungen, seine Ziele zu erreichen, seinen Wahrheitsdrang zu befriedigen, irgend eine Gewissheit in den Dingen zu erlangen, die den höchsten Gegenstand menschlichen Nachdenkens bilden.

Faust hat kein andres Interesse, als das der eignen Bildung. Wenn sein wissenschaftliches Streben in der Form magischer Grübelei, alchymistisch-astrologischer Zauberkunde erscheint, so ist das nur poetische Form der Einkleidung. Für die moderne prosaische Reflexion hat die Poesie kein Organ des Ausdrucks. Grade die mittelalterliche Färbung, das Magische und Geheimnissvolle hebt die Figur Faust's über das Gewöhnliche hinaus, und übersetzt die grossen Conflikte des modernen Denkens in

die Sprache der Phantasie. Der Widerspruch, dass Faust kein Wunder glaubt und sich zugleich mit Magie beschäftigt, dass er den Gedankeninhalt der modernen Aufklärung in sich aufgenommen hat und doch die Abgeschmacktheiten der mittelalterlichen Mystiker und Cabbalisten theilt, — dieser löst sich leicht, wenn wir nur bedenken, dass das Zauber- und Geisterwesen nur der Ausdruck für die abstrakte Sphäre der reinen Ideen ist, in denen sich die Philosophie bewegt. Es sind eben nicht die einzelnen endlichen Wissenschaften, es ist die allumfassende Spekulation, die Faust's Geistesleben ausfüllt.

So strebt Faust auf allen Gebieten in das Unendliche hinaus. Selbst seine eigne Individualität genügt ihm nicht: Er möchte in sich die ganze Welt wiederspiegeln. Wie ihm jede Beschränkung seines Wissens und Könnens unerträglich ist, möchte er Alles sein, erkennen und fühlen, das Widersprechende in sich verbinden, „sein eigen Selbst zu aller Selbst erweitern." Das Absolute, nach welchem sein Denken strebt, möchte er in sich selbst verwirklichen. In diesem unbegrenzten Sehnen lässt sich keine Befriedigung finden. Ueber die Schranke der Einzelheit kann der Mensch nicht hinaus. Im Anerkennen dieser Schranke sich zu bescheiden, ist Faust nicht gegeben; „alle Nähe und alle Weite befriedigt nicht seine tieferregte Brust." Und das ist der tiefe Gram, der an seinem Herzen nagt. Nicht eine bestimmte Sorge macht ihn unglücklich: das Schicksal des Menschen überhaupt, das Gefühl der Einzelheit und Individualität, das Bewusstsein der Schranke ist es, das ihm das Leben verhasst macht.

Aber die Einseitigkeit und Beschränktheit seines Daseins erscheint ihm noch in einer andern Form. Mit der Ausbildung seines Geistes, mit den idealen Gütern der Erkenntniss ganz ausschliesslich beschäftigt, hat er von der Welt und den Menschen Nichts gesehen noch verstanden, und das stille wechsel- und erfahrungslose Leben des Gelehrten geführt. Da überkommt ihn das drückende Gefühl der Unnatur dieser Vereinzelung, der Drang in die grosse freie Gotteswelt hinaus, der Trieb zu einer bedeutenden Thätigkeit. Er möchte hinaus aus

der Enge der Studierstube, aus der Kleinlichkeit seiner Verhältnisse, möchte Länder und Menschen kennen lernen. Die Schranke dieses einseitigen bürgerlichen Daseins möchte er niederreissen. Aber auch hier strebt er ohne ein bestimmtes Ziel in die unermessliche Ferne. Eine ganz undeutliche Sehnsucht hat sich seiner Seele bemächtigt, eine Sehnsucht, die eben nur ausreicht, sein Schmerzgefühl zu steigern, ohne irgend eine Hoffnung auf ihre Befriedigung zu bieten. So vermag er nichts weiter, als kraftlos zu verzweifeln. An seinen Lebensverhältnissen unbefriedigt, in seinem höchsten Streben ohne die Erfolge, die er erringen muss, erfährt er in trüber Stunde, dass es für ihn keine Hoffnung gibt, dass er auf das Einzige, was seinem Leben Gehalt verleihen könnte, auf Erkenntniss, verzichten muss. Am Leben verzweifelnd, sucht er den Tod. Da erwachen in ihm die süssen Regungen kindlichen Glaubens, die Botschaft der Erlösung trifft sein empfängliches Herz, und er lebt weiter. Seitdem handelt es sich um Faust's eigne Erlösung, um seine Befreiung aus den engen Schranken seines Daseins. Der seltsame Freund, den er findet, muss ihm dazu verhelfen. Betrachten wir zunächst diesen näher.

In der Faustsage fand Goethe diesen als den Teufel überliefert. Es ist klar, dass wie Faust, so auch der Teufel unter Goethe's Händen eine ganz neue Form angenommen hat. Ja, von dem Teufel selbst ist sehr wenig übrig geblieben: er hat einen durchaus menschlichen Charakter. Grade in der Figur des Mephistopheles zeigt sich's am deutlichsten, wie für Goethe die Sage nur den Anlass, die äussersten Umrisse einer ganz freien Dichtung gab. Die teuflische übernatürliche Seite spielt bei Mephistopheles nur von fern herein, nur als willkommnes Mittel, dem allzuvielen Motiviren zu entgehen, die ganze Handlung in die Sphäre des Ungemeinen, des Universellen zu erheben. Man wird gewisse Widersprüche in der Schilderung Mephistopheles' nicht heben können. Diese liegen eben darin, dass bei ihm das eine Mal sein rein menschlicher Charakter, das andre Mal seine allgemeinere sagenhafte Bedeutung mehr hervorgehoben wird. Wenn wir uns nicht durch einzelne Aeusserungen täuschen lassen, so werden wir im ganzen Verlaufe

des Gedichts Mephistopheles als einen vollständig menschlichen Charakter aus dem Kreise des wirklichen Lebens erkennen, und ihn wohl für einen Bösen, aber nicht für den bösen Geist halten. Wenn er bei seinem ersten Erscheinen Faust gegenüber sein wahres Wesen etwas spekulativ als den Begriff der Zerstörung, der Negation schildert, wenn er im Prolog als der ironische Schalk eingeführt wird, so darf uns das nicht irre leiten, um so weniger, als jene beiden Darstellungen unter sich widersprechend sind. Selbst wenn er in dem kurzen Monolog, der der Scene mit dem Schüler vorangeht, eine diabolisch feindliche Gesinnung gegen Faust zeigt, so ist das ein offener Widerspruch gegen sein sonstiges Thun. Er ist durchaus ein auf seine Art wohlwollender Freund des unglücklichen Mannes, der sich seiner Leitung übergibt. Er meint es gut mit Faust; er möchte ihm Glück und Befriedigung verschaffen. Nur reicht sein Gesichtskreis nicht so weit, um die Bedürfnisse dieser grossen Seele zu erkennen und zu würdigen, und trotz aller seiner Mittelchen bleibt Faust mit seiner ungestillten Sehnsucht unbefriedigt und schmerzvoll. Nur Zerstreuung findet er und lernt ein gut Stück Menschenleben kennen. Das ist der Vortheil, den Faust aus dem Umgange mit Mephistopheles davonträgt.

Wir werden uns daher nicht enthalten können, in dem Charakter des Mephistopheles ein fein ausgemaltes Bild menschlicher Gesinnungs- und Handlungsweise zu erkennen. Die wenigen Scenen, die dieser Auffassung entgegengesetzt sind, dürfen uns nicht beirren. Sie gehören der poetischen Einkleidung des Werkes an und sind für dessen wahren Inhalt nicht bezeichnend. Bei einem so locker zusammengefügten Werke darf es uns nicht wundern, wenn der Dichter mitunter eine poetische Wirkung auf Kosten der Konsequenz zu erreichen nicht verschmäht. Meist ist auch ihm wohl selbst der Widerspruch verborgen geblieben, da er die verschiedenen Theile des Werkes in so verschiedenen Zeiten und Stimmungen gedichtet hat. Zum Theil aber ist grade dieses Schwanken und diese Unbestimmtheit der Gestalt, je mehr Raum sie der Ahnung und der freien Thätigkeit der Phantasie lässt, ein desto mäch-

tigerer Hebel der poetischen Wirkung. Abgesehen davon, dass das jeweilige Hinüberspielen des menschlich Wirklichen in das Gebiet der Fabel und der Phantastik der Erfindung des Dichters einen so unbegrenzten Schauplatz erschloss, dass sie ihm erlaubte, ungemessne Räume mit solcher Schnelligkeit zu durcheilen, werden wir annehmen müssen, dass Goethe seine Stimmungen und Gedanken aussprach, wie sie ihm zunächst entsprangen, und um den Zusammenhang der Theile weniger besorgt war. Es ist ein Stück, das wirklich aus Stücken besteht, die individuellste Dichtung, die je geschaffen ward. So Vieles verdankt nur der Willkühr, dem augenblicklichen Belieben des Dichters seinen Ursprung. So Vieles hat er hineingewirkt von Anspielungen auf die unmittelbarste Gegenwart, von vorübergehenden Launen, die nun eben weiter nicht bedeutungsvoll sind. Dazu dienten besonders die Scenen rein phantastischen Inhalts. So ist der Faust ein treues Spiegelbild einer dichterischen Individualität. Aber so gross, so umfassend ist diese individuelle Dichterpersönlichkeit selbst in ihren Launen, dass in seiner Herzensgeschichte die Nation, der er angehört, ja man kann sagen die Menschheit, das schönste Bild menschlichen Daseins bewundert. In diesem wunderbaren Eindruck der Persönlichkeit Goethe's ist auch die unvergleichliche Macht begründet, mit der sein scheinbar zusammengewürfeltes Werk auf die Welt gewirkt hat.

Doch wir wenden uns zu Mephistopheles zurück. Wenn der Teufel in der Sage der böse Wille als eine Persönlichkeit gefasst, das Laster, die Gemeinheit, der Abfall von Gott und seinen Geboten ist, so kann man nicht sagen, dass bei Goethe ebenso das Böse den Grundbegriff Mephistopheles' ausmache. Der ganze Gegensatz, der der Anschauung Goethe's zu Grunde liegt, ist nicht mehr der zwischen gut und böse, sondern zwischen verschiedenen Arten menschlicher Bildung, zwischen Richtungen der Intelligenz. Mephistopheles erscheint als der vollendete Weltverstand. Er ist ruhig und besonnen, ihm hat keine Begeisterung, kein Pathos etwas an. Er kennt kein leidenschaftliches Gefühl. Er ist eine eben so selbstständige Persönlichkeit, wie Faust, von eignem freien Urtheil, von grosser Ge-

walt der Reflexion, von aller äusserlichen Autorität losgelöst: aber bei ihm ist eine vollendete Weltweisheit eingetreten, ein Bewusstsein der Schranken alles individuellen Daseins, das ihm mit der Nothwendigkeit derselben auch die Kunst gelehrt hat, sich in sie zu fügen und in ihnen zurechtzufinden. Daher absolutes Genügen in diesem Materialismus, beruhigte Selbstgewissheit, Entferntheit aller Sehnsucht und alles Strebens. Daher der vorurtheilslose Blick auf die Angelegenheiten dieser Welt, die bittre Ironie und der schalkhafte Humor. Er hat keine Ideale, er kennt keine Schwärmerei. Die Ideen sind ihm nur Gegenstand des Spottes. Der einzige Zweck, den er als gerechtfertigt anerkennt, ist der Genuss. Mephistopheles ist der rechte und eigentliche Weltmann. Seine Intelligenz ist gross und umfassend. Er sieht die Dinge nach ihren grossen, allgemeinen Verhältnissen; in der Freiheit seines Urtheils, in der Schärfe seines Blickes steht er hoch über dem gemeinen Verstand, der nur das Einzelne sieht. Aber dabei steht er dem vernünftigen Inhalt der Weltgeschicke fremd gegenüber, sein Blick haftet an der äusseren Form des natürlichen Geschehens. Bei der klaren Schärfe seines Verstandes, der die grossen Verhältnisse umfasst, hat er kein Herz. Er geht an den Individuen fühllos vorüber. Er hat kein Mitleid und kein Erbarmen, er ist der absolute Egoist. So ist das absolut Prosaische des modernen Weltverstandes, der vernichtenden Reflexion, der Urtheils- und Gefühlskälte durch das phantastische Element auf poetisches Gebiet gehoben, und dieser einzelne menschlich gedachte Charakter erhält als Teufel eine universelle, kosmische Bedeutung. So lebensvoll daher und realistisch wahr der Charakter des Mephistopheles ist, so hat es der Dichter grade durch die Einkleidung desselben in die Form des Teufels vermocht, ihm die weitgreifende Macht eines Typus zu ertheilen, dass er nun nicht mehr als ein einzelner Mensch, sondern als die eine Hälfte der menschlichen Natur durch die Jahrhunderte fortlebt.

Wir sehen, der Gegensatz zwischen Faust und Mephistopheles ist nur die Steigerung desjenigen, der von je an die Gestaltung der Charaktere bei Goethe bedingt hat. So steht Tasso gegen Antonio, Clavigo gegen Carlos, Wilhelm gegen

Werner. Wenn wir denjenigen, dem nur das innerlich Erlebte, das geistig Eroberte einen absoluten Werth hat, einen Idealisten nennen dürfen, so ist Faust das vollendete Musterbild eines Idealisten. Ihm ist die ganze Welt nur ein Mittel, sein Inneres zu erfüllen und zu erweitern, seine eigne Bildung sein höchster Zweck, der unendliche Selbstgenuss seiner zum Unbedingten erhobenen Individualität seine einzige Sehnsucht. Was dem Faust als das Unendliche gilt, das ist dem Mephistopheles ein Nichts. Dieser sieht in dem Streben nach Wissenschaft und Wahrheit nur den Irrthum, die Einseitigkeit, die Selbsttäuschung; in der Religion nur die Endlichkeit ihrer Erscheinung, den Pfaffentrug, die dumpfe Unklarheit des Gefühls; in der Liebe nur den sinnlichen Genuss, in dem grossen Leben der Welt nur den Untergang, die Vernichtung, das Vergebliche alles Strebens. Dagegen hat Mephistopheles die klare Ruhe des Bewusstseins und die sichere Energie des Willens, die sich durch keinerlei schwächliche Rücksichten von ihrer Bahn ableiten lässt.

So ist Mephistopheles der vollendete Realist. Ihm gilt es, sich mit den Dingen, die draussen sind, so leidlich abzufinden und in das rechte Verhältniss zu setzen. Nach welcher Seite aber die Richtung des Goethe'schen Geistes sich neigt, das hat er deutlich genug dadurch bewiesen, dass er den Realisten unter der Maske des Teufels als das böse Prinzip des Menschenlebens bezeichnen zu dürfen geglaubt hat.

Faust ist der Vertreter des gesammten deutschen Lebens, wie es sich im vorigen Jahrhundert gestaltet hat. Die Loslösung von der Religion durch die verständige Reflexion, und daneben die Sehnsucht nach den einfachen und seligen Anschauungen kindlicher Unschuld; die Spekulation, die die höchsten Räthsel des Daseins lösen will, und die erwachende Naturwissenschaft, die sich zunächst der endlichen Dinge in ihrer ganzen Ausdehnung bemächtigen möchte; die Unbefriedigung an der Wirklichkeit, an dem engen bürgerlichen Dasein ohne allgemeinere Interessen, und das Streben in die unbestimmte Ferne eines verschwimmenden Ideals; die ausschliesslich idealen Bestrebungen, die das gesammte Leben der Nation sich in

Kunst und Wissenschaft konzentriren liessen, und die absolute Werthschätzung der Individualität, die als original und genial mit der Gottheit im ersten Grade verwandt sein sollte; die Lostrennung von allem früher Geltenden durch die unbeschränkte Opposition des freien Denkens, und der quälende Mangel der Gewissheit in allen wichtigen Fragen des Menschenlebens; dieses tiefgreifende Missbehagen, das sich zur Verzweiflung steigert, und die weichherzige Sentimentalität, die die Menschen und die Dinge verkennen läst: alles das sind Züge des deutschen Charakters in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie es Züge in dem Charakter Faust's sind. Wenn man in gewissem Sinne sagen kann, dass jene Zeit, die man gemeinhin die Sturm- und Drangperiode unsrer Literatur nennt, alle die Probleme aufgestellt hat, mit denen der deutsche Geist sich noch heut beschäftigt, die Bahnen vorgezeichnet hat, auf denen alle edleren Geister noch jetzt wandeln, dass jene Zeit der deutschen Nation ihre theuersten Ueberzeugungen, die ganze Eigenthümlichkeit ihres geistigen Daseins erworben oder vorbereitet hat: so wird man von Goethe's Faust mit eben so grossem Recht behaupten dürfen, dass in ihm, wo das tiefste Wesen jener Epoche am vollendetsten sich ausgesprochen hat, sich auch die wesentlichsten Züge alles deutschen Dichtens und Trachtens vereinigt haben. Darum ist der Faust gleichsam ein konzentrirter Auszug aus dem Leben unsrer Nation überhaupt. Wie der Faust nur aus der Eigenthümlichkeit dieser Nation zu verstehen ist, so umgekehrt braucht man den Fremden, der Deutschland kennen lernen will, nur auf jene eigenthümlichste und umfassendste deutsche Dichtung zu verweisen. In ihr ist deutsches Leben und deutsches Streben in reichster Vollständigkeit enthalten.

III.

Wir haben die beiden Hauptcharaktere des ersten Theils der Tragödie zu entwickeln gesucht. Noch zwei Gestalten wollen wir in kurzen Worten darstellen, welche als Folie jene beiden nur um so kräftiger hervorheben: Wagner und den Schüler. Jener zeigt uns dem titanischen Ringen Faust's gegenüber die Beschränktheit des gewöhnlichen Verstandes; die blöde Selbstgenügsamkeit des Buchstabengelehrten, das von Zweifeln unberührte Vorurtheil, die engherzige, eitle Mittelmässigkeit des gemeinen Wissens. In wenigen, aber meisterhaften Pinselstrichen ist hier die scholastische Gelehrsamkeit der Stubenhocker geschildert, die in einem todten, geistverlassenen Notizenkram stecken geblieben ist, den spekulativen Ideen aber entsagt hat. Dem wirklichen Leben abgewandt in falscher Vornehmheit, verwechselt sie beständig das Wesen mit dem Scheine, die Phrase mit dem Gedanken. Die tiefe Seelenmarter des Zweifels, die unbefriedigte Sehnsucht nach dem Unerreichbaren bleibt dieser Beschränktheit fern. Sie bleibt auf halbem Wege stehen, und wenn das Genügen Mephistopheles' aus einer immerhin grossartigen Consequenz hervorgeht, so haben wir hier die gewöhnliche Halbheit. Dem gegenüber werden wir es um so tiefer empfinden, wie ein so erhabener Geist wie Faust auch in den erhabenen Verirrungen, in die ihn ein Ueberschuss von Geisteskraft führt, berechtigt ist.

Der Schüler enthält in seiner naiven Seele die Gegensätze, welche sich in Faust und Mephistopheles zur schroffen Einseitigkeit heraus gebildet haben, noch gebunden und ungeschieden. Er möchte das ideale Gut des Wissens erringen, aber auf die Lust der Welt nicht verzichten. Der verstandesscharfe, geistesüberlegene Verführer verweist ihn auf eine gedankenlose Aneignung des Ueberlieferten ohne geistige Arbeit und auf die Heiterkeit des Genusses: dass in dieser einfachen Jünglingsseele der bedenkliche Rath Mephistopheles' nicht zu feste Wurzeln schlagen werde, sehen wir leicht voraus, und die Wendung ist uns nicht überraschend, mit der wir im zweiten Theile der Tragödie den armen „gehänselten" Jungen gereift als einen

Anhänger der etwas übermüthigen Fichte'schen Philosophie wiederfinden, die den Gipfelpunkt des einseitigsten Idealismus bezeichnet. Wenn Wagner ebendaselbst als Vertreter der eben so übermüthigen Naturwissenschaft auftritt, die an dem todten Stoffe das ganze Universum zu haben vermeint und das gesammte Geistesleben auf mechanisch-chemische Prozesse zurückführen möchte, so ist dies ebenso eine folgerechte Entwicklung seines Charakters.

In den meisten Scenen des ersten Theils finden wir wunderbar treffende Bemerkungen über verschiedene wissenschaftliche und literarische Zustände aus des Dichters Gegenwart, die uns zeigen, wie Goethe am klarsten empfand und am vollendetsten auszusprechen vermochte, was die Seele seiner Zeitgenossen bewegte. So ist er mit Recht der Sprecher seiner Epoche geworden, die die Keime und Erstlinge der gesammten Weltbewegung in den folgenden Zeiten in sich barg. Woran er Aegerniss nahm, das hat seitdem die deutsche Wissenschaft und Kunst in unendlicher Geistesarbeit zu überwinden gesucht, und so viele seiner Aussprüche lassen sich als die treffendsten Bezeichnungen für die hauptsächlichsten geistigen Hervorbringungen des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts gebrauchen. Diese Anspielungen ziehen sich besonders durch die Scenen hindurch, welche der rein phantastischen Erfindung angehören, wie die Hexenscene, die Walpurgisnacht. Doch läuft auch manches rein Persönliche, eigentlich nur für den Augenblick Geborene mit unter, und es wäre vergebliche Mühe, diesem eine tiefere Bedeutung künstlich unterschieben zu wollen. Wir werden auch hier die poetische Meisterschaft und die eigenthümliche Wahrheit bewundern, mit der das Schauervolle und Gespenstische in seinem eigensten Wesen erfasst und wiedergegeben ist. Aber zu dem Gedankengang des Ganzen tragen diese Scenen nichts bei, und den baaren Unsinn, wo dieser grade als solcher beabsichtigt ist, sollte man sich nicht abquälen, mühsam auszudeuten.

Wir kehren zu Faust und Mephistopheles zurück. Der weltsatte, verzweifelnde Idealist und der nüchterne, humoristische

Realist treffen zusammen. Sie schliessen einen Bund. Was können sie einander gewähren? Faust allein ist der Bedürftige, Mephistopheles ist der Bedürfnisslose, Zufriedene. Er gewährt ohne eigentliche Gegenleistung. Sehen wir auch hier von der durch den Stoff gegebenen sagenhaften Einkleidung ab, um den wesentlichen Inhalt dieses Verhältnisses zu finden. Der ursprüngliche Sinn der Sage ist auch hier gradezu umgekehrt. In der Sage verkauft Faust dem Teufel seine unsterbliche Seele für den flüchtigen Genuss, in dem er sich als solchem genügt, für Zauberkraft und Wüstheit. Der Faust der Goethe'schen Darstellung in der Idealität seines Strebens kann im Genuss nicht das Höchste finden. Er ist des einseitig innerlichen Lebens satt, er will hinaus in die Welt, sie kennen lernen und sich in ihr erproben. Er will zerstreut, berauscht sein, um das verzweiflungsvolle Nagen seines Bewusstseins, dass er in seinen höchsten Zwecken scheitern musste, zu betäuben. Auch in seinem Weltleben, zu dem er aus der Studierstube hinaus eilt, ist ihm das unbefriedigte Streben, die ruhelose Hast selbst das Höchste. Auf diese Wette hin, nie seine rastlose Sehnsucht und seinen ungestümen Drang gegen die bequeme Gemächlichkeit befriedigten Ausruhens auszutauschen, geht er die bedenkliche Freundschaft ein mit dem Geiste, der „stets verneint." Es ist das ein halbes Zugeständniss, das erfolglose Streben nach dem Besitz des Unendlichen aufzugeben. Aber er gibt sich nicht mit ganzer Seele, nicht aus positivem Drange der Welt hin, sondern nur um die quälende Unruhe, die ihn verfolgt, zu schwächen und zu verdecken. Es ist eine schmerzliche Entsagung, die ihn in das entgegengesetzte Lager treibt. Aber dass der ideale Drang seines Innern sich ungeschwächt auch in seinem späteren Lebenslaufe geltend machen wird, lässt sich leicht voraussehen.

So übergibt sich Faust den Strudeln des wirklichen Lebens und der Leitung seines realistischen Freundes, um eine Zuflucht vor sich selbst zu finden. Die Einkleidung dieses Entschlusses in einen Pakt mit dem Teufel, so dass das ewige Leben der Preis des Vertrages sein soll, ist hier nur Form. Ironisch genug spricht Faust seinen Unglauben an das Jenseits aus

grade in dem Augenblick, wo er sich der Hölle verkauft. Es wäre verkehrt, die Worte des Dichters auf die Spitze zu treiben und seiner Composition eine Consequenz unterlegen zu wollen, die sie nicht hat und nicht haben will. Wenn Goethe selbst es mit den Worten so ernst nimmt, dass er am Schluss des zweiten Theils Faust's Tod grade mit dem ersten Augenblick seiner Befriedigung eintreten lässt, so zeigt sich grade diese Wendung als eine so äusserliche, in der Haltung des Ganzen so vereinzelte, jene angebliche Befriedigung ist so seltsamer, unglaublicher Natur, dass man kaum glauben sollte, es sei dem Dichter ernst damit gewesen. Das Werk musste, an seinem Ende angekommen, einen scheinbaren inneren Abschluss haben, und dazu knüpft Goethe an die Worte Faust's im ersten Theile an. Indessen der Faust, der an dieser Stelle in der Rastlosigkeit seines Gemüthes es nicht begreifen kann, dass er durch einen Vertrag seinen freien Willen für die Zukunft binden soll, hat sich derweile so sehr verändert, dass jenes frühere Wort für ihn jetzt doch wohl bedeutungslos geworden sein sollte. Es bedarf auch nicht einer so äusserlichen Beziehung. Der Tod des abgelebten, blinden Greises ist durch sich selbst verständlich und gerechtfertigt genug. Aber im zweiten Theil der Tragödie zeigt es sich auch sonst, dass der Dichter die Erfindungen seines ersten Theils allzu ernsthaft genommen hat. Er hat sich selbst und seine eigne Jugend, die Stimmung, aus der die früheren Fragmente seines Faust hervorgingen, nicht mehr genugsam verstanden, um die Schaale vom Kerne, die äussere Einkleidung vom Wesen sondern zu können.

Der Teufel giebt Weltlust für die Seele: das ist der Aberglaube, auf dem die Sage beruht. Nur der Form nach ist dieses Verhältniss beibehalten worden, die Handlung geht selbstständig ihren Gang fort nach ganz anderen Gesichtspunkten. Bei zwei so hochgebildeten Männern, wie Faust und Mephistopheles kann nicht Alles auf die Befriedigung ganz gemeiner Sinnlichkeit hinaus laufen. Mephistopheles ist doch zuletzt weiter nichts, als ein unendlich gesteigerter Carlos im „Clavigo." Mephistopheles will des Philosophen Seele. Was heisst das im Grunde weiter, (wenn wir überhaupt einen besonderen

Nachdruck darauf legen wollen,) als dass seine realistische Gesinnung sich daran freut, den begeisterten Schwärmer in seine Netze gezogen und in den Staub herabgebracht zu haben? Faust ist es um Weltkenntniss zu thun; er will die Einseitigkeit seiner Bildung ergänzen. Mephistopheles ist grade derjenige, der die krankhafte Verstimmung seines Gemüthes heilen kann durch die Hinführung zu den wahren Quellen des individuellen irdischen Lebens. —

Mephistopheles verjüngt den Magister vorher, ehe er ihn mitten in die wirkliche Welt hinein, und zwar in die unterste Form derselben, in das Kleinleben des Bürgerthums einführt. Dieses aus der Einkleidung sich leicht ergebende Motiv ist ein vortreffliches Hilfsmittel, um uns die verschiedenartigsten Sphären des Daseins innerhalb derselben Dichtung vor Augen zu stellen. Nach der Verjüngung ist Faust im Grunde eine andre Persönlichkeit, und ausser der Identität des Namens nur noch eine gewisse Gleichartigkeit der Seelenstimmung das verbindende Element der beiden Inkarnationen der faustischen Natur: des Philosophen und des Liebenden. Damit beginnt denn eine ganz neue Abtheilung des Werks: die bisher als Hauptpersonen im Vordergrund standen, treten ab. Statt eines Helden erscheint eine Heldin. Die Interessen der Wissenschaft, der geistigen Welt, welche die erste Abtheilung beherrschten, verschwinden, und die bunte Welt des realen Menschenlebens erschliesst sich. Vorher handelt es sich um die Ideen, die bleibenden, unvergänglichen, und um den Einzelnen, der sich ihrer zu bemächtigen sucht; jetzt um die verschiedenen Individuen, ihr Empfinden und ihr Schicksal.

Mephistopheles führt seinen Schützling zuerst in die Gemeinschaft des gedankenlosen Lebensgenusses, der gemeinen sinnlichen Lust ein. Es ist klar, dass es hier dem Faust nicht behagen kann. Auf diese Weise ist ihm nicht beizukommen, keine Lust an den irdischen Dingen beizubringen. Das schaale Treiben, das durch gemeine Lustigkeit sich der Zeit und der Tage entledigen will, erregt dem Faust nur Ekel und Langeweile. Da versucht Mephistopheles, denselben durch die sinnliche Begierde zum Weibe zu fesseln; aber er facht in des

Freundes edler Seele nur eine heilige Flamme an. In Faust erscheint so das ideale Streben in einer neuen Form. Aber Faust ist nicht mehr der Träger der Handlung; Gretchen tritt an seine Stelle, und wie früher die deutsche Wissenschaft und ihr Streben, so lernen wir jetzt die deutsche Familie, und das Bürgerthum kennen.

Gretchen, diese holdseligste, anmuthigste Gestalt, die ein Dichter schaffen konnte, ist der einfache Ausdruck der unaufgeschlossenen, unbewussten Mädchennatur, ohne Selbstständigkeit, doch voll Ahnung, Empfänglichkeit und Hingebung. Sie weiss Nichts von dem idealen Streben eines Faust und seiner Unbefriedigung. In echt weiblichem Genügen an dem kleinen und geringfügigen Geschäft des Hausstandes, voll thätiger Sorgfalt, anspruchlos, naiv, glücklich in stiller Einfalt, ist sie doch jeder Höhe und Tiefe des Gefühls zugänglich, und mit unbegrenzter Hingebung dem Manne verfallen, an dessen Geistesgrösse sie schwindelnd hinanschaut. Ihr Dasein hat keine unbedingte, selbstständige Bedeutung. Sie ist nur die duftigste der Blüthen, die alltäglich der Boden emporspriessen lässt, und die verwelken, ohne dass ihr Dasein in einem weiteren Umfange sich fühlbar macht, als innerhalb der Räume des Hauses, als in dem Glück des Mannes, der sie gewonnen hat. In ihr verkörpert sich das Weib, der Träger des Familienlebens; in ihr das Schicksal alles individuellen Daseins, das für sich Nichts hat, als sein Empfinden, seine Leidenschaft, und das in keiner bewussten Beziehung steht auf die allgemeinen Ideen, welche die Welt regieren. Sie ist auf ihrem Gebiete ein Gegenstück zu Faust. In ihrer Brust lebt das Absolute als selige Einfalt, als ideale Reinheit, als unbefleckter Trieb der Natur, eben der Trieb, welcher der geheimnissvolle Grund alles Daseins der Individuen ist.

Aber eben so lernen wir den weiblichen Mephistopheles in der Frau Martha Schwerdtlein kennen. Sie repräsentirt die Gemeinheit des wirklichen Daseins, um so widerlicher, als sie ideenlos, bloss missleitete, verkrüppelte Natur ist. Die Hässlichkeit des individuellen Lebens in seinen alltäglichen Erscheinungen, die innere Falschheit, Heuchelei und Gemeinheit, aber

als unbewusstes Prinzip der Empfindung, — dies Schauspiel bietet uns die alte dürre Kupplerin. Man kann nicht aussprechen, wie tief hier Goethe in das wirkliche Leben hineingegriffen und seine wesentlichen Erscheinungen in klassischen Typen ausgeprägt hat.

Ja, man könnte sagen, selbst ein neuer Wagner erscheint uns wieder in der Figur des Valentin. Ein Pedant, wie jener, in der Form lebend, über sie nicht hinaus ragend; unbekannt mit den idealen Richtungen der Empfindung, wie jener mit denen des Gedankens; beschränkt und vorurtheilsvoll. Das individuelle Leben bekommt seinen Halt durch die Ehre; durch sie wird der Einzelne mitwirkendes Glied des Gesammtlebens, das Höchste, was er als solcher erreichen kann. Wie Wagner sich zu der Wahrheit und dem Absoluten, eben so verhält sich Valentin zur Ehre, indem er über dem Buchstaben derselben ihren Geist verkennt, indem er sie so äusserlich auffasst, wie die Menge, die am Schein klebt, und in dem alltäglichen Treiben befriedigt begreift er die über das Gewöhnliche schwungvoll hinaustragende ideale Empfindung nicht. —

Dies sind die Charaktere der zweiten Abtheilung. Was ist nun hier der Inhalt der Handlung? — Die reine, unschuldvolle Mädchennatur begegnet in verhängnissvoller Stunde dem geistig reifen Manne, dem von da an nach der Bestimmung des Weibes ihre ganze Seele gehört. Aber auch die Welt der einzelnen Menschenleben ist in Staat und Sitte, wie im Naturgesetz, eine strenge objektive Macht, an der das Individuum verschwindet. Es ist das Schicksal des Einzellebens, aus subjectivem Triebe die allgemeinen Zwecke der Gattung zu erfüllen. Wo aber das Individuum ausserhalb der allgemeinen Zwecke sich selbstständig zu machen strebt, wo es in reiner Idealität sich der Allmacht des Empfindens hingiebt und in diesen selbst, nicht in der äusseren Ordnung den absoluten Zweck sieht: da zerschellt es an der furchtbaren Macht der umgebenden Welt, an der geheiligten Satzung, wie an dem blinden Vorurtheil. Das Individuum möchte sich zum Absoluten machen, und ist doch das schlechthin Begränzte. Wie Faust im Denken die Schranke der Endlichkeit durchbricht, so Gretchen im

Empfinden. Wie Faust sein Individuum zum Allgemeinen erweitern möchte, so steht in Gretchen der individuelle Drang der objectiven Ordnung entgegen. Wie Faust darum innerlich, geistig sich zerstört und in seinem unbefriedigten Streben der Verzweiflung verfällt: so rächt sich an Gretchen die verletzte sittliche Ordnung durch das äussere Elend, durch ihren sittlichen und physischen Untergang. Die alte Martha weiss in der Gemeinheit ihrer Natur sich durch einen Todtenschein mit der Ordnung abzufinden: Gretchen, die in ihrer idealen Harmlosigkeit sich unbefangen dem Triebe ihrer Seele überlässt, geräth in Schuld und Verderben. Beide Male haben wir daher an den herrlichsten Individuen dasselbe Schauspiel. In dem ungemessenen Drange, ihr Selbst zum Ewigen zu erweitern, gehen sie unter. —

Faust spielt in dieser Abtheilung des Werkes eine ganz untergeordnete Rolle. Es könnte jeder andre geistig bedeutende Mann in Gretchen Liebe hervorrufen, die durch ihr blindes Vertrauen in Verderben endigte. Die ganze Handlung ist in so allgemeiner, idealer Stimmung gehalten, dass es ein wahrhaftes Räthsel ist, wie dieser täuschende Eindruck der Naturwahrheit dabei bestehen kann. Die Sphäre, in der sich Goethe hier bewegt, das deutsche Bürgerthum, hätte zu keiner allseitigeren, vollendeteren Gestaltung gelangen können. Und doch sind die Motive wieder so unbestimmt, so schattenhaft angelegt, dass wir beständig in der Sphäre der Phantasie bleiben, und an die drückende Engheit der kleinen Verhältnisse auch nicht von fern erinnert werden. Kommt doch nicht einmal der Gedanke zur Geltung, dass durch eine Heirath dem ganzen Unheil gewehrt wäre! Es kommt überall nicht auf die Motivirung im Einzelnen an, sondern auf die Situationen der einzelnen Scenen im Ganzen. Gibt man einmal dem Dichter zu, dass unter gewissen Umständen solchen Menschen Solches begegnen könnte, so sind dann die Situationen in so klassischer Einfachheit, mit so unbedingter Meisterschaft gezeichnet, dass ihnen im ganzen Umkreise aller Literaturen nichts Aehnliches an die Seite gesetzt werden könnte.

Fassen wir nun unsre bisherigen Betrachtungen zusammen,

so ergiebt sich Folgendes: Den Inhalt des ersten Theiles der Tragödie bildet ein gedoppeltes Bild des Individuums, das in dem Streben nach dem Unendlichen untergeht. Der Mann verzweifelt im Ringen nach Wahrheit, das Weib zerstört sich durch das Uebermaass der Liebe. Die ewige Ordnung der Natur und der Menschensitte steht dem Einzelnen als drohende Macht gegenüber, wo dieser die ihm gesteckten engen Grenzen zu überschreiten im Begriffe ist. Und grade die edelsten Naturen sind es, die diesem Uebermaass verfallen. Die gemeine, irdische, und eben dadurch teuflische Natur ist solchen Uebertreibungen eines edlen Seelendranges nicht ausgesetzt. Die schönste Blüthe des Individuellen ist zugleich sein sicherer Untergang. Entweder du bist eine gemeine, alltägliche Natur, oder du verfällst dem rächenden Schicksal. Das ist der schliessliche Eindruck der Tragödie, und über diese tragische Anschauung hinaus führt uns der erste Theil derselben nicht. Was konnte über dieser Trauer als die versöhnende Harmonie schweben? Was musste der zur ruhigen Besonnenheit des Alters gelangte Dichter als nothwendige Ergänzung seines Werkes betrachten? Wenn es uns den tiefen, unaussprechlichen Schmerz erregte, dass das Individuum in seiner Herrlichkeit nicht besteht vor den objektiven Ordnungen der Natur und der Sittlichkeit: so wird uns wohl zur Anschauung gebracht werden müssen, dass das Individuum mit Recht nicht das höchste sei, sondern dass grade jene objektiven, substantiellen Mächte das Ewige und wahrhaft Ideale sind, dass die weltgeschichtlichen Ideen der Menschengattung in allem Untergange der Einzelwesen bestehen, dass die hohen Güter der Menschheit sich mächtig fortentwickeln durch den Ruin der Jahrtausende. Es wird uns gezeigt werden müssen, wie nicht in jener eitlen Beschränkung auf sich, in dem engherzigen Idealismus, der nur für seine Bildung und für seine Liebe strebt, der höchste Standpunkt des Individuums erreicht sei, sondern in seinem bewussten Wirken für das Allgemeine, in der Hingebung an die grossen Zwecke der Gattung, an die sittlichen Organismen des Staates, der Familie, der Kirche. So war es möglich, die schauerlichen Eindrücke des ersten Theiles der Tragödie durch die Freude am Siege der Ideen aufzuheben, und das Menschenleben in seiner Univer-

salität als ein harmonisches Ganze unsern Augen vorüberzuführen.

Es ist dies der Weg, den Goethe im zweiten Theile seines Werkes einschlug. Aber man könnte doch nicht sagen, zu unsrer vollkommnen Befriedigung und Versöhnung. Der Grund davon liegt in Goethe's Entwicklungsgang. Die Scenen des ersten Theiles sind aus vollem Herzen niedergeschrieben worden, aus dem unmittelbarsten Drange, das auszusprechen, was des Dichters Herz bewegte. Auf eine einheitlich abgeschlossene Composition war es von vorn herein nicht abgesehn. So sprach sich eben der Dichter aus ohne ein klar gedachtes Bewusstsein des innern Zusammenhanges der einzelnen Theile seiner Schöpfung. Diese Einheit lag nur in der Stimmung seiner Seele. Er hätte sie selbst nicht zu schildern vermocht. Ein logisch konsequentes System von Begriffen oder auch nur eine nach den innern Gesetzen des Stoffes sich gliedernde Composition besitzt jener Theil nicht. Indessen hat der Dichter in ihm die Bewegung, die seine Zeit ergriffen hatte, die Weltanschauung und die Ideale, die der deutschen Nation eigenthümlich sind, so vollendet dargestellt, dass der Faust, dieses ganz inkommensurable Werk von eigenthümlichster Art, ein wahres Handbuch der Nation und eine Art von „Laienevangelium" geworden ist.

Der Zeit der Beruhigung dagegen war bei Goethe eine Art von Abspannung beigesellt. Er hat nicht mehr so innerlich, mit so lebendiger Ergriffenheit den Triumph der Ordnung und der objektiven Ideen gefeiert, wie er einst die Herrlichkeit der titanisch strebenden Individuen empfunden hatte. Es war verständige Berechnung in des Dichters Schöpfungen immer mächtiger geworden. Was das innere Feuer nicht mehr vermochte, sollte die verstandesmässige Consequenz bewirken, und für die frische Gestaltungsgabe sollte die Allegorie als Ersatz eintreten. —

Dazu tritt ein zweites Moment. Im ersten Theile war so Manches ohne alle Bedeutung für den wesentlichen Gedankeninhalt der Tragödie erschienen, was vielmehr der poetischen Einkleidung angehörte. Hierin besonders verstand sich Goethe selbst nicht mehr, als er den zweiten Theil schrieb. Er vermochte nicht mehr, das Wesentliche seiner Schöpfungen von

dem Unwesentlichen zu scheiden, und in dem Streben, alle dort angelegten Fäden auch wirklich bis zum Abschluss auszuspinnen, hat er sich zu einer Masse von absonderlichen und gradezu unpassenden Erfindungen gezwungen gesehen. So könnte man sich überhaupt wundern, wie Mephistopheles in den zweiten Theil hinein kommt, wo er im Grunde gar nicht wieder zu erkennen ist. So beruht Faust's Tod, und endlich gar seine Erlösung von der Hölle auf Erfindungen, die nur als irrthümliche oder übertriebene Consequenzen des im ersten Theil Gesagten erklärt werden können.

Für den ersten Theil, wo wir ganz in der bürgerlichen Sphäre des Einzellebens bleiben, ist die aus der Faustsage hergenommene Einkleidung passend. Im zweiten Theile, wo wir auf die Bühne der Weltgeschicke versetzt werden, ist dies nicht der Fall. Die ganze Teufels- und Hexenmythologie beruht auf dieser bürgerlichen Grundlage, auf dem Gegensatze eines geordneten, regelmässigen Lebenswandels und der wüsten wilden Unordnung, der rasenden sündhaften Lust. Für den zweiten Theil ist der Dichter auf vollständig eigenthümliche Erfindung angewiesen, und was er neu hinzuthun muss, passt nun nicht mehr zu dem sagenhaften Rahmen, der dem ersten Theil so wohl anstand.

In dem zweiten Theile äussert sich ein gewisses Behagen am Zufälligen, nur für den Dichter augenblicklich Werthvollen, das im ersten Theile mässig hervortretend eine nicht unwillkommene Beigabe war und in den Rahmen der vorliegenden Handlung mit ihrer Phantastik recht wohl hineinpasste. Die Interessen, die den Dichter in späterer Zeit beseelten, sind doch zu singulär, von zu geringer allgemeiner Bedeutung und Verständlichkeit, und bei der sonst konsequenteren, verstandesmässigeren Anlage des zweiten Theils machen sie einen um so seltsameren, fremdartigeren Eindruck.

Im ersten Theil ist die Handlung wie die Personen aus der realen Welt genommen und nur auf phantastische Weise eingekleidet. Im zweiten Theile schweben die Gestalten überhaupt in der Luft. Es fehlt ihnen jegliche Wirklichkeit. Dabei schimmern nackt verständige Begriffe hindurch. Die Gestalten des Dichters haben hier nicht mehr einen selbstständigen Sinn

und eine eigne Bedeutung. Sie sind nur um der Allegorie willen. — Ferner bewegt sich der Dichter hier nicht in dem Elemente, in dem er eigentlich zu Haus ist. Ihm fehlte der Sinn für die grossen, allgemeinen Verhältnisse der Wirklichkeit. Daher sind die Schilderungen des Staats, des Krieges bei ihm nackt und dürr, abstrakt und ohne Leben. Die literarischen Episoden sind hingegen weit besser gelungen. Die falsche Idealität, die auf der blossen Abstraktion der Begriffe beruht, lässt es zu keinem poetischen Genusse kommen. Der Dichter hat hier unmöglich befriedigen können, wo weder der ästhetische Gesichtspunkt der Schönheit und der innern Gesetzmässigkeit, noch der äusserliche der Verstandeskonsequenz und eines Systems von Begriffen die Gestaltung schliesslich bedingte, wo eines das andere beschränkte, und der Dichter, der von allen am wenigsten in abstrakten Gedanken zu Haus war, gleichsam ein spekulatives System der Weltverhältnisse darzulegen sich herausgefordert fühlte.

Der allgemeine Sinn dieses zweiten Theiles wird sich daher aus dem Vorhergehenden erkennen lassen. Das Individuum wird in die Beziehungen zum grossen Gesetze des Culturfortschritts, zu Staat und Recht, zur heilsamen Thätigkeit für das Wohl der Geschlechter und zu dem absoluten Begriffe der Seligkeit und des Jenseits aufgenommen, und in dieser Beziehung ihm seine Unendlichkeit und Vollendung gewährt. Die Ausdeutung im Einzelnen hat der Dichter eben so schwer, als fruchtlos gemacht. Man ergötze sich daher an den einzelnen Aussprüchen, die oft so treffend und gedankenvoll sind, wie irgend welche aus Goethe's Greisenalter; man erfreue sich an einzelnen Scenen, deren Frische und Wahrheit noch immer die Meisterhand des Dichters offenbart. Aber der Genuss des Ganzen als solchen ist unmöglich; man wird es wohl damit halten müssen, wie mit den Wanderjahren und Aehnlichem: sie als Werk des Alters eines grossen Mannes mit Respekt, aber ohne Lust betrachten, und dem Dichter, der den ersten Theil schrieb, „den zweiten zu Gute halten.“ Grade da, wo Goethe sich unzulänglich zeigt, in dem Begreifen der geschichtlichen, allgemeinen Verhältnisse, tritt ja Schiller ergänzend ein. Es ist unsrer Nation vergönnt gewesen, den Kreis, den ein Mensch

nicht umschreiben kann, weil eben „des Nordens Dauerbarkeit sich nicht mit der Gluth des Südens, des Löwen Muth sich nicht mit des Hirsches Schnelligkeit vereinigt," von zwei Männern ausgefüllt zu sehen, deren Thätigkeit so in einander greift, dass der Eine sich seinen Thron aufschlägt, wo die Grenze liegt vom Reiche des Andern.

A. L.

Die Quellen

des

Schillerschen Don Carlos.

Ein in der Gesellschaft für die Beförderung des Studiums neuerer Sprachen gehaltener Vortrag.

Wenn ich es mir heute gestatte, Ihnen einen über das Mass der hier sonst gewöhnlichen Mittheilungen hinausgehenden Vortrag zu halten, so glaube ich eine Entschuldigung dafür nur in dem für einen jeden Freund deutscher Poesie so überaus anziehenden Stücke Schillers zu finden; dessen Beziehungen nach allen Seiten hin kennen zu lernen für das Verständniss der neueren deutschen Literatur, wie für die Einsicht in den Bildungsgang des Dichters gleich wichtig ist. Meine Darstellung wird sine ira et studio, — völlig unparteiisch sein. Sollte ich Eines oder das Andre anzuführen haben, was sich anders ausnimmt, als es von den zu Lobpreisungen nun einmal sich für verpflichtet haltenden Biographen dargestellt zu werden pflegt, so wird hoffentlich mein Bestreben, bei einer wissenschaftlichen Untersuchung nur die strengste Gerechtigkeit nach allen Seiten hin zu üben, mich rechtfertigen. Amicus Plato, magis amica veritas.

Es ist allbekannt, dass Schiller bei dem Entwurf seines Don Carlos eine kleine Erzählung von St. Réal, Dom Carlos, nouvelle historique, zu Grunde gelegt hat. Die Personen des Schillerschen Stücks kommen in der St. Réal'schen Novelle, mit Ausnahme der ganz unbedeutenden Nebenfiguren, bereits alle vor, auch ihre Stellung ist in derselben im Ganzen schon vor-

gezeichnet, ihre Charaktere theils angedeutet, theils genau beschrieben, und das ganz so, wie sie sich bei Schiller wieder vorfinden; nur der Marquis Posa, der in der Novelle allerdings auch als ein trefflich begabter Günstling des Prinzen und als vollendeter Cavalier erscheint, nimmt im Trauerspiel eine etwas andere Rolle ein und entwickelt, wenngleich in formloser und unfester Charakterdarstellung, eine Hoheit des Gedankenfluges, eine Grösse des Edelsinns und einen Adel der Freiheitsliebe, welche allen spanischen Granden oder Edelleuten, die je gelebt haben, unerreichbar gewesen sind, und welche auch St. Réal schwerlich einer von seinen gleichviel ob geschichtlichen, ob erdichteten Personen einzuflössen fähig gewesen wäre. Die kleinsten Nebenzüge, welche in die Anlage des Stücks verwebt sind, wie die Auspeitschung des Don Carlos, in Folge eines gegen seine Tante, die Königin von Böhmen, durch einen seiner Gefährten oder Edelknaben verübten Vergehens, das Turnier, bei St. Réal freilich in Spanien, in welchem der Marquis Posa die Farben der Königin trägt und ihnen den Sieg erkämpft; der durch den König — bei St. Réal aus Eifersucht — am Marquis veranlasste Meuchelmord: alle diese und ausserdem die meisten andern im Stück selbst vorkommenden oder nebenbei erwähnten Vorfälle und Begebenheiten sind beiden Werken gemeinschaftlich. Der gute Schwab macht Schiller einen Vorwurf daraus, dass er Dom Carlos und nicht Don Carlos habe drucken lassen, und dass er so den portugiesischen Titel mit dem spanischen verwechselt habe: er zeigt dadurch nur, dass er St. Réal's Buch nicht gesehen haben kann; denn der Dichter hat sich hierin, wie fast in allem Andern nach der ihm vorliegenden Novelle gerichtet. Weitere Beweise habe ich wohl nicht nöthig zu geben, da die Thatsache, dass Don Carlos aus der St. Réalschen Novelle geschöpft ist, nicht bestritten wird und nicht bestritten werden kann. Unbegreiflich bleibt es daher, dass Hoffmeister sie auch nicht mit einer Sylbe erwähnt hat. Schwab dagegen und Palleske führen sie, wie sich's gehört, wenngleich in aller Kürze, an.

Dagegen ist es, so viel ich weiss, völlig unbekannt, dass die St. Réal'sche Novelle einem anderen, älteren und zwar französischen Stücke, einem Stücke aus der besten Zeit der

klassischen Literatur Frankreichs, — einer Tragödie Campistrons zu Grunde liegt. Man erlaube mir zuerst über diesen Schriftsteller selbst Voltaire's Urtheil, écrivains du siècle de Louis XIV., hier aufzuführen: Jean Campistron, né à Toulouse en 1656, élève et imitateur de Racine. Le duc de Vendôme, dont il fut secrétaire, fit sa fortune; et le comédien Baron, une partie de sa réputation. Il y a des choses touchantes dans ses pièces: elles sont faiblement écrites; mais au moins le langage est assez pur: après lui on a tellement négligé la langue dans les pièces de théâtre, qu'on a fini par écrire d'un style entièrement barbare. C'est ce que Boileau déplorait en mourant. Mort en 1723.

Dieser Schriftsteller also schon hat die St. Réal'sche Novelle in eine Tragödie umgewandelt. Die Sache ist in doppelter Weise interessant. Einmal giebt sie die beste Gelegenheit ab zu beurtheilen, wie von der klassischen französischen Dramaturgie einerseits und von der deutschen Dichtung in ihrer Blüthezeit andererseits ein und derselbe Vorwurf aufgefasst und behandelt wurde; sodann aber, und für mich ist dies hier die Hauptsache, wird dabei die Frage in Betracht kommen, ob Schiller das französische Stück nicht gekannt habe, und ob es nicht auch zu seinen Quellen für den Don Carlos gehöre.

Denn Schiller erwähnt die Novelle St. Réal's, aus der er ohne allen Zweifel den Stoff entnommen hat, in seinen Briefen von 1783 und 1784 mit keinem Worte, mit keiner Anspielung; er führt sie erst in der Thalia-Vorrede 1785 an, da eine so eben in Eisenach erschienene Uebersetzung es nothwendig zu machen schien; er konnte also das französische Trauerspiel wohl auch benutzt haben, selbst wenn er es eben so wenig nennt. Die Briefstellen aus jener Zeit, in welchen er die Bearbeitung des Don Carlos und seine Vorstudien dazu berührt, sind überhaupt folgende:

An Reinwald 27. März 1783.

Wenn Sie allenfalls Brantome's Geschichte Philipps II. besitzen, so theilen Sie mir auch solche mit.

Ich bemerke hierzu, dass nach der Vorrede zu Don Carlos, nouvelle historique, was sich in Brantôme auf Don Carlos Bezügliches vorfindet, schon von St. Réal benutzt ist; für

Schiller konnte Brantôme nur insofern Werth haben, als er den Charakter Philipps und der Königin Elisabeth aus demselben besser, als aus der Novelle, kennen lernen konnte. Welches andere Buch das Wörtchen „auch“ voraussetzt, finde ich aus dem Briefwechsel nicht heraus; — man könnte glauben, es sei eben die St. Réal'sche Novelle; und Palleske nimmt dies, ohne eine Belegstelle anzuführen, ohne Weiteres an; es ist aber nach der folgenden Briefstelle wahrscheinlicher, dass Schiller die Novelle von Dalberg bekommen hat.

An Dalberg 3. April 1783.

Gegenwärtig arbeite ich an meinem Don Carlos, ein (so) Süjet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich Ihnen zu verdanken habe.

An Reinwald 14. April 1783.

Carlos hat, wenn ich mich des Masses bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitzens Julius und den Puls von mir.

An Dalberg 7. Juni 1784.

Man dringt darauf, ich möchte ein grosses historisches Süjet, vorzüglich meinen Don Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und gross befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Süjet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der grossen nach ausserordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemals von der Bedeutung wie ein kühneres Tableau und ein Stück wie dieses erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem es angehört, schnelleren und grösseren Ruhm als drei Stücke wie jenes. — Carlos würde nichts weniger als ein politisches Stück, — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das grösste Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müssten, denke ich, interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit grösster Sorgfalt vermeiden.

An Dalberg 2. Juli 1784.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigner Arbeit

und französischer Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden Sie gewiss billigen. Für's Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniss, und bereichert meine Phantasie; für's andere hoff' ich dadurch zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gegengewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der classischen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Carlos ist ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier grosse Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, dass ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache grösser und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, dass ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, dass der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.

Es wird in den beiden letzten Briefen ein nicht unerheblicher Widerspruch einem Jeden sogleich aufgefallen sein: nach dem vorletzten Schreiben soll Don Carlos durchaus kein politisches Stück, nur ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause werden; nach dem letzten wird es nicht nur aus der Sphäre des bürgerlichen Trauerspiels gänzlich herausgerückt; es wird sogar mit einem Male ein Stück der hohen Tragödie. Man hat sich dies nicht nur daraus zu erklären, dass von Schiller im Verlauf der Zeit und während der Ausführung in den Don Carlos immer mehr politische Elemente aufgenommen wurden, namentlich der Marquis Posa mehr und mehr in den Vordergrund trat, sondern besonders daraus, dass die Tragödie, welche ursprünglich ein wie die drei vorangegangenen in Prosa geschriebenes Theaterstück hatte werden sollen, nunmehr in Versen

abgefasst wurde. Die in dem zuletzt angeführten Briefe erwähnte Vermittlung des englischen und französischen Geschmacks bezieht sich zum Theil auch auf die Verse und auf den durch dieselben bedingten gemässigteren, oder wenn man lieber will, gebändigteren Ausdruck. Wenn nun die Verse auch nach dem Vorgang Lessing's in Nathan dem Weisen fünffüssige Jamben wurden, so haben doch gewiss die französischen Dichter, welche Schiller damals fleissig las, (und warum nicht gerade das Campistron'sche Stück?) zu dieser Aenderung in der Ausführung den Anstoss gegeben. Und wenn in dem vorletzten Briefe Schiller Alles, was die Empfindung empört, mit grosser Sorgfalt zu vermeiden verspricht, so scheint mir das ebenfalls darauf hinzudeuten, dass er ausser St. Réal's Novelle, in welcher nur allzuviel die Empfindung Empörendes vorkommt, und ausser seinem eigenen Gefühl, welches in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe das Empörende keinesweges zu vermeiden gewusst hatte, und auf welches allein seine Erfahrung ihn lehrte, sich nicht durchaus verlassen zu können, als Richtschnur hierbei den feinen und gebildeten, wenngleich als Dichter nicht grossen und gar nicht hinreissenden Campistron hinzugezogen habe.

Der letzte Brief beweist überdies auf das deutlichste, wie fleissig Schiller sich damals mit der französischen Tragödienliteratur bekannt machte. Dass er Campistron nicht geradezu nennt, darf nicht auffallen; selbst wenn er von einem Stücke desselben für ein eigenes Nutzen ziehen konnte, hatte derselbe doch nicht die Bedeutung in der Literaturgeschichte, nicht einen solchen Klang des Namens, um in eine Reihe mit den von Schiller genannten Dichtern gestellt zu werden, und besonders um in einer Uebersetzung, wie die übrigen, auf das deutsche Theater zu kommen. Ich hoffe aber nicht nur durch die eben ausgesprochenen Vermuthungen, sondern auch durch Einzelheiten der Composition und des Ausdrucks den Nachweis zu führen, dass neben St. Réal Schiller auch Campistron vor sich hatte.

Ich sehe meine Zuhörer bereits den Kopf schütteln über diese Campistron'sche Tragödie. In der französischen Literatur wohl bewandert, wohl auch mit Campistron's Stücken bekannt,

haben sie unter den französischen Tragödien überhaupt keinen Don Carlos, geschweige denn in Campistrons Werken, angetroffen. Aber allerdings führt nun auch die Campistron'sche Tragödie diesen Titel nicht. Die Etiquette der französischen Dramaturgie jener Zeit und noch dazu bei einem Hofmann, wie Campistron war, verbot es natürlich, ein aus der neuesten Geschichte gezogenes Süjet unter seinem Namen oder gar eine französische Princessin in einer bedenklichen Situation auf die Bühne zu bringen. Campistron verlegt daher den Gegenstand nach Griechenland, aus dem König Philipp wird bei ihm Colojean, Kaiser von Byzanz, aus der Königin Elisabeth Irène, Prinzessin von Trapezunt; Don Carlos nimmt den Namen Andronic und von diesem Namen das Stück den Titel an; aber trotz dieser Namensänderungen wird man sogleich aus meiner Darstellung sehen, dass Campistron der St. Réal'schen Novelle sich noch viel genauer anschliesst als Schiller.

Der griechische Kaiser Colojean Paléologue hat sich mit Irène, der Tochter des Kaisers von Trébisonde vermählt, welche früher und zwar seit geraumer Zeit seinem Sohne Andronic bestimmt gewesen war, und welche dieser und die ihn liebte. Erbittert über diesen Raub an seiner Neigung, fühlt der Prinz sich seinem Vater und den Günstlingen desselben völlig entfremdet, während er von dem ganzen Hofe geliebt und von dem Volke angebetet wird. Auch die beiden Minister des Kaisers, Marcène und Léon, empfinden die Abneigung des Prinzen, und in ihrer Zukunft, nach dem etwaigen Tode des Kaisers, sich bedroht fühlend, nähern sie, die lange Jahre sich befeindet haben, zur Wahrung ihres gemeinsamen Vortheils einander und verabreden sich, den Prinzen zu Grunde zu richten. Marcène, der den Prinzen erzogen hat, erklärt im Eingange des Stücks seinem früheren Gegner, dass er sich geraume Zeit bemüht habe, den geheimen Kummer des Prinzen zu ergründen; er ist endlich dahin gekommen zu entdecken, dass Andronic, immer einsam, unruhig, scheu, im Geheimen ehrgeizige Gedanken hege, dass seine Wünsche nach der Krone fassen, und dass, jemehr man Sorge getragen habe, durch knechtende Unterdrückung seinen hochfahrenden Sinn zu bändigen, sein Selbstgefühl, sein Stolz nur desto höher emporgehoben worden sei.

Abgeordnete der Bulgaren, die durch habsüchtige und harte Statthalter ausgeplündert und unterdrückt werden, haben sich an den Prinzen gewendet und bei ihm williges Gehör gefunden; die Unterstützung, welche er ihnen giebt, erscheint den Ministern weniger gefährlich für den Staat, als für ihren eigenen Einfluss; sie beschliessen, sogleich bei dieser Gelegenheit den Absichten des Prinzen, den Bulgaren Erleichterung zu verschaffen, entgegen zu arbeiten, überhaupt den Prinzen zu belauern und den Kaiser mit Hinterbringung seiner Anschläge, sowie durch Krieg zu beschäftigen, um unentbehrlich zu bleiben. Der Prinz führt den Gesandten des unterdrückten Volks beim Könige ein; Léonce — dies ist sein Name — hält eine warme Anrede für seine bedrängten Landsleute an den Fürsten, wird aber von ihm ab- und zur Ruhe verwiesen, und der Prinz, der seinen Wunsch ausspricht, vom Kaiser zu den Bulgaren geschickt zu werden, bekommt eine abschlägige Antwort und die Weisung, am Hofe zu bleiben. Seinem Vertrauten und Freunde Martian entdeckt er das Geheimniss seiner Liebe; er erklärt ihm, dass er trotz des Verbots seines Vaters zu den Bulgaren fliehen will; indessen wünscht er vor seiner Abreise noch einmal Irène zu sprechen, und dazu soll die Hofdame Eudoxe von Martian gewonnen werden. Irène, ihrer Neigung zum Prinzen zu sehr bewusst, und wohl wissend, wie sehr sie von dem argwöhnischen Hofe bewacht wird, will anfangs dem Prinzen eine Unterredung nicht bewilligen; aber während ihre Weigerung schwächer und schwächer wird, und sie in Klagen ausbricht gezwungen worden zu sein, statt mit dem Sohne sich mit dem Vater zu vermählen, erscheint der Prinz. Er erklärt der Kaiserin, dass er nicht komme, ihr seine Liebe zu erklären, dass er gerade, um ihr jede Verlegenheit, jeden Kummer zu ersparen, sich vom Hofe entfernen wolle, und dass er auf ihre Fürbitte bei seinem Vater rechne, nach Bulgarien geschickt und an die Spitze der Armee gestellt zu werden; aber trotz seiner Bevorwortung, seine Neigung nicht erwähnen zu wollen, wird jedes seiner Worte unwillkürlich zur Liebeserklärung. Irène, getheilt zwischen dem Wunsche, den Prinzen in ihrer Nähe zu behalten und ihn eine seiner würdige Stellung einnehmen und Ruhm ernten zu sehen, unentschlossen, was sie rathen und thun solle, bittet zuletzt

flehentlich den Prinzen, sich zu entfernen, weil man sie überraschen könne. Unterdessen kommt in der That der König mit den beiden Ministern dazu; er fragt nach dem Inhalt ihres Gesprächs, und Irène trägt so, gezwungen, ehe sie sich zurückzieht, den Wunsch des Prinzen vor. Der Kaiser schlägt denselben dem Prinzen noch einmal ab, und der Prinz entfernt sich mit Drohungen gegen die Minister, denen er die Versagung seiner Bitte zuschreibt. Diese verdächtigen die Absichten des Prinzen; der Kaiser, in Schrecken gesetzt durch die geheimen Anschläge Andronic's, trägt ihnen auf, die Flucht des Prinzen, die heimlich und ohne Erlaubniss ergreifen zu wollen sie ihn beschuldigen, auf jede Weise zu vereiteln, wird aber noch mehr als durch den vermeintlichen Verrath des Prinzen durch Eifersucht gefoltert, die er jedoch den Ministern nicht eingesteht; er selbst will sich durch Beobachtung Ueberzeugung verschaffen und dann, wenn sein Verdacht sich weiter bestätigt, an der Kaiserin, wie an dem Prinzen, blutige Rache nehmen. Unterdessen theilt der Prinz seinem Vertrauten Martian den festen Entschluss mit, sich nach Bulgarien zu werfen und wendet sich an den Gesandten des Volkes Léonce, der ihm die Mittel zu dieser heimlichen Flucht gewähren soll; dieser nimmt den Antrag mit Freuden an und fordert dem Prinzen auf, sich an die Spitze der empörten Bulgaren zu stellen, sich zu rächen und von dort aus auf den Kaiserthron zu steigen. Als Martian, der beauftragt wird, Alles zur schleunigen und geheimen Abreise in Bereitschaft zu setzen, wiederkommt und dem Prinzen anzeigt, dass alle Mittel und Wege zur Flucht gesichert seien, als der Prinz, darüber hoch erfreut, ihm folgt, tritt plötzlich der Kaiser ein; die ihn begleitenden Garden erhalten Befehl, den Prinzen festzunehmen, und Léonce und Martian zur augenblicklichen Hinrichtung abzuführen. Die Kaiserin Irène kommt auf den Lärmen, der im Palaste entstanden ist, herbei, um für den Prinzen eine dringende Fürbitte einzulegen; diese Bitte erregt von Neuem die Eifersucht des Kaisers, der sie abweist und ihr zu verstehen giebt, dass er den Prinzen werde zu bestrafen wissen. Der Prinz, im Gefängniss, beklagt sein Geschick und die Härte seines Vaters: da wird ihm ein Brief gebracht, der ihm räth, den Zorn seines Vaters durch Nachgiebigkeit zu

besänftigen; er erkennt oder glaubt in der Schreiberin desselben die Kaiserin zu erkennen; auf seinen Wunsch erscheint der Kaiser im Gefängniss; aber die Demüthigung des Prinzen, der seinem Vater zu Füssen fällt, führt zu Nichts; es werden aus der Unterredung bald gegenseitige Vorwürfe; Andronic wünscht, nachdem er sich so tief und noch dazu zwecklos erniedrigt hat, Nichts als seinen Tod; der Kaiser ist fester als je überzeugt, dass die Kaiserin ihn liebe, weil der Prinz die Aeusserung hat fallen lassen, dass man zu diesem Schritt, eine Unterredung mit seinem Vater nachzusuchen, ihn gezwungen habe. Und diesen Schluss macht er leicht. Denn jenen Brief hat der Kaiser selbst, um den Prinzen auf die Probe zu stellen, auffangen und nachdem er Kenntniss von seinem Inhalt genommen, ihm einhändigen lassen. Fortan ist das Schicksal des Prinzen entschieden, aber auch der Tod Irène's. Nachdem Andronic aus seinem Gefängniss abgeführt worden ist, um sich nach Art Seneca's in einem heissen Bade die Adern zu öffnen, kommt Irène, um ihn zu sehen und zu trösten; sie selbst fühlt bereits das ihr beigebrachte Gift wirken; es wird ihr die Nachricht von dem Verscheiden des Prinzen gebracht; und nun bricht sie rücksichtslos in Beschwerden und Vorwürfe aus, nicht über ihren eigenen nahen Tod, sondern über die Ermordung des Prinzen; selbst vor dem Kaiser, der dazukommt, setzt sie diese Klagen fort und verräth ihm, dass der Beweggrund des Prinzen, von dem Hofe sich zu entfernen, nur der gewesen sei, vor ihr und einer hoffnungslosen Liebe zu entfliehen, dass nie auch nur ein verbrecherischer Gedanke die Reinheit ihrer Neigung getrübt habe; dem Tode nahe, lässt sie sich fortführen, und der Kaiser, in Zweifel über Beider Schuld, bereut zu spät und vergebens den Fall der beiden Opfer seiner Eifersucht.

Damit aber nicht der Einwand gemacht werden oder auch nur die Vermuthung entstehen könne, als seien die der Tragödie zu Grunde liegenden Begebenheiten eben so oder doch ähnlich dem wirklichen Kaiser Calo-johannes von Byzanz und seinem Prinzen Andronicus zugestossen oder überhaupt in Constantinopel vorgefallen, setze ich die Geschichte des Kaisers und seiner Söhne aus Gibbon XI, p. 246 (Bas. 1789) hierher, dabei bemerkend, dass ausführlichere Darstellungen wohl noch mehr

Einzelheiten beibringen können, aber nicht im Stande sind, die wirkliche Geschichte des Byzantinischen Kaisers der erdichteten Campistrons auch nur annähernd ähnlich zu machen. Erst gegen Ende dieser Schilderung wird man sich überzeugen, dass die hier erwähnten Persönlichkeiten die dem Namen nach von dem französchen Dichter in sein Stück versetzten Fürsten sind.

Nach seiner Befreiung von einem drückenden Vormund — es ist Kantakuzenus gemeint — blieb Johann Paläologus sechsunddreissig Jahre der hülflose, und wie es scheinen könnte, der sorglose Zuschauer des Untergangs seines Staates. Liebe — oder vielmehr Wohllust, war seine einzige kräftige Leidenschaft, und in den Umarmungen der Frauen und Jungfrauen der Stadt vergass der türkische Sclave die Schande des Kaisers der Römer. Andronikus, sein ältester Sohn, hatte in Adrianopel eine vertraute und verbrecherische Freundschaft mit Sauzes, dem Sohne Amuraths, geschlossen; und die beiden Jünglinge schmiedeten Pläne gegen die Herrschaft und gegen das Leben ihrer Väter. Die Gegenwart Amuraths in Europa enthüllte und vereitelte ihre übereilten Rathschläge und nachdem der ottomanische Herrscher Sauzes seines Augenlichts beraubt hatte, bedrohte er seinen Vasallen mit der Behandlung eines Mitschuldigen und eines Feindes, wenn er nicht eine ähnliche Strafe über seinen eigenen Sohn verhängen würde. Paläologus zitterte und gehorchte; und eine grausame Vorsorge verwickelte in denselben Richterspruch die Kindheit und Unschuld Johannes, des Sohnes des Verbrechers. Aber die Blendung wurde auf so milde oder auf so ungeschickte Weise vollzogen, dass der eine das Licht des einen Auges behielt, und der andere nur mit der Schwäche das Schielens behaftet blieb. So von der Nachfolge ausgeschlossen, wurden die beiden Prinzen in dem Thurm von Anema gefangen gehalten; und die Anhänglichkeit Manuels, des zweiten Sohnes des regierenden Herrschers, wurde mit dem Geschenk der kaiserlichen Krone belohnt. Aber nach Verlauf zweier Jahre veranlasste die Aufgeregtheit der Lateiner und der Leichtsinn der Griechen eine Empörung; und die beiden Kaiser wurden in den Thurm gesteckt, aus welchem die beiden Gefangenen auf den Thron erhoben wurden. Ein anderer Ver-

lauf von zwei Jahren verschaffte Paläologus und Manuel die Mittel zur Flucht: sie wurde durch die Zauberei oder vielmehr die Schlauheit eines Mönchs bewerkstelligt, welcher abwechselnd der Engel oder der Teufel genannt wurde: sie flohen nach Scutari; ihre Anhänger bewaffneten sich für ihre Sache, und die beiden Byzantinischen Parteien entfalteten den Ehrgeiz und die Erbitterung, mit welcher Cäsar und Pompejus sich die Herrschaft der Welt streitig gemacht hatten. Die römische Welt war nun auf einen Winkel Thraciens beschränkt zwischen dem Marmora-Meer und dem Schwarzen Meer, ungefähr 50 (englische) Meilen lang und 30 breit, ein Raum nicht ausgedehnter, als die kleineren Fürstenthümer Deutschlands oder Italiens, wenn die Ueberbleibsel von Constantinopel nicht noch immer den Reichthum und die Bevölkerung eines Königreichs gehabt hätten. Um den öffentlichen Frieden herzustellen, wurde es für nöthig gehalten, dies Bruchstück des Kaiserreiches zu theilen; und während Paläologus und Manuel in Besitz der Hauptstadt gelassen wurden, wurde beinahe Alles, was ausserhalb der Mauern derselben lag, den blinden Prinzen abgetreten, welche ihre Residenz in Rhodosto und Selymbria aufschlugen. In dem ruhigen Schlummer der königlichen Würde überlebten die Leidenschaften Johannes Paläologus seine Vernunft und seine Körperkraft; er beraubte seinen Erben und Lieblingssohn (also Manuel) einer blühenden Prinzessin von Trapezunt; und während der schwache Kaiser sich abmühte, seine Heirath zu vollziehen, wurde Manuel mit 100 der edelsten Griechen auf eine gebieterische Aufforderung an die ottomanische Pforte abgeschickt. Diese dienten mit Ehren in den Kriegen Bajazeths; aber ein Plan, Constantinopel zu befestigen, erregte seine Eifersucht; er bedrohte ihr Leben; die neuen Werke wurden augenblicklich zerstört; und wir ertheilen ein Lob, vielleicht über das Verdienst des alten Paläologus, wenn wir diese letzte Demüthigung als die Ursache seines Todes ansehen.

Weiter als bis zum Tode des Kaisers Johannes V. brauche ich diesen Auszug wohl nicht fortzuführen. Der Kaiser hiess übrigens nicht Calojohannes; diesen Namen hat ihm Campistron von einem Komnenen, Johannes II. 1118 bis 1143, zu dessen Zeit es noch kein Kaiserreich Trapezunt gab, oder von einem

Bulgarenanführer Calojohannes, nach 1200, der sich gegen die lateinischen Kaiser in Constantinopel empörte und mit ihnen Krieg führte, entlehnt, um den Kaiser in seinem Stücke mit einem edleren Namen, als dem so gewöhnlichen Jean zu bezeichnen. Ob er aus Irrthum Colojean statt Calojean geschrieben hat, oder ob dies nur ein Druckfehler in meiner Ausgabe ist, weiss ich nicht und habe es für überflüssig gehalten, Nachforschungen darüber zu veranstalten.

Man sieht aus den von Gibbon angeführten Reichsgränzen, dass es Bulgaren unter der Herrschaft der Byzantiner damals nicht mehr gab.

Der Kern der aus dem englischen Geschichtschreiber ausgezogenen Thatsachen ist also: der Kaiser Johann ist mit seinem Sohne Andronicus, der ihm nach dem Leben getrachtet hat, tief entzweit und bestraft ihn, aber nur durch die Türken dazu gezwungen, mit Blendung; seinem zweiten Sohn Manuel heirathet er die Trapezuntische Prinzessin weg und schickt ihn, auf die Forderung der Türken, zum ottomanischen Heer. Auf diesen dürren Stamm eines Zwistes in der Kaiserfamilie von Byzanz, sieht man deutlich, hat Campistron die durchaus verschiedenen und lebenskräftigeren Thatsehen, Ereignisse, Verhältnisse und Charaktere der Dom Carlos-Novelle aufgepfropft. Es lag nahe, diese Uebertragung zu machen; denn wenn auch von St. Réal nicht erwähnt, war doch ein Gerücht von einem Anschlage des Prinzen Don Carlos gegen das Leben seines Vaters in Umlauf gewesen und ohne Zweifel Campistron bekannt geworden. Man sehe die von Prescott darüber citirten Autoritäten II, 484 flg.

Wenn man nun schon aus der obigen Inhaltsanzeige, auch ohne die St. Réalsche Erzählung gelesen zu haben, bloss nach der Aehnlichkeit mit dem Schillerschen Stück, abnehmen kann, dass der Campistronschen Tragödie jene Novelle zu Grunde liegt, so werde ich es ausserdem noch durch eine grosse Anzahl von einzelnen Zügen erweisen, welche beiden gemeinschaftlich sind. Vieles lasse ich weg, um nicht zu lang zu werden. Ich bemerke vorweg, dass der Herzog von Alba und Ruy Gomez der St. Réalschen Novelle in dem Campistronschen Trauerspiel Léon und Marcène sind; und wie Ruy Gomez der Gouverneur

des Don Carlos, so ist nach dem französischen Stück Marcène der Gouverneur des Andronic gewesen; die Gesandten der Flamländer, de Bergh und de Montigny, sind in den Bulgarengesandten Léonce zusammengezogen worden. Marquis Posa ist Martian geworden. Léonce wird in dem Trauerspiel, wie in der Novelle de Bergh und Montigny, hingerichtet, aber zugleich mit dem Freunde des Prinzen Martian, der nicht, wie in der St. Réalschen Novelle und dem Schillerschen Stück der Marquis Posa, gemordet wird; dadurch wird in einer damals allein für schicklich gehaltenen Weise, einem Kaiser ein gar zu offenbarer Meuchelmord erspart. Ich werde, um die Uebereinstimmung zu zeigen, einige Parallelstellen beider Werke einander gegenüberstellen.

St. Réal p. 81 (jouxte la copie imprimée à Amsterdam, chez Gaspard Commelin 1673)*) Le prince — ne pust s'empécher de dire en presence de Dom Juan et de la Princesse d'Eboli, qu'il puniroit quelque jour cruellement ceux qui donnoient au Roi de si lâches conseils.

Campistron, Andr. II, 5.

> Dans l'état où je suis je ne saurois plus feindre;
> Et d'un si dur refus les perfides auteurs
> Me pourroient bien un jour payer tous mes malheurs.

St. R. 81. Le Duc d'Albe étoit connu de tout le monde pour l'Auteur de la Conjuration, et le Roi ne faisoit rien sans l'avis de Rui Gomez. Ainsi cette menace ne pouvoit regarder que ces deux Ministres; et la Princesse d'Eboli l'ayant rapportée à Rui Gomez son mari, ce Favori jugea qu'il était tems de commencer à se fortifier contre l'autorité que l'âge du Prince commençoit à lui donner.

Ces deux Ministres partageroient (soll heissen partageôient) également la faveur de la Cour, avec cette difference, qu'on pouvoit dire, que le Duc d'Albe étoit le Favori du Roy, et Rui Gomez le Favori de Philippe. Cette concurrence avoit mis quelquefois de la division entr'eux, mais l'interest commun les reünit en cette occasion.

*) Die groben orthographischen und Sprachfehler dieser Ausgabe habe ich mich nicht für berechtigt oder verpflichtet gehalten, hier zu verbessern.

C. I, 2.

(Léon) Depuis plus de vingt ans, vous le savez, seigneur,
Nous conduisons tous deux l'esprit de l'empereur.
Il partage entre nous son coeur et sa puissance,
Et nous dictons toujours les ordres qu'il dispense.
Du rang que vous tenez, confus, désespéré,
Pour vouz en dépouiller j'ai cent fois conspiré;
Et vous, que contre moi poussoit la même envie,
Vous avez attaqué ma faveur et ma vie; u. s. w.

Nos périls sont égaux, nos craintes sont communes.
Seigneur, associons nos coeurs et nos fortunes;
Et pour nous maintenir, hâtons-nous de dresser
Un rempart qu'Andronic ne puisse renverser.

St. R. 84. Il (Rui Gomez) avoit été Gouverneur de Don Carlos.

C. I, 2.

(Marcène:) Pour moi, qui fus chargé du soin de l'élever. —

St. R. 82. Le Duc d'Albe, qui gouvernoit souverainement tout ce qui étoit des dependances des armes, connoissant l'inclination guerriere du Prince, craignoit qu'il ne donnât quelque atteinte à son autorité, dés la premiere occasion de guerre qui se presenteroit, et qu'il n'en voulut avoir la conduite.

C. I, 2.

J'ai vu son désespoir; l'ambition l'enflamme;
Au desir de régner sans cesse abandonné,
Tout lui déplaît ici, n'étant point couronné.

St. R. 89. Rui Gomez — avoit traité Don Carlos avec toute la rigueur imaginable —. Ainsi il jugeait bien, qu'il avoit tout à craindre du ressentiment de son Disciple.

C. I, 2.

Quelque soin qu'on ait pris d'abaisser son courage,
De dompter son orgueil dans un long esclavage,
On l'a vu chaque jour, loin de s'humilier,
Se roidir contre nous et devenir plus fier.
Trop instruit de ses droits, trop plein de sa naissance,
Il ne saurait souffrir la moindre dépendance:
Mais surtout j'ai connu que son coeur est épris
D'une invincible horreur contre les favoris.

Il voit notre pouvoir dans la cour de son père,
Seigneur, comme un larcin que nous osons lui faire;
Et si de l'empereur il souhaite la mort,
C'est plus pour nous punir que pour changer de sort.

St. R. 89. 90. Il (Rui Gomez) fit toutes les avances pour obliger le Duc d'Albe à se lier étroittement avec lui contre Dom Carlos; et il avertit ce Duc des menaces du Prince.

C. I, 2. Puis-je, seigneur, prétendre
Qu'avec tranquillité vous daignerez m'entendre etc.

St. Réal 109. — le Marquis de Bergh et le Baron de Montigni; Deputez de Flandres arriverent à la Cour. Comme leur Commission étoit fort dangereuse, ils avoient fondé leurs principales esperances, sur le bruit de la generosité du Prince et de la bonté naturelle de la Reine. — Les Deputez leur representerent le triste état de la noblesse de Flandres, depuis les mauvais offices que le Cardinal de Granville, principal Ministre de la Gouvernante, leur avoit rendus aupres du Roi. Ils exagererent leur fidelité et leur innocence dans les mouvemens passez. Ils conjurerent particulierement le Prince de ne pas abandonner tant de braves serviteurs de l'Empereur, et les plus chers objets de sa tendresse, aux conseils violens et precipitez, que la jalousie de leur gloire inspiroient (so) au Duc d'Albe.

C. I, 4, 5. (unter andern Stellen:) Léonce (zum Kaiser Colojean sprechend)

Un peuple qui, toujours à vos ordres soumis,
Fut le plus fort rempart contre vos ennemis.
Quand votre illustre père, achevant ses exploits,
Se vit et la terreur et l'arbitre des rois,
Vous le savez, seigneur, ce peuple magnanime
Fut toujours honoré de sa plus tendre estime;
Et ce digne héros pour ces fameux combats
Choisissoit parmi nous ses chefs et ses soldats.
Cet heureux temps n'est plus: ces guerriers intrépides
Sont en proie aux fureurs des gouverneurs avides;
Sous des fers odieux leur coeur est abattu;
La rigueur de leur sort accable leur vertu.
Tout se plaint, tout gémit dans nos tristes provinces,
Les chefs et les soldats, et le peuple, et les princes:
Chaque jour sans scrupule on viole nos droits,
Et l'on compte pour rien la justice et les lois.

Enfin, si l'on a vu nos peuples en furie
S'armer pour maintenir les droits de la patrie,
Seigneur, nos gouverneurs sont les plus criminels;
Ils nous ont trop appris à devenir cruels.

St. R. 113. Dans une agitation d'esprit si cruelle, il crût qu'il devoit faire un effort généreux pour délivrer cette Princesse d'une passion malheureuse, qui lui donnoit de si justes inquiétudes; et qu'il ne pouvoit mieux s'en détacher, que par une longue absence, et de grandes occupations. Il le crut d'abord, mais il changea bien d'opinion à la présence de la Reine; et considerant quel étoit le plaisir de la voir, il sentit qu'il ne se resoudroit jamais à ne la voir pas.

C. I, 7.

Fuyons; n'exposons point ma tremblante vertu
Au remords éternel d'avoir mal combattu.

II, 3,

Ah! de votre repos plus jaloux que vous-même,
J'ai soin de m'exiler, parce que je vous aime.
Pardonnez-moi ce mot pour la dernière fois;
Et songez que je pars sans attendre vos lois.

Je sais tous les combats qu'il me faudroit livrer,
Si sous un même ciel nous osions respirer.

Est-il temps? Ce bonheur dont vous flattez mon âme,
Hélas! en vous perdant je l'ai perdu, madame. etc.

St. R. 115. Il fit dire au Roi que s'il lui vouloit donner le Gouvernement de ces Provinces, il répondoit sur sa teste de leur obeïssance.

C. I, 3.

Qu'on me laisse partir, que j'aille en Bulgarie;
Des peuples ébranlis j'assurerai la foi;
J'en réponds, si l'on veut s'en reposer sur moi.

St. R. 58. Il est aisé de juger, que cette éducation avoit inspiré une amitié extraordinaire à Dom Carlos pour l'Empereur son Ayeul etc.

C. I, 7.

Surtout de mon aïeul et l'exemple et la gloire
M'enflamme à tous moments et remplit ma mémoire etc.

Wenn es nöthig wäre, das Vorhandensein einer Vertrauten der Kaiserin, Namens Eudoxe, zu erklären, welche Irène aus ihrer Heimath gefolgt war, so könnte man die Entstehung dieser Figur ebenfalls leicht aus St. Réal herleiten. Dieser sagt S. 45. 46. une Françoise de chez la Reine, qui estoit assez bien faite — et qui paroissoit être mieux près d'elle que ses autres femmes.

St. R. 141. Dom Carlos se mettant un jour à table environ ce tems, trouva un papier sous son assiette, qui contenoit ces paroles: Il est des conseils tres-justes, qui ne se donnent point: mais on ne se sert (soll wohl heissen on ne sert) des affaires desesperées, que par des resolutions extraordinaires. Ceux en qui le Ciel a mis des qualitez, qui doivent rendre beaucoup d'autres heureux, ont une obligation d'accomplir leur destinée, qui prévaut sur toutes les autres obligations. Les ames généreuses ne perissent, que faute d'avoir assez mauvaise opinion des méchans. La patience, qui abandonne les jours de l'homme de bien à la violence de ses ennemis, est foiblesse, bassesse de coeur, crime et non pas vertu. L'humanité pour qui n'en a point, est la plus dangereuse espece de folie."

C. III, 2.

(Léonce) Vengez-vous, vengez-vous; nos peuples vous attendent.
Courez les commander, et tentez la fortune;
Mais sur-tout bannissez une crainte importune;
Et livrant votre bras a ces nobles efforts,
Prenez soin de fermer votre coeur aux remords:
Ne vous souvenez plus, pendant votre entreprise,
Si l'exacte équité la blâme ou l'autorise:
Entrez dans la carrière; et sans vous arrêter
Au degré le plus haut hâtez-vous de monter.
Ces scrupuleux devoirs et ces égards sévères,
Seigneur, sont des vertus pour des hommes vulgaires.
Qui se sent un esprit prompt à s'effaroucher,
Sur les pas des héros ne doit jamais marcher.
Les hommes destinés à gouverner la terre,
A traîner avec eux la terreur et la guerre,
Loin de porter un coeur de remords combattu,
Au poids de leur grandeur mesurent leur vertu.

St. R. 179. Ce même jour Montigni fut arresté, pour laisser quelque tems aprés sa teste sur un échafaut; et le Mar-

quis de Bergh en faveur de Rui Gomez son ancien ami eut permission de s'empoisonner.

C. III, 7.

Et qu'on fasse expirer au milieu des supplices
Léonce et Martian, ses malheureux complices.

St. R. 193. La Reine ayant à force d'argent trouvé le moyen de lui faire commander de sa part, qu'il demandât à voir le Roi, comme un Garde lui vint dire que son Pere venoit: dites mon Roi, répondit-il, et non pas mon Pere.

C. IV, 5.

(Gélas) Seigneur, c'est une lettre
Qu'en secret dans vos mains j'ai promis de remettre.
(Andronic lit:) „Par un dernier effort apaisez votre père;
Ne ménagez plus rien, prince, pour vous sauver;
Assurez une vie à l'état nécessaire;
Et songez qu'en mourant...."

C. IV, 8.

(Aspar) Préparez-vous, seigneur; votre père s'approche.
(Andron.) Dites plutôt mon roi.

Die Entlehnung aus St. Réal lässt Campistron hier ganz vergessen, dass Andronics Vater nicht König, sondern Kaiser ist.

St. R. 194. La soumission qu'il avoit pour les ordres de la Reine, le fit resoudre à se mettre à genoux devant le Roi et à lui dire; qu'il le prioit de considerer que c'étoit son sang qu'il alloit répandre.

C. IV, 10.

(L'empereur) Qu'on nous laisse. A mes pieds viendra-t-il se jeter?
(Andr.) Oui, seigneur, je n'oppose à ce juste courroux
Que ce sang, que ces traits que j'ai reçu de vous.

St. R. 194. Le roi lui répondit froidement que quand il avoit du mauvais sang il donnoit son bras au chirurgien pour le tirer.

C. IV, 10.

Ingrat! et sans frémir je ne puis reconnoître
Mon sang dans un rebelle, et mon fils dans un traître.

St. R. 194. Le Roi — lui demanda; s'il n'avait que cela à lui dire.

C. IV, 10.

(L'empereur:) Prince, n'avez-vous rien à me dire de plus.

St. R. 195. Le Prince qui eut voulu racheter ce qu'il venoit de faire au prix de mille autres vies, voyant bien qu'il n'y avoit plus rien à ménager, ni pour lui, ni pour la Reine, ne put s'empêcher de répondre pour la dernière fois, avec toute sa fierté naturelle. Si des personnes, lui dit-il, pour qui ma complaisance ne doit finir qu'avec mes jours, ne m'avoient pas obligé à vous voir, je n'aurois pas fait la lâcheté de vous demander grace, et je serois mort plus glorieusement que vous ne vivez.

C. IV, 10.

Non, d'en avoir tant dit je suis même confus.
Ah! ce n'est point l'horreur du coup qui me menace
Qui m'a fait mendier une honteuse grace;
Et mon coeur en effet n'attendoit pas de vous
Après tant de rigueurs un traitement plus doux.
Je sais trop que pour moi vous êtes insensible:
Et la mort à mes yeux n'offre rien de terrible;
Si l'on ne m'eût contraint à cet indigne effort...
(L'empereur) C'est assez, je t'entends.
(Andr.) Ordonnez de mon sort.
Hâtez le coup fatal d'une lente justice;
La vie est désormais mon plus cruel supplice;
Et je mourrois bientôt de honte et de regret
De m'être à vos genoux abaissé sans effet.

St. R. 196. Dom Carlos se mit au bain et s'étant fait ouvrir les veines des bras et des jambes, il commanda que tout le monde sortit .... son ame étant déjà sortie à demi avec son sang et ses esprits; il perdit insensiblement la vuë et puis la vie.

C. V, 10.

(Gélas) Sans frémir il entre dans le bain,
Offre ses bras lui-même, en fait couper les veines;
Montre un coeur insensible au milieu de ses peines,
Et des flots de son sang qui coule à gros ruisseaux
Bientôt du bain fatal il voit rougir les eaux.
Cependant il pâlit, et ses yeux s'obscurcissent;
De moment en moment ses esprits s'affoiblissent;
Son ame, avec son sang trop prompte à s'écouler,
Court au terme fatal... etc.

Die verschiedenen Nachrichten über Don Carlos Tod stellt am ausführlichsten Prescott II, 492 flg. zusammen.

St. R. 204 — 206. Peu de mois aprés la mort du Prince, la Duchesse d'Albe, qui avoit une des premieres Charges de la Maison de la Reine, entra un matin dans sa Chambre avec une Medecine à la main. La Reine lui dit qu'elle se portoit bien et qu'elle ne la prendroit pas. Mais la Duchesse voulant l'y obliger, le Roi qui n'estoit pas éloigné, entra au bruit de la contestation. D'abord il blâma la Duchesse de son opiniâtreté: mais cette femme lui ayant representé, que les Medecins jugeoient ce remede nécessaire, pour faire accoucher la Reine heureusement, il se rendit à cette authorité. Il dit fort doucement à la Reine que puisque ce medicament étoit de si grande importance, il faloit nécessairement qu'elle le prit. Puisque vous le voulez, lui répondit-elle, je le veux bien.*) Il sortit aussitôt de la chambre & revint quelque tems aprés,**) habillé en grand deüeil pour savoir comment elle se trouvoit: mais soit qu'il y eut quelque méprise dans la composition du breuvage, soit que l'emotion extraordinaire où la Reine estoit et la violence qu'elle se fit pour le prendre, lui donnassent une malignité qu'il n'avoit pas, elle expira le mesme jour parmi de violentes douleurs, et après de grans vomissemens. Son enfant fut trouvé mort,***) et le crane presque tout bruslé. Elle étoit au commencement de sa vingt-quatriéme année, de même que Dom Carlos, et dans la plus grande perfection de sa beauté.

C. V, 9.

(Irène:) Je vais mourir, Eudoxe, et mourir innocente.
Calmez votre courroux, étouffez vos reproches;
Je commence à sentir les fatales approches.
Voilà le prompt effet du breuvage mortel
Qui consomme l'horreur de mon destin cruel.
Vos yeux en sont témoins: avec quelle industrie
Les traîtres ont voulu me cacher leur furie!
Mais tous leurs soins n'ont pu m'abuser un moment;

Bemerkung. Die Novelle führt für diesen interessanten Theil der Erzählung als Autoritäten an: *) Mr. de Mezerai, dans sa grande Hist. **) Mayerne Turquet, Hist. d'Espagne; manuscrit de Mr. de Peyrese etc. ***) Mr. de Laboureur, Mayerne etc.

Et ma main et ma bouche ont pris avidement
Le vase criminel et la liqueur funeste
Qui de mes tristes jours va consommer le reste.

V, 12.

(Irène:) Seigneur, avant ma mort j'ai voulu vous parler.
Andronic est puni; je meurs empoisonnée etc.

Diese Vergleichungen zeigen auf das allerdeutlichste, dass trotz der veränderten Namen das Campistron'sche Stück von Anfang bis zu Ende völlig aus der St. Réal'schen Novelle gemacht worden ist, dass Campistron sich an dieselbe noch viel genauer als Schiller selbst anschliesst, und dass man also, wie ich es oben ausdrückte, einen französischen Don Carlos aus der klassischen Zeit Ludwigs des XIV. hat. Die Namensveränderung allein und der Umstand, dass Niemand zufällig die Campistron'sche Tragödie mit der St. Réal'schen Erzählung, wie ich es gethan habe, verglichen hat, kann allein die unumstössliche und unbestreitbare Thatsache haben unentdeckt bleiben, oder, wenn sie früher schon sollte einmal bekannt gewesen sein, in Vergessenheit haben gerathen lassen. Uebrigens hätte eine in manchen Elementarbüchern angeführte Anecdote darauf führen können. Ein Schauspieler, so wird erzählt, der aus Flandern nach Paris gekommen war und in der Rolle des Andronic debütirte, sprach die Verse Campistron's schlecht; als er daher fragte:

Mais pour ma fuite, ami, quel parti dois-je prendre,

rief ein kritischer Witzbold aus dem Parterre ihm zu:

Va-t'-en prendre la poste et retourner en Flandre.

Hätte man Andronic statt nach Bulgarien nach Flandern abgehen lassen wollen, so würde man sogleich auf die Entdeckung gekommen sein, dass Andronic kein anderer als ein verkappter Don Carlos war.

Die Vergleichung des französischen Stücks mit dem Schiller'schen Trauerspiel muss nach dem Obigen schon an und für sich eine interessante literarhistorische Aufgabe bilden; sie wird um so interessanter, wenn ausserdem noch nachgewiesen werden kann, dass Schiller bei seiner Arbeit auch das Werk des französischen Dichters zu Rathe gezogen und an nicht wenigen Stellen sich zu Nutze gemacht hat.

Ehe ich aber zu diesem zweiten Theile meines Aufsatzes übergehe, möge man mir gestatten, eine kleine Beigabe einzuschalten. Ich setze bei meinen Zuhörern ein hinreichendes Interesse an den Personen des Schiller'schen Stückes voraus, um zu glauben, dass sie mit Beziehung auf diese aus der St. Réal'schen Novelle noch einige weitere Anführungen nicht ungern hören werden, wenn dieselben mit der Schiller'schen Tragödie auch nicht in unmittelbarer Verbindung und Beziehung stehen; und da die St. Réal'sche Erzählung eben nicht sehr bekannt ist, darf ich erwarten, dass die folgenden Bemerkungen ihnen auch noch neu sein werden.

Ob die Königin an einem durch Philipp ihr beigebrachten Gift gestorben sei, lässt St. Réal an der oben zuletzt angeführten Stelle zweifelhaft; er lässt es nur aus dem schnellen Tode der Königin und den dabei auftretenden Symptomen, so wie aus dem Leichenbefunde des Kindes errathen. Er macht aber an einer andern Stelle eine deutliche Anspielung auf das, was seine Leser davon zu denken haben.

Als Don Carlos war gefangen genommen worden, schrieb die Kaiserin an den König ihren Bruder und bat um Gnade für den Prinzen, der mit ihrer ältesten Tochter verlobt war. Die Vermählung war aus verschiedenen Vorwänden aufgeschoben worden und Don Carlos hatte, nach St. Réal's Darstellung, bei seiner Liebe zur Königin, natürlich nichts gethan, sie zu beschleunigen. L'impératrice, sagt St. Réal weiter, qui ignoroit le secret de son coeur, ne trouvoit que ce seul parti digne de sa fille aînée. Comme elle ne croyoit pas la mort de la Reine d'Espagne si proche qu'elle estoit, elle ne prévoyoit pas, que cette Aînée prendroit la place de cette mal-heureuse Reine et que le Roi son Frere, comme par une espece de fatalité, dût épouser toutes les Princesses qui auroient été promises à Dom Carlos. Le Roi, qui voyoit plus loin qu'elle, prit un soin particulier de la ménager dans cette occasion, et de se justifier dans son esprit. Aus den Worten St. Réal's le Roi qui voyoit plus loin qu'elle geht deutlich hervor, dass St. Réal den König für schuldig an dem Tode der Königin angesehen wissen will; er führt zu den letzten Worten als Beleg Cabrera Hist. de Philippe II. an. Wilhelm von Oranien beschuldigt in seiner „Recht-

fertigung“ bekanntlich den König eben so wohl der Ermordung seines Sohnes als derjenigen der Königin. Die Darstellung Prescott's reinigt Philipp von jedem Verdacht, wenigstens in Betreff dieser Unthat.

Gegen Ende seines Buches übt St. Réal „die poetische Gerechtigkeit,“ welche einer oder der andere am Schluss der deutschen Tragödie vermissen könnte, auf eine sehr gründliche Weise aus.

La fortune fit une vengeance si exemplaire de ces deux morts, qu'on ne doit pas en dérober la mémoire à la postérité. La beauté de la Princesse d'Eboli changea bientôt la confiance que le Roi avoit en elle, en une amour violente. Rui Gomez son mari, aussi jaloux des confidences que le Roi faisoit à sa Femme, que des faveurs qu'elle faisoit au Roi, fit dessein de se défaire d'elle; mais la Princesse l'ayant découvert elle le prévint et se défit de lui. Don Juan d'Autriche, der ebenfalls nach St. Réal an dem Sturze des Don Carlos seine Schuld hatte, wurde durch Briefe, welche die Princessin Eboli als von ihm herrührend dem Könige in die Hand zu spielen wusste, in Verdacht gebracht. Le Roi — trouva moyen de faire envoyer à Dom Juan, par une voye qui n'étoit pas suspecte des bottines parfumées qui lui couterent la vie. — Quelque tems aprés, on découvrit, que la Princesse d'Eboli avoit fait écrire exprés, par le Prince d'Orange, les lettres qu'on disoit avoir été interceptées, et qui avoient été si funestes à Dom Juan. Le Roi conceut une si grande horreur de cette méchanceté qu'elle éteignit son amour. La Princesse et Perez (der bekannte Staatssecretär) furent confinez dans une prison pour y finir leurs jours etc. Auch Philipps des II. bekanntes Schicksal führt er an und schliesst dann: Ainsi furent expiées les morts à jamais déplorables d'un Prince magnanime et de la plus belle et plus vertueuse Princesse qui fut jamais. C'est ainsi, que leur ombres infortunées, furent enfin pleinement apaisées, par les funestes destinées de tous les complices de leur Trépas. Man weiss, dass mit diesem Urtheil über den Prinzen die spanischen Schriftsteller nicht einverstanden sind. Nach dem, was Jedermann bei Raumer, Stirling und Prescott leicht nachlesen kann, wäre es überflüssig, etwas hierüber beizubringen. Man wird, besonders aus den letzten Ausführungen, gesehen

haben, dass die Stelle, welche St. Réals Novelle unter den geschichtlichen Büchern unsrer Königlichen Bibliothek einnimmt, wenig gerechtfertigt ist.

Der Nachweis, dass Schiller sich zum Theil auch nach Campistron gerichtet habe, wird alsdann geführt sein, wenn sich hat herausstellen lassen, dass die Tragödien Beider in der Erfindung und im Gang der Handlung, in Auftritten, Charakterzügen, Ausdrücken, welche sich bei St. Réal gar nicht oder anders vorfinden, unter einander übereinstimmen. Wer eine Untersuchung dieser Art unternimmt, geräth in eine eigenthümliche Schwierigkeit. Dass ohnehin eine grosse Uebereinstimmung zwischen zwei Schriftstellern bestehen muss, welche beide aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, ist so natürlich; und ihre Uebereinstimmung auch da, wo sie von ihrer gemeinschaftlichen Quelle abweichen, kann für zufällig angesehen werden; oder wo sie nicht leicht für zufällig gehalten werden dürfte, bleibt der Beweis, dass sie nicht doch aus der gemeinsamen Grundlage hervorgegangen ist, insofern unsicher, weil er meistenstheils auf blosse Versicherung hin angenommen werden muss. Mit einem Wort, es ist leicht, ausfindig zu machen, worin beide Trauerspiele, obwohl von der Novelle abgehend, mit einander übereinstimmen: schwer, auf eine durchaus überzeugende Weise es Andern vorzuführen. Die beste Ueberzeugung gewinnt man allerdings, wenn man selbst die drei Werke genau vergleicht.

Und vor allen Dingen muss ich mich dagegen verwahren, als wollte ich durch die folgende Zusammenstellung andeuten, dass in den Fällen, welche ich werde anzuführen haben, — es sind noch dazu oft grosse Kleinigkeiten — Schiller auf so manche Einfälle, Erfindungen und Ausdrücke nicht auch selbst habe kommen können; — als sei er arm genug gewesen, um von Campistron borgen zu müssen. Ein jeder Vorwurf, der mir daraus erwachsen könnte, fällt von selbst fort, sobald sich ergiebt, dass, was er entlehnt hat, das Unbedeutendere und Schwächere seines Werkes ist, dass er in der Regel das Entlehnte verbessert oder bedeutsamer zu machen weiss, dass endlich alles das Anziehende und Grosse, die Götterempfindungen und die Himmelsworte, welche früher unsre Jugend elektrisirt haben,

unser gereifteres Mannesalter noch jetzt mit Bewunderung erfüllen, ihm allein eigenthümlich sind.

Im Leben, Wirken und Schaffen des Geistes ist Nichts unvermittelt und zusammenhanglos. Willkürliche Erfindungen macht der Dichter nicht: Natur, Leben und Geschichte leiten seine Gedanken; in literarischen Jahrhunderten reizen andere Schriftsteller ihn zur Nachfolge oder zum Widerspruch; der Einsame verkörpert seine Stimmungen, seine Wünsche, seine Träumereien zu Schöpfungen, zu Wesen, zu Gestalten. Der grosse Dichter ist nicht derjenige, der recht absonderliche Personen und Verhältnisse ausgrübelt, sondern der, welcher in die Personen und Verhältnisse, auch wenn sie ihm anderweitig gegeben sind, die Wahrheit seiner Anschauungen, die Tiefe seiner Empfindung, die Hoheit seines Geistes, die Kraft seines Charakters einzusetzen weiss. So die Griechen, so Shakspere. Ein wirkliches Kunstwerk verdient seine pragmatische Geschichte; ihre Aufgabe ist, nachzuweisen, wie das Gegebene von dem Dichter benutzt und umgewandelt worden ist, welche Gedanken und Stimmungen den überlieferten Stoff umgeformt haben; und seinen wahren Geschichtschreiber hat ein Gedicht erst dann gefunden, wenn bis in die kleinsten Einzelheiten diese Entwicklung desselben aufgezeigt worden ist.

In diese innere Werkstätte des Schillerschen Geistes, in welcher Don Carlos in der uns vorliegenden Form ausgeprägt worden ist, wenigstens einen kleinen Einblick zu thun, dazu werden, wie ich mir schmeichle, die nachfolgenden Vergleiche und Betrachtungen — neben dem Zweck, dem mein Aufsatz besonders gewidmet ist, — zugleich den Weg öffnen.

Versetzen wir uns zuförderst in die Lage, in die Verhältnisse Schillers. Dalberg hat ihn auf den reichen Stoff, den der Don Carlos nicht der Geschichte, sondern der Romantik für eine Tragödie darbietet, — er hat ihn mit einem Worte auf die Novelle St. Réal's aufmerksam gemacht, wahrscheinlich ihm das Buch selbst gegeben. Das Stück, zu welchem Schiller daraus den Entwurf macht, soll kein politisches Stück, aber auch nicht wie die vorhergehenden, ein bürgerliches Trauerspiel werden; ein Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause, mit grossem historischem Hintergrund, ist es zu werden bestimmt.

In diese Zeit des ersten Entwurfs seines neuen Stücks fällt Schillers fleissige Beschäftigung mit den französischen Dichtern. Er muss sich gestehen, dass, wenn sie auch, nach seinem eignen Ausdruck, der Aftermuse huldigen, doch Form und Kunst und Wohllaut bei ihnen anzutreffen sei, und es ist gewiss eben so sehr ihr Beispiel, als Wielands Urtheil und Lessings Vorgang, das ihn bestimmt, sein neues Stück in Verse einzukleiden und eine Tragödie in dem hohen Styl zu liefern. Hatte er nun zufällig auch Campistron gelesen, so war es für ihn unmöglich zu verkennen, dass der Andronic dieses Dichters den Gegenstand der St. Réalschen Novelle behandelt hatte: — dies kann überhaupt Keinem entgehen, der beide Bücher kennt; — und war er dessen gewahr geworden, so lag es ihm natürlich sehr nahe, das französische Stück bei seiner eignen Bearbeitung zu benutzen. Geschah dies, so wurde natürlich die Campistronsche Tragödie ein Mittelglied zwischen der St. Réalschen Novelle und dem Schillerschen Stück: umgekehrt, ist die Campistronsche Tragödie ein Mittelglied zwischen der Novelle und der Schillerschen Tragödie, — wie es in der That der Fall ist, — so muss dieser Umstand die Vermuthung, Schiller habe Campistron gekannt und benutzt, entweder hervorrufen oder bestärken.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wende ich mich zur Betrachtung der Einzelheiten.

Dass in der Komposition des Schillerschen Stückes nicht gar zu Vieles an Campistron erinnert, darüber wird sich Niemand wundern, der bedenkt, dass die Form der klassischen Tragödie dem Franzosen nur eine sehr knappe Entwicklung der Handlung gestattete, dass er sich daher begnügen musste, die Hauptzüge derselben aus der Novelle herauszuheben, dass er eher genöthigt war fortzulassen als hinzuzusetzen. Dennoch findet sich Manches von der Einrichtung des französischen Stücks auch bei Schiller wieder: Einiges, was er auch ohne dasselbe zu kennen, eben so machen musste, Anderes, wozu keine andere Veranlassung als eben die Zweckmässigkeit des Campistronschen Vorgangs vorlag.

Die beiden Hauptmotive des Stücks, und die beiden in einander verflochtenen Hauptmomente des Schicksals des Don

Carlos sind einmal die Liebe des Prinzen zur Königin und die dadurch erweckte Eifersucht des Königs, andererseits die beabsichtigte Flucht des Prinzen nach Flandern.

In St. Réals Novelle tritt die Eifersucht des Königs gegen Don Carlos anfangs ganz in den Hintergrund; — sehr natürlicher Weise, da er, der Historiker, nicht ganz übersehen durfte, dass, als die Königin nach Spanien kam, der Prinz erst 14 Jahre alt war; — es sind einzig und allein Gründe der Politik und die Widerspenstigkeit und der Trotz des Don Carlos, welche den König gegen ihn in Feindseligkeit bringen. Eifersüchtig ist der König auch in der Novelle — aber auf den Marquis Posa, der bei der Königin wohl angesehen war, und der bei einem Turniere die Farben der Königin getragen, überhaupt der Ritter der Königin gewesen war. Auch wird der Marquis, wie ich schon oben angedeutet habe, das Opfer dieses Verdachts Philipps. Erst als dem König Spöttereien auf ihn selbst, welche Don Carlos in Gegenwart der Königin vertraulicher Weise sich erlaubt hatte, hinterbracht worden waren, wird seine Eifersucht auf Don Carlos gelenkt. St. Réal 146. Après qu'il fut revenu du premier trouble d'esprit où une raillerie si sanglante faite par des personnes si cheres, le jetta d'abord, ses anciens soupçons de l'amour de Dom Carlos pour la Reine — dieser Verdacht war bisher in der Novelle nicht erwähnt worden — se réveillerent dans son ame avec plus de violence que jamais. Il ne put comprendre qu'une Femme et un Fils se divertissent ensemble de cette sorte, aux dépens d'un Pere et d'un Mari qui étoit leur Roi, sans qu'ils vécussent aussi dans les familiaritez les plus criminelles. Mais le Marquis de Posa lui revenant aussi-tôt dans l'esprit, il ne pouvoit croire que la Reine fut amoureuse de tous deux; sur tout Dom Carlos, et ce Marquis étant aussi unis qu'ils étoient: et il conclut, qu'il faloit necessairement que l'un fut l'Amant, et l'autre le Confident. Die Eifersucht, welche in der Novelle der König gegen den Marquis Posa hegt, hat Campistron natürlicher Weise nicht auf Martian, den confident des Prinzen, fallen lassen; und wie er, hat Schiller sie gänzlich aus dem Spiel gelassen. Aber freilich wurzelt „das Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause“ in der Liebe des Don Carlos zur Königin und in der

Eifersucht des Königs auf den Prinzen: auch ohne Campistron zu kennen, musste daher Schiller so und konnte nicht anders sein Stück anlegen.

Ganz anders ist es mit dem zweiten Hauptmoment, durch welches die Catastrophe des Don Carlos herbeigeführt wird.

Der Entschluss zu einer heimlichen Flucht entsteht nach St. Réals Darstellung in dem Prinzen erst nach der Ermordung des Marquis Posa. So vertraut der Marquis auch mit Don Carlos ist, so giebt er doch den Gedanken des Prinzen an Flandern keinen Anstoss; dieser kommt von den Gesandten der Provinzen de Bergh (in der Geschichte Marquis de Bergen) und de Montigny und aus erster Hand aus den Unterredungen und Briefen des Grafen Egmont. Der Marquis ist dagegen der Vertraute des Prinzen in seiner Leidenschaft für die Königin. Ganz dieselbe Stellung behalten bei Campistron Martian der Vertraute und Léonce der Gesandte. Aber da sie in dem französischen Stück — ausgenommen wenn der eine sich einmal früher entfernt oder später ankommt, — immer zusammen auftreten, zusammen zur Vorbereitung seiner Flucht wirken, zuletzt auch zusammen sterben, so war es für Schiller leicht, nach dieser Anleitung Campistrons, aus jenen getrennten Personen den einen Marquis Posa zu machen, der von Martian das Vertrauen des Prinzen in seiner Neigung, von Léonce die Fürsprache für das unterdrückte Volk überkommen hat: ein Einfall, auf den Schiller schwerlich gerathen wäre, wenn er St. Réal allein gelesen hätte, da in der Novelle jene Personen immer getrennt erscheinen, zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken mit dem Prinzen in Berührung kommen, und der eine bereits todt ist, ehe die andern aus dem Hintergrund hervor in Wirksamkeit treten und mit in die Handlung verflochten werden. Und so ist es zu erklären, wie der Marquis Posa, der nach dem ersten aus der St. Réalschen Novelle entstandenen Entwurfe Schillers nur eine Nebenfigur sein sollte (s. Hoffmeister I, 249), nachdem der Dichter Kenntniss von dem Campistronschen Stücke bekommen hatte, durch die Verschmelzung der beiden zusammengehörenden Personen desselben, der Haupthebel der Handlung und der Anstifter der Flucht des Prinzen werden konnte. Daher auch ist es zu erklären,

warum bei Schiller der Marquis, der nach der Novelle Spanien nicht verlassen hat, aus Flandern kommt. Was bei der Bearbeitung des Stücks, so weit es nach St. Réal entworfen war, schwerlich eingetreten wäre, da in der Novelle die flandrischen Gesandten de Bergh und de Montigny eine ganz passive Rolle spielen, das trat jetzt ein, nachdem Schiller den kühn und frei sprechenden Gesandten des unterdrückten Bulgarenvolks in seinen Marquis Posa hatte aufgehen lassen. Nun erst fand Schiller, der Spur Campistrons folgend, der seinen Léonce ganz eindringlich für die Rechte seines Volkes sprechen lässt, nun erst fand, sage ich, unser Dichter die erwünschte Gelegenheit, das ganze Feuer seiner freisinnigen Ansichten auf die Person des Marquis Posa zu werfen; nun erst konnte er die Macht der ihn selbst bewegenden liberalen Ideen, des antiken Bürgersinns und der Geistesfreiheit, in einer Weise in jener Person seines Stücks verkörpern, dass sie das Interesse der ganzen Handlung überwiegend auf sich zog, dass das Stück, welches anfangs kein politisches hatte werden sollen, nun ein durchaus politisches wurde, dass endlich das Familiengemälde in dem fürstlichen Hause für den gewichtigeren politischen Theil, den der Marquis Posa hineinbrachte, fernerhin nur noch den Hintergrund bildete. Schillers eignen Neigungen kam der geringe Anstoss, den Campistron ihm gab, so sehr entgegen, dass von nun an der Plan des ganzen Stücks eine veränderte Richtung empfing: die weltbewegenden Ideen, welche die Figur des Marquis Posa in das Stück brachte, stempelten von nun an in der That es zu einer Tragödie der höchsten Gattung. Unter diesen Voraussetzungen erklärt sich auf das leichteste die Umwandlung des ursprünglichen Planes des Stückes, die neue Stellung des Marquis Posa in der ausgeführten Arbeit und, wie ich später zeigen werde, die ganze Anlage seines Charakters; es erklärt sich endlich daraus auch die Art, wie Schiller den Fall des Marquis Posa herbeiführt. Während bei St. Réal der Marquis als Opfer der Eifersucht des Königs ermordet wird, de Bergh und de Montigny dagegen einzig und allein wegen ihrer allgemein bekannten Verbindung mit dem Prinzen hingerichtet werden, fallen bei Campistron, mit Andronic zugleich, der Vertraute des Prinzen Martian und der Bulgaren-

gesandte Léonce durch das Auflauern der Minister der Rache des Kaisers anheim: und bei Schiller ist es ebenfalls der wenigstens befürchtete Verrath der mit den Ministern Domingo und Alba engverbundenen Princessin Eboli, der für den Prinzen verhängnissvoll zu werden droht und den Marquis zu seiner Selbstaufopferung veranlasst.

Ein zweiter Punct, in welchem Schiller's Anschluss an Campistron sich deutlich herausstellt, ist der, dass der Prinz Andronic sowohl als Don Carlos ihrer Liebe, jener zur Kaiserin Irene, dieser zur Königin Elisabeth förmlich und für immer entsagen, um sich dem Wohl und dem Besten der unterdrückten Provinzen zu widmen und dass sie beide eine Zusammenkunft mit den bisher geliebten Fürstinnen nur nachsuchen, um Abschied zu nehmen und um die Erklärung ihrer Entsagung abzugeben. Ganz anders bei St. Réal, 113: il crût qu'il devoit faire un effort généreux pour délivrer cette Princesse d'une passion malheureuse, qui lui donnoit de si justes inquietudes; et qu'il ne pouvoit mieux s'en détacher que par une longue absence et de grandes occupations. Il le crut d'abord, mais il changea bien d'opinion à la présence de la Reine; et considerant quel étoit le plaisir de la voir, il sentit qu'il ne se resoudroit jamais à ne la voir pas. Dass aber in dieser Beziehung Schiller Campistron folgte, zeigen überdies manche Ausdrücke und Gedanken, welche, mit der Entlehnung der Situation zusammen, aus der französischen Tragödie in das deutsche Trauerspiel mit übergegangen sind. Ich werde sie weiter unten anführen.

Was aber die Uebereinstimmung der beiden Dichter in diesem Punkte noch entschiedener zeigt und es offenbar macht, dass Schiller sich hier von Campistrons Winken leiten liess, ist das Verhalten der beiden Fürstinnen bei dem Abschied der Prinzen. Von einem eigentlichen feierlichen Abschied ist überhaupt nur bei Campistron und Schiller die Rede, und kann schon darum bei St. Réal die Rede nicht wohl sein, da nach seiner Darstellung die Königin und der Prinz, trotz des Argwohns des Königs und der Aufpasserei des Hofes, zu viel Gelegenheit haben, vertraut mit einander zu sprechen. Der Novellist sagt, 114: elle lui fit comprendre que ce voyage dissiperoit le chagrin que le Roi pouvoit avoir pris de leur liaison: Qu'ainsi estant moins observé au re-

tour, plus consideré et plus absolu par la gloire qu'il auroit sans doute acquise, ils pourroient vivre ensemble avec beaucoup moins d'inquietude. Bei Campistron billigt die Kaiserin, durch den Prinzen von seinem Fluchtanschlag in Kenntniss gesetzt, denselben mit grosser Bereitwilligkeit; aber obgleich sie seine Entfernung für die Ruhe Beider für nöthig und ein für seine bedrängten Unterthanen thätig verwendetes Leben seiner Ehre für durchaus angemessen hält, gibt sie dennoch deutlich zu verstehen, wie ungern sie den Prinzen aus ihrer Nähe verliere. Bei Schiller, wie bei Campistron, ergreift die Königin den Gedanken an die Flucht mit Wärme, zeigt aber in dem Augenblick, wo er in Erfüllung gehen soll, dasselbe Schwanken wie Irène; obgleich sie in der ersten Unterredung Don Carlos von seiner Leidenschaft für sie abzubringen und auf seine Pflichten gegen sein Land zu lenken sucht, obgleich sie dem Prinzen in der letzten Scene den Scheidewunsch des Marquis zu wiederholen hat, sich seiner unglücklichen flandrischen Provinzen anzunehmen, so kann sie dennoch ihre tiefe Rührung beim Scheiden von ihm nicht verbergen, und in einer andern Scene erklärt sie dem Marquis, dass sie gegen eine mit so viel Grösse gepaarte Liebe sich schwach zu fühlen fürchte. Mit einem Worte, beide Fürstinnen zeigen, indem sie die Prinzen ihrer Achtung (Campistron: estime) oder Bewunderung (Schiller) versichern, dass sie mehr als je gegen die Prinzen ihre edelste Liebe bewahren, und obgleich sie selbst auf die Trennung gedrungen haben, lassen beide Fürstinnen bei diesem Abschied für immer den Schmerz der Entsagung durch alle ihre Entschlossenheit hindurch sich gewaltsam Bahn brechen.

Ferner hat Schiller in der ersten Zusammenkunft des Don Carlos mit der Königin sich auf das allerdeutlichste nach Campistron gerichtet. Denn diese Zusammenkunft, die freilich bei St. Réal, wie bei Schiller, in einer Gartenlaube stattfindet, wird von dem Novellisten ganz anders erzählt. Ueberhaupt haben, wie ich schon oben angedeutet habe, der Prinz und die Königin bei St. Réal keine grosse Schwierigkeit, einander ohne andere Zeugen als die in der Entfernung stehenden Diener zu sehen und heimlich mit einander zu sprechen. Als die Königin nach Spanien kommt, begleitet Don Carlos, in derselben Kutsche

mit ihr, sie fast auf ihrer ganzen Reise durch das Land. Die erwähnte Unterredung ist daher bei St. Réal denn auch keine, durch den Vertrauten des Prinzen mühsam herbeigeführte, wie bei Campistron und Schiller, sondern macht sich ganz von selbst und ganz zwanglos auf einer Reise des Hofes nach dem Hieronymiter-Kloster St. Yuste, wo der König und seine ganze Umgebung nach allen Seiten hin sich zerstreuen und den Prinzen und die Königin, nur von der weitabbleibenden Dienerschaft umgeben, zurücklassen; besonders aber ist das Ende dieser Unterhaltung ein ganz anderes, als bei Campistron und Schiller, und erregt nicht die geringste Eifersucht des Königs, der übrigens auch nicht einmal dazukommt, noch auch den mindesten Verdacht der Hofleute. Nach der Erzählung der Liebeserklärung heisst es weiter, 32: Le Prince lui repondit qu'il ne pretendoit que celle (la consolation) de la voir et de lui parler: mais la Reine qui craignoit peut-estre de dire plus qu'elle ne vouloit, se leva à ces mots et s'avançant vers le Prince de Parme & Rui Gomez, qui venoient à eux, elle dit seulement à Dom Carlos, que s'il estoit sage et s'il l'aimoit veritablement, il la fuiroit, bien loin de la chercher. Nach Campistron und Schiller dagegen erhält der Prinz, dort durch Vermittlung seines Vertrauten Martian und der Hofdame Eudoxe, hier durch die Bemühung des Marquis Posa und die Connivenz der Hofdame Mondecar nur mit genauer Noth die erste und eigentlich einzige Zusammenkunft; bei beiden Dichtern ist, als der Prinz endlich erscheint, die Fürstin scheinbar unwillig über die Annäherung desselben, bei beiden kommt der Gemahl dazu und unterbricht die Unterredung, und bei beiden wird die Fürstin von ihm befangen und in Verlegenheit angetroffen. Es stellt sich also für diese Scene bei Schiller eine Verschmelzung der St. Réal'schen und der Campistron'schen Darstellung heraus — eine Verschmelzung, wie man sie nur bei Zugrundlegung der beiden Quellen erwarten darf. Uebrigens erinnern, auch mit Bezug auf diesen Auftritt, wie ich nachher zeigen werde, manche Ausdrücke Schillers auf das auffallendste an die Campistronschen.

Hoffmeister macht darauf aufmerksam, dass die Katastrophe des Schillerschen Stücks von dem Irrthum anhebt, den der

Prinz begeht, indem er die Handschrift der Prinzessin Eboli mit derjenigen der Königin verwechselt. Dieser Irrthum des Prinzen aber, wenigstens die Worte desselben, D. C. II, 4:

> Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen,

sind nach Act III, Sc. 3, wo der Briefwechsel des Don Carlos mit der Königin erwähnt wird, besonders aber nach Act IV, Sc. 5.

> Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer
> Von ihr ist auch darunter, den sie damals
> Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
> Alcala mir geschrieben u. s. w.

völlig unmöglich. Auf den letzten Brief wird in der St. Réalschen Darstellung gerade ein besonderes Gewicht gelegt und der Briefwechsel des Don Carlos und der Königin überhaupt mehrmals und ausführlich besprochen. Auch konnte Schiller bei seinem ersten Entwurf nach St. Réal diesen Briefwechsel und das von ihm mit besonderem Nachdruck betonte Schreiben der Königin nicht aus dem Sinn verloren haben. Dagegen wird es deutlich, dass er in der Scene des Prinzen mit dem Pagen Henarez die Verwechslung einer Botschaft der Prinzessin Eboli mit einer Sendung der Königin Elisabeth genau zu motiviren für durchaus nothwendig gehalten hat, deutlich schon dadurch, dass er anfangs die Gleichheit der Anfangsbuchstaben der Namen Elisabeth und Eboli zu dieser Motivirung benutzt hatte. S. Boas Nachträge I, S. 407. Nachdem er diesen Einfall, als für ein tragisches Stück wenig passend, hatte fallen lassen, ist es höchst wahrscheinlich, dass er die andere Motivirung durch die Unbekanntschaft mit den Schriftzügen der Königin aus einer ähnlichen Scene des Campistron'schen Stücks, IV, 6, wo der Prinz Andronic beim Empfange eines Briefes, der nach seiner Vermuthung von der Königin kommt, gleichfalls sagt:

> Je ne saurois reconnoître la main

mit zu weniger Vorsicht ergriffen und so einen Widerspruch mit seiner sonstigen Darstellung zugelassen habe. Denn aus sich selbst konnte er dieses Versehen schwerlich begehen, eher aber bei der Entlehnung aus einem andern Stücke es übersehen.

Ich glaube ferner, dass durch Vergleichung Campistrons sich die Entstehung noch anderer und sehr handgreiflicher Widersprüche aufklären lässt.

St. Réal nicht, aber Campistron hatte den Prinzen Andronic als stolz auf seine Geburt geschildert, I, 2.

Trop instruit de ses droits, trop plein de sa naissance,
Il ne sauroit souffrir la moindre dépendance;

V, 4.

Sorti du plus beau sang qu'adore l'univers,
Maître dès le berceau de cent peuples divers.

Es lag wenig in Schillers Ansichten, Wesen und Charakter dem Prinzen, den er durchweg nach seiner Weise edelgesinnt darstellen wollte, diesen Geburtsstolz beizulegen. Im Gegentheil lässt er ihn zum Marquis sagen, I, 9.

Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,
Mein Herz mit süssen Ahnungen von Gleichheit.

und I, 2 (Boas Nachträge I, 343).

Diess Herz
Diess Herz allein, nicht meine Erstgeburt,
Nicht meiner Ahnen prahlerische Kette,
Dies Herz ist mein Beruf allein zum Thron.

und I, 4 (Boas Nachträge I, 366).

Warum musst' ich als König Philipps Sohn,
Erzürnte Vorsehung, warum nicht lieber
Ein schlechtes Hirtenkind geboren werden?

An andern Stellen dagegen pocht Don Carlos sehr stark auf seinen Rang und nicht bloss gegen Personen, denen er imponiren will, I, 1 (Boas 315).

Bin ich nicht eines grossen Königs Sohn?
Mit halben Welten theil' ich meinen Vater.

I, 5 (Boas 355).

Müssen?
Dem wir gehorchen müssen? Ich bin Fürst,
Der Erbprinz Spaniens — der einz'ge Sohn
Des Mächtigsten auf dieser Hemisphäre.
Geraume Zeit, eh' ich sie selbst betrat,
War schon der beste Theil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Brust von einer Königin,
Und Kronen trugen meine Wärterinnen.
Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
Wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?

II, 6 (Boas I, 410).

Kann Herzog Alba denn dafür,
Wenn ihm Natur zum Werth von Seinesgleichen
Das Selbstgefühl von Meinesgleichen gab?

Mehr noch als die Composition des ganzen Stücks verrathen einzelne Reden und Ausdrücke, dass Schiller die Campistronsche Tragödie gelesen hatte und Vieles theils daraus in seiner Weise überarbeitet, theils aus dem Gedächtniss danach niedergeschrieben hat.

Ehe ich die einzelnen Stellen, in denen mir Schiller Entlehnungen aus Campistron gemacht zu haben scheint, hersetze, werde ich erst an einigen Beispielen, wo er unbestreitbar aus St. Réal geschöpft hat, zeigen, in welcher Weise er überhaupt bei seinen Ueberarbeitungen verfuhr. Auch sonst noch verräth gerade der Don Carlos durch seine häufigen Gallicismen (I, 4. Und meine Farbe dreimal siegen machte. II, 3 in Boas Nachträgen: Ein Volk, das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben zu rächen geht, wird fürchterlich etc.) die anhaltende Beschäftigung Schillers mit den französischen Dichtern, in der Zeit, in welche die Abfassung dieses Stücks fällt. St. Réal 144. L'interest que ce Ministre avoit au salut de son Maitre, lui fit regarder avec effroi la foiblesse de ce Prince, qui alloit mettre les armes à la main de son Fils, pour en étre égorgé le premier. Wer bemerkt in diesen Ausdrücken nicht den Keim der Schillerschen Worte, die freilich einer andern Person in den Mund gelegt sind: II, 3.

(Carlos) Vertrauen sie mir Flandern —
(Philipp) Und zugleich
Mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?

St. Réal 110. Dom Carlos — conceut une honte extréme à ce discours de n'avoir encor rien fait pour la gloire. Wer muss nicht zugestehen, dass aus diesen Worten die berühmte Tirade hervorgegangen ist

Dreiundzwanzig Jahre
Und Nichts für die Unsterblichkeit gethan!

In ganz ähnlicher Weise, wie es hier aus St. Réal geschehen ist, wird man an den folgenden Stellen bemerken, dass Schiller aus Campistron entlehnt und in seiner Art umgearbeitet

hat. Ich werde dabei auch mehrere Verse aus der ersten in der Thalia veröffentlichten Abfassung anzuführen haben.

C. I, 3.

(Andronic zu den Ministern:) Songez que vos conseils ont causé
ma misère.
Il me reste à vous dire
Que je dois être un jour le maître de l'empire.

D. C. II, 2.

Wer sind sie,
(S. 191) Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
(S. 193) Auf diesem Grund, wo ich einst Herr sein werde.

C. I, 3.

(Andronic zu den Ministern:) Que je m'abaisse enfin jusqu'à vous
en prier.

D. C. II, 1.

So muss ich denn von Ihrer Grossmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geschenk erbitten.

C. I, 3.

Qu'il cesse d'accabler du sort le plus cruel
Un peuple malheureux et non pas criminel.

D. C, III, 10.

Ein kräftiges und grosses Volk — und auch
Ein gutes Volk —

C. I, 6.

Il faut que mes travaux
Des Bulgares trahis assurent le repos.
De ces lieux pour un temps souffrez que je m'écarte.
Tout m'en presse, seigneur; un peuple que je plains,
Et qui brûle de voir son destin en mes mains.
Oui, j'exige de vous cette marque d'amour.
Me refuserez-vous une première grace?

D. C. II, 2.

Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer! Mich lieben
Die Niederländer.
Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele...
Auf meinen Knieen bitt' ich d'rum. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens.

C. I, 5.

Tout un peuple, seigneur, vous parle par ma bouche.

D. C. I, 2.

Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen
Und feierlich um Rettung Sie bestürmen.

Das Wort „feierlich" verdankt vielleicht seine Stelle hier den Worten, welche dem eben angeführten Verse Campistrons vorhergehen:

Fais si bien, juste ciel, que ma plainte le touche.

C. I, 7.

Non, non, d'aucun repos je n'ose me flatter;
C'en est fait, mes tourments ne me sauroient quitter;
Loin de guérir des traits dont mon ame est blessée
Je n'en puis seulement concevoir la pensée.
Irène est trop charmante; et je sens mon amour
Sans espoir, sans desirs s'accroître chaque jour.
Mais ce feu malheureux que je ne puis éteindre
Peut-être plus long-temps ne pourroit se contraindre.
Je ne puis voir mon père, avec tranquillité,
Prossesseur d'un trésor que j'avois mérité.
Il m'a fait trop de maux en m'enlevant Irène.
Il s'élève en mon coeur des sentiments de haine
Que toute ma vertu ne sauroit étouffer.
Je sais tous les égards que je dois à mon père
Et le ciel m'est témoin combien je le révère.
Je voudrois faire plus: mais il m'a tout ôté.
Son choix ... N'en parlons plus, je suis trop agité.
Je ne me connois plus, et je me crains moi-même.
Je suis jeune, jaloux...

D. C. I, 2.

Sprich's aus,
Sprich, dass auf diesem grossen Rund der Erde
Kein Elend an das meine grenze — sprich —
Was du mir sagen kannst, errath' ich schon.
Der Sohn liebt seine Mutter...
Mein Anspruch
Stösst füchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's und dennoch liebe ich...
Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —

Das seh' ich ja, und dennoch liebe ich;
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens:

D. C. I, 5.

Und Philipp, Philipp, hat mir Sie geraubt.

D. C. I, 2.

O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich sehe,
Dein todtenblasser Blick hat mich verstanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König sein?

C. I, 7.

(Martian) Que je vous plains, seigneur! que votre destinée
Par ce funeste amour, devient infortunée.
(Andr.) Que dis-tu? Je suis né pour être malheureux!
L'amour ne fait point seul mon destin rigoureux.
Et quoi! pour pénétrer l'excès de ma misère,
Ne te suffit-il pas de connoître mon père.
L'empereur, soupçonneux, esclave de son rang,
Ne m'a jamais fait voir les tendresses du sang.
Les plus saints mouvements que la nature imprime
Dans son austère coeur passeroient pour un crime:
Et pour être né prince, il ne m'est pas permis
D'éprouver tout l'amour d'un père pour un fils.

D. C. I, 2.

(Marquis:) Ach! und Ihr Vater, Prinz!
(D. C.) Unglücklicher, warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht.
(Marquis) Sie hassen ihren Vater?
(D. C.) Nein! Ach, nein!
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Missethäters-Bangigkeit ergreifen
Bei diesem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? u. s. w.

D. C. II, 2.

Wer ist das?
Durch welchen Missverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt? u. s. w.

C. I, 7.

Dans ces lieux mon courage murmure,
Et mon coeur n'est point fait pour une vie obscure.
Dès l'enfance charmé des héros de mon sang,
Je trouve leur vertu au-dessus de leur rang;
Sur-tout de mon aïeul et l'exemple et la gloire
M'enflamme à tous moments et remplit ma mémoire:
Je regarde son sort avec un oeil d'envie
A ses jours éclatants je compare ma vie.
Rien ne s'offre à mes yeux dans le cours de ses ans,
Que de nobles travaux, dès succès triomphants,
Que des murs embrasés, que des villes surprises,
Des peuples asservis, des provinces conquises.
Moi, toujours renfermé dans ces murs malheureux,
Occupé jusqu'ici par de frivoles jeux,
Je ne sais ni l'emploi ni l'ordre d'une armée
Que par des traits confus ou par la renommée.
Ah! ce seul souvenir, plus que tous mes malheurs
M'irrite, me dévore, et m'arrache des pleurs.
Allons: obéissons au transport qui me guide
Et prenons vers la gloire un essor si rapide,
Que dans leur nombre un jour mes exploits confondus
Suffisent à remplir les jours que j'ai perdus.

D. C. II, 1.

Sie selbst,
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen
Von ihres Scepters Antheil aus.
Geben Sie
Mir zu zerstören, Vater! — Heftig braust's
In meinen Adern — Dreiundzwanzig Jahre
Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht, wie ein Gläubiger,
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlornen Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenschulden. Er ist da,
Der grosse, schöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert:
Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm
Und des Gerüchtes donnernde Posaune.
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun.

Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen.

St. Réal hat für diese Tiraden der beiden Dichter nur ganz kurze allgemeine Bemerkungen: 57. c'était dans cette excellente Ecole de sagesse et de magnanimité, que Dom Carlos s'estoit confirmé dans son amour naturelle pour la gloire et pour la vertu heroïque. 65. Dom Carlos qui aimoit naturellement les hommes extraordinaires engagea le Comte (d'Egmont) à raconter durant le chemin la derniere bataille où il avoit commandé. Le Comte charmé de sa curiosité, y satisfit pleinement; et Dom Carlos témoigna une impatience extréme de se voir en état de faire des choses semblables à celles qu'il venoit d'entendre. 110. Dom Carlos, de qui l'inclination naturelle pour la guerre avoit été suspenduë jusqu'alors par la violence de son amour, conceut une honte extréme à ce discours de n'avoir encore rien fait pour la gloire. Dass Schiller Campistron nicht etwa nachgeahmt, sondern umgeschrieben hat, zeigen unter Anderm auch die Worte: Geben Sie mir zu zerstören, welche mit dem sogleich darauf folgenden Verse: Wo Ihre Alba nur verheeren in Widerspruch stehen; die Worte Campistrons: des murs embrasés, des villes surprises, des peuples asservis etc. haben ihn hier irre geleitet und der Wunsch, diese Tirade hier anzubringen, noch ausserdem den zweiten handgreiflichen Widerspruch herbeigeführt, dass der König einmal wegen der weichen Seele des Prinzen und sodann aus Befürchtniss, dass er wegen seiner übergrossen Heftigkeit Alles zerstören würde, ihm die Sendung nach Flandern nicht anvertrauen will.

C. I, 7.

Abandonnons des lieux où je ne puis rien voir
Qui ne me soit l'objet d'un mortel désespoir.

C. I, 6.

Permettez que je parte.
Tout m'en presse, seigneur; un peuple que je plains
Et bien d'autres raisons que je ne puis vous dire.

D. C. II, 5.

Ich soll und muss aus Spanien. (Ein Uebel,

Das Niemand ahnet, tobt in mir. Boas, Nachträge I, 401.)
Mein Hiersein
Ist Athemholen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewusstsein eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.

Zu den letzten Worten Schillers kann man auch wohl die Antwort Martians bei Campistron vergleichen.

Eh quoi! vous flattez-vous que loin de cette ville,
Que sous un autre ciel vous serez plus tranquille.
Changerez-vous de coeur en changeant de climats?

C. II, 1.

Je ne le verrai point; non, je suis résolue.

D. C. I, 4.

Sie erschrecken mich,
Marquis, — er wird doch nicht —

C. II, 3.

(Irène:) Que demandez-vous, prince? et que pourrez-vous dire?
Méprisez-vous les lois que je vous fais prescrire?
Quel est votre dessein de venir en ces lieux
Me faire malgré moi recevoir vos adieux?
Avez-vous oublié qu'un serment solennel
Nous impose à tous deux un silence éternel;
Qu'il n'est plus entre nous d'entretien légitime,
Qu'un seul mot, qu'un regard, qu'un soupir est un crime,
Que, sans cesse attentive à remplir mon devoir,
Je mets tout mon honneur à ne vous plus revoir etc.

D. C. I, 5.

Was für ein Schritt — welch' eine strafbare
Tollkühne Uberraschung —
Rasender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade.
(Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt)
Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Ihn (den König) ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen,
Weil meine Pflicht...

C. II, 3.

Viens-je vous demander que vous me permettiez
Puisqu'il me faut mourir, d'expirer à vos pieds?

D. C. I, 5.

Und dass ich sterben muss!
Man reisse mich von hier auf's Blutgerüste!

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüsst.

C. II, 3.

Depuis le jour fatal qu'arrachée à ma foi,
Madame, vous viviez pour un autre que moi,
Quoique toujours brûlé jusques au fond de l'ame;
Vous savez si mes yeux ont parlé de ma flamme;
Si le moindre transport, un indiscret soupir,
Vous ont fait soupçonner quelque injuste desir.
Tout a gardé, madame, un rigoureux silence;
Mais un coeur n'est point fait pour tant de violence.
Je sais tous les combats qu'il me faudroit livrer,
Si sous le même ciel nous osions respirer.

D. C. I, 2.

Acht höllenbange Monde sind es schon,
Dass von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, dass ich sie täglich anzuschaun
Verurtheilt bin und, wie das Grab, zu schweigen —
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Dass dieses Feu'r in meinem Busen wüthet,
Dass tausendmal sich das entsetzliche
Geständniss schon auf meinen Lippen meldet,
Doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht.

I, 5. O Königin, dass ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Ist Gott mein Zeuge — Königin, umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Man erinnere sich bei diesen Stellen wieder daran, dass nach St. Réal die Königin und der Prinz öftere und ganz ungezwungene Unterhaltungen unter vier Augen hatten.

C. I, 2.

(Marcène) Grace à mes soins: j'ai lu jusqu'au fond de son ame.
J'ai vu son désespoir: l'ambition l'enflamme.
Au desir de régner sans cesse abandonné
Tout lui déplaît ici, n'étant point couronné.

Auf diese Worte führt die aushorchende Frage Domingos (der einem der Campistronschen Minister, Marcène, entspricht), durch welche er den geheimen Kummer des Don Carlos zu ergründen sucht:

Wär noch ein Wunsch zurücke, den der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?
Ich stand dabei, als in Toledos Mauern
Der stolze Carl die Huldigung empfing etc.

Und noch deutlicher in der ersten Fassung (Thalia 1785) Boas, Nachträge I, 317.

(Don Carlos) Wenn schon das Kind von Diademen träumte,
Was kann der Jüngling wünschen?
(Domingo, der ihn lauernd ansieht)
Sie zu tragen.

C. II, 3.

(Irène:) Croyez-vous ma constance si ferme?
Ce reproche cruel, plus que tous vos regrets,
Etonne mon courage et confond mes projets.
Ah, prince! pensez-vous qu'insensible, inhumaine
Mes yeux sans s'émouvoir regardent votre peine?
Que, pendant les horreurs d'un exil rigoureux,
Vous soyez seul à plaindre et le seul malheureux?
Mais que dis-je! où m'entraîne une force inconnue!
Ah! pourquoi venez-vous chercher encor ma vue!

D. C. IV, 21.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, dass Sie
Mich über ihm vergassen. Glaubten Sie
Im Ernst mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da sie zu seinem Engel mich gemacht,
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben.
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft veredeln.

D. C. V. Letzt. A.

Er übergab mir seinen Carl — Ich trotze
Dem Schein — ich will vor Menschen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn sein, wie mein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm und will mein Herz nicht mehr —

Wozu auch noch die Schlussscene von Andronic verglichen werden kann:

Je pourrois vous le taire,
Sans honte je l'avoue. Eh! pourquoi le cacher?
C'est le seul attentat qu'on me peut reprocher.
J'en atteste le ciel, le ciel dont la puissance
Au poids de nos vertus punit ou récompense,
Ni votre fils ni moi, jusqu'au dernier soupir
N'avons jamais formé de criminel desir.

Nur muss man überall annehmen, dass Schiller aus dem

Franzosen nicht in seine Sprache, sondern in seine Empfindungen übersetzt.

C. II, 3.

Ce ciel qui me condamne à ne jamais vous voir
Qui me fait étouffer une flamme si belle,
Ne sauroit pour le moins s'offenser de mon zèle.
S'il défend à mon coeur des sentiments si doux,
Il permet à mon bras de combattre pour vous;
Et si jamais ce bras vous étoit nécessaire,
Ou pour aller servir l'empereur votre père,
Ou pour faire périr, ou chasser de ces lieux
Ceux de qui la présence y peut blesser vos yeux,
Appelez-moi, madame, et je pourrai tout faire.
Je ne veux que la gloire ou la mort pour salaire:
A vous donner mon sang je borne mon bonheur,
Puisqu'il m'est defendu de vous donner mon coeur.

D. C. V. Letzt. A.

Vollenden Sie nicht, Königin — ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sei das Vergangene! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reines Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.
Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand...

IV, 3. (Marquis von D. C. sprechend)
Und eben so beherzt, für seine Liebe,
Wie jener für die seinige zu sterben.

C. V. 12.
Il partoit pour me fuir; à mon devoir fidèle,
Mon coeur lui prescrivoit une absence éternelle.

D. C. I, 5.
Die Liebe ist Ihr grosses Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O, bringen Sie sie ihren künft'gen Reichen.
Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweite
Sei Spanien.

IV, 3.

Nein, die Idee ist gross und schön... (den Prinzen nach
Flandern flüchten zu lassen.)

C. II, 7.

Que dis-je! ils se parloient quand je les ai surpris:
J'ai remarqué leur trouble en me voyant paroître.

D. C. III, 3.

Sie fanden
Die Königin von allen ihren Damen
Verlassen — mit zerstörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

Und I, 6. (Nachträge von Boas I, 369.)

Und was ist das?
Sie scheinen ganz verwirrt, Madame? —

Die Anrede „Madame," die im Don Carlos öfter gebraucht wird, verräth allein schon den französischen Ursprung, ist aber nicht aus St. Réal geflossen, wo eine direkte Anrede des Königs an die Königin nicht vorkommt. C. II, 7.

Andronic, je le sais, aima l'impératrice:
Et bien qu'à ses desirs mon hymen la ravisse,
Ce feu dont il brûloit peut n'être pas éteint;
Et peut-être qu'Irène et l'écoute et le plaint.
Ah, si je le croyois!... Un châtiment sévère...
Allons, développons ce funeste mystère;
Ils se cachent en vain; et pour tout deviner
C'est assez que mon coeur commence à soupçonner.
Ne différons donc plus; et si je vois le crime,
Punissons sans songer que j'aime la victime.

D. C. IV, 9.

Wenn es ist,
Doch ist, — und ist es denn nicht schon? — wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgehäuftes Mass
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hintergangne bin — Ich kann
Auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!...
Dann meinetwegen fliesse Blut —

C. IV, 9.

(L'empereur:) Moi qui, par tant de soins et de persévérance,
De pénétrer les coeurs possède la science.

D. C. III, 10.

Ich bin gewiss, dass der erfahr'ne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,

Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht.

Als Andronic den Brief Irène's empfängt, ruft er aus:

C. IV. 6.
O bonté sans exemple! Adorable princesse!
Irène, de vos voeux je me fais une loi:
A vos moindres desirs je suis prêt à me rendre.

D. C. IV, 5.
(liest den Brief der Königin:) Engel
Des Himmels! Ja ich will es sein — ich will,
Will Deiner werth sein — Grosse Seelen macht
Die Liebe grösser. Sei's auch, was es sei,
Wenn Du es mir gebietest, ich gehorche.

C. IV, 11.
De quel air l'insolent s'est-il humilié?
Il excitoit ma haine au lieu de ma pitié.

D. C. II, 3. (Boas I, 402.)
Infant, dein stilles Weggeh'n ist nicht Demuth.

C. III, 8. Als Andronic festgenommen worden ist, kommt Irène und spricht:
Qu'ai-je etendu, seigneur? Quel bruit, quelles alarmes,
Quel danger imprévu, quel dessein odieux
Trouble votre repos, vous attire en ces lieux.
Rien ne s'offre à ma vue
Que des pleurs, des soupirs, que des yeux consternés
Des soldats interdits, des gardes étonnés.
Qui cause dans la cour ce changement terrible?

D. C. IV, 18.
Was für ein Auflauf im Palaste? Jedes
Getöse, Gräfin, macht mir heute Schrecken.
O, sehen Sie doch nach und sagen mir,
Was es bedeutet.

Aber ich will es mit Anführungen genug sein lassen. Die Menge der ähnlichen Stellen ist gross; ich könnte noch eben so viele, als ich schon hergesetzt habe, ausziehen. Sollte ich selbst in Einem oder dem Andern in meinen Vermuthungen zu weit gegangen sein, — so wird man doch zugeben müssen, dass ich im Ganzen und Grossen richtig gesehen habe: dass Schiller das Campistronsche Stück unfehlbar vor sich gehabt, dadurch Manches in den Plan seines Stücks eingeführt, nach demselben die ursprüngliche Anlage, die aus der St. Réalschen Novelle stammt, umgewandelt, die Stellung, welche er dem Mar-

quis Posa giebt, nach der Anleitung des Campistronschen Stücks erfunden und in dem Gedanken und im Ausdruck sich vielfach nach dem französischen Dichter gerichtet hat.

Ist nun die Entstehungsart des Schillerschen Don Carlos — und ich glaube das unzweifelbar nachgewiesen zu haben — die eben geschilderte, so wird man auch augenblicklich begreifen, warum die Anlage des Stücks so sehr zusammengesetzt und verwickelt und so wenig übersichtlich hat werden müssen. Nicht allein, dass Schiller im Laufe der Arbeit an dem Plan und an der Ausführung (und gewiss vielfach) änderte (s. Hoffmeister I, 303): es wurden ausserdem in den auch sonst schon in epischer Breite nach der Novelle angelegten Entwurf manche Einzelheiten aus dem Campistronschen Stück hineingearbeitet; ein Umstand, der es eben nicht fördern konnte, dass die Handlung in ununterbrochenem Zusammenhang sich fortentwickelte. In der That wird der Fortschritt der Handlung stellenweise nur gewaltsam herbeigeführt. Was darüber anderweitig geschrieben ist, will ich weder wiederholen, noch in ein etwas anderes Licht zu stellen suchen. Ich habe es hier nur mit einer bestimmten Aufgabe, mit den Quellen des Schillerschen Stücks und mit ihrer Einwirkung auf seine Auffassung und Ausdrucksweise zu thun. Aber die wichtigsten Fehler des Don Carlos scheinen mir gerade aus der Zugrundelegung der doppelten Quelle zu entspringen. Die aus den verschiedensten Stellen zusammengesuchten und mit Schillerschem Glanz überfirnissten Kraftstücke, aus welchen die Unterredung Philipps mit Don Carlos besteht, konnten z. B. natürlich nicht eine haltungsvolle Charakteristik der beiden Fürsten herbeiführen. Und so zeigt sich denn auch der bisweilen nothwendig werdende Sprung der Handlung ganz deutlich an der aus Personen St. Réals und Campistrons zusammengeschmolzenen Figur des Marquis Posa. Seine Ermordungsweise sollte der St. Réalschen Darstellung folgen; — dies war nicht nur die der Ueberlieferung getreuere, sondern auch die der Denkart Schillers angemessenere; — das Motiv seines Todes dagegen der Campistronschen Auffassung. Dadurch wird ein sonderbarer Widerspruch in der Schiller allein angehörenden Selbstaufopferung des Marquis hervorgebracht. Der Marquis gläubt, die heimliche Liebe des Prinzen zur Königen und ihr

fortgesetztes Einvernehmen werde durch die Princessin Eboli verrathen werden; — denn dass der Prinz seine flandrischen Pläne der Princessin sollte mitgetheilt haben, durfte Posa nach Allem, was er wusste, auch nicht im Entferntesten voraussetzen; — und er glaubt, die Gefahr von dem Prinzen durch die Festnehmung desselben und nachher durch die Angabe eines eigenen Einverständnisses mit den flandrischen Rebellen abwenden zu können. Wie diese Selbstanklage des Marquis den Prinzen auch nur augenblicklich aus dem Verdacht geheimer Verbindungen und Zusammenkünfte mit der Königin retten oder seine Gefahr auch nur aufschieben konnte, ist gar nicht einzusehen. Auch das Schwanken des Marquis zwischen seiner Freundschaft zu Don Carlos und seinen Freiheitsplänen — worüber Schillers eigene Briefe über Don Carlos, Hoffmeister I, 305 flg. und Andre nachgelesen werden können — wird zwar nicht gerechtfertigt, erklärt sich aber aus der ursprünglichen Duplicität seiner Person. Dieser Charakter überhaupt, — wenn man einen Charakter die Figur des Marquis nennen darf, die eigentlich vielmehr nur ein Rahmen ist, in welchen Schiller seine erhabensten Gedanken über Liebe, Freundschaft, Aufopferung und Freiheit einfasst — dieser Charakter, sag' ich, vielleicht der glänzendste von allen Schillers, ist zugleich in dramatischer Hinsicht der verfehlteste. Als Träger der Gedanken des Stücks steht der Marquis gänglich im Vordergrund, wohin ihn eigentlich der tragische Conflict der Tragödie nicht zu stellen hatte. Auch hat er den Ruf des Trauerspiels entschieden; denn das, wodurch Don Carlos seiner Zeit so mächtig gewirkt hat und noch jetzt wirkt, es ist nicht die regelmässige Formenschönheit des Dramas oder die Wahrheit seiner Schilderungen, vielmehr sind es die in hinreissender Sprache vorgetragenen Ideen, welche es blitzzündend in die deutsche Welt warf. — Ich bemerke beiläufig noch, dass der Protestantismus, den Schiller dem Marquis unterlegt, von ihm aus irgend einer historischen Quelle, ich weiss nicht aus welcher, wenigstens in Beziehung auf die Familie Posa, aufgefunden worden zu sein scheint. Domingo von Roxas, ein Sohn des Marquis von Posa starb 1559 als Märtyrer auf dem Holzstoss bei dem berüchtigten autó de fé zu Valladolid, s. Prescott 1, 352.

Es ist bereits so erstaunlich viel über den Schillerschen Don Carlos geschrieben worden, dass ich eine Verpflichtung fühle, trotz Allem, was ich darüber zu sagen wüsste, ganz kurz zu sein, namentlich von den Charakteren nur in so weit zu sprechen, als entweder die Novelle oder das französische Theaterstück Veranlassung dazu geben.

Der Charakter der Königin ist, von den Hauptpersonen, Schiller am besten gelungen. Er fand sich in der Novelle im Allgemeinen vorgezeichnet, noch deutlicher bei Brantôme und bei Campistron. Man wird hieraus sehen, was man von der Vermuthung des Herrn Maass zu halten hat, der das Urbild der Schillerschen Königin in der Monime des Racineschen Mithridate hat erblicken wollen (Archiv 1857). Schillers Elisabeth ist vielmehr die Irène Campistrons, in's Deutsche übersetzt.

Sonst ist leicht zu bemerken, dass die meisten Personen des Stücks nicht eigentlich nach einer innern aus ihrem Charakter hervorgehenden Nothwendigkeit handeln, sondern dass die ihnen beigelegte Handlungsweise mehr durch den im Voraus bestimmten Gang der Entwicklung des Stücks ihnen aufgezwungen wird. Ich will von dem Prinzen selbst nicht sprechen: mit völliger Absichtlichkeit des Dichters soll ihn gerade eine überaus grosse Reizbarkeit dem Wink der Liebe und dem Rath der Freundschaft unbedingt folgen lassen. Freilich brauchte der Dichter ihn deshalb nicht die unwürdige Rolle der Unredlichkeit und der Verstellung spielen zu lassen, welche, auch wenn Schiller es so nicht gemeint und beabsichtigt hat, Don Carlos in seiner Unterredung mit dem König jedenfalls spielt. Gegen Ende des Stücks allein fängt der Prinz an, Würde und die Zeichnung seines Charakters Haltung zu gewinnen. In seinem Schwanken in den ersten Acten gleicht er dem Don Carlos der St. Réalschen Novelle, in dem letzten Acte gelangt er zu der Entschlossenheit, welche, wenngleich mit geringerer Entschiedenheit, der Campistronsche Andronic für den Anfang seines Stücks mitbringt. Insofern ist in der Anlage dieses Charakters — ich meine des Schillerschen Don Carlos — Entwicklung vorhanden, aber ich zweifle, dass diese Entwicklung durchweg psychologische Wahrheit zeige. Wie bei vielen seiner Charaktere, besonders aus der früheren Zeit, spricht Schiller selbst gar zu oft und so auch gerade bei dem

Prinzen Don Carlos, aus der Maske seiner Personen. Die Schilderung mancher Stimmungen des Prinzen ist glänzend, aber die Stimmungen selbst sind zusammenhanglos. Viele seiner Aeusserungen sind treffend — und man weiss, dass es eben diese einzelnen treffenden Aeusserungen seiner Personen sind, welche Schillers erste Werke so populär gemacht haben; — andre seiner Worte von einer entzückenden und allgewinnenden Liebenswürdigkeit; man fühlt sogleich das glühende Herz, den schnellen Puls, die liebesheisse Hand des Schöpfers eines solchen Charakters heraus; aber ein glühendes Herz, ein schneller Puls, eine liebesheisse Hand haben nur wenig Festigkeit, um den Umrissen einer dramatischen Figur die Bestimmtheit und Abrundung einer plastischen Schöpfung zu geben.

Auffallend wird der Mangel einer eingehaltenen Charakterentwicklung auch am König Philipp. Wie aus der Vorrede in der Thalia hervorgeht, wollte Schiller gerade mit diesem Charakter eine grosse Wirkung hervorbringen; auch hat er deshalb die Farben zu dem Bilde von allen Seiten zusammengeholt. Aber gerade weil er die Wirkung beabsichtigte, brachte er auch seine eigene Sentimentalität herzu, und dadurch musste das Charakterbild haltungslos werden. Der tyrannische Philipp, der, als sein Sohn ihm seine Einsamkeit auf dem Throne schildert, ausrufen kann: „Ich bin allein," ist eben nicht der Tyrann Philipp, sondern der empfindsame Schiller, der die einsamen Tyrannen bedauert und ihnen den Philipp als abschreckendes Beispiel vorstellen will; oder wenn der gegen Mord und Todesurtheile so verhärtete König den Tod des Marquis Posa bedauert, dann ist es wiederum der tragisch-empfindsame Dichter, der seine Trauer ausspricht, da für ihn der Untergang des Edlen, Schönen, Grossen und Herrlichen im Kampfe mit der gemeinen Welt eben das Tragische ausmacht; wenn aber endlich der geheimnissvolle, verschlossene und argwöhnische Herrscher und Gatte dem Unbekannten, ja dem Verdächtigen im ersten Augenblick alle Geheimnisse seines Staates und seiner Familie erschliesst, dann erkennen wir in dieser Handlungsweise nicht allein den offenen guten Menschen Schiller, welcher selbst leicht Andern sein Vertrauen entgegenbringt, sondern auch den ver-

legenen Dramatiker, der anders die Intrigue seines Stücks nicht weiter zu führen weiss.

Ich habe vorhin gesagt, dass Schiller, um das Charakterbild Philipps recht auffallend zu machen, die Farben zu demselben überallher entnommen habe. Dies bedarf einer kurzen Begründung. Aus St. Réal hat unser Dichter nur die den König betreffenden Begebenheiten und einen äussern Anstrich von religiösem Fanatismus entnommen — und mit Recht nicht mehr, denn der Philipp der Novelle ist äusserst schwach und jämmerlich —; einige Züge und mit in das Stück verflochtene Ereignisse hat ihm Brantôme, haben ihm vielleicht auch noch andre Historiker geliefert; etwas hat, wie die obigen Anführungen haben zeigen können, auch der Campistronsche Kaiser beigesteuert: Vieles endlich ist aus Shakspere (Othello, Hamlet) geflossen. So weisen die Worte, D. C. III, 3

O, einen neuen Tod hilf mir erdenken,
Der Rache fürchterlicher Gott etc.

auf Othello, III, 3.

O, that the slave had forty thousand lives;
One is too poor, too weak for my revenge;

und eben da IV, 1.

I would have him nine years a killing.

D. C. III, 4.

Guter Name
Ist das kostbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muss.

auf Othello III, 3.

Good name in man and woman, dear my lord,
Is the immediate jewel of their souls.

Manche Entlehnungen aus Shakspere, in der ersten in der Thalia abgedruckten Bearbeitung waren so offenbar, dass Schiller sie später gestrichen hat. So, III, 4. (Boas I, 459) Gift und Tod! nach Othello III, 3 death and damnation! Wie Othello nach Jagos Einflüsterungen, fällt auch König Philipp nach Domingos Insinuationen in Ohnmacht (Boas I, 467). Und die Worte:

So leicht
Als ein Akkord dem Griff des Lautenspielers,
Steht euch mein Geist nicht zu Gebote (Boas I, 471)

sind aus Hamlet III, 2. 'Sblood, do you think I am easier to be played on than a pipe? nachgeahmt. Die Benutzung Shaksperes ist bei Schiller nicht selten. Wenn Don Carlos II, 4 sagt:

> Ich träume nicht — ich rase nicht — Das ist
> Mein rechter Arm — Das ist mein Schwert — das sind
> Geschrieb'ne Sylben etc.

so erinnert dieser Ausruf auf's Deutlichste an what you will V, 3, wo Sebastian sagt:

> This is the air; that is the glorious sun;
> This pearl she gave me, I do feel't and see it:
> And though 'tis wonder that enwraps me thus,
> Yet 'tis not madness.

Diese wenigen Proben werden zugleich, wie ich hoffe, zeigen, dass die Art und Weise wie Schiller den Shakspere benutzte, derjenigen, in welcher er Campistron verwendete, völlig gleich ist.

Noch ein paar Worte über den Charakter des Königs in Don Carlos. Den grossen und finstern Gegensatz, welchen der Philipp der Geschichte in sich vereinigt, von strenger und ungeheuchelter Kirchlichkeit und Frömmigkeit mit völlig herzloser Grausamkeit und höchst meuchelmörderischer Tyrannei hat Schiller sich entgehen lassen. Auch vertrug ihn die Intrigue des Stücks wenig. Er hat für diese so entgegengesetzt scheinenden Eigenschaften einigermassen wenigstens den Grossinquisitor eintreten lassen; zum Schaden freilich und zur Vernichtung dieses Gegensatzes, da der Grossinquisitor nicht sowohl eine Person, als ein System ist. Wer Prescotts Geschichte gelesen hat, wird ohne Bedenken sagen, dass der Philipp der Geschichte den Philipp des Trauerspiels an Furchtbarkeit gigantisch überragt.

Ich werde mit einigen Bemerkungen über Campistrons Tragödie schliessen. Einen ausführlichen, ästhetischen Vergleich lehne ich hier ab; er würde übrigens die von dem Schillerschen Stücke ganz gesonderten Bearbeitungen Montalvans, Alfieris und Lord John Russels in gleicher Weise berücksichtigen müssen.

Viel einfacher und zusammenhangender, als in dem Schillerschen Don Carlos, ist allerdings die Handlung in dem französischen Trauerspiel; aber sie erhebt sich dafür auch, trotz des inter-

essanten Vorwurfs, nirgends über die gewöhnliche schablonenartige Behandlung, welche der klassischen französischen Tragödie im Ganzen eigen ist. In dem conventionellen Ton, Thun und Treiben wird der eindrucksvollen und wirkungsfähigen Leidenschaft die Spitze abgebrochen. Sonst ist nicht zu leugnen, dass das Stück mit Geschick angelegt und ausgeführt worden ist. Sogar die unausbleiblichen und gewöhnlich unausstehlichen Vertrauten der französischen Tragödie, — hier Martian und Eudoxe, — haben in diesem Traueispiele weniger, als in den meisten andern, den Anschein eines blossen Nothbehelfs des Dramatikers, der durch sie die liaison des scènes herbeiführt, sondern scheinen ganz natürlich in die Handlung hineinzugehören und in der ihnen zustehenden Weise in dieselbe einzugreifen und sie zu fördern.

Den Charakteren des französischen Dichters fehlt es an jenem individuellen Naturell, das nur bei den genialsten ihrer Tragiker stellenweis aus den gereimten Phrasen des Alexandriners und der Gemachtheit der Bühnensprache hervorbricht: — dies sage nicht ich für mich allein, es drücken sich ungefähr eben so Benjamin Constant und Mad. Staël aus; — aber wenn man von solchen individuellen Zügen absieht, sind sie sonst, — wenigstens die Hauptpersonen, der Prinz, die Kaiserin, der Kaiser, die Minister, der Bulgarengesandte passend entworfen und folgerecht durchgeführt. Dass in einer französischen Tragödie der klassischen Zeit von einem Werden und einer Fortentwicklung der Charaktere in der Weise, wie in den englischen und deutschen Stücken, nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Die Sprache endlich, zwar rein, aber ohne alle Genialität und darum fast ein Gegensatz der Schillerschen, geht nirgends über den gewöhnlichen Bühnenausdruck hinaus, wird stellenweis sogar recht matt.

Geringe Verstösse, aber auch geringe Vorzüge, in diese Worte lässt sich das Urtheil über das französische Stück zusammenfassen. Ungleich grössere Fehler, aber ungleich glänzendere Vorzüge hat dagegen die Schillersche Tragödie. Ihre Vorzüge sind zugleich ihre grössten Fehler. Als kunstmässige Schöpfung ist sie längst verurtheilt; aber ihre leuchtenden Fehler werden sie auch vor der spätesten Nachwelt lossprechen.

Berlin. H. J. Heller.

Die englische Sprache

in ihrer Entwickelung seit Alfred dem Grossen.

Jeder Verfolg eines Gestaltenwechsels und Werdens bietet schon an und für sich grosses Interesse, auch selbst wenn die wirkenden Ursachen desselben und die dabei waltenden Gesetze nicht erkannt werden, wie es noch bei vielen Naturerscheinungen und Formwandlungen der äussern Welt (Cometen, Nordlicht, Wind und Wetter, Insecten- und Amphibienmetamorphose) der Fall. Dieses Interesse wächst aber unendlich und unaufhörlich mit der Einsicht in diese Gesetze, mit der mehr und mehr zuverlässigen Nachweisung des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen; darum ist alle angewandte, namentlich aber die Naturphilosophie so anziehend, obschon sie manchmal nur noch zuviel von dem Ihrigen hinzuthun muss, um Lücken auszufüllen und dem Mangel an Continuität in der Erscheinungskette abzuhelfen, darum auch ist vor Allem die etymologische Forschung und Sprachgeschichte so befriedigend, insofern sie nämlich überzeugend augenscheinlichen Zusammenhang zwischen vereinzelt Dastehendem herzustellen, Späteres aus Früherem, Früheres aus Späterem zu erklären, mit einem Worte Entwickelung nachzuweisen vermag. Es kommt hier noch hinzu, dass man mit der Einsicht in den Sprachwechsel eines Volkes zugleich in dessen innerstes geistiges Leben eindringt, und demselben gleichsam in die Seele hineinlauscht, viel mehr noch als bei der Geschichte, welche uns dasselbe eigentlich bloss in seinem äussern Gebahren vorführt und nur hie und da einzelne Hauptfiguren mit einem deren Inneres beleuchtenden Streiflichte bedenken kann.

Bei der Darstellung einer Sprachentwickelung ist freilich nur an einen Theil derselben zu denken, an den, welcher uns in Sprachproben vorliegt und uns also einen Anhalt für Vergleichung und Ableitung bietet, nicht aber an den, welcher vorausgegangen, an die Entstehung der Wörter und ihre erste Gruppirung zu organisch verbundenen Reihen. Was über diese ersten Processe gesagt und gedacht werden kann, ist eben nur rein geistiger Rückschluss ohne Halt, rein speculative Rückconstruction, welche uns bloss in eine Zeit menschlicher Existenz hinaufführt, von der man nichts weiter behaupten kann, als dass sie einmal dagewesen sein müsse. Die ungebildetsten Nationen, welche wir jetzt noch antreffen, sind eben, aller vernünftigen Annahme gemäss, gleichalterig mit uns und reden also, wenn auch eine noch so rohe, eine alte Sprache, die, so langsam auch immer ihre Ausbildung gegangen sein mag, in keinem Falle mehr einen stichhaltigen Boden zu Schlüssen auf menschliche Sprachanfänge überhaupt darzubieten im Stande ist. Diese Nationen besitzen immer schon eine solche Menge von Wörtern und diese in solcher Vielgestaltigkeit, dass man stets einen bedeutenden voraufgegangenen Formwechsel annehmen muss, hinter dem sich die Anfänge unerreichbar verbergen. Die Vergleichung roher Sprachen unter einander und im Ganzen und Grossen befähigt uns höchstens dazu, ganz Allgemeines mit einiger Richtigkeit festzustellen: Die Sprachen der heutigen rohen Südinsulaner und Südafrikaner, welche nichts Anderes sind als eine Masse zusammenhangsloser ungebeugter Wörter, repräsentiren uns mit ziemlicher Gewissheit die Ursprachen des Erdballs, namentlich darum, dass jenen Völkern noch fast ganz die Fähigkeit mangelt, systematisch gegliederte und entwickelte Sprachen sich anzueignen. (Man denke an das Negerenglisch der amerikanischen Sclavenstaaten.) Das Chinesische, Mongolische, Japanesische, so wie auch das Indianische Amerikas zeigen uns wahrscheinlich einen weitern Schritt der Sprachbildung darin, dass sie ihren Wörtern auch ohne Beugung durch mannigfaltige Modulation der Aussprache, durch veränderliche Stellung und unorganische Zusammensetzung eine Art Gliederungsfähigkeit und Verschiedenheit der Beziehung geben. Ob aber diese letztern Sprachen bloss eine Zwischenstufe der Entfaltung oder eine besondere Richtung derselben

darstellen, ob die indo-germanischen und semitischen Sprachen an sie angeknüpft oder gleich von der Urstufe aus eine andre Richtung eingeschlagen haben, die der Organisation durch Beugung, wer könnte darüber ein entscheidendes Wort reden! Wir finden in Allem, was bei ihnen Document ist oder wie ein solches aussieht (Inschriften indischer, assyrischer, babylonischer und egyptischer Monumente), schon die Fortschritte in dieser Richtung, wenn auch mehr oder minder weit gediehen.

Was und wie viel uns aber auch immer in Rücksicht auf die Urbildung der Sprachen verschlossen bleiben wird, das näherliegende Feld der übersehbaren Zeit menschlicher Existenz ist schon so riesig gross, und so viel seines Bodens liegt noch bis jetzt halb wüste, dass der fleissigen Hände zu seiner Bewirthschaftung nimmer zu viele sein können, mögen sie auch nicht Alle weite Strecken roden, wie die grossen Gartenmeister auf diesem Gebiete, sondern nur einige Furchen ziehen, einige Höcker ebnen, einige Schollen zerbröckeln können.

Solch ein bescheidenes Tagewerk nur hat denn auch die gegenwärtige Abhandlung zu ihrem Zwecke. Sie will nicht sowohl viel Neues zu den Errungenschaften Anderer hinzubringen, als vielmehr eine Skizze desjenigen entwerfen, was in Betreff Einer Sprache der Gegenwart, der englischen, bis jetzt sich aus den Studien Vieler ergeben hat, und sie beansprucht nur einige Eigenthümlichkeit in Rücksicht der Kürze, Zusammenstellung und etwa der Wahl ihrer Gesichtspunkte für die Betrachtung. Unsre Abhandlung will nichts weiter sein als ein Abriss der Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache.

Die Gesammtentwickelung der heutigen englischen Sprache aus ihrer ersten nachweisbaren Gestalt ist im Ganzen und Grossen der aller Tochtersprachen und namentlich derjenigen der romanischen Sprachen ähnlich, indem sie uns die Verwandlung einer synthetischen in eine analytische, einer Flexionssprache in eine fast aller Flexion baare, einer der Abstammung nach reinen in eine Mischsprache darstellt. Sie zeigt sich uns ferner in den beiden einer solchen Verwandlung eigenen Zuständen eines vorangehenden Verfalls und nachfolgenden

Wiederaufbaues in theilweise neuer Gestalt, nur hierbei insofern von dem Entfaltungsgange der romanischen Sprachen abweichend, als bei ihr nicht, wie bei jenen, fremde Elemente den Ruin des Urgebäudes veranlassen, sondern erst nach dessen Selbstzerfall als mitbauendes Material hinzutreten, und zwar nicht etwa bloss zu Anfang der Neubildung, sondern vielmehr in einem mit deren Vorschreiten wachsenden Verhältnisse.

Das Angelsächsische als etwas Fertiges betrachtend, dessen Zusammenwuchs aus germanischen Dialekten und leichte Modification durch den walliser und gaelischen Zweig des Celtischen und das vorübergehend herantretende Nordische aus keinen Sprachproben näher zu beleuchten ist, hat man es nur mit den Zeiten von Alfred dem Grossen, vom Jahre 900, an zu thun, und also erstlich den Charakter des Angelsächsischen um genannte Zeit, demnächst die Art und Weise seiner Zersetzung und Verderbniss durch beiläufig 400 Jahre hin, und schliesslich sein Heranreifen zur modernen Mengsprache während der letzten 500 Jahre unter fortschreitendem Zugange des Französischen und Lateins in's erforderliche Licht zu setzen. Die Andeutung und theilweise Aufzählung der Zuflüsse aus andern todten und lebenden Sprachen in's heutige Englische, sowie dessen kurze Charakteristik rücksichtlich seiner veränderlichen und gegenwärtigen Zusammensetzung werden einen passenden Schluss bilden können.

Das Angelsächsische (450—1300).

Das Angelsächsische ist derjenige urenglische Dialekt genannt worden, welcher sich durch allmälige (500jährige) Verschmelzung hauptsächlich zweier Mundarten, der sächsischen und anglischen, bildete. Als die sächsische bezeichnet man diejenige, welche jedenfalls und nachweislich wieder in verschiedenen Färbungen die Horden redeten, die, aus Districten des nordwestlichen Deutschlands kommend, zu verschiedenen Zeiten, seit der Mitte des fünften bis in den Anfang des sechsten Jahrhunderts hinein, im Süden Englands festen Fuss fassten; die anglische wird einem Stamme aus Norddeutschland, den Angeln, zugeschrieben, welcher später als die verschiedenen sächsischen Schwärme dem allgemeinen Einwanderungszuge

folgte und sich mehr im Norden der Insel, bis an die Seen Tiefschottlands hin, niederliess. Dass die eingedrungenen Sachsen verschiedenen Gegenden Nordwestdeutschlands angehört hatten und also unter sich auch schon rücksichtlich der Sprache verschieden waren, geht einmal aus dem lange zwischen ihnen andauernden Zwiespalte in England hervor, zweitens aus den abweichenden Eigenthümlichkeiten der Aussprache namentlich, die bis heute noch in der Volksrede der einzelnen Theile der alten Sachsenreiche in England bestehen. Dass ferner die Angeln, aus Norddeutschland und Jütland herkommend, noch mehr von allen Sachsen rücksichtlich der Sprache sich unterschieden haben, zeigt sich ebenfalls bis zur Gegenwart herab deutlich an den vielen Wörtern entschieden nordischen Anstrichs der Volksmundarten ihrer nordenglischen und südschottischen Nachkommen. Ueber die Abgrenzung sächsischer und anglischer Stämme in der alten Zeit, über den etwaigen Sitzwechsel, die Ursachen der Vermischung, die Uebereinstimmung heutiger Dialektsgrenzen mit den alten und die allmäligen Wandlungen in der Sprachgestaltung selbst lässt sich nichts Zweifelfreies feststellen, da tiefere Forschungen nach diesen Dingen den Engländern nie eingefallen sind bis zu einer Zeit, wo das Versäumte nicht mehr nachzuholen war. Die Vereinigung der sieben sächsischen Königreiche zu einem (im Jahre 827) wird sowohl Folge als Ursache des Ineinanderfliessens sächsischer Sprachverschiedenheiten gewesen sein, die nordische Nachbarschaft und Grenzvermischung der Sachsen und Angeln schon früh die Bezeichnung „Angelsachsen“ und „angelsächsisch“ gerechtfertigt haben. In ihren Grundzügen aber sowohl wie auch in Einzelheiten sind alle diese Dialekte stets übereinstimmend gewesen, da sie alle vom Gothischen nicht nur, sondern auch vom germanischen Zweige desselben herstammten und selbst nach fast jahrtausendlanger Sonderentwickelung in ganz entfernten und zusammenhangslosen Districten (Süden von England und Mittelschottland) noch die nächste Aehnlichkeit behielten.

Eine Ausbildungsperiode von beiläufig 500 Jahren wegen Unmöglichkeit gründlicher Beleuchtung bei Seite setzend, datirt man darum das Angelsächsische eigentlich nur von Alfred dem Grossen (849 — 901) an, da mit ihm entschieden ein Dialekt,

derjenige der nachherigen mittelenglischen Grafschaften, zur Schriftsprache erhoben wurde, und da alle aus Zeiten vor ihm herrührenden angelsächsischen Sprachdenkmäler entweder zu Alfred's Zeiten oder erst lange nachher durch Abschreiber die Gestalt erhielten, in welcher wir sie kennen. Zu solchen Sprachproben gehören erstens die noch aus Deutschland herrührenden historischen Gedichte: „The Gleeman's Song," „The Battle of Finsburgh," „The Tale of Beowulf;" dann eine Anzahl religiöser Gedichte aus dem siebenten, neunten und elften Jahrhundert, wie „The Tale of Judith," „The Allegory of The Phoenix," ein „Poem on Death," „The Address of the departed Soul to the Body," Caedmon's metrische Uebersetzung der heiligen Schrift. Die Uebersetzungen aus dem Latein und der Bibel, die Abhandlungen über Grammatik, Geographie und verschiedene andre Gegenstände nebst den Predigten in Prosa des Erzbischofs Aelfric, desgleichen auch das „Saxon Chronicle" sind ja erst nach Alfred dem Grossen, zu Ende des zehnten, im elften und zwölften Jahrhundert verfasst worden.

Die Darstellung des Angelsächsischen nach seiner Entwickelungsstufe und Organisation zur Zeit seines Auftretens als Schriftsprache schliesst sich nach dem Gesagten also am besten an eine Probe der Sprache Alfred's selbst an, auch noch mit um so grösserem Rechte, als bei ihm, einem für seine Zeit sehr vielseitig und hochgebildeten Manne, eine grosse Menge Unregelmässigkeiten wegfallen, die, bei Andern aus Unwissenheit oder Ungeschick zufällig hervorgegangen, sehr oft für charakteristisch gehalten worden sind und auf falsche Schlüsse über Sprachformen geführt haben. Als ziemlich zuverlässig rücksichtlich älterer Formen aus dem siebenten Jahrhundert dürfte wohl auch eine andre Probe aus Caedmon zu betrachten sein darum, weil seine metrische Bibelversion als ein von Gott gefördertes und darum unverletzliches Werk betrachtet zu werden pflegte.

Wir schreiben diese beiden Proben hier gleich zusammen, einmal weil sie sich gegenseitig ergänzen und eine grössere Menge Formen zur Anschauung gemeinschaftlich darbieten, und dann noch aus dem andern Grunde, auf diese Weise eine vollkommnere Uebersichtlichkeit zu erreichen.

Eine doppelte (englische und deutsche) interlineare Uebersetzung, die wir ihnen geben, soll vorerst ein Wortregister ersparen und daneben als augenfälliger Beweis der noch sehr wenig bedeutenden Entfernung des Angelsächsischen selbst vom modernen Deutschen dienen.

Probe aus Alfred's freier und erweiterter Ueber-Uebersetzung der „Tröstungen der Weltweisheit" von Boethius.

(Die Erzählung ist von Alfred an die Stelle einer metrischen andern Inhalts gesetzt worden.)

We sculon get, of ealdum leasum spellum,
We shall yet (now), from old loose (lying) spells (tales),
Wir sollen (werden) jetzt, von alten losen Spielen (Erzählungen),

the sum bispell reccan. Hit
to thee some (a cert.) byspell (tale) reckon (tell). It
dir sum (irgend ein) Beispiel rechnen (erzählen, bringen). Es

gelamp gio, thaette an hearpere was,
happened formerly, that a harper was,
ereignete sich früher (zu irgend einer Zeit; je) dass ein Harfner war,

on thaere theode the Thracia hatte. Thaes
in the nation which Thrace hight (was called). His
an (in) der (dem) Diet (Volk) das Thrazien hiess. Dessen

nama waes Orfeus. He haefde an swithe aenlic
name was Orpheus. He had a very only (incomparable)
Name war Orpheus. Hä (Er) (N. Pl.) hatte ein sehr einlich (einzig)

wif. Sio waes haten Euridice. Tha ongann monn
wife. She was hight (called) Euridice. Then began one
Weib. Sie war geheissen Euridice. Da anging (begann) man

secgan be tham hearpere, thaet he mihte
to-say by (regarding) the harper, that he might (could)
zu sagen bei (von) dem Harfner, dass hä (er) (N. Pl.) möchte (könnte.)

hearpian thaet se wudu wagode for tham
harp that the wood wagged (moved) for the
harfen dass der Wald wagete (ging) (Nass. Pl.) für (nach) dem

swege, and wilde deor thaer woldon to-irnan
sound, and wild deer (beasts) thers would to-run (run)
Zuge (Ton), und wilde Thiere dahin wollten (pflegten) zu rennen

and standan swilce hi tame waeron swa stille, theah
and stand as which (as if) they tame were, so still, though
und zu stehen als welche (als ob) sie zahm wären, so still, jedoch (obschon)

hi men oththe hundes with eodon, thaet hi hi
them men or hounds with (towards) went, that they them
ihnen Menschen oder Hunde mit (entgegen) gingen, dass sie sie

na ne onscunedon. Tha saedon hi thaet thaes
no not shunned. Then said they that of the (the)
nein nicht anscheuten (abscheuchten). Da sagten sie dass dessen (des)

hearperes wif sceolde acwelan and hire sawle mon sceolde
harper's wife should die and her soul one should
Harfners Weib sollte abquälen (sterben) und ihre Seele man sollte

leadan to helle. * * * Tha tham hearpere tha thuchte,
lead to hell. When to-the harper then thought(it seemed),
leiten zur Hölle (Unterwelt). Da (als) dem Harfner da däuchte,

thaet hine nanes thinges ne lyste on thisse
that to him (him) of none (no) thing not (it) listed on (in) this
dass ihm nicht eines Dinges nicht gelüstete an (in) dieser

worulde, tha thochte he thaet he wolde gangan,
world, then thought he that he would gang (go),
Werlde (Welt), da dachte hä(er)(N.Pl) dass er wollte gân (gehen),

and biddan thaet hi him agaefon eft his wif. * * *
and bid(beg) that they him gave(would give) off his wife
und bitten dass sie ihm gäben ab seiner das Weib (sein Weib).

Tha he tha lange and lange hearpode, tha clypode se
When he there long and long harped, then clept (called) the
Da (als) er da lange und lange harfte, dann (da) kläffte (rief) der

cying, and cwaeth: Uton agifan tham
king, and quoth (said): Out to-give (give) to the
Kuning (König), und quad (sagte): Heraus zu geben (gebt) dem

esne his wif, fortham he hi haefth
serf his wife, for that he her hath
armen Gesellen seiner das Weib (sein Weib), für dem (denn) er sie hat

geearnod: and saede: gif he hine underbaec
earned: and said: if he him(reflex.) underback (backward)
geerndet (verdient): und sagte: gib(wenn) er ihm (sich) hinterrücks

besawe, thaet he sceolde forlaetan thaet wif. Ac
saw (looked), that he should forlet (lose) that wife. But
sähe, dass er sollte verliegen (verlieren) das Weib. Aber

lufe mon maeg swithe uneathe forbeodan. Wei la wei!
love one may very uneasily forbid. Well away! (Alas!)
Liebe man mag stark (sehr) unleicht verbieten. Wei o wei! (Platt.)

Hwaet! * * * Tha he forth on thaet leoht com, tha
What! When he forth on (into) that (the) light came, then
Was! Da (als) er fürder an (in) das Licht kam, da

beseah he hine underbaec, with
besawe (lookes) he him (refl.) underback (backward), with (towards)
besah (sah) er ihm (sich) unter den Buckel (hinterrücks), mit (nach)

thaes wifes: tha losede heo him
of the (the) wife: then was lost she to him
des (dem) Weibes (Weibe): da vloz (war verloren) sie ihm (für ihn)

sona. Thas spell laereth gehwilcne
soon This story learns (teaches) every which (every)
so nah (bald) (Pl.). Dieses Spiel (Erz.) lehrt jedwelchen

man, thaet he hine ne besio to his ealdum
man, that he him (refl.) not besee (look) to his old
Mann, dass er ihm (sich) nicht besehe (sehe) zu (nach) seiner alten

yfelum, swa thaet he hi fulfremme, swae he
evils (vices), so that he them practise, so (as) he
Uebeln (Sünden), so dass er sie fol-frumme (ausübe), so (wie) er

hi aer dyde.
them ere (before) did.
sie eher (früher) that.

Probe aus Caedmon's metrischer Schilderung des Untergangs der Egypter im rothen Meere.

Folc was afeared: Flod-egsa becwom:
(The) folc was afraid: flood-fear came-in:
Das Volk war in Furcht: die Fluth-Angst bequâm (kam heran):

Gastas geomre: Geafon deathe-hweop:
Ghosts complaining: gave (the) death-whoop:
Geister, jammernd: gaben (stiessen aus) den Todes-Wurf (Ruf):

Woldon here bleathe; Hamas finden:
Would (the) herd blithely: homes find:
(Es) wollte das Heer lieblich (gefahrlos): Heimathen (Aufenthalt) finden:

Ac behindan belaec: Wyrd with waege:
But behind-locked (them up): fate with wave:
Aber hinten belag(erte) sie das Schicksal mit Woge(n):

Streamas stodon: Storm up-gewat:
(The) Streams stood: (the) storm up-waded (went):
(Die) Ströme standen: (der) Sturm auf-wagete (ging) (N. Pl.):

Weollon wael-benna: Wite-rod gefeol:
(There) Wallowed (rolled) dead men: (The) Wite-(punish-ment-)rod fell:
(Es) wallten (wälzten sich) Wahl(statt)-Männer: (die) Straf-Ruthe fiel

Heah of heofonum: Hand-worc Godes.
High from heaven: (the) hand-work of God.
Hoch vom Himmel: (das) Hand-Werk Gottes.

(Die in der deutschen Uebersetzung gesperrten Wörter sind als Vermittelungsglieder des Zusammenhangs aus dem Mittelhochdeutschen, die mit (Nass. Pl.) bezeichneten aus dem Nassauischen Platten zu gleichem Zwecke hereingezogen worden.)

Der in der heutigen englischen Schriftsprache nicht mehr vorhandenen Wörter sind in Alfred's Erzählung nur zehn bis zwölf, von denen vier bis fünf sich jedoch noch gegenwärtig in englischen Volksmundarten vorfinden, die übrigen dagegen um Chaucer's Zeit und bald nach derselben ausser Gebrauch gekommen sind. In Caedmon's sieben Doppelversen sind der veralteten Wörter fünf, von denen eins (Wyrd) aber noch zu Shakspeare's Zeit bekannt gewesen ist (Weird sisters).

Es ist hier nur wesentlich zu zeigen, dass das Angelsächsische bis zu Alfred hin sich den Charakter seiner Stammsprache, des Gothischen, bewahrt hatte, d. i. eine Flexionssprache geblieben war, die durch verschiedene Endungen nicht nur nach Casus, Geschlecht und Zahl des Artikels, der Pronomina, der Substantiva und Adjectiva, sondern auch Personen, Zahl und Tempora der Verba zu bezeichnen vermochte, Eigenschaften, die das moderne Englische in Bezug auf den Artikel ganz, in Bezug auf Pronomina, Substantiva und Adjectiva fast ganz, in Rücksicht auf die Verba zum grossen Theile verloren hat. Zum Zwecke des gedachten Nachweises folgen darum hier paradigmatisch geordnete Aufstellungen der in den beiden Proben vorkommenden Formen, die zugleich durch wenige, hier nicht grade vorhandene Abwandlungsbildungen ergänzt sind. (Die Letztern sind nicht gesperrt.)

1. Bestimmter Artikel der Beispiele.

	Sing.					Plur.			
	Nom.	Gen.	Dat.	Acc.		Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
M.	se	thaes	tham	thone	M.	tha	thara (thaera)	tham	tha
F.	seo	thaere	thaere	tha	F.				
N.	thaet	thaes	tham	thaet	N.				

2. Persönliche Pronomina der Beispiele.

	Sing. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.		Plur. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
1. Pers.	ic	min	me	me		1. P. we (wit,dual)	ure (unser,dual)	us (ur,uns)	us (ur,uns)
2. Pers.	thu	thin	the	the		2. P. ge	eower	eow	eow
M. 3. Pers.	he (se)	his	him	hine	M.				
F.	seo (heo, seo)	hire (hyre)	hire (hyre)	hi	F.	3. P. hi (hig,heo)	hira (heora)	him (heom)	hi (heg)
N.	hit	his	him	hit	N.				

3. Substantiva der Beispiele.

	Nom.	Gen.	Dat.	Acc.	
Sing.	spell	—	—	spell	(Neutr.)
	hearpere	hearperes	hearpere	—	(Masc.)
	theod	—	theode	—	(Fem.)
	wif	wifes	—	wif	(Neutr.)
	hell	—	helle	—	(Fem.)
	mann (monn)	mannes	manne	mann	(Masc.)
	thing	thinges	—	—	(Neutr.)
	woruld	—	worulde	—	(Fem.)
	folc	—	—	—	(Neutr.)
	god	godes	—	—	(Masc.)
	hund	hundes	hunde	hund	(Masc.)
Plur.	hundes (eig.-as)	hunda	hundum	hundas	
	—	—	yfelum	—	(Neutr.)
	—	—	spellum	—	
	gastas	—	—	—	(Masc.)
	—	—	—	hamas	(Masc.)
	streamas	—	—	—	(Masc.)
	benna (selten)	—	—	—	
	mannas (irr. men)	manna	mannum	mannas (men)	
	—	—	heofonum	—	(Masc.)

4. Adjectiva der Beispiele.

	Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
Sing.	eald	—	—	—
	leas	—	—	—
	tam	—	—	—
	nane	nanes	—	—
	wilt	—	—	—
Plur.	ealde	—	ealdum	—
	lease	—	leasum	
	tame	—	—	—
	wilde	—	—	—

5. Verba der Beispiele.

Infin.	Praes.	Imperf.	2. Part.
scealan	1. Pers. Pl. wesculon	3. P. Sing. he sceolde	—
reccan	—	—	—
gelimpan	—	3. P. Sing. hit gelamp	—
beon	—	3. P. S. he waes	—
		3. P. Pl. Conj. hi waeron	
halan	—	3. P. S. hit hatte	haten.
habban	3. P. S. he haefth	3. P. S. he haefde	—
onginnan	—	3. P. S. monn ongann	ongunnen
secgan	—	3 P. S. he saegde (saede) we saedon ge saedon hi saedon	—
magan	3. P. S. he maeg	3. P. S. he mihte	—
hearpian	—	3. P. S. he hearpode	—
wagian	—	3. P. S. hit wagode	—
willan (wyllan)	1. Pers. S. ic wille 2. P. S. thu wilt	1. P. S. ic wold(e) thu woldest he wold(e) we, ge, hi } woldon	—
(lo-)irnan (Compos.) (yrnan)	—	—	—
standan	1. P. S. ic stande 2. P. S. thu standst (standest) 3. P. S. he stent (stynt)	1. Pers. S. ic stod 1. Pers. Pl. we stodon 3. Pers. Pl. hi stodon	gestanden
gan (gangan)	1. P. S. ic ga(gange) 3. P. S. he gaeth	1. P. S. ic eode 1. P. Pl. we eodon 3. P. Pl. hi eodon	gan (agaen agan gangen)
(on`scunian	—	3. P. Pl. hi onscunedon	—
acwelan	—	—	—
laedan (gelaedan)	—	1. P. S. ic laedde (gelaedde)	gelaeded (gelaed, laeded laed).
thincan	—	3. P. S. hit thuhte	gethuht
lystan	—	3. P. S. hit lyste	—
thencan	—	3. P. S. he thohte	gethoht
biddan	—	3. P. S. ic baed	beden
gifan (agifan)	—	1. P. S. ic geaf (gaef gaf) 3. P. Pl. we geafon 3. P. Pl. hi geafon 3. P. Pl. Conj. hi ageafon	gifen Imper. 2 P. S. gif Imp. 3 P. Pl. agifan

Infin.	Praes.	Imperf.	2. Part.
clypian (cleopian)	—	3. P. S. he clypode	geclypod
cwethan	—	3. P. S. hi cwaeth	
earnian (geearnian)	—	—	geearnod
(be)seon	3. P. S. Conj. he besio	1. P. S. ic beseah	—
		2. P. S. thu besawe	
		3. P. S. he besawe (beseah)	
(for)laetan	—	—	—
(for)beodan	—	1. P. S. ic bead (bud. bod)	boden
cuman	1. P. S. ic cume	1. P. S. ic com	cumen
	3. P. S. he cymth	3. P. S. he com	
becuman	—	3. P. S. he becwom	—
losian	—	3. P. S. he losede	—
laeran	3. P. S. hit laereth	—	—
fulfremman	3. P. S. Conj. he fulfremme	—	-
don	1. P. S. ic do	1. P. S. ic dyde	gedon
	2. P. S. thu dest	2. P. S. thu dydest	Imperat.
	3. P. S. he deth (doth)	3. P. S. he dyde (did)	do thu
	1. P. Pl. we doth	1. P. Pl. we dydon	
finden (statt findan)	—	—	—
belucan	—	3. P. S. hit beleac	belocen
gewitan	—	3. P. S. he gewat	
weallan	—	3. P. Pl. hi weollon	
feallan	—	3. P. S. hit feoll (gefeol)	gefeallen

Aus diesen Aufstellungen geht hervor:

1. für den Artikel:

   dass derselbe für alle drei Geschlechter und für alle Casus der Einzahl, sowie für die Casus der Mehrzahl noch besondere, und zwar die echt-germanischen theils dem Pronomen demonstrativum gemeinschaftlich mit ihm angehörenden Formen besitzt;

2. für das persönliche Pronomen:

   dass dort alle Personen, Geschlechter, Casus und beide Zahlen noch besondere, selbst mehrfache Formen zeigen, die nur zum kleinen Theile noch im heutigen Englischen, alle aber bis jetzt im Hoch- und Plattdeutschen erkennbar vorhanden sind;

3. für die Substantiva und Adjectiva:

dass noch alle Casus durch besondere Formen unterschieden werden, und zwar durch die gothischen Endungen, welche theilweise ebenso bis heute in der deutschen sogenannten starken Declination vorhanden.

Der Genitiv Sing. wird durch Anhängung von -es, der Dativ durch die Endung -e, der Nominativ Plur. bei den Masculinis stets durch Zusatz von -as, der Genitiv durch -a, der Dativ durch -um, der Accusativ wieder durch -as gebildet; Feminina im Plural kommen hier nicht vor. Bei den Neutris, für welche hier gleichfalls kein Beispiel des Plurals vorhanden, ist die Nominativ- und Accusativ-Endung dieser Zahl gleich der Nominativ-Endung des Singulars.

Die Adjectiva haben im Genitiv und Dativ mit denen der Substantiva übereinstimmende, im Nominativ und Accusativ aber besondere, hier nicht veranschaulichte Schlusssilben.

4. für die Verba:

dass einmal für den Infinitiv derselben fast ohne Ausnahme die Endung -an feststeht;

dass zum andern von einer spätern sogenannten regelmässigen Conjugation noch nicht die Rede, sondern dass vielmehr für Präsens, Imperfectum und pass. Particip ganz von einander abweichende Formungen stattfinden;

dass selbst alle Personen der Einzahl nicht bloss der Endung, sondern bei vielen Verben auch der Vocalbildung des Stammes noch selbständig und abweichend auftreten, sogar mehr als eine Form annehmen;

dass weiter die durchweg gleichlautenden Personen des Plurals im Präsens die Endungen -th und -on, im Imperfectum bloss -on festhalten;

dass ferner das zweite Particip noch häufig die germanische Vorsilbe ge- zeigt und auf -en ausgeht;

dass endlich die Hülfsverba des Modi sowohl als die gewöhnlichen zur vollen Anwendung kommen.

Aus Caedmon's Bruchstück für sich allein betrachtet ist noch besonders ersichtlich, wie zu seiner Zeit noch die Substantiv-Endungen vollständig zur Individualisirung hinreichten und kein Artikel zu Hülfe genommen zu werden brauchte.

Verfall des Angelsächsischen (900 — 1300).

Wie Alfred der Grosse der Erste war, welcher der bisherigen fast ausschliesslichen lateinischen Literatur Englands eine solche in der Landessprache, der Sprache der Laien, in würdiger Weise entgegenstellte, so war er auch so zu sagen der Letzte und Einzige (wenn man nämlich den um hundert Jahre spätern Erzbischof Aelfric ausnimmt), der ein reines Angelsächsisch schrieb. Wie er dasselbe dem Latein gegenüber absichtlich ehrlich gemacht, ihm gleichsam den Ritterschlag gegeben hatte, so hatte er unabsichtlich mit eben diesem Ritterschlage dasselbe in gewisser Weise für vogelfrei erklärt und für das Verderben gekennzeichnet. War auch schon vor Alfred die angelsächsische Sprache von vereinzelten Leuten zu schriftlichen Darstellungen benutzt worden, so machte doch namentlich nach des grossen Königs Vorgange sich eine Anzahl Anderer daran, in derselben Sprache zu schreiben, und zwar fast lauter Leute, die weder von der allgemeinen Bildung und Geschmacksreinheit des königlichen Schriftstellers einen Anflug hatten, noch eine der seinigen gleiche Kenntniss der theils sehr verwickelten Grammatik ihres Mutterdialekts besassen. Grösstentheils waren es Mönche, die ihre Predigten oder die dürftigen Jahrbücher ihrer Klöster in angelsächsischer Sprache abfassten, Uebersetzungen einzelner Theile der heiligen Schrift und der wenigen bekannten classischen Schriftsteller anfertigten, oder die endlich angelsächsische Abhandlungen über Astronomie, Medicin, Geographie und ähnliche Dinge schrieben. Nebenbei kam das Angelsächsische bei allen bürgerlichen Angelegenheiten, gerichtlichen Verhandlungen, Gesetzentwürfen, Contracten u. dgl. nach und nach in allgemeinen Gebrauch und fiel so namentlich Leuten in die Hände, welche aus Unkenntniss sowohl als aus Nachlässigkeit seine Formen und Regeln über's Knie brachen. Natürlich war die so zu erklärende Verwilderung nicht das Werk einiger Jahre, nicht einmal eines Menschenalters, und wir

finden darum bei Aelfric noch fast die gute Alfred'sche Grammatik, sondern sie zog sich durch ein paar Jahrhunderte hin bis etwa 250 Jahre über die normannische Eroberung hinaus, wo dann endlich aus den angelsächsischen Trümmern das moderne Englisch langsam sich aufzubauen anfing.

Um das gradweise Versinken in den Barbarismus auf mehr anschauliche Weise sich vorzuführen, thut man am besten, den Verfall auf verschiedenen Stationen seines Fortschritts zu betrachten und darum Sprachproben aus hintereinander liegenden Zeiten zu näherer Beleuchtung herauszugreifen. Zu den ersten eignen sich wohl am besten ein kleines Bruchstück der sogenannten sächsischen Chronik und ein andres aus der metrischen Chronik Layamon's, der „Brut" genannt. Die sächsische Chronik besteht aus vielen verschiedenen, fast nur registerartigen geschichtlichen Berichtsreihen, deren späteste bis zum Jahre 1154 hinabreicht. Sie soll schon unter Alfred und unter der besondern Leitung des Primaten Phlegmund ihren Anfang genommen haben und ist jedenfalls ausschliesslich das Werk von Klostergeistlichen. Unsre Probe beschreibt die schreckliche Behandlung der englischen Bauern durch die Adligen unter der sturmvollen Regierung König Stephan's und wird aus der Zeit kurz vor oder um die Mitte des zwölften Jahrhunderts herrühren. Die metrische Chronik, aus welcher unser Bruchstück die Schilderung der Schlacht König Arthur's bei Bath gegen die Sachsen gibt, mag um fünfzig Jahre jünger sein als die vorige. Die Sprache ist in beiden im Wesentlichen dieselbe, wenn man die nothwendigen Verschiedenheiten prosaischer und poetischer Darstellung nämlich abrechnet.

Der Sprache der Chronik ist hier jedesmal in einer zweiten Zeile die Alfred'sche Form untergelegt, damit aus unmittelbarer Vergleichung der Unterschied ohne Weiteres in die Augen springen möge; die dritte Zeile ist die Uebersetzung in modernes Englisch.

Probe aus der sächsischen Chronik.

Hi	swencten	the	wrecce	men	of	the	land mid
Hi	swencton	tha	wreccan	mannas (men)	landes (of landum)		mid
They	oppressed	the	wretched	men	of	the	land with

castel-weorc e s. Tha the castles waren maked, tha fylden hi mid
castel-weorcum. Tha tha castel waeron makod, tha fyldon hi mid
castle-works. When the castles were made, them filled they with

yvele men. Tha namen hi tha men the hi wenden
yvelum mannum. Tha namon hi tha mannas tha hi wendon
evil men. Then took they the(those) men whom they thought(weened)

thaet ani god hefden, bathe be nihtes and be
thaet aenig god haefdon, batwa bei nihte (nihtes) and bei
that (they) any goods had, both by night and by

daeies. Me henged up be the fet, and
daege (daeges). Mannas (Men) hengon up bei fotum, and
day. (Some) Men hanged (they) up by the feet, and

smoked heom mid ful smoke: me dide cnotted strenges
smukon heom mid fulum smeocum: mannas (men) dydon cnottede strengas
smoked them with foul smoke: (some) men did (they) knotted strings

abutan here haeved, and writhen to-thaet it gaede to the haernes.
abutan heora heafod, and writhon to-thaet it eode to haerne.
about their head, and twisted till it went to the brain.

Bruchstücke aus der metrischen Chronik.

Ther weoren Saexisce men: folken alre aermest:
Thaer waeron Saexisce mannas (men): folca ealra aermeste:
There were Saxon men: of folks of all (the very) poorest:

And tha Alemainisce men: geomerest alre leoden:
And tha Alemainisce mannas (men): geomereste ealra leoda:
And the Alemanish men: saddest of all nations:

Arthur mid his sweorde: faeie-scipe wurhte:
Arthur mid his sweorde: faege-scipe wurhte:
Arthur with his sword: death-work wrought:

Al that he smat to: hit wes sone fordon:
Al tham he smat to: hit waes sona forgedon:
All that he smote to: it was soon done-for:

Al w(a)es the king abolgen: swa bith the wilde bar:
Al waes se cyng abolgen: swa byth se wilde bar:
All was the king enraged: as is the wild bear:

* *
*

Tha isaeh Arthur: athelest kingen:
Tha sawe (seah) Arthur: aethelest cynga:
When saw Arthur: noblest of kings:

Whar Colgrim at-stod: and aec stal wrohte:
Hwar Colgrim at-stod: and aec stal wurhte:
Where Colgrim at stood: and eke (also) place worked:

Tha clupede the king: kenliche lude:
Tha clypode se cyng: kenliche lude:
Then called the king: keenly loud:

* * *

Nu him is al swa there gat: ther he thene hul wat:
Nu him is al swa thaere gate: thaer heo thone hul wat:
Now to him is all as to the goat: where she the hill keeps:

Thenne cumeth the wulf wilde: touward hire winden:
Tha cymth se wulf wilde: touward hire windan:
Then comes the wolf wild: toward her tracks:

Theh the wulf beon ane: buten aelc imane:
Theah se wulf beo ane: butan aelc imane:
Though the wolf be one: without all (any) company (many):

And ther weoren in ane loken: fif hundred gaten:
And thaer wearon in ane locen: fif hundred gata:
And there were in one fold: five hundred goats:

The wulf heom to iweteth: and alle heom abiteth:
Se wulf heom to gewiteth: and al hi (heg) abiteth:
The wolf them to comes: and all them biteth:

* * *

Ich am wulf, and he is gat: the gume scal beon faie:
Ic eom wulf, and he is gat: se guma scal beon faege:
I am wolf, and he is goat: the man shall be fey (dead).

Der erste Blick zeigt hier die grossen Abweichungen des Halbsächsischen von der alten Sprache.

Bei den Substantiven finden wir fast keine der alten Endungen mehr und dafür entweder leere Stellen, wie bei men, me, land, fet, gat, oder nur noch aus den alten abgeschwächte Wortausgänge, wie bei weorces, smoke, strenges, folken, leoden, kingen, winden, gaten, gume.

Bei den Adjectiven sind die Endungen entweder ebenso verschwunden, wie die Beispiele ful, cnotted, aermest, geomerest zeigen, oder ebenso nur noch in Ueberbleibseln vorhanden, wie bei wrecce, yvele.

Dasselbe gilt von allen Endungen überhaupt, gleichviel ob sie bloss dem starren Worte angehört oder zur Beugung gedient hatten, wie es die Wörter ani, bathe, haeved, alre, sone, buten darthun.

Der Artikel tritt einmal schon häufiger als Ersatz der fehlenden Beugung auf, wie bei of the land, be the fet, to the hearnes, und hat daneben auch die früheren Formen tha, se schon durch die moderne the, die andern durch abgeschwächte ersetzt, wie thaere durch there, thone durch thene.

Ein Gleiches ist bei dem demonstrativen, persönlichen und possessiven Pronomen der Fall.

Was die Verba betrifft, so haben wir hier nicht nur nicht länger die charakteristische Endung des Infinitivs -an, oder die der Pluralpersonen, namentlich des Imperfects, -on, und dafür statt beider -en (swencten, waren, namen, wenden, hefden, writhen, weoren), ja an der Stelle des -on bloss -ed (henged, smoked) und selbst -e (dide), sondern auch vocalische Veränderung andrer Stamm- und Conjugationssilben (maked statt makod, hefden st. haefden, henged st. hongon, smoked st. smukon, gaede st. eode (Vertauschung), waren (weoren) st. waeron, fordon st. forgedon, clupede st. clypode, cumeth st. cymth, am st. eom.

Bei genauerer Vergleichung der halbsächsischen mit den untergelegten Sprachformen stellt sich heraus

a) für die Substantiva:

dass 1. die den verschiedenen Geschlechtern derselben eigenthümlichen Endungen fast aufgegeben sind, indem z. B. Neutra wie castel den Masculinis gleich gebeugt werden.

dass 2. bei allen die ursprüngliche Abwandlung durch die Casus des Plurals verlassen und eine theils ganz neue, theils die alte abschwächende an ihre Stelle getreten ist; statt der vielformigen frühern der drei Geschlechter ist die der Masculina auf -as, -a, -um, -as allein noch gültig und dabei zu -es, -en, -es, -es geworden, in welcher Gestalt sie denn auch noch heute, den Genitiv abgerechnet, vorhanden.

dass 3. schon bei einigen alle und jede Casusendung abgestreift und durch Bestimmungswörter ersetzt ist (siehe die Beispiele of the land, be the fet, to the hearnes, welches letztere freilich die mit to unverträgliche Genitivendung trägt).

dass 4. eine allgemeine Abschwächung von Endsilben, auch wenn sie von der Flexion unabhängig, stattgefunden hat. (Siehe haeved statt heafod, gume statt guma.)

b) für die Adjectiva:

dass 1. hier die Vernachlässigung der Beugungsformen noch weiter fortgeschritten als bei dem Substantivo und zum Theil von solchen fast keine Spur mehr vorhanden ist. (Siehe wrecce statt wreccan, yvele st. yvelum, ful st. fulum, cnotted st. cnottede, aermest st. aermeste, geomerest st. geomereste.)

dass 2. sowohl die alte strenge Congruenz der Adjectiva mit den Substantivis kaum weiter sichtbar ist (wrecce men, yvele men, ful smoke, cnotted strenges, folken alre aermest, geomerest alre leoden, aelc imane), als auch der frühere Unterschied zwischen bestimmter und unbestimmter Declination gänzlich aufgehört hat.

c) für den Artikel, das Pronomen demonstrativum und das Pronomen personale:

dass nicht allein im Gebrauche der Casusformen derselben eine grosse Unsicherheit eingetreten ist, sondern dass sie auch auf dem besten Wege sind, dieselben zu verlieren oder mit den neuenglischen durch Präpositionen unterstützten zu vertauschen.

d) für das Verbum:

dass hier eine entschiedene Richtung eingetreten ist, die sogenannte regelmässige oder schwache Conjugation an die Stelle der unregelmässigen oder harten zu setzen und zu diesem Ende nicht allein die ehemaligen Endungen der Tempora aufzugeben, sondern sogar die Stämme selbst zu verändern und zu vertauschen.

Rücksichtlich der Syntax ist zu bemerken, dass die Rection der Präpositionen ganz haltlos geworden ist, und sich neben richtiger Anwendung derselben oft eine ganz verkehrte findet; es geht dieses aus den Beispielen of the land, mid yvele men, be nihtes and be daeies, to the fet, mid ful smoke, to the hearnes zur Genüge hervor.

Thun wir noch einen zweiten und den letzten Schritt von beiläufig hundert Jahren weiter hinunter auf der Bahn des Verfalls, welcher Schritt uns denn auch so ziemlich an dessen tiefste Stufe führt, so treffen wir auf eine Sprache, die von der angelsächsischen so sehr abweicht, dass eine interlineare Zusammenstellung mit ihr schon fast in keinem Worte mehr zusammenfallen würde; die dagegen schon der heutigen englischen so sehr sich nähert, dass sie beinahe ohne Hülfsmittel verständlich wird. Wir wählen zur Veranschaulichung derselben ein Bruchstück einer Fabel, vermuthlich von John Guildford herrührend und um das Ende des 13. Jahrhunderts geschrieben. Sie heisst die Fabel von der Eule und Nachtigall. (Die Silben mit Punkten darüber sind auszusprechen.)

Hulë, thu axest me (ho seide),
Owl, thou askest me (she said),
Gif ich kon ani other dede,
If I ken (know) any other deed (work),
Butë singen in summer tide,
But sing in summer tide (time),
And bringë blissë for and wide.
And bring bliss far and wide.
Wi axestu of craftës mine?
Why askest thou of crafts (arts) mine?
Betere is min on than allë thine.
Better is mine one than all thine.
And lyst, ich tellë the ware-vore.
And listen, I tell thee wherefore.
Wostu to-than man was i-bore?
Wottest thou (Knowest thou) to what man was born?
To tharë blissë of hovene-riche,
To the bliss of heaven-kingdom,
Thar ever is song and murhthe i-liche.
Wher ever is song and mirth alike (equal).

* * *

Vor-thi men singth in holi chirche,
Therefore men sing in holy church,
And clarkës ginneth songës wirche;
And clerks begin songs (to) work,

That man i- thenchë bi the songe,
That man (may) think by the song,
Wider he shall, and thar bon longe;
Whither he shall, and there be long;
That he the murhthe ne vorgete,
That he the mirth not forget,
Ac thar-of thenchë and bigete.
But thereof (may) think and seek.

* * *

Hi riseth up to midel nichte,
They rise up at middle night
And singeth of the hovene lihte;
And sing of the heaven light (lit up);
And prostës upë londë singeth,
And priests upon (the) land (in the country) sing,
Wane the liht of daië springeth;
When the light af day springs (up);
And ich hom helpë wat I mai:
And I them help what I may:
Ich singë mid hom niht and dai!
I sing with them night and day!

Hier tritt unmittelbar die vollständige Bedeutungslosigkeit aller noch übrigen Flexionssilben oder der Reste solcher hervor, indem die Aussprache sie kaum mehr als vorhanden betrachtet, und die Orthographie sich nur noch ab und zu einmal um sie kümmert. Wir finden hier bringë neben singen und singë, murhthë neben murhthe, blissë neben blisse, tellë, i-thenchë, thenchë, helpë neben bigete, vorgete; in den Versenden werden sogar die Endungen durchweg als gar nicht mehr bestehend übersehen.

Die gänzliche Zerfahrenheit ist aber schon so weit gediehen, dass sie Endsilben da anhängt, wo das Angelsächsische keine kannte, wie bei allë, betere, tharë der Fall.

Bei den Verbis, die im Ganzen am wenigsten litten, findet sich hier dagegen noch die frühere Pluralendung des Präsens in -eth, die in dem mundartlichen nordenglischen -es an derselben Stelle heute noch fortlebt. Auch bei den Pronominibus zeigt sich in unserm Beispiele noch eine gewisse Zähigkeit, die alte

Gestalt beizubehalten. Die Formen ho statt heo, ich st. ic, tu st. thu, mine st. min, thine st. thin, than st. tham, thare st. thaere, hom st. heom sind noch wenig abgewichen, und bei he, hi, the ist selbst noch die Urform da. Das Schwanken zwischen I und ich ist freilich der sichere Vorbote des baldigen Wechsels auch hier.

Als ein paar Neuerungen, die zufällig in der Fabel nicht vertreten sind, aber schon vor ihr existirt hatten, sind der gegen Mitte des 13. Jahrhunderts adoptirte unbestimmte Artikel a und die um dieselbe Zeit vor Infinitiven eingeschobene Präposition to zu erwähnen.

Der Verfall des Angelsächsischen, mit Abschluss des 13. Jahrhunderts in Hinsicht der Wortformungen fast zur vollen Reife gediehen, indem er nur noch die ganz zweck- und inhaltslos gewordenen Endungen abzustossen brauchte, ging besonders in Einer Richtung, in der Orthographie nämlich, noch durch zwei Jahrhunderte und mehr fort und führte zu einer unsäglichen Regellosigkeit und Willkür, die bis heute in der doppelten und mehrfachen Schreibweise vieler Wörter sichtbar geblieben, wie denn überhaupt, auch selbst bei dem ganzen Aufbau des Neuenglischen, der Geist angelernter Verkommenheit und Gleichgültigkeit gegen das Passliche sich niemals verleugnet; aber von der angedeuteten Zeit an datirt man doch im Wesentlichen mit Recht die Epoche der Reorganisation der Sprache, und zwar namentlich durch den Hinzutritt des Französischen, welches zunächst ihr Vocabularium bereicherte und weiterhin auch ihr ganzes System gestalten half.

Neubau des Englischen (1300 bis heute).

Es gibt wirklich keinen schlagenderen Beweis für die tiefe Abneigung, welche die von den Normannen unterjochten Angelsachsen gegen ihre Unterdrücker erfüllte, als die 200 bis 250 Jahre, welche erst verstreichen mussten, ehe das gewaltsam eingeführte und legalisirte Idiom der Sieger sich eine gewisse Anerkennung verschaffen und für die von ihm zugebrachten Ideen seinen zugebrachten Ausdruck in die Volkssprache einbürgern konnte. Dass schon in der sächsischen Chronik sich

einige wenige französische Wörter finden, dass auch bei einigen Reimchroniken dasselbe der Fall, kann noch nicht zu dem Schlusse führen, selbst diese wenigen Wörter hätten schon so früh sich einen Platz in der Rede des Alltagslebens erworben; dass aber Layamon in seinem 32,000zeiligen „Brut“ nur etwa einem halben Hundert derselben eine Stelle gönnte, die noch dazu meist französirte Lateiner waren, führt grade zu der andern, entgegengesetzten Folgerung, dass er sein Sachsenkind mit Normannenflitter zu behängen verachtete, oder wenigstens denselben für keine Empfehlung bei seinen Landsleuten halten konnte.

Doch was Schwert und Gesetz auch in zweihundert Jahren nicht hatten bewerkstelligen können, brachten endlich schnell Friede und Wunsch zuwege, und nach einmal gebrochener Bahn strömten dann schliesslich die französischen Wörter schaarenweise in die schimpflich gestutzte Sachsensprache hinein und brachten manchen guten alten Bürger derselben unverschämter Weise um Platz und Dasein.

Der Zuwachs wäre ein eben so grosser Verlust gewesen, hätte für jedes französische Wort ein angelsächsisches weichen müssen; so war es aber glücklicherweise doch bloss in verhältnissmässig wenigen Fällen, und die alten Wörter blieben grossentheils neben den neuen in Ehren und Gebrauch, welcher Umstand denn beim modernen Englischen den grossen Wortreichthum und die Fähigkeit begründete, eine Unzahl von Gedanken in doppelter (und sogar mehrfacher) Art darstellen zu können, in einer sächsich-englischen und französisch-englischen. Doch sind freilich die Gedankenkreise, bei denen die Wörter der einen oder andern Abstammung von Anfang an vorwalteten, noch immer mehr oder minder deutlich unterscheidbar, und während in der Sprache des Gesetzes, der Feudaleinrichtungen und Bestimmungen, des Kriegs, des Ritterwesens, der Heraldik, des feinen, höfischen Umgangs französische Wörter vorwiegen, haben in der Sprache des täglichen Verkehrs, in den Gebieten der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung, des vertrauten und feindseligen Umgangs, der Blutsverwandtschaft, der Liebe und des Gefühls überhaupt die angelsächsischen den Vorrang und Vorzug.

War somit das Hinzutreten des Französischen bei der Neubildung des Englischen für alle Zukunft ein entschiedener Gewinn, so war dasselbe doch zunächst ohne Frage eine der Hauptursachen der gewaltigen Zerfahrenheit der Orthographie, welche die Sprache im 14., 15. und selbst noch im 16. Jahrhundert charakterisirt. Die im Mittelalter auch beim Französischen noch schwankende Schreibweise, die fast gänzliche Unähnlichkeit derselben mit der angelsächsischen, die mangelhafte englische Aussprache französischer Laute, welche sich durch Andiestellesetzung eigener Laute zu helfen suchte, die Rückwirkung dieser Contraste und Wechsel auf die altsächsische Orthographie rief eine Unsicherheit und Vielgestaltigkeit der Wortbildungen hervor, die nur sehr langsam zu einer gewissen Festigkeit gedichen, bis heute aber noch nicht ganz geheilt und geordnet werden konnte; ebenso muss man die im Englischen andauernde Incongruenz von Schreibart und Aussprache und die dasselbe fast bis heute begleitende und weiterhin noch näher zu zeichnende Urtheilslosigkeit bei der Aufnahme fremder Elemente jedenfalls auf Rechnung des rathlosen französisch-englischen Sprachwirrwarrs schreiben, in dem alles Sprachgefühl und aller feine Formensinn verdumpft und abgestumpft worden waren.

Vom Anfange des 14. Jahrhunderts an also begann das Französische, mit einer grössern Anzahl von Wörtern in die englische Sprache überzugehen, und zwar mag dieser Umstand namentlich den um diese Zeit häufiger werdenden englischen Uebersetzungen französischer metrischer Romanzen zu danken sein, bei denen die noch ungeschickte und arme englische Sprache genöthigt war, alle die fremden Wörter beizubehalten, für welche sie nichts Entsprechendes aus ihrem eigenen Vocabularium finden konnte. Auf diesem Wege fanden ohne Zweifel auch die schon bei Chaucer und Gower häufiger auftretende Participialconstruction und die französische Form des Particips der Gegenwart ihren Weg in die englische Darstellung. Diese mit französischen Ausdrücken gewürzte Sprache war natürlich anfangs für die gewöhnlichen Leute halb unverständlich (freilich auch nur für die feinen Leserkreise berechnet), wurde indessen jedenfalls bald ein Gemeingut auch für den mündlichen Verkehr

und konnte so nach fünfzig Jahren bei Chaucer schon in ursprünglicher Composition auftreten.

Rücksichtlich der bei diesem Schriftsteller und seinen zeitgenössischen Mitautoren gangbaren französischen Wörter ist zu bemerken, dass man an ihrer Gestaltung deutlich den frühern oder spätern Eintritt in's Englische erkennen kann, indem die am spätesten zugekommenen entweder noch ganz oder nahezu ihren französischen Zuschnitt beibehalten, die schon eher eingetretenen schon mehr in ihrer Schreibweise sich der englischen Aussprache angepasst haben. Als Beispiele für die erstere Classe führen wir die bei Chaucer vorkommenden Wörter auctorité, aventure, defaute, hostelrie, delit, accordant, degré, bataille, loy, plesant, chapelleyn, maistrie, langage, mariage, contré, repentaunt, frere, faculté, vitaille, maister, marchaunt, cofre, felicité, parfyt, dormant, reyne, soupere, compagnie, auditour, suffisance, adversité, chalour, pryvé, taille und alle die auf -ion (-ioun geschrieben, welche Endung noch zweisilbig ist) an, als solche für die letztere, die ältere Classe die Wörter sesoun, pilgrimage, corage, resoun, curtesie, siege, vilonye, viage, chivachie, floures, purtray, poynt, devyne, morsel, curtsie, cuppe, counterfete, manere, aqueyntance, renoun, partrich, carpenter etc. Wie zu erwarten, äfft uns aber auch Chaucer jeden Augenblick durch Vorführung desselben Wortes unter der Gestalt einmal eines brühwarmen Franzosen und wieder eines alterschimmeligen normannisch-englischen Philisters.

Nach Chaucer und Gower, bei welchem Letztern sich z. B. auch Wörter wie debonnaire, histoire, memoire finden, verschwindet diese ursprüngliche Schreibweise französischer Wörter mehr und mehr und tritt, freilich in sehr vielgestaltiger Art, eine der Natur englischer Aussprache immer enger angeschmiegte ein, und mit Spenser und Shakspeare schon haben sich die heimathstreu geschriebenen französischen Wörter fast auf die noch jetzt vorhandene Zahl derselben verringert, wenn man nämlich diejenigen nicht in Rechnung bringt, die grade am Ende des 16. Jahrhunderts und in der allerneuesten Zeit noch herüberkamen.

Bei Durchlaufung des ganzen französischen Wortvorraths der englischen Sprache gewährt es besonderes Interesse, aus

der Corruption den Weg des Uebergangs zu erkennen, ob nämlich durch die Schrift oder durch den mündlichen Verkehr, durch welchen letztern ohne Zweifel die meisten Wörter eingeschmuggelt wurden. Bei diesen ist sehr oft alle oder fast alle Aehnlichkeit der Gestalt mit den entsprechenden der französischen Sprache verschwunden und sie sind theilweise zu wahren Zerrbildern derselben geworden, während bei jenen, den durch Bücher adoptirten, immer noch einige Uebereinstimmung mit ihren Altvordern übrig geblieben ist, die freilich selbst von ihren neufranzösischen Sprossen dem Costüme nach oft sehr abwichen.

Wir wollen zunächst einige von den bloss durch Mund und Ohr verpflanzten Wörtern zusammenstellen, und weiterhin eine Reihe derer, bei welchen verkehrte Aussprache des Gelesenen und abermals verkehrte Schreibweise zur corrupten Neugestaltung zusammenwirkten.

Durch mündliche Fortpflanzung wurde:

acquaintance	aus	accointance
artichoke	-	artichaut
assets	-	assez
ay	-	oui
bauble	-	babiole
beefeater	-	buffetier
bumper	-	(au) bon père (alter Trinkspruch auf den Papst)
carrion	-	charogne
catercousin	-	quatre-cousin
cellar(Salzfass)	-	salière
shammy (Leder)	-	chamois
channel	-	chenal
chimney	-	cheminée
clown	-	colon
cockney	-	cocagne
cordwain	-	cordouan
crayfish / crawfish	-	écrevisse
crazy	-	écrasé
crown	-	couronne
cuish	-	cuisse
culverin	-	couleuvrine
dandelion	aus	dent de lion
(to) daunt	-	dompter
denizen	-	donaison
dozen	-	douzaine
eager	-	aigre
(to) embezzle	-	imbécile
fashion	-	façon
foil	-	feuille
friar	-	frère
gilliflower	-	giroflée
grogram	-	grosgrain
gypsy (gip-)	-	égyptien
hogo	-	haut goût
janty	-	gentil
haberdasher	-	haber (avoir) d'acheter
jelly	-	gelée
jeopardy	-	j'ai perdu od. jeu perdu / jeu parti } Spielredensarten.
Jerusalem (artichoke)	-	girasole

jurymast	aus	jour (mât pour (d') un jour)
kichshaw (s)	-	quelque chose
law	-	loi
leaven	-	levain
a(limner)	-	enlumineur
litter	-	litière
match	-	mèche
mayor	-	maire
minion	-	mignon
money	-	monnaie
murder	-	meurtre
musket	-	mousquete
nave	-	nef
nurse	-	nourrice
onion	-	oignon
oyer	-	ouïr
palfrey	-	palefroi
parchment	-	parchemin
to parry	-	parer
pamphlet?	-	par un filet (genäht)
patten	-	patin
peasant	-	paysan
periwig	-	perruque
pheasant	-	faisan
pier	-	pierre
platoon	-	peloton
plush	-	peluche
poniard	aus	poignard
poor	-	pauvre
poverty	-	pauvreté
pretty = ziemlich	-	près de
pulley	-	poulée
pun?	-	pointe
quaint	-	coint
real	-	réel
rein	-	rêne
renown	-	rénom
rummage	-	remuage
samphire, sampire, sampier	-	Saint Pierre
(a) sampler	-	exemplaire
saunter	-	Sainte-Terre (die oft ein Vorwand z. Vagabondiren.)
scissors	-	ciseaux
(to) search	-	chercher
sir	-	sieur
surrender	-	se rendre
tinsel	-	étincelle
(a) ticket	-	étiquette
van	-	avant
very	-	vrai
vessel	-	vaisselle
volley	-	volée
vowel	-	voyelle

Durch falsche Aussprache der bloss gelesenen (und nachher einer solchen Aussprache gemäss reproducirten) Wörter wurde:

boon	aus	bon (bonne)
causey	-	chaussée
cinder	-	cendres
corduroy	-	corde duroi (roy)
cork	-	écorce
cue	-	queue
curfew	-	couvre-feu
daffodil	-	d'asphodèle
fierce	-	féroce
esquire	-	(es-) écuyer
flower, flour	aus	fleur
glory	-	gloire
gutter	-	gouttière
history	-	histoire (wie glory)
hautboy	-	hautbois
potch-potch	-	hoche-pot
entire (in-)	-	entière
ivory	-	ivoire (wie glory)

jaw	aus joue	
jole	- gueule	
kennel	- chenil	
mail	- maille	
mainprize	- main u. pris	
manacles	- manicles	
manger	- mangeoire	
manner	- manière	
manor	- manoir	
manure	- manoeuvre (in alt. Bedeut.)	
marvel	- merveille	
master	- maistre (altfranzösisch)	
matter	- matière	
maugre	- malgré	
mean	- moyen	
medal	- médaille	
megrim	- migraine	
minnow	- menue	
mischief	- (mes-) méchef	
moiety	- moitié	
neat	- nette (net)	
nephew	- neveu	
necessary	- nécessaire (wie glory)	
noun	- nom	
obsequies	- obsèques	
oil	- huile	
(to) ooze	- eaux	
orison	- oraison	
ostrich	- au(s)truche	
oyster	- hui(s)tre	
parish	- paroisse	
partridge	- perdrix	
paunch	- panse	
peach	- pêche	
(to) pierce	- percer	
plagiary	- plagiaire (wie glory)	
plaster	- plastre (plâtre)	
plover	- pluvier	
postern	- posterne (poterne)	
poult, pullet	aus poulet	
prow	- proue	
prowess	- prouesse	
puny	- pui(s)né	
choir, quire	- choeur	
reconnoitre	- reconnoître (-naître)	
respite	- respit (répit)	
restive	- restif (rétif)	
retail	- retaille	
retreat	- retraite	
vowel	- voyelle	
ruby	- rubis	
scale	- escaille (écaille)	
scot	- escot (écot)	
(to) scour	- escurer (écurer)	
(to) scout	- escouter (écouter)	
scrivener	- escrivain (écrivain)	
scrutoire, scrutore, scritory	- escritoire (écritoire)	
scum	- escume (écume)	
scutcheon, esc-	- escusson (écusson)	
seasson	- saison	
sewer	- issuer	
shrine	- escrin (écrin)	
sirloin	- surlonge	
slander (sonst scl.)	- esclandre (veraltet)	
spice (= Etwas)	- espèce	
spice (= Gewürz)	- espice (épice)	
spine	- espine (épine)	
spouse	- espouse (épouse)	
sprite	- esprit	
squirrel	- escureuil (écureuil)	
stable	- estable (étable)	
(to) starch	- estancher (étancher)	
strange	- estrange(étrange)	

stuff	aus	estoffe (étoffe)	usher	aus	huissier
sudden	-	soudain	usury	-	usury (wie glory)
(to) tally	-	taille(r)	varnish	-	vernis
tense	-	temps	veil	-	voile
tile	-	tuile	venison	-	venaison
tower	-	tour	verjuice	-	verjus
trammel	-	tramail	vestry	-	vestaire(wie glory)
treacle	-	thériaque	(to) vow	-	vouer
treason	-	trahison			

Durch eine längere Corruption im Volksmunde, deren letztes Erzeugniss die Schriftsprache schliesslich aufnahm, wurde:

antler	aus	antoilier	lawn	aus	linon
(to) cater	-	achater (acheter)	lettuce	-	laitue
caudle	-	chaudeau	leveret	-	lievret
(to) cess	-	saisir	(to) maintain	-	maintenir
(to) cheat	-	escheat	(to) manage	-	menager
(to) coil / (to) cull	-	cueillir	(to) ordain	-	ordonner
			parsley	-	persil
(to) covet	-	convoiter	(to) patrol	-	patrouiller
(to) curry	-	corroyer	penthouse	-	appentis
dean	-	doyen	pomander	-	pomme d'ambre
dormouse	-	dormeuse (lang-schlafendeMaus)	(to) recoil	-	reculer
			(to) relieve	-	relever
(to) hoist	-	hausser	(to) sally	-	saillir
(to) impair	-	empirer	sash	-	chassis
(to) impeach	-	empêcher	(to) soar	-	essorer
juggler	-	jongleur	(to) soil	-	souiller
kerchief	-	couvre-chef (bei Chaucer schon coverchief)	(to) sue	-	suivre
			urchin	-	hérisson
			umpire	-	un père?
laundry	-	lavandière			

Diese Verzerrungen werden nicht zu unwahrscheinlich aussehen, wenn man ihnen andre an die Seite stellt, welche englische Aussprache aus schon in guter Gestalt vorhandenen Wörtern zuwege brachte, und welche dann wieder in die Schrift übergingen. So wurde:

chattle / cattle	aus	capital	livery and seizin	aus	delivery and possession
patchment	-	achievement	maudlin	-	Magdalen
hostler / astler	-	hospitaler	mob	-	mobile
			ospray	-	ossifrage
hussy	-	h(o)us(e)wife	palsy	-	paralysy

proxy	aus procuracy	
fancy	- phantasy	
parlous	- perilous	
pattern	- patron	
penance	- penitence	
phiz	- physiognomy	
porpoise	- pore-poisson	
posy	- poesy	
prim	- primitive	
proctor	- procurator	
sample	- example	
sexton	- sacristan	
sheriff	- shire reeve	
sparrowgrass	- asparagus	
spruce	- Prussia	
tadpole	aus toadpoult	oder toadpullet
tawdry	- St. Awdry, u. diese aus St. Ethelred	
trump	- triumph	
watergrass	- watercresse	
whisky	- usquebaugh	

und bei Fremdwörtern nicht franz. Ursprungs:

alligator	aus el lagarto (Eidechse)	
lutestring	- lustrino	
parmacity	- spermaceti	
somersault	- soprasalto	
summons	- summoneas	

Eine ganze Menge französischer Wörter sind in einer mehrfachen Gestalt, die sich nur durch die verschiedenartige und verschiedenzeitige Aufnahme erklären lässt, in der englischen Sprache theils gewesen, theils verblieben; als Beispiele solcher mögen die folgenden wenigen dienen:

to arrange to arraign to array
to arrest to arret
to astone to astony to astonish to astound to astun to stun
auln aune ame aume aum awme- awn
to aumail to aumayl to amel to enamel
aumone alms
aumonier aumener almoner
aumry aumbry ambry awmbry almonry
average averidge
to avow to avouch
to baigne to bain to bain
to bail to bayl
balustrade balustre baluster bannister
to bann to ban to bane to bannish
barwig periwig peruke
basenet bassinet bacinet
bastiment battlement
bastoon batoon
bateau batteau boat
baufrey belfrey belfry
baume baum balm
beaufet buffet
bestail beastail

Diejenigen französischen Wörter, welche sich heute noch mit unveränderter Orthographie und theils auch mit annähernd französischer Aussprache in der englischen Sprache finden, sind entweder so gestaltet, dass sie sich der englischen Aussprache zwanglos anbequemen, oder spät hinzugekommen, als die englische Orthographie sich schon fest gestaltet hatte; auch geht aus ihrer Bedeutung meist hervor, dass sie durch den feinen und wissenschaftlichen Verkehr übergegangen sind.

Nächst der Bereicherung des englischen Vocabulariums durch das Französische ist der Einfluss desselben auf die Wortformung durchweg zu erwähnen, indem bald die an den eingebürgerten französischen Wörtern auftretenden englisirten Vor- und Nachsilben auch auf nichtfranzösische Wörter übergingen und dort Neubildungen hervorbrachten. Bei den Substantiven z. B. entstanden aus den überkommenen Vorsilben dis-, en-, in-, mé-, und den Nachsilben -ance, -ence, -ment, verbunden mit angelsächsischen Stämmen, Wörter wie disbelief, disbeliever, diskindness, dislike, enlightener, inholder, forbearance, furtherance, hinderance, misshapement, bewilderment etc. Bei den Adjectiven und Verben war dasselbe der Fall, und wenn auch die Verbindungen angelsächsischer Stämme mit französischen Vorsilben und Endungen grade nicht so häufig waren wie die französischer Stämme mit angelsächsischen Zuwachssilben und vor allem französischer Stämme mit französischen Vor- und Nachsilben selbst, so erwuchs doch aus jenen schon immerhin ein ansehnlicher Formenreichthum, namentlich da Doppelverbindungen wie in den obigen Substantiven diskindness, misshapement, bewilderment besonders hier stattfanden. Die Art und Weise freilich, in welcher das sich ganz Fremdartige in vielen Fällen vereinigt wurde, wie man dabei mit den französischen Einwanderern umsprang und endlich das Neuerworbene mit dem Alten verwendete, ist ein weiterer Beweis von der fortwährend bekundeten Geschmacklosigkeit des Volkes und von seiner Gleichgültigkeit gegen sprachliche Schicklichkeit und Gesetzlichkeit. Neben Monsterbildungen, wie sie die Adjective bailable, battable, battailous, beatifical, beauteous, benignant, beggable, behovable, pedestrious etc. zeigen, findet man Verba wie to disgospel, to enflesh, to enmesh, to balmify, to beautify, to

frenchify, to duncify etc., und nicht allein mehr und mehr Substantiva ohne weitere Modification als Verba anwendet, wie to abode, to acquittance, to alphabet, to apple, to appertenance, to attorney, to auction, to author, to awe, to beauty, to belly, to eye, to father, to foot, to mother, to mouth, to roar, to sepulchre, sondern selbst Adjectiva und Participien, wie to able, to accoy, to accrue, to bald, ja sogar Adverbien, wie to abroad, to forward, und Interjectionen, wie to halloo, to all-hail. Zu diesen Einflüssen gehören auch die dem Französischen nachgebildeten Zusammensetzungen einiger Substantiva (lady of honour, spirit of wine), die theilweise adoptirte französische Comparation der Adjectiva und die schon früher berührte, durch das 15. und 16. Jahrhundert beibehaltene und noch jetzt in einigen Adjectiven vorhandene Form des activen Particips auf -ant oder -and.

Von tieferer Bedeutung aber als alles Vorhererwähnte waren die noch anzuführenden Eingriffe des Französischen in die englische Construction, weil sie die Sprache ihrer Urgestalt hauptsächlich entfremdeten und ihr statt der frühern grammatischen Gelenkigkeit mit der grössern Präcision auch einen grossen Theil der Starrheit des Normannendialects gaben. Bei diesen Veränderungen ist nun freilich an keinen so schnellen Fortgang zu denken als bei den schon erwähnten, und wir sehen noch bis zum 15. Jahrhundert hinab manche echt-angelsächsische Construction in Ehren, die erst im 16. Jahrhundert völlig verschwand, zu welcher letzteren Zeit Weniges mehr an dem heutigen Zuschnitte des Englischen fehlte.

Hier gedenken wir nur, ohne auf Entwickelung einzugehen, der schliesslichen Hauptresultate.

Beim Satzbaue änderte das Französische die Stellung des Prädikats und Objects zu einander, wenn letzteres ein Substantiv, ferner die des näheren und entfernteren Objects, die des von einem Infinitiv regierten Substantivs, zum Theil die der Adverbien und die der Copula in Nebensätzen.

Es drängte weiter dem Englischen seine Participialconstruction auf zur Vertretung von Vordersätzen, Relativsätzen und Nebensätzen mit en, und bestimmte die Stelle solcher Nebensätze im Hauptsatze. Diese so begründete Verwendung des activen Particips griff dann im Englischen sehr weit um sich und

trat an die Stelle der französischen Infinitive nach Präpositionen, wie without (sans), for (pour), before (avant), after (après), nach gewissen andern Infinitiven, zu denen to hinder, to prevent, to fail, to commence, to continue, to like (better, as much), to finish, to suffer etc. gehören, und nach manchen Conjunctionen, wie for fear of etc.

Es bestimmte noch die Stellung einiger Titular-Adjective beim Substantivo (Princess royal, adjutant general), den Casus verschiedener Eigennamen nach Gattungsnamen (town of London, Cape of good Hope), den andrer Substantiva nach Massbezeichnungen (a pound of coffee) und den der Apposition.

Es stellte endlich die heutige Rection des Infinitivs durch Substantive, Adjective und Participien, die der Casus des Substantivs durch Infinitive, die der Infinitive untereinander fest, wobei eine Anzahl von Redensarten und Wendungen, welche besonders auf gleichen Gebrauch der Präpositionen sich beziehen, nicht zu vergessen sind (in the street, departed for Paris, to be of opinion, by force [früher per force] etc.).

War das Französische so durch sein eigenes Hinzukommen schon ein wichtiger Factor bei der Ausbildung des Englischen, so wurde es noch um so bedeutender für dieselbe, als es die Aufnahme eines neuen, des Lateins, vermittelte.

Das Latein hatte zwar schon zur Zeit der Römerherrschaft in England einige wenige Wörter zugebracht, worunter Coln (colonia, in Ortsnamen übrig, wie Lincoln), street, Chester (castrum) gehören, und ebenso in der angelsächsischen Zeit durch die Mönchssprache einige andre, wie monk, porch, chalice, minster, cloister eingestreut, jedoch begannen seine eigentlichen Beiträge zur englischen Sprache erst nach der Eroberung, und zwar auch da erst im 13. Jahrhundert, nachdem das Französische sich ziemlich festgesetzt und sowohl den Weg zur Einführung fremder Elemente gebahnt, als auch in seinen englisirten Formen gleichsam ein Costüm geboten hatte, unter dem der neue Fremde vom ältern eingeführt werden konnte. Es ist nämlich Thatsache, dass die ersten mehr massenweise auftretenden lateinischen Einwanderer des 13. Jahrhunderts alle mit schon englisirten französischen Wörtern zusammenhängen, d. h. ihnen sinn- und gestaltverwandt sind. Die Zeiten des namhaften

Eingangs des Lateins fallen in das 13., zu Ende des 16. und Anfang des 17. und zu Ende des 18. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert wurde derselbe besonders vermittelt durch die grössere Verbreitung der Mönchsliteratur, die aus religiösen Abhandlungen, Legenden, fabelhaften Chroniken und Satiren bestand, und durch die erste mehr allgemeine Pflege des barbarischen Lateins; im 16. und 17. durch die mächtig Platz greifende Philosophie; im 18. durch die Latinomanie Pope's und hauptsächlich Johnson's.

Die zuerst auftretenden lateinischen Wörter sind meist der Sprache der Kirchenväter entnommen, und zwar theils solche, die von denselben zu ihren christlichen Zwecken neu geschmiedet worden waren und im classischen Latein nicht angetroffen werden können; dabei ist zu bemerken, dass diese Wörter fast nur Substantiva und zum kleinen Theile Adjectiva sind; Verba kommen nur sehr vereinzelt vor. Ein grosser Theil dieser Wörter ist ferner wieder nicht einmal in der barbarisch-lateinischen Gestalt aufgenommen, sondern in der Weise der französischen Zuwüchse durch Abkürzung, abgeschmackte Zusammensetzung und verkehrte Orthographie corrumpirt. Ohne weiter zu greifen, braucht man nur die bei Chaucer in seiner „Persones Tale" vorkommenden lateinischen oder lateinisch aussehenden Wörter anzuführen. Da findet man z. B. die augenscheinlich von ihm für rein gehaltenen Pröbchen accidia, acciones, contimax, spieces, savacioun, baptisme, penitentia, avaricia; als schon recht jämmerlich an Nasen und Ohren gestutzt, oder zusammengestoppelt und obenein neugeschmiedet, die Wörter ire, perdurable, celestial, venial, disordinat, elacioun, contumacie, pertinacie. Diese der ersten grossen lateinischen Einwanderung angehörenden Sprachbürger haben denn auch sämmtlich, gleich den ersten französischen, im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Gestalt fast ganz verloren. Anders ist es mit den spätern, im 16., 17. und 18. Jahrhundert aufgenommenen. Sie sind meist noch rein lateinischen Stammes und nur an ihren Endungen gestutzt oder auf die eine und andre Weise gemodelt worden. Die eigenthümlichste Erscheinung bieten jedenfalls die in's Englische gekommenen lateinischen Verba, welche zum letzten Erwerb von dieser Seite gehören. Sie sind zum grössten Theile

in ihrer Participial- oder Supinalform aufgenommen und durch das als Adjectiv oder Substantiv gebrauchte Participium perfecti in ihrem Auftreten als Infinitive vorbereitet worden. In solcher adjectivischen Anwendung erscheinen sie schon vereinzelt bei Chaucer und seinen Zeitgenossen, häufen sich im Laufe des 16. Jahrhunderts namentlich bei Thomas More und Bacon, wo sie schon hin und wieder die Form und Function des Verbs übernehmen, und wachsen endlich im 17. und 18. Jahrhundert bei Addison, Pope, Hume, Gibbon und namentlich Johnson zu einer ansehnlichen Schaar heran. Wie sehr sie immer die englische Sprache bereichern und wie viel sie derselben durch neu zugebrachte Endungen und eigene Vielgestaltigkeit von der alten verlorenen Geschmeidigkeit zurückgeben mögen, so sind sie doch für alle Zeiten ein sehr wenig ehrenhaftes Zeugniss für englische Sprachkritik und setzen dem beim Französischen erwähnten Mangel an Geschmack und Urtheil die Krone auf.

Zur Veranschaulichung der oben erwähnten Art des Uebergangs und des Zustutzens setzen wir eine kleine Liste lateinischer und mit diesen zusammenhängender englischer Verba her:

abjicio	abjectum	macht	to abject,	Adj. abject
abstraho	abstractum (-tus)	-	to abstract,	- abstract
accio	accitum (-itus)	-	to accite	
accipio	acceptum (-ptus)	-	to accept	
acquiesco	acquietum	-	to acquiet,	- quiet
acquiro	acquisitum	-	to acquest,	Subst. acquest
acuo	acutum	-	to acute	Adj. acute
addico	addictum (-ctus)	-	to addict,	- addict (sonst
adjuvo	adjutum	-	to adjute (to adjuvate, geschmiedet)	gebr.)
advoco	advocatum (-atus)	-	to advocate,	Subst. advocate
aestimo	aestimatum (-atus)	-	to estimate	- estimate
affligo	afflictum (-ctus)	-	to afflict	
affundo	affusum	-	to affuse	
agito	agitatum	-	to agitate	
ago	actum (actus)	-	to act,	Subst. act
audio	auditum (-itus)	-	to audit,	- audit
comburo	combustum	-	to combust	Adj. combust
considero	consideratum (-atus)	-	to considerate,	- considerate
effemino	effeminatum (atus)	-	to effeminate,	- effeminate

Eine ganze Menge lateinisch-englischer Verba ist freilich auch, wie die französischen, der lateinischen Infinitiv-, Präsens-

oder selbst Perfectform entwachsen; Beispiele sind to absolve, to allude, to arride, to abscond, to abstain, to absterge, to admove, to adorn, to advene, to advert, to affix.

Dass das Latein einen grossen Theil des heutigen englischen Vocabulariums geschaffen, dass dieses theils mittelbar durch das Französische, theils unmittelbar geschehen, dass dazu die englische Sprache die Gesammtheit der lateinischen und französisch-lateinischen Zuflüsse noch durch bloss ihr eigene Veränderungen der Formen bedeutend vergrössert habe, leuchtet ohne Weiteres Jedem ein, der nur einen flüchtigen Blick in's Wörterbuch wirft; doch ist es zweifelhaft, ob man ohne genaue Untersuchung auf Resultate, wie die folgenden, gefasst sein werde. Wir nehmen eins der allerdings an Ableitungen reichsten lateinischen Verba, und sehen bei ihm zu, wie viele seiner Ableitungswörter direct, wie viele derselben durch das Französische in die englische Sprache gekommen seien, und schliesslich, wie die letztere den so gewonnenen Reichthum durch Umbildung noch vermehrt habe. Die folgende Uebersicht selbst bedarf keiner weitern Erklärung.

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
agere	agir agissant réagir	
agens (-ntis)	agent	agent agency agend
	agenda	agenda agendum
agilis	agile	agile
agilitas	agilité	agileness agility
actum		to act acting to counteract counteraction to enact enact enactment enactor to react reaction

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
actus	acte	act, actless
	actif	active, actively
	réactif	
	activement	
	activer	to activate
activus	activité	activity, activeness
	inactif	inactive, inactively
	inactivité	inactivity
	inaction	inaction
actuarius		actuary
actuose		actuose
actuosus		to actuate, actuate, actuation, to inactuate, inactuation
actualis	actuel, actuellement, actualité	actual, actually, actuality, actualness
actor	acteur	actor
actrix	actrice	actress
actio	action	action, actionable, actionably, action-taking, action-threatener
	actionner	to actionare
	actionnaire	actionary, actionist
	réation	reaction
(abigere) abactum		to abact, abaction
abactor		abactor
(ambigere) ambiguus	ambigu (Subst.), ambigu (Adj.), ambigûment	ambigu, ambiguous, umbiguously

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
ambiguitas	ambiguité	ambiguity ambiguousness
(cogere)		
cogens, (-ntis)		cogent cogency
coactus		to coact
	coactif	coactive
coactio	coaction	coaction
incoactus		incoact
exigere	exiger	
exigens (-ntis)	exigeant	exigent exigenter exigentary
	exigence	exigence exigency
	exigible	
exiguus	exigu	
exiguitas	exiguité	exiguous exiguity
exactus	exacte exactement	exact exactly to exact
	exactitude	exactness exactitude
exactor	exacteur	exactor exacter
exactrix		exactress
exactio	exaction	exaction
(peragere)		
peractus		to peract
prodigere	prodiguer	
prodigus	prodigue	
prodigium	prodige	prodigy
prodigiosus	prodigieux prodigieusement	prodigious prodigiously
prodigalitas	prodigalité	prodigality prodigal prodigally to prodigalize
prodigentia		prodigence
redigere	rédiger	
redactus	rédacteur rédactrice	
(subigere)	rédaction	
subactus		to subact
subactio		subaction

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
transigere	transiger	
transactum		to transact
transactio	transaction	transaction
transactor		transactor
agitare	agiter	
agitatus		to agitate agitated agitative
agitabilis		agitable
agitator	agitateur	agitator
agitativ	agitation	agitation
(cogitare)		to cogitate
cogitatus		cogitativus
cogitatio		cogitation
cogitabilis		cogitable
(exagitare)		to exagitate
exagitatus		exagitation
(subagitare)		
subagitatus		to subagitate
actitare		actitation

Hier haben wir eine lateinische Wörterfamilie, deren Glieder sich durch ganz zwanglosen Verwandtschaftsnachweis bis zu einer Anzahl von über 80 zusammenfinden. 56 von ihnen haben im Französischen und Englischen Eingaag gefunden, und zwar im Französischen für sich 32, im Englischen für sich 48. Die 48 lateinischen Wörter des Englischen, aus dieser Gruppe bezogen, sind grade zur Hälfte durch das Französische, sonst auf directem Wege gewonnen worden. Im Französischen weiter haben noch 13 Wörter durch Um- und Zubildung ihren Ursprung genommen, die, mit zur modernen Familie des Stammes agere gehörend, in's Englische eingetreten sind, wodurch der Gewinn dort schon auf 61 wächst. Durch Weiterformung endlich im Englischen sind noch 48 Wörter neu aus den überkommenen 61 hervorgegangen, so dass die Gesammtzahl Derer von agere nunmehr 109 beträgt.

Wenn nun auch der lateinische Zuschuss zum Englischen bei allen Wörterfamilien nicht gleich gross ist, so zeigt doch eine weitergehende Untersuchung, dass er mehrentheils wenig hinter den hier dargelegten Verhältnissen zurückbleibt.

Rechnet man zu diesem Worterwerb des Englischen aus dem Latein noch die mancherlei Einflüsse des Letztern auf die englische Syntax hinzu, bei welcher ihm ein Theil der Casusverhältnisse (doppelter Nominativ und Accusativ, Ablativus absolutus etc.) und der Participialconstructionen nachgebildet sind, so ist man genöthigt, ihm einen höhern Rang als den einer blossen Tributarsprache des Erstern zuzuerkennen.

Bei der Betrachtung dessen, was dem Englischen noch von andern (ausser den beiden ausführlicher besprochenen) Seiten her zugeflossen ist, brauchen wir nicht lange zu verweilen, denn es ist im Vergleich unbedeutend. Mit Ausschluss des celtischen Dialekts in Wales, der schon während der angelsächsischen Periode eine grössere, kaum jetzt weiter zu verfolgende Anzahl Wörter geliefert haben mag und einigen Lauten in gewissen Wörtern bestimmt ihre ungewöhnliche Aussprache gegeben hat (enough, tough), haben die Tributarsprachen nur beschränkte Wörterkreise und zwar, wie schon früher erwähnt, zu von einander ganz entfernt liegenden Zeiten bereichert. — Das Griechische hat unter lateinischer oder französischer Verkappung schon ehedem das eine und andere Wort, in der letzten Zeit aber direct eine ziemlich grosse Anzahl Bezeichnungen geliefert, denen fast ausschliesslich die aufblühenden Naturwissenschaften in ihren Gebieten Sitz und Stimme verliehen. Das Arabische hat in ähnlicher Weise für Mathematik und Chemie einige Wörter, das Italienische eine etwas grössere Anzahl derselben für Kunstausdrücke hergeben müssen. Mit den neuesten Entlehnungen aus den Dialecten Indiens ist es nicht anders, als mit denen aus andern, von welchen englische Reisende und Schiffer einen Anflug bekommen haben. Sie sind keiner engern Aufnahme in die Sprache gewärtig und nur so viele Beweise von der Eitelkeit derer, die in geschmackloser Weise ihre Berichte oder Erzählungen mit ihnen durchspicken, bloss um ihren Landsleuten als very learned gentlemen zu imponiren. Was schliesslich die alten Beiträge des Irischen, Gälischen und Nordischen betrifft, so sind sie insofern interessant, als sie fast alle als Theile geographischer Namen noch unverändert oder erst wenig verderbt vorkommen. Wir wollen eine Anzahl derselben mit ein paar Beispielen von Ortsnamen, in deren Bau sie ein-

gehen, die übrigen für sich allein hersetzen, da man auf jeder Karte der englischen Königreiche aus mehreren tausend Namen diese Wörter herausfinden und ihre verschiedene Zusammensetzung und Anwendung auf leichte und angenehme Weise studiren kann.

Aber (Celt.) = Mündung, findet sich in den Namen Aberdeen (Dee-Mündung), Abergavenny (Mündung des Gavenny), (A) Berwick (Mündungstadt), Humber (Hum-aber) (summende, rauschende Mündung) etc. etc.

Agh (Celt.) = Feld, in den Namen Ardagh (Hochfeld), Claragh (Gleichfeld, Flechfeld) etc.

Ard (Celt.) = Höhe, hoch, in den Namen Ardagh, Ardmore (Grosshöhe), Ardrossan (Hochcap) etc.

Ath (Celt.) = Furth, in den Namen Athlone (irländ. geschrieben Ath-Luain) (Furth von St. Luanus), Athleague (irländ. geschrieben Ath-Liag) (Steinfurth) etc.

Avon (Celt.) = Wasser, Name zweier Flüsse in England.

Baan (Celt.) = weiss, in den Namen Kenbaan (Weisskopf), Strabane (Weissthal) etc.

Bal (Ball, Bally) (Celt.) = Stadt, wie in Balbriggan (Breckanstadt) etc.

Bel (Celt.) = Mündung, wie in Belfast (irländ. geschrieben (Bel-feierste) Mündung der Sandbank Spindel (fersat) etc.

By (Bye) (Nordisch = Wohnung, Stadt, wie in Derby (Derwentby), Duncansby, Rugby (statt Rocheby) etc.

Weitere dergleichen Theile geographischer Namen sind:

nordischen Ursprungs

Ac (auck) = Eiche,
Borris = Stadt,
Botl = Stätte,
Clap = Vieh, Handel,
Comp = Thal,
Dale (Dal) = Thal,
Den = tiefes Thal,
Ea (Ey) = Insel,
Fin = weiss,
Hithe = Hafen,
Holm = tiefes Uferland,
Ing = Feld,
Law (Hlaev, hlaw) = spitzer Hügel, Abdachung,
Ness (Naesse) = Vorgebirge, Nase,
Scrob(b) = Strauch,
Wick (Wic, Wich) = Stadt, Hafen,
Worth = Hof, Dorf.

celtischen Ursprungs

Auchter = Höhe, Gipfel,
Augh (Agh) = Feld,
Beg = klein,
Ben (Pen) = Hügel, Berg,
Blair (Blar) = Moor,
Boy (buiddbe) = gelb,
Bun = Mündung,
Cor (Caer, Cahir) = Wall, Verschanzung,
Cairn (Carn) = Steinhaufe, Grabhügel,

Cam = krumm,
Carr = Fels,
Clar = Tisch,
Clon (cluain) = Wiese,
Clo(u)gh = Stein,
Craig (carrig) = Felsenhügel.
Cul (cuil) = Winkel, Ecke,
Derry (doire) = Eiche,
Drum (druim) = scharfer Rücken, Hügel,
Dubh (Dou-) = schwarz,
Dun = Verschanzung, Hügel, Stadt.
Fer (fear) = Mann,
Gall = westlich,
Glas(s) = grün,
Inis (Innnis, Ennis, Inch) = Insel,
Inver = Mündung,
Ken (Kin) = Vorland, Cap, Kopf,
Kill (cill) = Kloster, Kirche,
Knock (cnoc) = Hügel,
Lin (Lyn) = Pfuhl,
Lis = Erdwall,
Magh = Ebene,
Money (muine) = Gesträuch,
More (mor) = gross,
Moy (magh) = Ebene,
Mull (maol) = kahler Hügel,
Mullen = Mühle,
Rath = Erdhügel,
Ross (ros) = Vorgebirge, Halbinsel,
Sleive = Berg,
Strath = breites, langes Thal,
Tra (traigh) = Strand.

Es wäre noch übrig, in einer Art Zusammenfassung des Bisherigen nachzuweisen, wie viele der angelsächsischen Wörter im Laufe der Zeit veraltet, in welchem zunehmenden Verhältnisse ungefähr die fremden Elemente nach und nach in das Angelsächsische gedrungen und bis zu welchem Bruchtheile des ganzen Wörtervorraths sie heute angewachsen seien.

Aus der Vergleichung der angelsächsischen Wörterbücher mit denen des modernen Englischen und aus einer Zuratheziehung der Schriftsteller ergibt sich zunächst, dass seit Alfred's Zeit im Ganzen an 6000 angelsächsische Wörter ausser Gebrauch gekommen seien, dass dieser Vorgang des Ausstossens bis zum Ende des 17. Jahrhunders etwa gleichen Schritt gehalten, seit dieser Zeit aber bis zur fast völligen Unmerklichkeit abgenommen habe. Die verlorene Wörterzahl beträgt etwa ein Fünftel des ganzen angelsächsischen Vocabulariums.

Aus der neuerdings in England angestellten, freilich nicht ganz stichhaltigen Bemessung einer grossen Anzahl gleich wortreicher Stellen aus englischen Autoren der letzten fünf Jahrhunderte stellt sich weiter für den Zuwachs an neuen Wörtern, bei dem allerdings auch die eben berührte anderseitige Abnahme mit in Anschlag gebracht wurde, das Folgende heraus:

Im 13. Jahrhundert betrugen die neuen, fremden Elemente

durchschnittlich um ein Sechzigstel des ganzen englischen Wortschatzes;

im Anfange des 14. Jahrhunderts waren dieselben schon bis zu ungefähr einem Dreissigstel des Letzteren angewachsen, stiegen im 15. Jahrhundert bis zu einem Zwölftel und Zehntel, im 16. Jahrhundert bis zu einem Siebentel und Sechstel, im 17. Jahrhundert bis zu einem Fünftel, im 18. Jahrhundert bis zu einem Viertel und Drittel und im 19. Jahrhundert selbst bis zu stark drei Achteln der gesammten Wörterzahl auf. Das letztere Resultat kann natürlich mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt werden.

Görlitz, im December 1858. H. Schmick.

Beiträge zur Kenntniss der sicilianischen Mundart.

I. Lautlehre.

A. Vocale.

1. Betonte Vocale.

A bleibt meistens, doch geht es bisweilen in e über, besonders in der Endung arius: cutilléri (coltellajo), custuréri (sartore); in o: chiovu (clavus).

E. 1. Langes e, sowohl ursprünglich langes als durch Wegfall von Consonanten lang gewordenes, bleibt selten: vilenu (venenum), lena (von anhelare), cresia (ecclesia), reda (heredem), peju (pejus); gewöhnlich geht es in i über: acitu (acetum), aviri (habere), catina (catena), crídiri (credere), fidili (fidelis), liggi (legem), misi (mensem), munita (moneta), offisa (offensa), piaciri (placere), pisu (pensum), sira (sera), vina (vena).

2. Kurzes e, sowohl vor einfachen Consonanten als in Position, bleibt meistens, besonders vor n, c, s: aéri (ad heri), centu (centum), deci (decem), inténniri (intendere), nésciri (in-exire), rénniri (rendere), scénniri (descendere), ténniri (tendere); selten geht es in i über: isca (esca), 'ntinna (antenna), rabisca (arabesca).

I bleibt in der Regel: dittu (dictum), littira (littera), auch littéra, nidu (nidus), pilu (pilus), strittu (strictus), spissu (spissus); selten ist der Uebergang in e: émpiu (impius), feutru (mtl. filtrum), jinestra (genista), 'nsemmula (in simul), meusa (ahd. milzi), resta (arista).

O bleibt bisweilen: comu (quomodo), longu (longus), occhin (oculus), occídiri (occidere), ogghiu (oleum), oi (hodie), voi (boves), omu (homo), oriu (hordeum), ortu (hortus), ossa (ossa), orvu (orbus), ova (ova), rota (rota); gewöhnlich aber geht langes o in offener Silbe (besonders vor s, l, n, r) in u über: amuri (amorem), auturi (autorem), adura (adorat), duluri (dolorem), maggiuri (majorem), pirdunu (perdono), ragiuni (rationem), sulu (solus), ura (hora); besonders in der lateinischen Endung osus: amurusu (amorosus), umbrusu (umbrosus),

in der romanischen Endung one: purtuni (portone) etc.; ausserdem in custa (constat), frunti (frontem), vrunnu (blond).

U bleibt fast immer; selten zu o: groi (grus), jornu (diurnum), mogghi (mulier), oder i: jinocchiu (genuculum), finocchiu (fenuculum), rindina (hirundinem).

Ae zu e: celu (caelum), oder i: murina (muraena).

Au bleibt: addauru (laurus, tosc. alloro), lausu (von laus); oder wird zu o: oru (aurum), cosa (causa); oder u: cuda (cauda), puviru (pauperem).

2. Unbetonte Vocale.

A. Tonlose Vocale ausser dem Verhältniss des Hiatus.

1. Im Anlaute.

a) Der unbetonte Vocal, bisweilen die ganze erste Silbe, fällt ab:

a fällt ab in jina (avena) neben aïna, lena (tosc. alena, v. anhelare), 'ntinna (antenna), 'mpulletta oder 'mpullina (ampulla), petittu (appetitus), rabisca (arabesca), resta (arista), rina (arena), scilla (axilla, tosc. ascella), stucciu (astut(i)us).

e in cresia (ecclesia), reda (heredem), rindina (hirundinem), rimitu (tosc. romitu, eremita), sciamu (examen).

i (y) in gnuranti (ignorantem), 'ncunia (incudinem), lustrissimu (ill.), lu, la (illum, illam), nimicu (inimicus), 'ntra (intra), 'ntressu (interesse), stericu (hystericus), ssu, ssa (ipsum, ipsam); besonders in der Präposition in bei Compositis: 'ncarcari (in-calcare), 'ndignari (in-dignari), 'nchinari (inclinare), 'nduvinari (indivinare), 'ngrispari (in-crisparc), 'nsciammari (inflammare), 'nsunnari (in-somniare), 'ntenniri (intendere), 'mbistialutu (tosc. im-bestialito), 'mbriacu (in-ebrius), 'mbrogghiu (tosc. imbroglio), 'mmarcari (im-barcare), 'mmilinari (tosc. in-velenare), 'mmintari (inventare), 'mmiscari (immiscere), 'mmurmurari (in-murmurare), 'mpinciri (impingere), 'mpisu (impensus), 'mprisa (tosc. impresa, v. prehendere), 'mpristari (in-praestare); oder in formelhaft gewordenen Präpositionalverbindungen: 'ncasa (in casa), 'ncanciu (tosc. in-cambio), 'ncarni e 'nnossa (in carnem et ossa), 'ncoddu (in collo), 'nfacci (in facie), 'nfunnu (in fundo), 'ngrammatica (in gramm.), 'njocu (in joco), 'nnavanti (in-ab-ante), 'nquantitati (in quant.), 'nsedda (in sella), 'nsumma (in summa), 'ntantu (in tanto), 'nterra (in terra), 'ntesta (in testa), 'mmanu (in manu), 'mmenzu (in medio), 'mmiritati (in veritate), 'mmucca (in bucca), 'mpettu (in pectore), 'mputiri (tosc. in potere).

o fällt ab: riganu (*ὀρείγανον*), roggiu (horologium), scuru (obscurus), scurari (obscurare).

u in na (una), rinali (urinale), villicu (umbilicus).

b) Häufig ist der Zusatz eines anlautenden a, das meist auf die Präposition ad zurückgeht:

aeri und ajeri (ad heri), amenta (mentha), amminazza (tosc. mi-

naccia), ammustrari (ad-monstrare), amuredda (tosc. morella), arraccamatura (tosc. ricamatrice) und arracamu (tosc. ricamo), arrigalari (adregalare), arrinesciri (ad-re-in-exire), arripusari (tosc. ad-riposare), arrisbigghiari (ad-re-ex-vigiliare), arricriari (ad-recreare), arristari (ad-restare), arrisicari (ad-resecare), arritagghia (tosc. ritaglio), arrubari (tosc. robare), arrusicari (v. ad - rodere), aruta (ruta, ῥυτή), attruvari (ad - turbare), azzo è (cio è).

c) Nicht selten verwandeln sich die anlautenden Vocale:

au in o: oturi (auctorem), occeddu (aucella = avicella); aber auch in a: ascutari (auscultare).

e in a: asséra (heri sera), auch arsira, avoliu (ebur).

o in a: agghiastru (oleastrum), agghialoru (olearium).

u in a: ardíca (urtíca).

d) i wird bisweilen umgestellt: quadiari (= caudiare, v. calidare).

2. Im Inlaute.

a) Die unbetonten Vocale werden bisweilen ausgestossen:

a in scravvagghiu (tosc. scarafaggio, von scarabaeus, gleichs. scarabajus).

e in littra (littera), priculu (periculum), spranza (tosc. speranza), triacali (von theriacum).

i in alma (anima), auch arma, armu (animus), armali (animal), surci (soricem), purci (pulicem).

u in chiuppu (pop'lus), occhiu (oculus) s. u. Hiat; fera (ferula), merru (merula).

o in Carru (Carolus), curcari (collocari).

b) Seltener eingeschoben (nur i): cataprasimu (κατάπλασμα), spasimu (σπασμός), fileccia (niederl. flits, mhd. vliz).

c) Es halten sich im Inlaute i und u mit seltenen Ausnahmen; ebenso bleibt a in der Regel, z. B. abweichend vom Toscanischen in raccamári (tosc. ricamare, franz. recamer, v. arab. raqama, Streifen), fragata) tosc. fregata, vielleicht v. fabricata); in spiríri (disparere) geht es in i über.

e verwandelt sich meistens in i: cádiri (cadere), crídiri (credere), poniri (ponere), renniri (rendere), und so in der penultima aller lateinischen Verba nach der dritten Conj.; mimoria (memoria), midudda (medulla), nigari (negare), littira (littera), pirsunaggiu (von persona), rifittoriu (refectorium), suttirraneu (subterraneus), viraci (veracem) etc.; bisweilen geht e in a über (vor r): cammaréra (cameraria), carzara (carcerem), suvaru (suber), stranutari (sternutare), varcocu (praecoquus).

i bleibt in der Regel oder wird a: anasu (tosc. anice, anisum, ἄνισον), sarvaggiu (silvaticus), Cristofalu (Χριστόφιλος); oder o: rassomigghiari (v. similis).

o wird meist zu u: cumpatiri (compati), cuntari (computare), cuntinuu (continuus), furtunatu (fortunatus), mumentu (momentum), purtari (portare), pussidiri (possidere), turmintari (tormentare) etc.; vereinzelt zu a: surfaru (sulphur).

3. Im Auslaute bleiben a, i, u ohne Ausnahme; e und o werden in i und u verwandelt, so dass also alle sicil. Wörter auf jene drei Vocale ausgehen. Dabei findet bisweilen statt:

a) eine Vertauschung des e mit u: jazzu (glaciem), lausu (laudem), moddu (mollem), 'ntressu (interesse), salutu (salutem); oder mit a: purpaïna (propaginem).

b) bisweilen tritt ein emphatisches i (ni) an: chiui oder chiuni (plus), noni (non), sini (si), reni (rè, regem); vgl. alttosc. ene = è, piùe (piu).

B. Tonlose Vocale im Verhältniss des Hiatus.

I. Ursprünglicher Hiat.

1. Ruht der Ton auf dem ersten Vocale, so wird der Hiat gewöhnlich geduldet, oft aber auch aufgehoben durch Einschiebung eines Consonanten (d, v, j): strudiri (distruere, tosc. struggere), vijulari (violare), vijulinu (violina): oder durch Ausfall des zweiten Vocals: 'nfacci (in facie).

2. Ruht der Ton auf dem zweiten Vocale, so sind folgende Fälle zu unterscheiden:

a) e und i gehen vorher: dann veranlassen b, v, g, d, p, l, n Synärese, indem e und i in j übergehen. Nach b, v, g, d behält j entweder die lateinische Aussprache und der vorhergehende Consonant wird ausgestossen: appujari (von podium), jiu, ghiu (von deosum statt deorsum), raja oder raia (radius); oder es nimmt die gequetschte Aussprache an und assimilirt den vorhergehenden Consonanten: aggiu (habeo), cangiari (cambiare), gaggia (cavea), raggia (rabies), ingagghiari (in-vadiare, franz. engager).

Aus pj wird ci; s. u. p.

Nach n behält j die lateinische Aussprache: cutugna (*κνδώνιον*), signuri (seniorem).

lj wird in gghi verwandelt; s. u. l.

Nach c, t, s wird j elidirt; c und t nehmen dann entweder den gequetschten Laut (ci, gi, ci) an: incumingiari (in-cum-initiari), oder den scharfen Zischlaut (z): azzaru (mtl. aciarium, tosc. acciajo), jazzu (glacies), rizzu (tosc. riccio, v. ericius Varro bei Nonius), vrazzu (bracium statt brachium); oder den mildern (s): causi (calcei, tosc. calzoni), cersa (tosc. quercia von quercus). Nach s fällt i meist aus: vasu (basium), vasari (basiare).

Die unbetonten Endungen -rius, a, um stossen das i aus: marinaru (marinarius), wobei ein vorhergehendes a oft in e übergeht: cammarera (cameraria), cutidderi (cultellarius), custureri (von consuere, tosc. sartore).

Doch wird nicht selten der Hiat durch Einschiebung eines j aufgehoben: abbijari (ad-viare).

b) u geht vorher; dann tritt gewöhnlich Elision ein: Frivaru (Februarius), oder v wird eingeschoben: viduva (vidua), oder der Hiatus bleibt: cuntinuu (continuus).

II. Hiat durch Zusammensetzung.

Gewöhnlich tritt Elision ein: duvi (de ubi), davanti (de ab ante), chillu (ecc' illum), chissu (ecc' ipsum).

III. Hiat durch Ausstossung eines Consonanten.

Entweder bleibt derselbe: affatiárisi (von fatigare), castiari (castigare), fráula (fragola), friiri (frigere), fuiri (fugere), oi (hodie), paisi (pagense), presau (praesagium), proiri (porrigere), raia (radius), réula (regula), riiddu (regulus, regillus), rua (ruga, franz. rue), saitta (sagitta), — faidda (favilla) — diáulu (diabolus), faula (fabula), táula (tabula); oder gemildert durch Consonirung des i zu j: viju (video, vidio, vidjo); oder er wird aufgehoben durch Zusammenziehung: mastru (magistrum), jencu (juvencus); oder Einschiebung: criju (credo mit eingeschobenem j), caju (cado), staju (sto), vaju (vado).

B. Consonanten.

1. Lippenlaute.

P. 1. Anlautendes p vor Vocalen und r bleibt: palummi (palumbes), patruni (patronem), peddi (pellis), pilu (pilus), pri (per), prisu (prensus), putiga (tosc. bottega, ἀποθήκη).

2. Im Inlaute wird p bisweilen verdoppelt: doppu (de post, tosc. dopo), oder auch im Anschluss an ein Wort, das mit einem Vocal endigt: a ppà (ad patrem); nach s, zwischen zwei Vocalen oder vor r erweicht es sich bisweilen in b: lebru (tosc. lepre, von leporem), risblénniri (resplendere), sblennúri (splendorem), sblancari (v. palam), doch schreibt man in neuerer Zeit sp; cubu (cupa), cúbula (cupola); bisweilen wird es zwischen zwei Vocalen zu v: pavigghiuni (von papilionem, tosc. padiglione, franz. pavillon), puviru (pauperem). In den meisten Fällen jedoch bleibt es unverändert.

3. Pl wird im Neapolitanischen fast immer zu chi, wenn ein Vocal folgt: chiaga (plaga), chianu (planum), chianciu (plango), chiantari (plantare), chiazza (platea), chiu (plus), chióviri (pluere), chiummu (plumbum), chiuppu (populus), chiurma (tosc. ciurma, v. κέλευσμα), cucchia (copula); bisweilen wird es zu pi: duppia (duplum); zu ci: cianciri neben chiang. (plangere), oder zu gghi: scogghiu (scop'lus).

Pt verliert wie im Toscanischen im Anlaute das p, im Inlaute wird es zu tt assimilirt: ruttu (ruptum) etc.

Ps zu ss und sci: cascia (capsa), chissu (ecc'ipsum).

Pi (pj) zu ci: accia (apium), saccenti (sapientem), sacciu (sapio), siccia (sepia).

B. 1. Im Anlaute bleibt b oder wechselt mit v: vagnu (balneum), valanza (bilancem), vancu (ahd. blanch), varca (barca), varcocu (neugriech. *βερύκοκον*, arab. al-berqûq, vielleicht vom latein. praecoquus), Vartulu (Bartholomaeus), varva (barba), varveri (Barbier), vasari (basiare), vasatu (basium), vasciu (bassus), vastasu (neugr. *βαστάζος*), vastuni (tosc. bastone, v. *βαστάζω*), voi (bovem), voscu (mtl. boscus und buscus), vrancu (ahd. blanch), vrunnu (blond), vucca (bucca), vuccéri (franz. bucher, v. bouc), vugghiri (bullire), vurza (bursa), vausu (tosc. balzo), vrazzu (brachium).

2. Im Inlaute ist einfaches b nicht selten, doch wird es auch a) verdoppelt: libbru (librum), Febbu (Phoebus), oder b) zu v, besonders zwischen Vocalen oder bei r: aviri habere), arvulu (arborem), cannavu (cannabis und -bus), culovria (colubrum), erva (herba), frevi (febris), Frivaru (Februarius), orvu (orbus), Ottuvru (Octobris), neben Ottubri, savucu (sabucus und sambucus), súvaru (tosc. sughero, von suber), taverna (taberna), trivulari (tribulari); c) seltener in f: rifaudu (tosc. ribaldo, v. ahd. hriba); d) zu p: appi (habuit), cinapriu (*κιννάβαρις*, tosc. cinabro); e) oder es fällt vor Vocalen aus, bes. vor u: ai (habes), diaulu (diabolus), faula (fabula), neula (nebula), taula (tabula), oder nach m: cagnari (cambiare).

3. Assimilirt wird b in

bl zu gghi (tosc. bbi): negghia neben neula (nebula, tosc. nebbia), nigghiu (tosc. nibbio, v. milvus, milbius mit Versetzung des l); oder mit Abwerfung des b zu j: junnu neben vrunnu (blond), jancu (ahd. blanch).

bt zu tt: sutta (subtus).

bj zu ggi: aggiu (habeo), cangiari (cambiare), raggia (rabies).

mb zu mm: ammuccari (v. bucca), allammicari (v. lambere), cimmalu (*κύμβαλον*), catacummi (catacomba), cummattiri (combatuere), cummentu (conventus), cummirsari (conversari), gamma (gamba), succúmmiri (succumbere), trumma (v. trumba aus tuba).

F bleibt meistens unverändert: fidili (fidelis), doch geht es bisweilen in b über: carabba (arab. gerâf, tosc. caraffa).

Fl bleibt in flautu (vielleicht v. flatus), oder wird zu fi in fioccu (floccus), fiorettu (franz. fleuret, v. flos); sehr oft aber geht es in sci über (auch ci oder ehemals x geschrieben, wie im Neap. und Portug.): sciaccula (v. fax mit eingeschobenem l), sciamma (flamma), sciancu (port. franz. flanc), sciascu (tosc. fiasco, v. vasculum, vlascum), sciatu (flatus), sciatari (flare), sciaurari (v. fragrare = flagrare, franz. flairer), davon sciauru (Geruch) und sciaurarturi (Riecher), sciumi (flumen), sciumara (tosc. fiumara), sciuri (florem), sciuríri (florire).

V. 1. Im Anlaute wechselt es bisweilen mit b: butu (votum); mit gu in Wörtern germanischen Stammes: guardari (ahd. wartên), guastari (vastare, ahd. wastjan); oder fällt ab: urpi (vulpem).

2. Im Inlaute wird es oft

a) zu b, besonders nach s, doch schwankt die Orthographie: abbampari (tosc. avvampare, v. vapor), abbia (ad viam), abbisari (advisare), arrisbigghiari (tosc. risvegliare, v. re-ex-vigiliare), pribbiru (per verum), sbintuliari (v. ventus), sbintricari (v. venter), sbummicare (v. vomere), sbutari (ex-voltare); zu m in minnitta (vindicta).

b) es fällt aus in faidda (favilla), paunazzu (pavo), und wird dann bisweilen durch j ersetzt: ajina und jina (avena) oder durch g: pagu (pavo).

c) es wird eingeschoben zur Vermeidung des Hiatus bei folgendem u: viduva (vidua), chioviri (pluere).

mv zu mm: 'mmilinari (in-velenare), 'mmintari (inventare), 'mmiritati (in veritate).

M bleibt in der Regel unverändert, nur wird es bisweilen nach betontem Vocal verdoppelt: cucummaru (cucumerem), tumminu (tumulus), nummeru (numerus), vummaru (vomerem), vummicari (vomitare). Mi wird bisweilen zu nj: signa (simia), signu (Masc. dazu).

Im Auslaute fällt es wie im Italienischen überhaupt ab.

2. Kehllaute.

C (ch). Bei c ist der doppelte Laut zu unterscheiden: der gutturale (reine) vor a, o, u, vor Consonanten und am Ende, und der palatale (gequetschte) vor e, i, y, ae, oe.

I. Das gutturale c bleibt

1. im Anlaute gewöhnlich: cuvernari (gubernare, κυβερνᾶν), carvuni (carbonem), capu (caput) etc.; bisweilen wird es bei vorhergehendem Vocal verdoppelt: cca (tosc. che und qua), cchiu (plus); bisweilen geht es in g über: gaggia (cavea), gamiddu (camelus), gúvitu (cubitum), galessi (tosc. calesso, franz. calèche, v. slav. colossa, Räder), garaffa, neben carrabba (tosc. caraffa, v. arab. gerâf); selten fällt es ab: ammaru (cammarus, tosc. gambero, Hummer), uvitu (cubitum).

2. Im Inlaute bleibt es seltener: asciucari (ex-sucare), cicala (cicada, tosc. cigala), ficatu (ficatum sc. jecur, tosc. fegato), lattuca (lactuca, tosc. lattuga), locu (locus), tartuca (mtl. tartuca oder tortuca, v. tortus, tosc. tartaruga); in der Regel jedoch wird es zu g: inga (encaustum, westphälisch inkst, engl. ink), lagusta (locusta), 'ngrispari (incrispare), rigordari (recordari), sgarlatu (scarlatu, v. pers. scarlat), sgrignu (scrinium), Siragusa (Syracusae); seltener zu j zwischen Vocalen: preju (precor), häufiger vor l mit Umstellung des gl zu lj = gghi: tinagghia (tenaculum); oder ca zu qua durch Umstellung aus cau: quacina (calcem, caucem), quaciari (calcare), quadara (calidarium), quadiari (calidare), quasetta (tosc. calzetta, v. calceus), quatela (cau-

tela); oder ci: ciarmu (carmen, franz. charme), ciminia (mtl. caminata, franz. cheminée, wahrscheinlich franz. Lehnwort), ciocca (tosc. chioccia, Glucke, cf. glocire, glucksen); auch sci: nisciunu (vielleicht nequiunus statt nec unus, daraus niciunu); sehr vereinzelt fällt es aus: putía ἀποθήκη. tosc. bottega) neben putiga, adduari (al-locare).

3. Assimilirt wird ct zu tt, wie sonst im Ital. fattu (factum) etc.

cs (x) zu ss: fissu (fixum), lissa (lixa), lussu (luxum), oder s: esempiu (exemplum), esecrari (exsecrari), oder sci: mascidda (maxilla), sciamu (examen), scidda (axilla), vusciu (buxus); oder durch Umstellung zu sc: allascari (ad-laxari, tosc. lassare).

cl zu chi: chiudu (claudo), chiovu (clavus), curnicchiu (cornic'lus), finocchiu (mtl. fenuclum, v. foeniculum), jinocchiu (genuc'lum).

tc zu ggi: viaggiu (viat'cum).

II. Das palatale c wird a) bisweilen verdoppelt: vacci (tosc. va ci), innoccenti (innocentem); b) häufig geht es in andre Zischlaute über, besonders in z (zz): amminazzari (tosc. minacciare), azzaru (mtl. aciarium, tosc. acciajo), bunazza (tosc. bonaccia), cárzara (carcerem), jazzu (glacies), rizzu (ericius, tosc. riccio), strazzu (tosc. straccio), vrazzu (bracium statt brachium), zè (ecce hoc, tosc. ciò), zocchu (tosc. ciò che); besonders in der romanischen Verkleinerungsendung -uccio in -uzzu, in den Verschlimmerungsformen auf -accio in -azzu; seltener wird es zu s: causi (calcei, tosc. calzoni), cersa (tosc. quercia, v. quercus), oder gi: surgi (soricem), soggira (tosc. suocera, v. socrus), gigghiu (cilium); c) zuweilen fällt es ab im Anlaute: jisterna (cisterna); im Inlaute zwischen Vocalen: fari (facere), diri (dicere).

Qu. 1. Vor a, o, u bleibt es: quannu (quando), quantu (quantum), quattru (quattuor), quotidianu (quotidianus), squatra (tosc. squadra, v. quadratus), oder wird zu c: cartabonu (tosc. quartabuono), scama (squama), scarzina (tosc. squarcina, v. ex-quart(i)are).

2. Vor e geht es in c über: cersa (quercus, tosc. quercia), oder z: lazzu (laqueus); vor i bleibt qu: quintu (quintus), quinnici (quindecim), quinquagesima, siquitari (sequitare), auch sequitari; oder nimmt den k-Laut an: chitari neben cuitari (quietare), chi (qui, quid).

G. I. Vor a, o, u und vor Consonanten behält g seinen gutturalen Laut:

1. Im Anlaute bleibt es in der Regel: gaddu (gallus), granu (granum), grillu (gryllus); oder wird zu c: cunfaluni (tosc. gonfaloni, ahd. gundfano); oder j: jardinu (ahd. garto), jippuni (arab. al-gobbah, tosc. giubbone, catal. gipó, franz. jupon).

2. Im Inlaute bleibt es ebenfalls oder wird zu c: sucari (v. sugere), arca (alga); auch zu j, besonders vor n (mit der romanischen Umstellung und Orthographie gn = nj): regnu (regnum), dignu (dignum), lignu (lignum) etc.

II. Vor e und i nimmt g den palatalen Laut an, doch verwandelt es sich nicht selten in j: jelu (gelu), jiditu (durch Umstellung aus di-

gitus), jilatu (v. gelu), jinestra (genista, Ginster), jinocchiu (genuculum), jissu (gypsum), fújiri (fugere), praja (plaga); nach n wird es meist zu c: ancilla (ang(u)illa), ancileddu (agnellus), chiánciri (plangere), cinciri (cingere), finciri (fingere), munciri (mungere), pinciri (pingere), punciri (pungere), sancisuca (tosc. sang(u)isuca), strinciri (stringere); mit d wechselt es in dinocchiu, neben jin. (genuculum), indem entweder d abfiel oder j vor i ausfiel, aus djinocchiu.

III. G fällt aus im Anlaute vor r in ranu neben granu (granum), rappa (ahd. krapfo, tosc. grappolo); im Inlaute zwischen Vocalen: adduari (ad-locare, franz. louer), affatiarisi (v. fatigare), fau (fagus), fatia (tosc. fatica), fráula (fragola), friiri (frigere), auch frijiri, fuiri (fugere), auch fujiri, maistru (magistrum), auch mastru, proiri (porrigere), purpáina (propaginem), reula (regula), rua (ruga, franz. rue), riiddu (regulus, regillus), quaraisima (quadragesima, tosc. quaresima).

J. 1. behält meist den lat. Laut: ja (jam), Jacchinu (Joachim), jencu (juvencus), Jinnaru (Januarius), jiniparu (juniperus), jovidi (Jovis dies), jucari (jocari), judici (judicem), jugu (jugum), jumenta (jumentum, franz. la jument), juncu (juncus), juntu (junctus), jornu und jurnatu (diurnum), jurari (jurare), dijunu (de-jejunus), Maju (Majus), peju (pejus); nicht selten verhärtet es sich zu gh: Ghiacchinu, ghiucare, ghiuntu, ghittari (jactare).

2. Die dem Italienischen eigenthümliche Verwandlung des j in gi tritt seltener ein: giuvari (juvare), suggetti (subjecti), suggiunciri (subjungere); nach n wird dies in ci verschärft: inciuria (injuria), scunciurari (ex-conjurare).

3. Ueber die scheinbare Einsetzung des j s. u. Hiat. — Vorgeschlagen wird es in jiri oder ghiri neben iri (ire), jirvazza (tosc. erbaccia, v. herba).

H fällt aus.

3. Zungenlaute.

Th (Th). 1. Anlautendes t bleibt: tema (thema), tempu (tempus), testa (testa) etc.

2. Inlautendes t a) zwischen Vocalen und vor r bleibt: cuntrata (tosc. contrada, v. contra mit dem Suffix ata), latru (latro), litu (littus), retina (tosc. redina, v. retinere), scutu (scutum), spata (σπάθη), scutu (scutum), spitali (tosc. spedale, hospitale), squatruni (tosc. squadrone, v. quadratus).

b) Nach r geht es bisweilen in d über: ardicula (urtica), spirdu (spiritus), spirdari (v. dems. Stamme).

c) Es fällt aus in arreri (ad retro).

3. Ti (te) vor einem Vocale wird z: accuminzari (ad-cum-initiari), cuscenza (conscientia), pacenza (patientia); oder c: pacenza (patientia).

st zu ss: avissi (habuisti), fussi (fuisti), avirrissi (tosc. avresti), sarrissi (tosc. saresti).

D. 1. Im Anlaute bleibt es in der Regel; ausnahmsweise zu t in taddema (diadema).

2. Im Inlaute wird es a) verdoppelt in teddiu (taedium), rimeddiu (remedium).

b) Es geht in t über (vor r und zwischen Vocalen) in citru (cedrus), cutugna (κνδώνιον), cuncutrigghiu (κροκόδειλος); oder in r: martiri oder martirie (Martis dies), miruddu (medulla); in cicala (cicada) wird es zu l.

c) Umgestellt ist es in frádiciu (fracidus), jiditu (digitus), jiditali (digitalis).

d) Zwischen Vocalen oder nach r fällt es bisweilen aus: appujare (v. podium), oi (hodie), raïa (radius), oriu (hordeum).

e) Einschiebung findet statt in strudere (distruere).

3. Assimilirt wird nd in nn fast ohne Ausnahme: abunnari (abundare), abannunare (tosc. abandonare, v. goth. bandjan), accénniri (accendere), appenniri (appendere), apprenniri (apprendere), benna (Binde), cunnannatu (condemnatus), connúciri (conducere), emennari (emendare), domannari (demandare), difenniri (defendere), funnu (fundus), furibunnu (furibundus), minnicu (mendicus), munnu (mundus), quannu — quando, tannu — (dem entsprechend gebildet), stenniri (extendere), vinnitta (vindicta) etc.

4. dj s. die tonlosen Vocale.

dr zu rr: arretru (ad retro), furra (goth. fôdr, tosc. fodero, franz. feurre); besonders in Compositis mit ad: arricriari (ad-recreare) etc.

S. 1. Im Anlaute bleibt es unverändert; selten wird es zu z: zorba (sorbum).

2. Im Inlaute wird es nach n und r gewöhnlich zu z: burza (bursa), 'nzaccari (v. saccus), 'nzemmula (in-simul), 'nzumma (in summa), 'nzusu (in-sursum), 'nzignari (in-signare), ricumpenzari (recompensare), senzu (sensus); zu ci in griciu (tosc. grigio, altsächs. grîs), caciu (caseus), facianu (phasianus); zu sci in sciorta (sortem); verdoppelt in cussi (tosc. cosi v. aeque sic).

3. Im Auslaute verwandelt es sich in i: nui (nos), voi (vos), poi (post), sei (sex).

4. st s. t.

ss zu sci in vasciu (bassus), vascizza (tosc. bassezza); zu zz in pozzu (possum).

N. 1. Im Anlaute unverändert, nur in 'un (non) fällt es aus. Als Vorschlag kommt es sehr häufig als Rest der Präposition in vor, s. S. 2.

2. Im Inlaute ist es verdoppelt in cinniri (cinerem), tenniru (tenerum). Es geht über in l in alma (anima), vilenu (venenum); vor m und n bisweilen in r: arma (anima), armuzza (davon abgeleitet), armali (animal), armu (animus), sagghimbancu (tosc. saltimbanco). — Einge-

schoben wird es in: menzu (tosc. mezzo, medium), cuncutrigghiu (κροκόδειλος, tosc. coccodrillo).

3. ns in s: mise (mensis), pisu (pensum) etc.

nr in rr in virrò (vinirò).

L. 1. Im Anlaute erleidet es selten Veränderungen; vorgeschlagen (als angesetzter Artikel) findet es sich in lapa (apis, wie im Alttosc.), loppiu neben oppiu (opium).

2. Im Inlaute ist ursprüngliches l geblieben in fileccia (tosc. freccia, v. niederländ. flits, mhd. vliz), pilucca (tosc. perruca, parruca, franz. perruque, v. piluccare = pilare). — Verdoppelt wird es in dilluviu (diluvium).

Sehr häufig verwandelt es sich in z:

a) durch Reassimilation: burrari (tosc. burlare, v. burrula, burla), Carru (Carolus), carrinu (tosc. carlino), ferra (ferula), merra (merulus), parrari (tosc. parlare v. parabolare); b) zwischen Vocalen: pillora (tosc. pillola); vor Gaumenlauten (c): arca (alga), arcova (tosc. alcova, v. arab. al-gobbah), archimia (arab. al-kîmia, mittelgr. ἀρχημία), barcuni (ahd. palcho), curcari (collocare), cavarcatura (tosc. cavalcatura), purci (pulicem), quarcunu (qualisquam unus); vor Zungenlauten (t, d, s, n): scertu (tosc. scelto, exelectus), úrtimu (ultimus), mardittu (maledictus), gersominu (tosc. gelsomino, arab. jâsamûn), giarnu (tosc. giallo, franz. jaune, ursprünglich jalne, v. galbinus); vor Lippenlauten (p, b, v, f, m): corpu (colpo), purpa (pulpa), davon purpetta, sarpa (salpa, σαλπή), urpi oder vurpi (vulpem), surfaru (sulphur), marva (malva); purvuli (pulverem), sarvaggiu (silvaticus), sarvari (salvare), sarvia (salvia, Salbei), ermu (tosc. elmo, Helm), parma (palma); nach Gaumenlauten: cresia (ecclesia); nach Lippenlauten: cataprasima (κατάπλασμα), praja (plaga), praci (placet), prattu (tosc. piatto, v. platt), affrittu (afflictus).

Dabei tritt oft eine Versetzung des r ein: cravaccari (tosc. cavalcare) neben carvaccari, friscari (tosc. fischiare, v. fistula, fiscla = flisca), pruvuli (pulverem) neben purvuli, primuni und prumuni (pulmonem).

Seltener wird l zu n, wie in perna (tosc. perla, ahd. perala, berala).

Vor den Zungenlauten (t, d, s, z) löst sich l in u auf: autari (altare), auch otari, autu (altus), feutru (tosc. feltro, v. mittell. filtrum), sautari (saltare), auch sotari, sautu (saltus), caudu (calidus), fauda (tosc. falda, v. ahd. falt), ceusu (tosc. celsu, gelsa), fausu (falsus), meusa (tosc. milza, v. ahd. milzi), sausa (salsa), sosizza (tosc. salsiccia); seltener vor c: cauci (calcem), fauci (falcem). — Bei vorhergehendem u-Laut (auch o) fällt es, nachdem es sich vocalisch aufgelöst hat, ganz weg: ascuta (ausculta), cuteddu (v. culter), pusu (pulsus), ricotu (re-collectus, tosc. raccolto), rivutari (re-volutare), sciotu (tosc. sciolto, v. exsolutus), vuturu (vulturem), vota (voluta), vosi (statt volsi, v. voluit). Ebenso in scavu (tosc. schiavu, Sclave), fanella (tosc. flanella, vielleicht v. velamen).

3. In pl, bl, fl, cl, gt, tl erweicht sich l immer in j: siehe unter diesen Consonanten.

4. ll wird fast immer in den eigenthümlich sicilianischen, zwischen l u. d schwankenden Laut dd verwandelt: addattari (ad-lactare), addauru (laurus, tosc. alloro), addivari (allevare), adduari (locare, franz. louer), addumari (tosc. allumare), amuddiri (admollire), badda (tosc. palla), beddu (bellus), cedda (cella), cirveddu (tosc. cervello, cerebrum), coddu (collum), ddà (illâ), ddocu (illico = in loco, illic), ddu (illum), gaddina (gallina), gaddu (gallus), midudda (medulla), middi (mille), moddu (mollis), nuddu (nullus), peddi (pellis), pupidda (pupilla), sedda (sella), spadda (tosc. spalla, v. spathula), stadda (tosc. stalla, stabula), stidda (stella) etc.

Selten bleibt ll: sdilliggiari (tosc. dileggiare), sdilliniari (tosc. farneticare, vielleicht ex-deliriare), sdillucari (tosc. slogare, vielleicht ex-de-locare) — wahrscheinlich durch Einwirkung des vorhergehenden d.

5. li wird zu gghi (wie franz. famille = famij'): abbaghiari (tosc. abbagliare), agghiu (allium), agghiastru (oleastrum), cogghiri (colligere), cunsigghiu (consilium), cunchigghiu (conchylium), curtigghiu (v. cortile), famigghiu (familia), figghiu (filius), fogghiu (folium), mogghi (mulier), megghiu (melius), ogghiu (oleum), pagghia (palea), pigghiari (tosc. pigliare, v. pilare, piliare), rassomigghiari (v. similis), scegghiri (exeligere), spugghiari (spoliare), tagghiari (v. talea), travagghiari (tosc. travagliare), vigghiari (vigilare).

6. l wird eingeschoben in sciaccula (aus flacula statt facula) u. a.

R. 1. Anlautendes r bleibt.

2. Im Inlaute wird es a) nicht selten verdoppelt: sdirrupu (tosc. dirupo, v. dirumpere), und sdirrupari.

b) Häufig erleidet es eine Metathesis: *α*) entweder der vorhergehende Consonant zieht das r an sich, und zwar, wenn dies vor dem nächsten Consonanten steht: distrubbari (disturbare), frumaggiu (tosc. formaggio, franz. fromage, v. formaceus), pri (per), primuni (pulmonem), proiri (porrigere), pruvuli (pulverem), sfrazu (tosc. sfarzo), stranutari (sternutare), trubanti (tosc. turbante, Turban); aber auch, wenn es nach dem nächsten Consonanten folgt: cattrida (cathedra), crapa (capra), crastu und crastatu (castrato), cruduzzu (tosc. codrione, von cauda), frevi (febris), Frivaru (Februarius); *β*) oder der folgende Consonant zieht das r an: cuncutrigghiu (tosc. cocodrillo, *κροκόδειλος*), furmentu (frumentum), purpaïna (propaginem).

c) Enthält das Wort zwei r in verschiedenen Silben, so wird eins zu l: arvulu (arbor), cugghiandru (coriandrum, gleichs. coliandrum), rasolu (rasorium), ruvulu (robur); oder l u. r vertauschen ihre Stellen: cazzalora (tosc. casserola, Kastrol, v. ahd. chezi, kezi, Kessel), fumaloru

(tosc. fumarola), galofaru (tosc. garofano, *καρυόφυλλον*), gattalora (tosc. gattajuola), irvalora (tosc. erbajuólo), linaloru (tosc. linajuolo), palora (parabola), pinnaloru (tosc. pinnajuolo), quartaloru (tosc. quarteruolo), puntaloru (tosc. punteruolo) etc.

d) Auch sonst geht r in l über: avoliu (tosc. avorio, v. ebur), salga (toss. sargia, franz. serge, v. serica), sciloccu (tosc. scirocco, scilocco, sirocco, v. arab. schoruq).

e) Eingeschoben findet es sich in gersominu (arab. jâsamûn), jinestra (genista), trisoru (thesaurus), truniari (tonare), trumma (tosc. tromba, vielleicht v. tuba).

f) Ausfall des r findet statt: crivu (cribrum), 'nsusu (in sursum), ghiusu (deorsum), auch ghiu, prua (prora, franz. proue).

Allgemeine Bemerkungen.

1. Als charakteristische Eigenthümlichkeit des Sicilianischen fällt zunächst das Vorwalten der reinen Vocale in die Augen. Diphthongisirung des e und u zu ie und uo findet weder in offener Silbe, wie im Toscanischen, noch in geschlossener Silbe, wie im Neapolitanischen, statt.

2. Unter den reinen Vocalen wiederum herrschen a, i, u vor, indem ursprüngliches a bleibt, e und o im An- und Inlaut in der Regel (mit Ausnahme der kurzen e in Position), am Ende ohne Ausnahme in i und u verwandelt werden, so dass also alle sicil. Wörter auf a, i, u ausgehen.

3. Im Anlaute hat das Sicil. wie das Neap. oft ein vorgeschlagenes a, das sich meist auf die Präposition ad zurückführen lässt, oft aber ohne Modification der Bedeutung vorgesetzt wird. — Anlautendes i fällt in der Präposition in regelmässig aus.

4. In Bezug auf die Consonanten befolgt das Sicil. die allgemeine romanische Regel, wonach im Anlaut die Tenuis bleibt, im Inlaute in die Media abgeschwächt wird (Ausnahmen s. unter den Consonanten). Auslautende Consonanten fallen ab.

5. Verdoppelung der Consonanten nach betonten Vocalen findet nicht selten statt, jedoch nicht so häufig wie im Neap.

6. Eigenthümlich ist dem Sicil. wie dem Neap. überhaupt die Vermeidung der gequetschten Aussprache des j (gi) und des c (ci), welches häufig den scharfen Zischlaut annimmt (z statt ci, zz statt cci).

7. Die meisten Wandlungen erleidet l, indem einfaches l theils in r übergeht, theils in den verwandten Vocal u sich auflöst, theils ohne allen Ersatz ausfällt, ll aber in dd, li in gghi verwandelt wird.

8. Der beweglichste Consonant ist r, das bald von einem vorhergehenden, bald von einem folgenden Consonanten angezogen wird, bald mit l seine Stelle tauscht.

9. Zu den hervorstechendsten Lautwechseln gehört die Verwandlung des pl (pj) in chi, wie im Neap., und des fl in sci (xc, ci), wie im Neap., Calabr. und Portug.

10. Eigenthümlich ist endlich die stehende Assimilation von nd in nn, welche das Sicil. mit dem Neap. gemein hat.

Wittenberg. Dr. Wentrup.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Die Sitzung vom 21. September 1858 wurde zu einem bedeutenden Theile durch geschäftliche Mittheilungen u. s. w. in Anspruch genommen. Dann sprach Herr Hartung über zwei Programme Mommsen's „Ueber die Kunst des deutschen Uebersetzers." — Herr Sachs gab Notizen aus fremdländischen Zeitschriften und legte Zeitungen und kleinere Schriften im Graubündtner Volksdialekte vor. Zwei eingesandte Aufsätze, des Herrn Müller in Köthen „Ueber das Studium angelsächsischer Sprache und Literatur in Deutschland" und des Herrn F. v. E. in Nowgorod (mitgetheilt durch Herrn Fedor Possart) „Ueber eine höchst merkwürdige Erscheinung in der russischen Sprache," wurden vorgelesen und ausführlich debattirt.

In der Sitzung vom 26. October las Herr Heller über die französischen Quellen des Schiller'schen Don Carlos. Er zeigte zunächst, dass in der St. Real'schen Novelle, die bekanntlich dem deutschen Drama zu Grunde liegt, alle Charaktere des Stückes, mit Ausnahme des Marquis Posa, gegeben sind, und trat sodann den Beweis an, dass Schiller nicht nur die genannte Novelle, sondern auch eine aus den Motiven und Charakteren derselben aufgebaute Tragödie des Campistron benutzt habe. Vorläufig zeigte er aus dem Inhalte im Allgemeinen, wie aus einer grossen Zahl, zum Theil schlagender Einzelnheiten, dass der Andronique des französischen Dichters nichts Anderes ist, als der St. Real'sche Don Carlos, aus höfischen Rücksichten in byzantinisches Gewand verkleidet.

Herr Heinrichs theilte aus einem 1737 gedruckten Koppenbuche zur Charakteristik der Gelegenheitspoesie jener Zeiten mehrere Proben mit, namentlich einige Verse des bekannten B. Schmolcke und ein an Inhalt, Form und Umfang entsetzliches Gedicht des kaiserlich gekrönten Poeten Gottfried Lincke.

Zum Schlusse las Herr Döbbelin einen Brief Carlisle's an Goethe vom Jahre 1828, das häusliche Leben Carlisle's und den Dichter Burns betreffend. Die Herren Hartung und Franz fügten dem Mitgetheilten einige Bemerkungen hinzu.

Da das erste Vereinsjahr abgelaufen, so schritt man statutengemäss zur Neuwahl des Vorstandes, und wurden sämmtliche Mitglieder des alten für ein ferneres Jahr beibehalten.

Sitzung vom 9. November. Herr Heller lieferte den zweiten Theil seiner Arbeit über die Quellen des Don Carlos. Nachdem er den Gesichtspunkt für seine Kritik im Allgemeinen festgestellt, zeigte er an einer langen Reihe von Beispielen, wie Schiller's Don Carlos, namentlich die erste Ausgabe desselben, in der Oekonomie des Stückes sowohl, wie in der Zeichnung einzelner Charaktere und in der Diction sogar, vielfach an das Campistron'sche Stück erinnere. Ohne der Selbständigkeit Schiller's zu nahe treten zu wollen, wies der Vortragende nach, wie die Masse dieser Uebereinstimmungen hier blossen Zufall anzunehmen nicht gestatte; man müsse mehr oder minder unwillkürliche Reminiscenzen statuiren; dürfe auch wohl einige Inconsequenzen und andere Schwächen in Führung der Handlung, in Motiven und Charakteren aus dem Einflusse herleiten, welchen die Bekanntschaft mit Campistron auf die Conceptionen des deutschen Dichters geübt habe. Mit einem Blicke auf das Verhältniss des Schiller'schen Genius zu dem Talente des Franzosen schloss der Vortrag. — In einer kurzen Debatte erhoben sich für die Originalität Schiller's die Herren Freyschmidt, Lazarusson, Kleiber und Städler; das Gewicht der von Herrn Heller angeführten Thatsachen ganz zu beseitigen, wollte nicht gelingen; es auf das Maass des für Schiller Unverfänglichen zu reduciren, war der Verfasser selbst gern bereit. — Zur Charakteristik des historischen Don Carlos trug Herr Freyschmidt folgende, aus den Archiven von Simancas jüngst mitgetheilte Gedichte des Prinzen an die Königin Elisabeth vor:

1) Par un dizain, Madame, j'ay vu
Du roi absent la royne se plaint fort,
Mais pour cela aussi j'ay apperçu,
Que cause suis de ce grand décomfort.
Confessez-moi, si de juger aye tort,
Que votre main l'a écrit pour le roy,
Et votre espoir l'a seul pensé pour moi!
Répondez-donc, ou je suis trépassé
Sans votre cœur, très-bien j'aperçois;
Vivez donc du mien qui pour vous m'a laissé.

2) Auf Elisabeth's Lieblingspapagei.

Si vous vouliez, o heureux Perroquet,
Ma volonté et mon affection
Bien déclarer par votre bon cacquet!
Si vous pouvez dire ma passion,
Etant au lieu de ma dévotion,
L'on prêteroit plus volontiers l'oreille
A vous disant ma douleur non pareille,
Que si moi-même en disois vérité.
Perroquet donc, je vous prie et conseille,
Parlez pour moi, puisque este écouté.

3) Puisque parler, Madame, est un allégement
A mon grief mal, je rompray le silence,
En vous disant mon ennuy et tourment:
Bien n'a servi ma longue patience!
Vous, qui avez d'amitié cognaissance,
Veuilez de moi prendre compassion,
Et entendez ma déploration.
Car un ingrat cause est de mon souci,
Un homme plein de tant de fictions,
Qu'il ne mérite avoir de luy merci!

Darauf las Herr Immanuel Schmidt den Anfang eines Aufsatzes über die literarisch-geselligen Kreise englischer Dichter und Schriftsteller. Mit einer etymologischen Behandlung des Wortes club beginnend, führte er in launig gehaltenen Skizzen durch die Weinschenken der Tage Shakspeare's und Johnson's, durch das Kaffeehaustreiben der Zeit des Dryden, und brach vorläufig bei Goldsmith und dessen Zeitgenossen ab.

Die Sitzung vom 23. November eröffnete Herr Sachse mit einer Uebersicht über den Inhalt der Nummern 5 bis 8 des „Anzeigers für die Kunde der deutschen Vorzeit," nebst kurzen Bemerkungen über den Werth der einzelnen Beiträge.

Demnächst hielt Herr Lazarusson folgenden Vortrag:

Die Abhandlung des Dr. Steinthal „über den Ursprung der Sprache" ist in einer zweiten umgearbeiteten Auflage erschienen. Schon in der ersten Auflage hatte der Verfasser die Ansichten Früherer über denselben Gegenstand ausführlicher dargestellt und einer Kritik unterworfen, deren Resultat dahin lautet, dass Wilhelm von Humboldt, so wenig sich bei ihm eine schliesslich genügende Lösung der Aufgabe finde, doch den Weg zum Ziele am deutlichsten erkannt und den vorliegenden Problemen ihre schärfste Fassung gegeben habe, dass man deshalb in Humboldt's Spuren weiter gehen müsse, um in der Erkenntniss der Sprache fortzuschreiten. In der neuen Auflage hat der Verfasser die betreffenden Schriftsteller in chronologischer Ordnung besprochen und auf mehrere neuere Rücksicht genommen, die sich über die Frage ausgesprochen haben, auf Jacob Grimm, auf Schelling, der im ersten Bande seiner „Philosophie der Mythologie" gelegentlich auch die Entstehung der Sprachen berührt, auf Heyse, dessen System der Sprachwissenschaft der Verfasser herausgegeben hat, und auf den Franzosen Renan. Des Verfassers selbständige Ausführungen erscheinen gegen die erste Auflage in wohlthuender Weise stellenweise in's Kürzere gezogen oder bestimmter gefasst.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat eine doppelte Bedeutung. Entweder nämlich handelt es sich um den einmaligen oder um den jedesmaligen Ursprung derselben. Die Schriftsteller über diesen Gegenstand aus dem vorigen Jahrhundert wurden eigentlich durch das Interesse der Curiosität geleitet, wie es doch gekommen sei, dass die Menschen ein so fein ausgebildetes System von Lauten besitzen zum Zweck der Gedankenmittheilung. Bei ihnen war die Frage: unter welchen geschichtlichen Bedingungen, in welchen ursprünglichen Formen ist die Sprache zuerst entstanden? Die Antwort konnte dreifach gegeben werden: entweder die Sprache ist durch göttliche Offenbarung den Menschen gegeben worden, oder Menschen haben mit weiser Ueberlegung die Sprache erfunden und allmälig fortgebildet wie andre Künste auch, oder drittens: es wurde der

Punkt in der menschlichen Geistesthätigkeit nachgewiesen, der nothwendig ohne die Hülfe der bewussten Reflexion und bestimmter Absicht die Sprache entstehen liess. Letzterer ist der Standpunkt Herder's. — Seitdem Humboldt in der Sprachwissenschaft Epoche gemacht hat, ist es eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Thatsache, dass die Sprache nicht so gleichgültig und äusserlich dem Begriff gegenübersteht, wie das Zeichen dem Inhalt, dass der Geist nicht ohne die Sprache, die Sprache der ganze Geist in einer gewissen Erscheinungsform ist. Die Sprache gilt daher uns Allen nicht mehr als ein einmal Entstandenes, sondern als eine lebendige Thätigkeit, die sich immer neu gebärt in jedem Sprechen, und die Frage nach dem einmaligen, göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache durch Reflexion oder durch innere Nothwendigkeit hat keinen Sinn mehr. Man könnte eben so gut nach dem geschichtlichen Ursprung des Denkens fragen.

Steinthal's Abhandlung über den Ursprung der Sprache fasst die Frage in einem ganz andern Sinne, wenn er sich dessen auch nicht recht bewusst ist. Er liefert nicht etwa eine historische Darstellung, wie im Wesentlichen Grimm in seiner gleichbenannten Abhandlung. Es handelt sich bei ihm um die innere Bedeutung der Sprachthätigkeit bei Individuen und Völkern. Der Verfasser ermittelt das Wesen der Sprache in ihrem Verhältniss zu den einfachen psychologischen Processen der Vorstellung. Er will die Genesis des Sprechens in der individuellen Seelenthätigkeit darstellen. Darum wird ihm eine Untersuchung über das Wesen der Sprache zu einer solchen über ihren jedesmaligen Ursprung in jedem individuellen Geiste.

Der Verfasser will in Humboldt's Sinn fortschreiten, und wo dieser im Dualismus stehen geblieben ist, die rechte Vermittlung der Gegensätze finden. Humboldt hat erkannt, dass die Sprache nicht ein Ding ist, sondern die reine Thätigkeit des Geistes. Aber dann fasst er doch auch wieder die Sprache als eine geistige Kraft unter anderen. Humboldt hat eine ganze Reihe von Fragen offen gelassen. Wenn jeder Einzelne im Sprechen die Sprache neu ergänzt, woher kommt der feste Niederschlag dieses ewig wiederholten Processes in stehender Wort- und Formenbildung? Woher kommt es, dass der Sprechende auch verstanden wird? Der Nationalgeist wird erst durch die bestimmte Sprache erzeugt. Woher also kommen die einzelnen unterschiedenen Sprachen, wenn sie doch aus der nationalen Eigenthümlichkeit nicht hervorgehen können, sondern umgekehrt diese aus jenen erklärt werden muss? Wenn Humboldt mit seinem geistvollen Blicke in das innerste Wesen der Sprache doch die historischen Erscheinungsformen derselben nicht in Einklang zu bringen vermag, so bedarf er einer Ergänzung, welche die Resultate seines Denkens gelten lässt, sie aber im Einzelnen begründet und erläutert.

Der Verfasser schlägt zu diesem Zweck den Weg der psychologischen Forschung ein. Ihm kommt es vor Allem darauf an, den Irrthum zu beseitigen, der besonders durch K. F. Becker sich weitverbreitete Geltung verschafft hat, als ob die Sprache eine metaphysische Potenz sei, die sich, unabhängig von dem individuellen Geiste und nur durch diesen hindurch wirkend, in organischer Gesetzmässigkeit eine ihr angemessene Realität verschaffe, und ferner, als ob die Sprache nicht etwa bloss das Organ des Denkens, sondern nach einem vom Verfasser als unklar und uneigentlich getadelten Ausdruck das Denken selbst in leiblicher Erscheinung sei. Die Sprache ist nach dem Verfasser weder ein Organismus in jenem Sinne, als ob sie sich nach ihrer innerlich angelegten Form zu einem vernünftigen System realisirter Zwecke selbst zu gestalten vermöge, noch steht sie in irgend einer wesentlichen Beziehung zur Logik (d. h. in Becker's Sinne zur innern Natur des Denkens überhaupt), sondern sie ist ein psychologisches Product, erzeugt in dem Verlauf der mechanischen Processe, die mit den einfachen Elementen der Vorstellungen in der Seele vorgehen, — und sodann — nun ist nicht mehr von der Sprache, sondern vom Wort die Rede — das Wort

ist nur ein Appercepționsmittel, gegen den Inhalt des Begriffs selbst gleichgültig, ein Zeichen, eine Art von mathematischer Formel, die, als Resultat gewisser Seelenvorgänge, selbst wieder neue Affectionen der Seele veranlasst. Da wären wir also richtig wieder auf dem alten Fleck, grade da, wo Herder und seine Zeitgenossen auch standen.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, die in ihrem Tone unglaublich maasslose Polemik gegen K. F. Becker, zu welcher der Verfasser sich in seinem Buche: „Grammatik, Logik und Psychologie" vergessen hat, zu charakterisiren. Nur so viel wollen wir bemerken, dass es weder in jenem Buche, noch in der vorliegenden Abhandlung zu irgend einem erklecklichen Resultate kommt, welches den hochmüthigen Ton des Verfassers irgendwie zu rechtfertigen im Stande wäre. Keine der Fragen, die der Verfasser selbst aufwirft, ist zu irgend welcher Lösung gebracht oder auch nur ernstlich in Angriff genommen worden. Die erste Grundwahrheit in Becker's Anschauungsweise scheint dem Verfasser am meisten unfassbar gewesen zu sein, dass das Wort als lebendiges Wesen gar keine selbständige Existenz ausserhalb des Satzes habe. Ihm ist nach guter alter Weise der Theil früher als das Ganze, der Laut älter als das Wort und das Wort älter als der Satz. Es kostet oft viele Mühe, sich durch allerlei Hin- und Hergerede bei dem Verfasser durchzuarbeiten, und den Kern dessen herauszufinden, was er eigentlich will. Dasjenige, worauf der Verfasser den meisten Nachdruck legt, ist die psychologische Ableitung der Sprache, der Begriff der innern Sprachform und die Völkerpsychologie.

Der Verfasser will die vorliegende Form aus dem metaphysischen Gebiet auf psychologischen Boden ziehen. Männern, die, wie Heyse, die Sprache als Erzeugniss der objectiven Vernunft auffassen, die über das Individuum hinübergreife, entgegnet er ganz naiv, wie denn doch der objective Geist in den subjectiven hineinwirken könne? Als ob er nie von Volkspoesie, von Rechtsbewusstsein, von Religion habe sprechen hören. Schelling, der in seiner ergreifend tiefsinnigen Construction der Religionsentwicklung das Bewusstsein zum Kampfplatz der das Universum umfassenden allgemeinsten Potenzen macht, und die Sprache in einem Momente dieses Kampfes entstehen lässt, fertigt er kurz ab mit der geistreichen Bemerkung, das sei Dämonologie; nach Schelling sei Satan der Urheber der Sprache. Und was bietet er selbst? Diese Reflexbewegungen, die gewisse Seelenvorgänge begleiten, wie können sie ein Gegenstand des Verständnisses für eine andere Seele werden? Wie kann da eine Volkssprache sich bilden, wo die Individuen atomistisch durch sich bestehen sollen ohne die Gebundenheit an die Substanz des Volkslebens? Der Verfasser denkt sich die menschlichen Individuen etwa so wie die Steine in einem Steinhaufen. Er vermeint die Sprache aus einem Zustande des Geistes, wie wir ihn heute finden, ableiten zu können. Aber nicht einmal ein Baustyl, ein Volkslied, ein tiefes Rechtsleben erzeugt sich heute. Die Sprache ist eine culturgeschichtliche Erscheinung und ihre Bildung nur in dem Urstande der Menschheit denkbar, wo es noch gar keine Individuen gab, die selbständig aus der Gesammtheit herausgetreten wären, wo die Masse noch ununterschieden und gleichartig in jedem Individum sich nach ihrem eigentlichen Lebensinhalt neu gebar, wo der Gedanke des Einen der Gedanke Aller, das Gefühl des Einzelnen das Gefühl der Gesammtheit war. Die qualitativen Differenzen, die in dem Menschengeiste durch die geschichtliche Entwicklung entstehen, wegleugnen, ist unhistorisch und unkritisch, eben so unkritisch, wie das mechanisch-mathematische Gesetz unbesehen zum Gesetz auch der psychischen Erscheinungen zu machen. Es ist in der Sprachthätigkeit wohl zu unterscheiden zwischen der ursprünglichen Schöpfung und dem Nachschaffen. Wir bilden nur nach, was der Volksgeist für uns erzeugt hat.

Die Sprache ist Thätigkeit der Gattung, und des Einzelnen nur, insofern er der Gesammtvernunft der Gattung einverleibt ist. Das Individuelle

der Empfindung drückt keine Sprache aus. Die Sprache hat einen Sinn nur in Gemeinschaft und Mittheilung. Der Einzelne hat keine Sprache. Keine Betrachtung der individuellen Seele kann die Sprache erklären. Und warum äussert sich der Vorgang der Apperception grade im Laut? Dass es eine physiologische Thatsache sei, ist keine Erklärung. Die „organische“ Auffassungsweise versucht freilich nachzuweisen, dass das Denken seiner Natur nach keine angemessenere Form der Erscheinung finden kann, als den zeitlichen Process, der für das Gehör ist. Aber diese Auffassungsweise fällt ja in gleiche Reihe mit der Naturphilosophie, auf die nach der Ansicht des Verfassers alle ernsten Forscher mit „Verachtung“ herabsehen.

Der gesammte Fortschritt des deutschen Geistes seit hundert Jahren lässt sich in dem wiedergewonnenen Begriff des Organismus zusammenfassen. Es ist erkannt worden, dass das Universum ein System vernünftiger Zwecke sei, dass die bewusste Absicht des Menschen Nichts vermöge, dass Reflexion und Einsetzung die objectiven Grundlagen des Daseins nicht erklären, dass die Ideen ein geschichtliches Leben führen und sich nach innerer Zweckmässigkeit eine vernünftige Existenz geben. Ein solches existirende Ganze nun, das aus eigenem innern Kerne erwachsen ist, in dem das Ganze und die Theile in ewig zweckmässiger Wechselwirkung einander dienen, das ist ein Organismus, und in diesem Sinne ist nach Becker auch die Sprache ein Organismus. Wer das leugnet, muss behaupten, dass die Sprache entweder willkürlich gemacht sei oder kein solches vernünftiges System darstelle, in welchem das Kleinste das Grösste erkläre und umgekehrt. Damit fiele man aber aus dem Zusammenhange unsrer heutigen Wissenschaft heraus. — Die Sprache enthält thatsächlich nur allgemeine Begriffe, kann nur Gedanken und absolut nichts Anderes ausdrücken. Die Seele, die in der Sprache lebt, kann also nur das Denken selbst sein, und wenn sie beide nicht bloss äusserlich auf einander bezogen sein sollen, so muss die innere Natur des Denkens auch in der Sprache erkannt werden können. Jene innere Natur des Denkens hat die metaphysische Logik der Identitätsphilosophie zu entwickeln gesucht. Es ist ebenso wenig ein Wunder, dass die Sprache die Kategorien der Logik wiederbringt als dass im Recht die innere Natur des vernünftigen Wollens deutlich wird. Mit der formalen Logik, wie sie der Verfasser versteht, hat freilich die Sprache Nichts zu schaffen.

Nächst der psychologischen Ableitung der Sprache legt der Verfasser den Nachdruck auf den Begriff der innern Sprachform als der besondern Weise der Vermittlung, durch welche der Vorstellungsinhalt in den Laut niedergelegt wird. Humboldt hat diesen Begriff schon besonders hervorgehoben, Becker hat in seinen Betrachtungen über das Wort in seiner organischen Entwicklung dieses wesentliche Moment genau ausgeführt, z. B. wie Abstractes durch sein Ebenbild in sinnlicher Erfahrung bezeichnet, wie die Zeit auf den Raum zurückgeführt wird, und Aehnliches. Es ist als richtig anzuerkennen, dass in der innern Sprachform ein gut Theil des lebendigen Wesens der Sprache begriffen wird. Aber ein neues Resultat ist damit nicht gewonnen. Die Erkenntniss der innern Sprachform wäre nur dann eine psychologische Aufgabe, wenn die Beziehungen der Gedanken andere wären, als die Verhältnisse der Dinge.

Noch ein Drittes hebt der Verfasser hervor: Die Verschiedenheit der Sprachen soll sich aus der Völkerpsychologie begreifen lassen. Nun ist es ohne Zweifel richtig, dass die verschiedenen Volksgeister sich kaum irgendwo so treu abspiegeln, als in der Verschiedenheit des Sprachbaues. Es ist auch zuzugestehen, dass bisher die Art, wie sich die geistige Eigenthümlichkeit der Völker in ihren Sprachen ausprägt, weit weniger Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, als etwa die nationale Charakteristik der Kunststyle, der Religionen, der Sitten und Rechtsformen. Die Sprachwissenschaft hat für das äussere chronologische und ethnologische Gerüste der Geschichte Erstaunliches geleistet. Die innern Momente der Cultur-

geschichte sind eigentlich bisher nur bei Römern und Griechen durch das Mittel der Grammatik dargestellt worden. Es wäre gut, wenn die Sprachforschung auf solche Ziele gelenkt würde. Aber es ist einseitig, diese Volksgeister etwa nur an den Sprachen messen zu wollen, und ganz unbegreiflich ist es, wie man diese Art culturhistorischer Betrachtung Völkerpsychologie nennen kann. Es gibt in den Völkern eine gemeinschaftliche Gesinnung, gemeinschaftliche Grundtriebe und Richtungen des sittlichen und intellectuellen Charakters. Ja, durch dieses Gemeinschaftliche wird erst aus der Menge der Individuen ein Volk, durch jenes allein haben die Individuen eine wahrhaft menschliche Existenz. Man spricht also mit Recht von einem nationalen Geiste. Aber eine Seele hat doch nur der Einzelne, und die „exacte" Psychologie wird doch wohl kein Gelüste empfinden, ihre mechanischen Processe auch in der Entwicklung des Volksgeistes wiederzufinden. Hier ist doch sonst grade einer der Punkte, wo der Psychologie der Athem ausgeht. In der Erfahrung sehen wir immer nur Einzelne. Die Volksgeister sind nicht sinnlich wahrnehmbar. Die Erfahrung hört hier auf. Das Volksleben lässt sich ohne die „angeborne Idee," gegen die der Verfasser einen so grimmigen Hass fühlt, ohne die ursprüngliche Richtung nicht begreifen. Nur der Einzelne hat Vorstellungen und Wahrnehmungen, empfindet und appercipirt. Die Gesammtheit kann es nur in dem Einzelnen. Die „Völkerpsychologie" ist daher entweder nur ein schlechter Ausdruck für den alten Begriff der Culturgeschichte, oder sie hat gar keinen Sinn.

Referent hat sich weder davon überzeugen können, dass in vorliegender Abhandlung irgend ein wesentlicher Fortschritt in der Erkenntniss der Sprache gewonnen ist, noch davon, dass ein solcher auf dem von dem Verfasser eingeschlagenen Wege überhaupt gewonnen werden kann.

An diesen Vortrag knüpften sich einige Bemerkungen der Herren Mahn und Hartung. — Dann berichtete Herr Berduschek über Hjort's Deutsches Lesebuch für Dänischsprechende; er erklärte dasselbe, wiewohl es ein rechtes Bild unsrer Nationalliteratur nicht gebe, im Ganzen doch für eine achtbare Leistung.

Es folgte ein Vortrag des Herrn Mahn über die Geschichte des Wortes Alkohol. Derselbe empfahl die von Herrn Korte eingesandten Ergänzungen zum Dictionnaire de l'Académie, nachdem er, sowie Herr Plötz und Herr Herrig, Manches, vervollständigend und berichtigend, hinzugesetzt hatte.

Nach einer Hinweisung des Herrn Heising auf einen sprachlich vielleicht zu begründenden innigeren Zusammenhang zwischen den Stämmen Oberdeutschlands und den Nordgermanen, im Gegensatze zu den Franken Mitteldeutschlands, legte der Vorsitzende das an Briefen, Aufsätzen und Büchern seit dem letzten Versammlungstage Eingegangene vor.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. V. Jahrgang. Nro. 5 — 8.

Die wissenschaftlichen Mittheilungen dieser Nummern bilden:

Schluss der Mittheilung über die Gefangennehmung des Grafen Reinhard von Solms. Von Dr. Joh. Voigt in Königsberg.

Ein bisher unbekannter Spruch auf die Stadt Nürnberg. Von Dr. K. Barack, Bibliothekssecretair des Germ. Museums. Mit diesem Titel benennt der Dr. Barack ein etwa 750 Verse enthaltendes, bisher weder Geschichtsforschern, noch Bibliographen bekanntes Gedicht aus dem Jahre 1490 von Kuntz Hass. Ob dieser Dichter, ein Meistersänger, wie aus dem Anfange des Gedichts (von jugent auf so het ich gunst — zu schöner meisterlicher kunst) hervorgeht, auch der Verfasser eines 1494 in Bamberg gedruckten Spottliedes auf Herzog Albrecht von Sachsen sei, ist eine Vermuthung von Sprenger, die erst einer näheren Untersuchung bedarf. Das Buch ist gedruckt, aber Seitenzahlen, Kustoden und Signaturen, so wie die Angabe von Druckort, Drucker und Druckjahr fehlen. Der Text ist ohne alle Interpunction, der Druck nicht ohne Fehler, die bei der grossen Anzahl alter Ausdrücke mitunter Schwierigkeiten im Verständnisse hervorrufen. Eigenthümlich ist der Gebrauch ein und derselben Type für K und R, wie er bisweilen, wohl nur aus Versehen, in Schedels Chronik (Nürnberg 1493) vorkommt.

Meister Altswert. Fortsetzung und Schluss. Prof. von Keller in Tübingen gibt zu dem von ihm im Stuttgarter Vereine herausgegebenen Werke Lesarten und einzelne Bemerkungen.

Die Pfarrkirche zu Breckerfeld. Von Dr. W. Lübke in Berlin. Kurze Beschreibung einer Herrn Lübke früher unbekannt gebliebenen und deshalb in seinem Buche über die westphälische Kunst nicht erwähnten alten Kirche eines kleinen protestantischen Städtchens im Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen.

Unterirdische Gänge. Von A. Birlinger in Tübingen. Der Anzeiger hat schon mehrmals der unterirdischen Gänge gedacht. Auch von der in der Nähe der Stadt Rottenburg rechts vom Neckarufer hochgelegenen Weilerburg führt ein unterirdischer Gang in die Stadtpfarrkirche von St. Moritz in Rottenburg-Ehingen. Da sollen die Hohenberger allemal in die Kirche vierspännig heruntergefahren sein. Häufiger finden sich Gänge nach dem Volksglauben zwischen Burgen und Schlössern, Burgen und Klöstern. Viele solcher Gänge haben existirt, existiren theilweise noch; viele hat die Volksphantasie geschaffen. Veranlassung dazu mögen gegeben haben die ungeheuren Kellerräume mancher Klöster, Sicherheitsgänge in's Freie bei Ueberrumpelung

und Raubanfällen von Burgen, wohl auch kleinere oder grössere Wasserabzüge, kloakenartige Kanäle. In der Nähe von Rottenburg sind die römischen Wasserleitungen und alte verschüttete Römergewölbe zu beachten.

Das Gemeindeinstitut der Nachbarschaft. Von Alex. Grebel, Königl. Friedensrichter in St. Goar. Dies Institut der Zehner oder zehn Nachbarschaftsmeister, welches in der Stadt St. Goar schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vorkommt, ging mit dem Verlust der Freiheit und der Selbstverwaltung der Städte zu Grunde. Es erscheint überall als das Organ, durch welches die Bürgerschaft ihre Beschwerden gegen Massregeln des Raths vorbrachte, das Volk in seinen Gerechtsamen und Freiheiten schützte, bei Prozessen unterstützte und nach Art der Volkstribunen den Stadtrath controlirte und sein Veto einzulegen berechtigt war.

Zur Münzkunde der Abtei Nienburg. Von Th. Stenzel, Pastor in Nutha bei Zerbst. Der Aufsatz vindicirt mehrere Münzen der Abtei Nienburg bei Halberstadt, von der die Numismatiker bis zum Jahre 1846 noch keine kannten.

Der Freistuhl an der breiten Eiche. Von J. S. Seibertz, Kreisgerichtsrath zu Arnsberg. Schluss. Der Verf. sucht zu erweisen, dass der genannte Freistuhl zur Freigrafschaft Hunden gehört und nahe an der Nassau-Siegenschen Gränze stand: ein Resultat, mit dem auch Berck in der Geschichte der westphälischen Femgerichte einverstanden ist.

Albert, Erzbischof von Riga und seine Sippschaft in aufsteigender Linie. Von E. F. Mooyer in Minden. Der Verf., als Genealoge hervorragender mittelalterlicher Männer und Geschlechter seit langer Zeit wohl bekannt, verbreitet sich hier mit gewohnter Gründlichkeit in mehreren Nummern über den gedachten Prälaten.

Ueber die Bedeutung von Freimarkt. Von Hofr. Dr. Zöpfl in Heidelberg. Dieser Aufsatz ist ein interessanter Beitrag zur Lexicographie und genaueren Kenntniss mittelalterlicher Zustände. Freimarkt bezeichnet nach des Verf. Ansicht einen Markt (Forum) in der alten Bedeutung von mallus, Gericht oder Ding, welches nach gegenseitiger freier Einwilligung errichtet (gewillkohrt) ist. Es wurden ein Richter und Schöffen ernannt und vor diesen Kaufgeschäfte, wie vor ordentlichen Gerichten, gemacht, ähnlich den sogenannten Winkelbörsen der neueren Zeit.

Die Handschriftensammlung des germanischen Museums. Von Dr. K. Bartsch, Prof. in Rostock. Da von den für deutsche Dichtung wichtigen Fragmenten und Handschriften des Museums die früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift bereits Nachricht gegeben haben, bespricht Herr Bartsch hier einige Manuscripte, die seitdem durch Kauf oder Schenkung zur Sammlung des Museums hinzugekommen sind. Es sind dies: 1) von Ulrich von Eschenbachs Alexander 1 Pergamentblatt aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, 348 Verse in gutem Texte. 2) von Ulrich von Türheims Willehalm, ein Pergamentdoppelblatt des dreizehnten Jahrhunderts in Quarto. Das Bruchstück bietet einen alten und sorgfältig geschriebenen Text, der einem künftigen Herausgeber des Gedichts gewiss von Werth sein wird. 3) von Enenkels Weltchronik 5 Blätter einer Papierhandschrift des vierzehnten Jahrhunderts in Quarto. Der Text ist schlecht. 4) von dem Renner 1 Pergamentblatt des vierzehnten Jahrhunderts in Kleinfolio. Die Handschrift stimmt so genau mit der Erlanger, die der Bamberger Ausgabe zu Grunde liegt, dass sie nur zwei verschiedene Abschriften aus einer Handschrift sein können. Für die Kritik ist sie von grosser Wichtigkeit, wie Rückert in seiner nächstdem erscheinenden Ausgabe näher darzulegen haben wird. 5) ein Bruchstück aus Philipps Marienleben: Zwei Papierblätter in Quarto aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Text ist bairisch und schon deswegen werthlos, aber das mittel-

deutsche Original, das Rückert's Ausgabe gewaltsam zu einem oberdeutschen umarbeiten will, bricht auch durch die Verderbniss dieses jungen Textes noch hindurch. 6) aus dem 31. Buche des Speculum historiale des Vincentius Bellevacensis einige Kapitel.

Gambrinus. Von Dr. Runkel in Düsseldorf. Herr Dr. Runkel trägt kein Bedenken, diesen vielgepriesenen, noch unenträthselten König von Flandern - Brabant zu entschleiern. Gambrinus ist ihm eine flandrisch - deutsche Verdrehung aus Jan Primus, Johann der Erste von Brabant. Diese Conjectur hat wenig Wahrscheinlichkeit.

Das Altargemälde in der Kirche zu Artelshofen. Vom Pfarrer Fischer in Artelshofen. Kunstfreunde und Kunstkenner werden aufgefordert, über den Künstler, dessen Monogramm mitgetheilt wird, Auskunft zu geben. Das Gemälde ist werthvoll, bis jetzt aber noch nicht vollständig erklärt.

Spielkarten vom fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. von Eye. Dem Bericht über Beschaffenheit und eigenthümliche Art dieser alten Karten ist ein Blatt mit 8 Abbildungen beigefügt. Die Zahl derselben beläuft sich auf 83, welche mehr oder weniger gut erhalten sind und dem Germanischen Museum angehören. Mehrere derselben sind schon in Nro. 7 des vorigen Jahrganges besprochen worden.

Zur Cometen - Literatur. Von E. Weller in Zürich. Nachträgliche Angabe von 5 Schriften über den Cometen von 1577, sämmtlich aus den Jahren 1577 und 1578. Vgl. Anzeiger 1857 Nro. 10 und 11.

Ein gereimter Liebesbrief aus dem sechzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Prof. Dr. Ign. Zingerle in Innsbruck. Ein handschriftliches fliegendes Blatt vom Jahre 1548 in Südtyrol aufgefunden; es besteht aus 37 Zeilen, die auffallender Weise nicht alle nach den Reimen abgesetzt sind, ungeachtet es scheint, als sei dies beabsichtigt.

Der früheste deutsche Holzschnitt in Tondruck. Bisher ist bekanntlich die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten von L. Cranach vom Jahre 1509 für den ältesten Holzschnitt gehalten, der mit mehreren Platten gedruckt vorkommt. Auf der Bibliothek zu Erlangen befindet sich aber der Kaiser Maximilian zu Pferde von Burgkmaier in Tondruck vom Jahre 1508. Dies Blatt, wo es im Schwarzdruck erscheint, trägt die Jahreszahl 1518. Es ist nach Herrn von Eye anzunehmen, dass zum Zweck eines zweiten Abdrucks die 0 mit einer 1 vertauscht sei.

Zur Geschichte der Trachten. Von R. von Rettberg in München. Da über das Beinkleid des Mittelalters häufig nicht bloss bei Künstlern eine irrige oder doch unklare Vorstellung herrscht, gibt Herr Rettberg eine kurze, sehr interessante Skizze des mittelalterlichen Beinkleides. Schon die alten Franken trugen Beinkleider von gewalkter Wolle um die Hüfte mit einer Schnur oder einem Riemen gehalten. Die Longobarden trugen von der Wade abwärts weisse Strümpfe, seit Anfang des siebenten Jahrhunderts auch Hosen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen. Unter den Karolingern ist das Beinkleid lang, eng anschliessend und besetzt, unter den Knieen festgeschnürt. Als Karl der Grosse auf der Jagd einen Auerochsen nicht gehörig traf, zerriss ihm das wilde Thier den Schuh und die Beinbinde. Da wollten alle seine Begleiter ihre Hose „hossas suas“ (Mon. Lang. 2, 8) ausziehen. (Noch jetzt ist hôëse im westphälischen Plattdeutsch, eben so im Ostfriesischen und anderen niederen Gegenden so viel als Strumpf, dagegen büchse so viel als Hose.) Ueber das Beinkleid des zwölften Jahrhunderts geben uns namentlich die Bilder des hortus deliciarum (um 1175) die klarste Anschauung: Unten enganschliessende hoch bis zur Hüfte hinaufreichende Strümpfe, oberhalb derselben sehr weite, förmliche Pluderhosen,

meistens weiss, wohl von Leinwand. Diese heissen eigentlich bruoch. S. Parz. 588. Herzog Ernst 2634. Parz. 168, 2. Erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kamen diese Pluderhosen wieder ab und seitdem kam das eigentliche lange Beinkleid auf.

Zur Geschichte des deutschen Judenrechts. Von Prof. Dr. Gengler zu Erlangen. In den neuern rechtshistorischen Werken blieb bis jetzt auffallender Weise ein Document von grösster Bedeutung unbenutzt. Es ist dies die Urkunde König Ruprechts vom Jahre 1407, zuerst von Jos. Chmel im Anhange zu den Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum 1834 vollständig veröffentlicht. Durch dieselbe wird einem gewissen Ysrahel oder Israhel das Amt eines obersten Hochmeisters der Judenschaft für die gesammten deutschen Lande übertragen.

Die Wasunger Schützenordnung vom Jahre 1611. Von Prof. Brückner in Meiningen. Dieselbe ist als ein Bild der dem dreissigjährigen Kriege vorangehenden Zeit und ihres kleinstädtischen Lebens nicht ohne Bedeutung.

Bruchstück einer Magdalenenlegende. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Zwei Pergamentblätter in Folio aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts enthalten einige hundert Verse, von denen 54 als Probe mitgetheilt werden.

Ueber die Bilderräthsel des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser dieser Zusammenstellung alter Rebus hat sich nicht genannt. Die meisten Notizen sind vom Herrn Bauinspector Sommer zu Merseburg. Mehrere derselben bestehen aus Noten. Der älteste dem Verfasser bekannte ist einem Monogramm ähnlich und kommt auf einem Holzschnitte vom Jahre 1598 vor. Die übrigen sind jünger und namentlich mehrere pasquillenartige aus dem siebzehnten Jahrhundert, besonders aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges gegen Jesuiten u. dergl. m.

Das Hauptportal der Klosterkirche zu Paulinzelle. Zur Symbolik der mittelalterlichen Kunst von R. von Rettberg in München. Es ist auffallend, dass in diesem von Paulina, Wittwe des Ritters Udalrich, gegründeten Nonnenkloster die rechte oder südliche Eingangsseite mit Fratzenbildern, Drachen, Schlangen, Mannsköpfen, welche die Zunge ausstrecken u. dergl. geziert ist, während sonst die Nordseite vorzugsweise den Gebilden der Finsterniss angewiesen ist. Herr Rettberg erklärt sich dies daraus, dass die Erbauerin und ihre Gefährtinnen, die Nonnen, nachdem sie sich von der Männerwelt zurückgezogen, wohl grade die südliche oder sogenannte Männerseite als ihre Nachtseite betrachten mochten.

Mühldorfer Stadtrecht. Von Prof. Gengler in Erlangen. Da bisher Niemand diesem Mühldorfer Stadtrecht seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, dasselbe aber in antiquarischer wie juridischer Beziehung keineswegs bedeutungslos ist, so ist eine eingehende Betrachtung von selbst gerechtfertigt. Es werden die Ueberschriften der einzelnen Materien mitgetheilt.

Abenteuerliche Wehr. Diese Benennung einer Kriegsmaschine findet sich in einem von Lochner mitgetheilten Briefe des Raths zu Nürnberg an Herrn Friedrich Markgrafen zu Brandenburg vom 4. August 1427. Einleitend spricht Herr Lochner über Waffen und Kriegsmaschinen im Mittelalter überhaupt und die allmähliche Verdrängung der römischen Waffen durch Anwendung des Schiesspulvers, sodann weist er nach, dass der erste Gebrauch der Artillerie in Metz am 22. September 1324 vorgekommen ist und die Gemeine zu Florenz am 11. Februar 1326 den Guss metallner Kanonen verfügt hat.

Dies der Inhalt der vier Nummern. Denselben sind eben so viele, jedes Mal einen bis zwei Bogen füllende Beilagen zugegeben, über deren Inhalt ich in meinem vorigen Referat ausführlicher berichtet habe.

Die Sammlungen des Archivs und der Bibliothek mehren sich massenhaft, und die Theilnahme nimmt in allen Gauen Deutschlands trotz der vereinzelten missliebigen Ansichten in Berlin und Gotha auf erfreuliche Weise zu. Vielleicht ist die Ansprache vom 9. Februar 1857, die einer der neuesten Nummern beigelegt ist, im Stande, dem grossartigen und wichtigen Institute, das doch auch theilnehmende Förderer hat, neue Freunde zu gewinnen.

Dr. Sachse.

Orendel und Brîde, eine Rûne des deutschen Heidenthums, umgedichtet im zwölften Jahrhundert zu einem befreiten Jerusalem. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich 1858.

Bei Gelegenheit der Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier hatte v. d. Hagen im Jahre 1844 unter dem Titel: „Der ungenähte graue Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt etc. Altdeutsches Gedicht etc.“ ein Gedicht herausgegeben, das bis dahin nur in einer Strassburger Handschrift vom Jahre 1477 und in einem äusserst seltenen Drucke (Augsburg 1512) vorhanden war. Der Inhalt dieses, als poetisches Werk betrachtet, höchst unbedeutenden Gedichtes ist in kurzem folgender: Orendel, ein Sohn des Königs Oygel von Trier fährt mit 72 Schiffen gen Jerusalem, um die Königin Bride zu freien; ein Sturm vernichtet seine ganze Flotte, er selbst rettet sich nackt an das Land, wo ihn ein Fischer Yse findet. Er gibt sich für einen Fischer aus, zeigt seine Kunst mit St. Peters Hülle in einem reichen Fischfange und wird von Yse als Knecht angenommen. In dem Bauche eines der gefangenen Fische findet sich der ungenähte Rock Christi, der nach mancherlei Fährlichkeiten von jenem Fische verschlungen war. Orendel kauft den Rock um 30 Goldstücke, welche ihm die Jungfrau Maria sendet, wobei sie ihm sagen lässt, dass er in diesem Rocke wie in unverletzlicher Rüstung gegen die Heiden streiten solle. Der übrige Theil des Gedichtes enthält Orendels Kämpfe und Abenteuer mancherlei Art, aus denen er endlich mit Frau Bride zurückkehrt.

Von diesem Gedichte, dessen Abfassung v. d. Hagen um das Jahr 1300 setzte, hat nun Herr Etmüller eine neue Ausgabe veranstaltet und zwar in doppelter Absicht, einmal um die vierzeilige Otfridische Strophe, in der, wie schon v. d. Hagen vermuthete, das Gedicht ursprünglich geschrieben sein soll, wieder herzustellen, andrerseits um nachzuweisen, das Gedicht sei eine in ein befreites Jerusalem umgewandelte Rune des deutschen Heidenthums. Unter einer Rune in diesem Sinne versteht der Herausgeber ein Gedicht, das unter einer Erzählung einen Sinn versteckt, den man nicht grade heraussagen wollte, der deshalb auch nur dem verständlich war, welcher den Schlüssel kannte. Solcher Runen, deren man sich besonders zur Darstellung mythologischer Gegenstände bediente, liege eine unserm Gedichte zu Grunde.

Auf den Zusammenhang des Namens Orendel mit dem Orvandil des nordischen Mythos hat bereits J. Grimm Altd. Wälder II, 28 hingewiesen; die Identität beider behauptet Ettmüller. Nach ihm ist Orvandil die Personification des Getreidehalmes, sein Vater Oygel = Aeuglein der Keim, aus welchem jener hervorgeht, Brîde = Brigitte, die Leuchtende, die Kö-

nigin im Osten, ist die Sonne, welcher der wachsende Halm entgegenstrebt; der Fischer Yse, welcher den schiffbrüchigen Orendel, der sich nackt in den Sand vergraben hat, um sich gegen die Vögel zu schützen, aufnimmt, ist der Eiserne, gleichbedeutend dem nordischen Thôr, welcher den Orvandil in einem Korbe über die Eisströme trägt. So weit könnte man sich die Deutung gefallen lassen, obgleich es mir wenigstens schon bedenklich erscheint, dass die nordische Sage eine Gattin des Orvandil, die Grôa kennt, während hier Orendel auszieht, eine Gattin zu suchen; noch bedenklicher aber wird die weitere Entwicklung. Den grauen Rock, der doch in unserm Gedichte eine Hauptrolle spielt, weiss Ettmüller schon nicht mehr in dem Mythos unterzubringen; v. d. Hagen hatte darin einen Anklang an die Grôa gesucht. Die Namen der ersten Heiden, mit denen Orendel in Jerusalem kämpft, Sudan und Mercian erhalten schon eigenthümliche Deutungen; bei Sudan, auch Scudan, Schudan geschrieben, soll man nicht sowohl an das altnordische sky Wolke, angelsächsisch skuva Schatten, als an skud, skaud, skioda Hülle, Sack von Fellen denken, und jenen Namen als das schwere Gewölk, eine vierte Form des Namens Serudan von skraud abgeleitet, als den schneidenden Wind deuten; bei Mercian könne man allenfalls an die sylva marciana der Peutingerischen Karte, den Schwarzwald und an das altnordische myrkr finster, denken, so dass Mercian etwa dasselbe, wie sein Bruder Sudan bedeute. Die Riesen Mentwin, Liberian, Paligan, mit denen Orendel dann kämpft, gehören nicht in den Mythus. Bei der Belagerung der Burg Westemale wird Orendel erfasst, über die Burgmauer gezogen and in ein Gefängniss geworfen, d. h. das reife Getreide wird in den Aufbewahrungsort in der Erde gebracht. Ein Zwerg bringt die Bride durch einen unterirdischen Gang zum Orendel, fordert sie selbst zum Lohn, wird aber durch einen Engel gezwungen, sie freizulassen; d. h. die Sonne sinkt im Spätherbst mehr und mehr abwärts, der Zwerg aber, der an den Riesen erinnert, welcher den Göttern die Burg befestigt, dafür aber zum Lohn die Freyja, Sonne und Mond verlangt, kann sie nicht in Haft behalten, denn das geschieht erst im Winter. Als dieser wird Sinold = Sinwald, der über Alles Herrschende, gedeutet, welcher die Bride in Haft hält; der Hüter seiner Burg ist Achille die Schneedecke, dessen Name mit dem altnordischen acka, iacka aufhäufen, zusammenhängt. Derselbe beschützt aber auch den Orendel gegen Sinold, d. i. das Getreide in der Erdgrube gegen den Frost, und schliesslich erschlägt Yse den Sinold, so wie Thôr den Frostriesen erschlägt, worauf Bride wieder Besitz vom heiligen Grabe, d. h. die Sonne von ihrem Hause nimmt.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Deutung des Gedichtes auf einen Naturmythos mit grossem Scharfsinn durchgeführt; aber ebenso wenig, dass sie nicht frei von Willkürlichkeiten ist. Schon die Etymologien werden schwerlich allgemeinen Beifall finden, noch bedenklicher möchte es erscheinen, dass diejenigen Theile des Gedichtes, welche sich der angenommenen Deutung nicht fügen, als dem Mythos fremd, ausgeschieden sind, zumal da deren Zahl nicht gering ist, von 24 Abschnitten des Gedichtes 11. Bedenklich erscheint namentlich die Annahme einer Umdichtung aus einem heidnischen Gedichte, wenn man näher erwägt, in welcher Weise dieselbe gemacht worden sein soll, eine Weise, über die sich der Herausgeber nicht ausgesprochen hat. Er nimmt freilich an, dass die Gestalt des Gedichtes, wie es in den beiden Quellen vorliegt, aus einer ältern Form entstanden sei, die dem zwölften Jahrhundert angehöre, und da der Sänger des Liedes sich öfters auf ein Buch beruft, aus dem er geschöpft, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieses Buch bereits eine Umdichtung im Sinne des Herrn Ettmüller gewesen sei, aber es bleibt dann immer noch unerklärt, wie das Original, die sogenannte Rune, dem deutschen Dichter, der jene Umdichtung vorgenommen haben soll, zugekommen ist und warum sie grade geeignet schien, in ein Lied zur Verherrlichung des grauen Rockes umgewandelt zu

werden. Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, dass Orendel, der auch im Heldenbuche als König vor Trier erscheint und ziemlich dieselben Thaten wie in unserm Gedichte, freilich ohne die Hülfe des grauen Rockes, vollbringt, identisch mit dem nordischen Orvandil sei, aber ich bin eher der Meinung, dass diese einzelne Person ohne jene mythische Beziehung in die deutsche Sage übergegangen ist, als dass ein abgeschlossenes nordisches Gedicht in die Hände eines deutschen Dichters gekommen sei. An Beispielen von solchen Uebertragungen einzelner Personen und Sachen aus einem Sagenkreise in den eines andern Volkes fehlt es nicht, wie sich aus der Siegfried- und Parcival-Sage nachweisen liesse; ob sich dagegen ein zweites Beispiel von einer Umdichtung, wie die hier angenommene sein soll, nachweisen lässt, bezweifle ich.

Die zweite Aufgabe, welche sich Herr Ettmüller bei der Herausgabe des Gedichtes gestellt hat, ist, wie schon angegeben, die, die ursprüngliche Form desselben herzustellen. Die jetzigen, ziemlich unregelmässigen Verse zeigen deutlich, dass sie durch viele, den Ausdruck zum grossen Theil verwässernde Zusätze aus einer einfacheren Versbildung entstanden sind. Als ursprüngliche Form hat der Herausgeber nach dem Vorgange v. d. Hagen's die Otfriedische Strophe angenommen, und deren Wiederherstellung zugleich mit einer Uebertragung in die ältere Sprachform versucht. Es gab dazu der Text des Druckes bessere Mittel an die Hand, als der der Handschrift, welchem v. d. Hagen im Ganzen gefolgt war. Das Gedicht hat durch Ettmüller's Aenderungen, abgesehen von den Kürzungen in den einzelnen Versen, von den 3926 Zeilen, welche es in der Ausgabe v. d. Hagen's hat, hat es gegen 800 verloren, ganz offenbar zum grossen Vortheil in poetischer Hinsicht, wie eine Probe aus dem Anfange statt vieler darthun mag.

Z. 21. v. d. Hagen:

Nun wil ich mier ſelber begynen
Von dem grauwen rock ſprechen und ſingen:
Er wart gewürket zwore
Von eines ſchonen lambes hore,
Darzu ſpan jn die edel und die frye
Selber, die künigynne Sant Marye.
Min frow Sant Marie jn ſelber ſpan,
Sant Helene in ſelber würcken begann.

Strophe 1 und 2 Ettmüller:

Nu wille-wir beginnen
van dem grâwen rocke ſingen:
hi wart giworht zi wâre
van eines lambes hâre.
In ſpan die edelfrîe,
die kunigin ſante Marîe;
min frowe in ſelve ſpan,
ſant Helêne in wurken begann.

Hin und wieder hat sich der Herausgeber zur Ergänzung der Strophe Zusätze erlaubt, und diese sind nicht immer grade zum Vortheil für das Gedicht. Z. B. am Schluss.

Der Druck von 1512:

Die zwen tag und das halb jor
Das ſagt uns das buoch fürwar
Die engel von dem himel koment
Die vier ſel ſy nament
Und furtent ſy nemeleich
Zu Got in das fron himel rich.

Dagegen Ettmüller:

Als virgángen waz das halve jâr,
daz ſaget uns daz buoch fur wâr,
joch die dage zwêne,
ſi ſturven alle viere.
Vanme himile engil quâmen,
die vier ſêle ſi nâmen;
ſi fordens nameliche
in daz himilriche.

Man darf diese Wiederherstellung natürlich nur als einen Versuch ansehen, der es immer zweifelhaft lässt, ob das Gedicht je diese Gestalt gehabt hat. Die Mühe, welche sich der Herausgeber mit dieser Arbeit gemacht, ist anerkennenswerth, obgleich man sich des Gedankens nicht erwehren kann, dass das Gedicht keinesweges derselben werth ist, zumal für den Literarhistoriker, der etwa das Gedicht berücksichtigt, die vorliegende Ausgabe unbrauchbar ist, weil diesen nur die wirklich überlieferte Form interessiren kann, die sich aber weder aus dem Texte, noch aus den angehängten Varianten bei Ettmüller vollständig entnehmen lässt.

Berlin. :Dr. Büchsenschütz.

Schönheiten der Heilkunde, welche sich im sinnreichen Junker Don Quijote von La Mancha finden. Vom Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Algerrmann.

Die grössten Gelehrten aller Nationen haben die Vortrefflichkeit des unsterblichen Meisterwerkes des Don Miguel de Cervantes zu würdigen gewusst und stellen uns ihn als den ausgezeichnetsten Schriftsteller seines Jahrhunderts, und sein Buch als eins der kostbarsten und reichsten in Bezug auf Reinheit der Sprache, Philosophie und Wissen dar. Nach ihrer Ansicht ist es das Werk eines tiefen Denkers, eines unvergleichlichen Redners, des scharfsinnigsten Geschichtschreibers und erfahrenen Politikers; eines Kenners und Beobachters des menschlichen Herzens und seiner Zeit; eines Gelehrten, bewandert in einheimischen und fremden Literaturen: überhaupt eines Mannes, welcher die umfassendsten Kenntnisse aller Wissenschaften in sich vereinigte, und mit diesen den grössten Zauber der Darstellung verband. Doch war bis jetzt bei Niemandem die Idee entstanden, in dem Verfasser des Don Quijote einen Kenner der Medizin zu suchen und zu finden. Dieser originelle Gedanke gehört dem Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon, dessen Tod die Heilkunde beklagt und dessen hinterlassene Werke*) die Grösse des Verlustes mehr und mehr fühlen lassen. Aus seiner Feder ist eine kleine Abhandlung geflossen, welche folgenden Titel hat: Schönheiten der Heilkunde, welche sich im sinnreichen Junker Don Quijote von La Mancha finden. Der gelehrte Arzt beweist in diesem Werkchen, dass sich Cervantes ein grosses Verdienst durch die Schilderung der Verrücktheit oder Manie seines Helden erworben habe, indem er mit Genauigkeit und Sicherheit, wie es der beste Arzt vermocht, Sitz, Ursache und Charakter des Leidens bezeichnet und das Heilverfahren bestimmt habe, und

*) Er schrieb unter Anderm: Historia bibliográfica de la medicina española; Madr. 1843.

dadurch um mehr als zwei Jahrhunderte dem Sectirer Hahnemann zuvorgekommen sei; dass er ferner seine Gewandtheit in Schilderung des Zustandes eines Geisteskranken, der Intervalle der Krankheit, deren Dauer und Ende klar dargethan habe.

Don Antonio Hernandez Morejon drückt sich über die Art, wie Cervantes die Anlagen zur Krankheit und deren Ursachen erklärt, folgendermassen aus:

„Geneigt zu Geisteskrankheiten sind, 1) die galligen und melancholischen Temperamente: „Don Quijote war gross, von starker Leibesbeschaffenheit, hager, ausgemergelten Antlitzes und stark behaarten Körpers.“ 2) das gesetzte Mannesalter: „Don Quijote streifte hart an die fünfzig.“ 3) die Schärfe und Ausbildung der Seelenkräfte: „Don Quijote war sinnreich, hatte ein starkes Gedächtniss und war so gelehrt, dass er sich in allem Wissen eines fahrenden Ritters auszeichnete. Er war Theologe, Jurist, Mediziner, und verstand Botanik, Astronomie, Mathematik, Geschichte und andere Wissenschaften.“ 4) Familienstolz und Adel: „Don Quijote war Hidalgo und aus La Mancha, und stammte in grader Linie von Gutierre Quijada, dem Sieger über die Söhne von San Polo ab.“ 5) heftige Körperbewegung: Don Quijote war Verehrer des Waidwerkes, besonders der Hasenjagd.“ 6) Aenderung der Lebensweise, grosse Thätigkeit im Nichtsthun: „Don Quijote vergass die Jagd, ja sogar die Verwaltung seines Vermögens.“ 7) erhitzende, schädliche, wenig Nahrungsstoff enthaltende Nahrungsmittel: „Don Quijote speiste Abends meist stark gewürzte Speisen, Linsen am Freitage, gesalzenes Fleisch von verunglückten Schafen am Sonnabend und Sonntags ein Täubchen als Zugabe.“ 8) Sommer und Herbst: „Don Quijote machte die tollsten Streiche am 28. Juli, am 15. August und am 3. October.“ 9) Liebesgedanken: „Don Quijote war sehr verliebt.“ 10) Uebermässige Lectüre: „Don Quijote verkaufte manchen Acker Saatland, um Ritterromane und Liebeslieder zu erwerben.“ 11) Uebertriebenes Nachtwachen: „Don Quijote vertiefte sich so sehr in seine Lectüre, dass er Nächte und Tage lang, vom Abend bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abend damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, dass er den Verstand verlor.“

Indem nun Morejon auf die Symptomatologie des Narren Don Quijote, wie sie Cervantes beschreibt, eingeht, fügt er hinzu:

„Wie das Wort Narrheit generisch ist und in sich verschiedene Arten und Varietäten einschliesst, so entsprechen die Symptome stets den verschiedenen Ursachen, welche die Narrheit hervorrufen. Nachdem Don Quijote den Verstand verloren, und Alles für wahr hielt, was er in den Ritterromanen und Liebesliedern gelesen hatte, füllte sich seine Phantasie mit Kämpfen, Schlachten, Duellen, Wunden, Liebeserklärungen, Liebschaften, Liebeskummer und allem möglichen Unsinn an. Der Art setzte sich die Ueberzeugung von der Wahrheit aller dieser Hirngespinnste, welche er las, bei ihm fest, dass es für ihn keine glaubwürdigere Geschichte gab. Deshalb fasste er den Entschluss, fahrender Ritter zu werden, und auszuziehen, um Abenteuer zu suchen. Dieses ist der specifische Charakter dieser einzig dastehenden und sonderbaren Narrheit. Die Symptome der Krankheit des Don Quijote bestimmen die Reihe der Thorheiten und Anfälle von Arroganz, Stolz, Tapferkeit, Muth und Verwegenheit, welche im ganzen Verlaufe seines Leidens in jeder einzelnen Periode auf einander folgten. Allzeit sehen wir, dass die Gegenstände, welche auf die Sinne des Kranken wirkten, weit entfernt, regelmässige Eindrücke und Bilder hervorzubringen, Störungen in seinem Urtheil verursachten und sich in seiner Einbildung, entsprechend der innern Disposition seines Gehirnes und seiner Phantasie, bildeten und wiedergaben.“

Schliesslich spricht Don Antonio Hernandez Morejon von dem Heilver-

fahren oder von der moralischen Behandlung des Kranken, und sagt unter Anderem Folgendes:

„Um eine moralische Behandlung der Schwermuth und Narrheit einzuleiten, ist ein tiefes Studium des Herzens und der Seelenkräfte im Allgemeinen und der des Kranken, für den sie bestimmt sind, im Besondern nothwendig. Beides findet sich im Cervantes vereint. Er kannte den Don Quijote wie seinen eignen Sohn und Niemand konnte besser als er die Mittel zu seiner Heilung finden."

„Sechs Personen figuriren in dieser moralischen Fabel, welche in verschiedener Weise bei der Heilung betheiligt sind, um dem Wahlspruche*) Boerhaave's gemäss zu handeln; nämlich: der Priester, ein gelehrter Mann; Meister Nikolaus, der Barbier; Simson Sarasko, der Baccalaureus, um die Ideen des Kranken scheinbar zu begünstigen; der Domherr von Toledo; die Haushälterin und die Nichte, um gradezu und mit Festigkeit gegen die Grillen des Leidenden anzukämpfen."

„Der erste Schritt zur Heilung war die Entfernung der Ursachen, welche das Uebel hervorgerufen hatten. Das strenge Gericht über die Ritterromane und Liebespoesieen und deren Verdammung zum Scheiterhaufen, das Vermauern der Thür des Zimmers, wo die Bücher gestanden hatten, und Vorgeben, dass diesses Alles durch Zauberei geschehen, war der vernünftigste Schritt, welcher gethan werden konnte. Der weise Zauberer Muñaton kam in einer Wolke auf einer Schlange reitend und lässt das Haus mit Rauch angefüllt, nachdem er sich durch das Dach wieder entfernt hat. Dieses ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, welcher bei allen Krankheiten seine Anwendung findet, und als ein Wunder muss die Heilung angesehen werden, die erfolgt, ohne dass die Einflüsse und Ursachen, welche die Krankheit hervorgerufen haben, beseitigt sind."

„Indessen hatte der erste Versuch nicht den gewünschten Erfolg, und zwar aus zwei Gründen. Der erste ist die künstliche Einrichtung der Fabel, deren Handlung kalt und ohne Interesse durch das Aufhören der Krankheit beendet gewesen wäre. Der zweite und für uns wichtigere Grund war der leichte Irrthum der Nichte, welche den Namen Freston unbedachtsam in Muñaton oder Friton umänderte. Denn die in solchen Fällen anzuwendende Vorsicht und Behutsamkeit ist der Art nothwendig, dass selbst die geringste Nachlässigkeit alles wieder verdirbt."

„Die zweite Kriegslist, deren sich der Priester des Ortes und der Barbier bedienten, um den Ritter Don Quijote dem Gebirge Sierra Morena, wo seine Tollheit den höchsten Grad erreicht hatte, zu entlocken, war ein Mittel von derselben Gattung. In einem Wirthshause kleidet sich der Priester in ein Frauengewand von Sammet mit Bändern von weissem Rasch besetzt, und der Barbier versteckt sein Gesicht hinter einem grossen halb rostig halb weiss aussehenden Barte, gemacht aus dem Schwanze eines Stieres. Dieses Kostüm wurde nachher gewechselt, um ein anderes von gleicher Beschaffenheit, dem sie einen glücklicheren Erfolg zutrauten, zu wählen."

„Die schöne und unglückliche Dorothea wirft sich dem Kranken zu Füssen und theilt dem fahrenden Ritter die Ursache ihres Kummers mit. Sie gibt sich für die Prinzessin Micomicona aus, und erhält das Versprechen, dass die ihr widerfahrene Unbill gerächt und sie in ihre Rechte wieder eingesetzt werden solle. Durch diese kostbare Maskerade gelingt es, den Narren aus dem Gebirge zu locken und nach dem Wirthshause zu bringen. Hier fällt er alsbald in einen tiefen Schlaf, welcher durch Somnambulismus unterbrochen wird, was in Spanien, als analog dem Zustande der Phantasie, eine bekannte Erscheinung ist. Dieses war das Vorspiel für die nach den Stür-

---

*) Simplex sigillum veri. (?)
(Anmerkung des Uebersetzers.)

men eintretende Ruhe, so dass der Kranke, auf einen Stierwagen gezaubert, ohne grosse Schwierigkeiten in seine Wohnung geschafft werden konnte."

„Der Entschluss des Priesters und des Barbiers, sich von dem Kranken fern zu halten, um jede Erinnerung an das Vergangene zu vermeiden, war sehr vernünftig und ganz der Ordnung gemäss, weil der Ritter Beweise von unbeschädigten Geisteskräften gab; und wenn er Niemanden von den Seinigen, auch nicht sein eigenes Haus gesehen hätte, wäre es noch besser gewesen. Ausserdem war die Einrichtung seiner Lebensweise und die Wahl der Nahrungsmittel die passendste."

„Die Ausbrüche der Haushälterin, als die Narrheit des Ritters von Neuem zum Durchbruch kam, wie sie ihn bedroht, dass sie ihr Klagegeschrei laut zu Gott und dem Könige erheben würde, damit von denen geholfen würde, wenn er nicht daheim bliebe; die Aeusserungen der Nichte, dass Alles, was er da von fahrenden Rittern erzähle, nur Fabeln und Lügen seien, und dass diese Geschichten, wenn sie nicht verbrannt würden, wenigstens doch verdienten, jede einzeln mit einem Teufelsfutterale*) oder sonst einem Merkmale als schädlich und den guten Sitten verderblich bezeichnet zu werden: diese Ausbrüche und Aeusserungen waren sehr geeignete Mittel und von der grössten Wirkung in Spanien. Ebenso hatte sich ihrer der Domherr von Toledo bedient."

„Ein drittes Verfahren von derselben Gattung wurde von dem Priester und dem Barbier im Verein mit dem Baccalaureus Simson Carasko beschlossen. Der zuletzt Genannte erschien nämlich ebenfalls als fahrender Ritter und zwar als Ritter mit den Spiegeln, und bestand einen Kampf mit dem Ritter Don Quijote, wenn auch das erste Mal nicht mit so günstigem Erfolge, als das zweite Mal in Barcelona, wo er sich Ritter vom weissen Monde nannte."

„Bis zum nahen Ende der Krankheit des Ritters, wo er sich entschloss, ein Schäfer zu werden und die Fluren zu durchstreifen, wird regelmässig derselbe Plan verfolgt. Der Baccalaureus muntert ihn dazu auf, das Hirtenleben zu beginnen und sagt ihm, dass er eine Ekloge verfasst und von einem Hirten zwei prachtvolle Hunde zum Bewachen der Heerde gekauft habe."

„Das vorletzte Verfahren hatte die Verminderung der Narrheit des Ritters zur Folge, welche Cervantes mit solcher Genauigkeit und so der Wirklichkeit entsprechend schildert, dass man glauben sollte, Hippokrates selbst habe ihm die Feder geliehen, und dass der Spanier das Bild nur vervollkommnet hätte durch mehr Glanz und Schmelz der Darstellung in dem Ausmalen der moralischen Erscheinungen bei dem allmäligen Verschwinden der Narrheit."

Es verdient noch angeführt zu werden, was Don Antonio Hernandez Morejon in Bezug auf eine Section des Leichnames des Hingeschiedenen sagt, weniger wegen dieses Einfalles, welchen der Arzt hat, als wegen der Gründe, welche er zur Entschuldigung des Cervantes vorbringt. „Meiner Ansicht nach," sagt er, „fehlt dem Werke des Cervantes etwas an der Vollkommenheit der Erzählung, und zwar die Section des Leichnames nach dem Tode des Ritters Don Quijote. Hat er sie unterlassen, weil er überzeugt war von der Unzulänglichkeit der pathologischen Anatomie bei diesen Krankheiten, oder weil die Dürre des Gehirnes, da der Ritter von der Geisteskrankheit genesen war, nicht mehr die nächste Veranlassung noch der Sitz des Leidens sein würde, welches in eine andere Krankheit übergegangen war, und er nichts gefunden haben würde, worauf sich die Ausschweifungen der Einbildungskraft hätten zurückführen lassen? Bewog ihn vielleicht die an Unmöglichkeit streifende Schwierigkeit, eine Section vorzunehmen wegen des Vorurtheiles, welches im Allgemeinen die Menschen und besonders die

*) Bezeichnung für den Anzug der von der Inquisition Verurtheilten.

dem Verstorbenen Nahestehenden gegen solche Operationen hegen? Hierüber findet sich Nichts in der Erzählung des Cid-Hamet-Ben-Engeli."

Zum Schlusse setzen wir die gefühlvollen und geistreichen Worte, mit welchen der spanische Arzt sein Werkchen beschliesst.

„Unsterblicher Schatten des Cervantes! Unter so Vielen, welche die Heilkunde entweihen und der wohlthätigsten aller Künste zur Schande gereichen, warest Du für sie geboren! Die weisen, gelehrten und erfahrenen Aerzte setztest Du über Dein Haupt und sahest sie an als höhere Wesen. Empfange den Zoll der Dankbarkeit: Während die schönen Wissenschaften Deinem Ruhme um die Wette Ehrensäulen errichten, weihe ich Dir eine unvergängliche, indem ich Deinen Namen der Geschichte der spanischen Medizin einverleibe."

Longfellow's neueste Gedichte. (The courtship of Miles Standish and other poems.)

Das uns vorliegende, aus der Buchhandlung W. Kent and Co. hervorgegangene Büchlein zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster ein episch-erotisches Gedicht, Miles Standish als Brautwerber, enthält. Eine Notiz des Verlegers könnte Zweifel erwecken, ob der zweite Theil, der unter dem Gesammttitel „Zugvögel" 23 lyrische Gedichte bietet, wirklich vollständig oder auch nur theilweise aus der Feder des liebenswürdigen amerikanischen Dichters geflossen sei. Diese Notiz lautet nämlich: „Um diesen Band vor dem Schicksale früherer amerikanischer Druckwerke zu retten, um nämlich zu verhindern, dass zahlreiche englische Verleger denselben sofort als ihr Eigenthum ansehen, ist ein kleiner, aber (gesetzlich) genügender Theil des Inhalts von einem englischen Autor beigesteuert worden." Prüft man jedoch diese lyrischen Gedichte nach Inhalt, Ton und Form, so trägt man durchaus kein Bedenken, sie sammt und sonders als Erzeugnisse der Feder Longfellow's und jene Notiz als einen geschäftlichen Kniff, der nicht in den Gewohnheiten des deutschen Buchhandels liegt, zu betrachten, eine Vermuthung, deren Richtigkeit authentische amerikanische Ausgaben, die bekanntlich nur selten und spärlich zu uns einwandern, gewiss bestätigen werden. Der Inhalt des epischen Gedichtes beruht auf historischer Grundlage. Miles Standish, einem alten Hause in Lancashire entstammend, hatte zuerst für die Unabhängigkeit der Niederlande gegen spanische Tyrannei als wackrer Krieger gefochten; später war er mit den Puritanern auf der May-Flower 1620 nach Neuengland gefahren, und obgleich er sich bis zu seinem 1652 in seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahre erfolgten Tode dieser Secte nie anschloss, war er in Unterhandlungen und im Kriege mit den Rothhäuten ein zuverlässiger Freund und muthiger Beschützer der kleinen Schaar gewesen. Es ist mir in einem Programme vergönnt gewesen, frühere Gedichte Longfellow's unter einem Gesichtspunkte aufzufassen, unter dem man sich nicht gewöhnt hatte, sie anzusehen, und ich glaubte, Veranlassung gefunden zu haben, viele seiner kleinern lyrischen Zeichnungen als Naturbilder zu einer Einheit, manche seiner grösseren Werke, wie Preciosa, die goldene Legende, selbst Hiawatha zu einem eigenthümlichen Genre ethnographischer Dichtung zusammenzufassen. Es war daselbst jedoch unterlassen worden und hätte bei einem sich so sehr an dem Auslande begeisternden Poeten nicht unterlassen werden dürfen, grade die Gedichte zusammenfassend hervorzuheben, die der amerikanischen Nationaldichtung angehören, seine Gedichte über Sclaverei, Hiawatha, Cavanagh, denen sich nun Miles Standish anreiht. Es ist bezeichnend, wenn Longfellow bei einer solchen Fülle poetischer Stoffe, wie sie, auch nur nach Bancroft's Werk, die geschichtlichen

Anfänge seines Vaterlandes darbieten, in der Wahl seiner Fabel mitunter eine so unglückliche Hand hat. Denn wozu verwendet er jene kühne, todesmuthige, entsagungsfähige, einfältig fromme Gestalt des Puritanismus der ersten Pilger? Zu einem Gedicht, dessen Inhalt die grosse Thorheit eines alten, graubärtigen Kriegers ist, um ein junges Mädchen anzuhalten, die grössere, um ein junges, hübsches Mädchen, die grösseste, um ein junges, hübsches Mädchen, das von seiner Liebe nicht den Schatten einer Ahnung hat. Es wird genügen, mit kurzen Worten den Inhalt des Gedichtes zu erzählen, um zu dem Schlusse zu gelangen, dass Miles Standish zu den schwächsten Productionen Longfellow's gehört, ja! wohl die schwächste ist.

Miles Standish und John Alder, der alte Krieger und ein junger — — was nun gleich? Das Gedicht lässt uns gänzlich darüber im Unklaren, wie auch darüber, warum und in welchem Verhältnisse diese beiden Helden zusammen unter einem Dache wohnen, diese beiden Helden nun — denn das Gedicht hat zwei Helden, der eine ein Held, der andre ein Feigling — diese beiden Helden also sind in ihrer Stube, Miles wandelt auf und ab und erzählt Geschichten von seinen an der Wand hängenden Waffen. Warum er das thut, ist nur aus der Absicht des Dichters zu entnehmen, den soldatischen Sinn und Charakter des alten Hauptmanns in kräftigen Strichen zu zeichnen. Ein Zusammenhang mit dem Folgenden findet nicht statt. Er erwähnt darauf, dass Rose Standish am Meeresgestade begraben liegt, vermuthlich seine Frau; es könnte aber auch seine Schwester gewesen sein, worüber im Gedicht keine Auskunft ertheilt wird.*) Er ergibt sich alsdann der Lectüre des Caesar, die er beendigt, um dem jungen Alden mitzutheilen, dass er Priscilla, eine puritanische Waise, liebe und trägt ihm auf, für ihn bei ihr zu werben. Alden erschrickt, denn er liebt Priscilla selbst; das Gebot der Freundschaft macht die Sehnsucht der Liebe verstummen. Er erklärt das Zerstieben seiner Träume ächt puritanisch für eine Strafe Gottes wegen seiner Sündhaftigkeit. Er geht zu Priscilla, die ihn liebt und spricht unwahrscheinlich, aber warm für seinen Freund. Sie ist, wie es sich erwarten lässt, ärgerlich, dass der junge Alden, den sie liebt, für den alten Miles spricht, den sie nicht liebt und schliesst endlich die lange Unterredung mit den wenig mädchenhaften Worten: Warum sprecht Ihr nicht für Euch selbst, John? Was thut nun John? Stürzt er nieder zu ihren Füssen? Er stürzt, ohne ein Wort der Erwiederung, ohne Lebewohl zur Thür hinaus, erschrocken, wie gewöhnlich. Am Seestrand umherwandelnd beschliesst er, dem Wink des Herrn folgend, mit der zurückkehrenden Mayflower Amerika zu verlassen. Nach Hause zurückgekehrt, gibt er ehrliche Auskunft und theilt selbst Priscilla's wunderliche Frage mit. Der alte Standish sieht in dieser Frage der Priscilla einen Treubruch, den John an ihm begeht, erklärt ihm unversöhnlichen Hass, wird aber an weiteren Ausbrüchen verzeihlicher, aber unsinniger Wuth durch das Erscheinen eines Boten unterbrochen, der ihn abruft, eine Indianische Botschaft zu vernehmen, die veranlasst, dass er sich schon in der Nacht an die Spitze eines Zuges gegen die Wilden setzt.

Alden begibt sich am Morgen des folgenden Tages zur Abfahrt nach England an das Meer und hat schon die zum Boote führende Planke bestiegen, als das rechtzeitige Erscheinen Priscilla's dem Gedichte erlaubt, hier noch nicht aus zu sein und ihn veranlasst, trotz puritanischer Phrasen, in Amerika zu verbleiben. Priscilla, die überhaupt, da sie ein Mädchen ist, vielmehr spricht als er, entschuldigt ihre gestrige Frage, so gut sie kann und wirklich recht gut. Alden versichert, er wäre fortgerannt, weil er nicht böse auf sie, sondern auf sich selbst und zwar deswegen gewesen wäre, weil er die Sache seines alten Freundes so schlecht geführt habe! Sie behauptet

*) In einer Note zum Gedicht erfährt man hinterdrein, dass es wirklich seine Frau war.

aber, er sei auf sie, Priscilla, böse gewesen und schildert das Loos der unglücklichen Frauen, die da schweigen müssten. Als er sich nun erlaubt, die schöne Seite des Looses der Frauen herauszukehren, unterbricht sie ihn sofort, klagt ihn der Lieblosigkeit, der Unehrlichkeit, der Schmeichelei an, weswegen? wird sie wohl besser als wir wissen. Was sagt John darauf? Er ist stumm und erschrocken, wie gewöhnlich, so dass sie genöthigt ist, das Gespräch wieder aufzunehmen und ihm ihre Freundschaft anzutragen. Ein folgender Gesang wird zu einem idyllischen Gemälde verwendet, dessen etwas verbrauchte Hauptgruppe Alden ist, wie er seiner Freundin Wolle zum Aufwickeln hält. Während sie so beschäftigt sind, bringt ein Bote die falsche Nachricht vom Tode des wackern Miles, bei welcher Nachricht Alden, der bis jetzt also in namenloser Furcht geschwebt haben muss, eine schaurige Freude (awful delight) über seine Freiheit!! gemischt mit Schmerz und Trauer empfindend, Priscilla mit den Worten in die Arme schliesst: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. In einem Schlussgesang erscheint bei der Hochzeit urplötzlich der todt geglaubte Miles, der aber unterdessen vernünftig geworden ist und dem glücklichen Schlusse des Gedichtes nicht hinderlich wird.

Dieser Inhaltsangabe eine Kritik des Gedichtes hinzuzufügen, ist wohl ganz unnöthig. Nur darauf ist hinzuweisen, dass dem Gedichte vereinzelt dastehende Schönheiten nicht fehlen, und dass es dem Dichter vielleicht nirgend anderswo gelungen ist, eine so markige, wuchtige Gestalt zu malen, wie die des alten Miles Standish.

Leider ist es hier nicht einmal möglich, Schwächen der Behandlung und des Inhalts über schöne, metrische Form zu vergessen. Warum der Hexameter, d. h. also, warum das spondeische und daktylische Mass nicht eben so gut, wie das anapästische oder trochäische im Englischen sollte behandelt werden können, ist nicht abzusehen, wenn bei diesem Metrum eben so accentuirend verfahren würde, wie bei jeglichem andern, und wenn der sinngemässe Satzaccent so verwendet würde, dass er an den Stellen der Arsis vorkäme, wie doch das im Englischen sonst auch wirklich immer geschieht. Im Hexameter nehmen sich jedoch englische Dichter nur unverständliche Freiheiten. Jedermann sagt reár-guard. Und doch wagt Longfellow: Whén the rear-guárd of his army retreated. Wie soll man scandiren: Be not however in haste; I can wait; I shall not be impatient? (I'll oder b'impatient.) Schwerlich wird man folgenden Vers beim ersten Anlauf zu lesen vermögen: 'Tis not good for a mán to bē álóne say the Scriptures. Es fällt hier nämlich dem Dichter plötzlich ein, to be nach den Grundsätzen antiker Metrik als Längen zu behandeln, und ausserdem noch das proklitische a in alone lang anzunehmen. Eben so wird the plötzlich als Länge behandelt in She, the Puritan gírl, in thé solitúde of the forest, während es dicht dabei als proklitisch und unbetont gebraucht wird. Was soll man zu folgenden ungefügen Betonungen der Negation sagen:

Why does he nót come himself und When one is truly in love, one nót only says it, but shows it.

Flüchten wir von diesen unerquicklichen Tönen des Epos zu jenem Kranze lyrischer Gedichte „Zugvögel." Zuvörderst wird unsrem Ohre wohler sein. Die Gedichte selbst schliessen sich den schönsten Longfellow's ebenbürtig an. Es wird genügen, die Titel derselben kurz anzuführen. Prometheus. Der Mythus vom Prometheus wird als ein Symbol des Dichters gefasst. Die Leiter des heiligen Augustin. Das Thema dieses Gedichtes, das gleichsam eine Erweiterung des berühmten „Psalms des Lebens" ist, bildet ein Spruch des Heiligen: De vitiis nostris scalam nobis facimus, si vitia ipsa calcamus. Das Gespenst-Schiff, eine Sage. Der Hüter der Fünfhäfen. Spuk. (In allen Häusern, wo Menschen gelebt und gestorben, spukt es.) Auf dem Kirchhof in Cambridge. Des Kaisers Vogelnest. Die beiden Engel. (Die Engel des Lebens und

des Todes.) Tageslicht, Mondeslicht. Der Judenkirchhof in Newport. Oliver Basselin. (Der Erfinder des Vaudeville.) Victor Galbraith. Verlorene Jugend. Seilermarsch. Der goldene Meilenstein. (So wird das Kaminfeuer bezeichnet.) Catawbawein. Santa Filomena. (Eine Hymne auf Miss Nightingale unter dem Bilde jener Heiligen.) Der Entdecker des Nordcaps. Tagesanbruch. Agassiz' fünfzigster Geburtstag. Kinder. (Er schliesst:

Ihr seid besser als alle Balladen,
Die je die Dichtkunst bot.
Ihr seid lebend'ge Gedichte,
Und alle andern sind todt.)

Sandalphon. (Der Engel, der nach dem Talmud die Gebete der Menschen sammelt, die sich in seinen Händen in Blumen verwandeln.) Epimetheus. (Täuschung und Erfüllung in der Dichtkunst.)

Eins dieser Gedichte besonders hervorzuheben und als ein Specimen der neuen Sammlung aufzustellen, wäre ein ungeschicktes Verfahren, da dieselben in Worten, Takt und Tonart durchaus von einander verschieden sind. Im Prometheus wird der Beruf des Dichters mit glühender Begeisterung gepriesen, der die verschlungene Reimstellung a b a a b entspricht; in der Leiter St. Augustin's, wo der Dichter wie ein ernster Lehrer auftritt, dessen Rechte nach oben weist, entspricht das jambische Mass der gedrungenen Kürze der Aussprüche; bald finden wir den einfachen, schlichten Erzähler, bald den Gelegenheitsdichter, der seinem Freunde in schmuckloser Biederkeit zum Geburtstag gratulirt. Hier wird uns eine alte Sage sinnig interpretirt; dort werden poetische Gestalten, die in unsrer Geschichte auftreten, und deren stilles, edles Wirken man unter dem Lärm der wechselnden Eindrücke der Stunde zu vergessen Gefahr läuft, von dem Dichter mit einer unvergänglichen Glorie umgeben. Der ernste Ton, in dem die Heiligkeit des Vaterhauses besungen wird, schlägt in den Uebermuth des anapästischen Rhythmus um, wenn der Dichter, als wäre er bereits bei der zweiten Flasche, ein Loblied auf den Wein anstimmt. Die Sammlung stellt sich sofort unter dem ungezwungen sich bietenden Bilde eines frischen, duftigen Kranzes dar, dessen kostbare Blumen von der verschiedensten Art sind. Ich erlaube mir, folgende Uebersetzung des Gedichtes „Catawbawein" beizufügen:

Catawbawein.

Gedicht von Longfellow.

Dies Lied soll sein
Ein Lied auf den Wein,
Zu singen in Schenken, an Wegen,
Am warmen Kamin,
Wenn die Wolken ziehn
Bei düsterm Novemberregen.

Kein Lied soll es sein
Auf den Scuppermongwein,
Den in Carolina sie trinken,
Auf den Isabel nicht,
Auf den Muscadel nicht,
Deren Trauben in Gärten blinken.

Es ist kein Gesang
Auf den rothen Mustang
An den Wogen des Colorado,
Dessen Feuergluth,
Dessen Purpurfluth
Einen Stich hat von span'schem Bravado.

Denn so reich und so fein
Ist des Westens Wein
Von den Ufern des „Prächtigen Flusses."
Sein süsser Duft
Durchwürzet die Luft
Mit Dank für die Lust des Genusses.

Hinein und hinaus
Summen Bienen mit Braus
Aus alten und hohlen Bäumen.
So will aus dem Glas
Das moussirende Nass
Summen und brausen und schäumen.

In seiner Art gut
Ein Glas Verzenay thut.
Auch Sillery seh' ich gern schäumen.
Doch Catawbawein
So göttlich, so fein,
Schmeckt mild und macht uns träumen.

Andalusischer Wein,
Wein vom Sagenfluss Rhein,
Und Wein von dem Donaustrande
Wein von Inseln, vom Cap
Ist matt und lapp,
Kommt er nach unserm Lande.

Sie fälschen die Fracht,
Eh', in's Ausland gebracht,
Die atlantische Woge sie schüttelt.
Er benimmt Kopf und Herz
Mit dem Fieberschmerz,
Der die alte Welt durchrüttelt.

In die Gossen hinein
So nichtswürdigen Wein!
Hinten nach, wer solches Zeug braute.
Dieses Gift, dieser Stank,
Dieser Borgiatrank,
Dessen Reben der Teufel baute.

Den ich euch credenz',
Er ist rein, wie der Lenz.
Wer ihn nennt, lobt ihn zur Genüge.
Denn Catawba mild
Braucht kein Aushängeschild,
Kein Etiquett voller Lüge.

Dieses Weinlied hier,
Diesen Gruss von mir
Sollen Winde und Vögel tragen
Hin zum westlichen Land,
Wo am westlichen Strand
Die Hügel mit Reben ragen.

G. Büchmann.

Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht — von Fabio Fabbrucci. Zweite, verbesserte und sorgfältig vermehrte Auflage. Mit einer Auswahl italienischer Lesestücke. Berlin. J. Springer. 1859.

Vorliegendes Buch will eine „Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache" geben. Es will nach den Worten der Vorrede (S. VII.) „in der Kürze die wichtigsten Regeln der italienischen Grammatik den Anfängern darlegen."

Von einer solchen Anleitung, heute gegeben, wird man etwas Andres erwarten dürfen, als was vor dreissig, vierzig Jahren genügen konnte oder musste. Damals war die italienische Sprache — ausser der wenig bekannten und noch weniger benutzten Grammatik von Fernow — noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und Behandlung, wie sie es seitdem namentlich durch L. G. Blanc und in Verbindung mit den übrigen romanischen Sprachen durch Friedrich Diez geworden ist. Ueberhaupt steht das Studium der neueren Sprachen jetzt nicht mehr hinter dem der alten und orientalischen zurück, und wo irgend sie jetzt gelehrt und gelernt werden, geschieht es auf einer wissenschaftlichen Grundlage. Kommt hinzu,

dass die italienische Sprache bei uns nicht zu den Bedürfnissen gerechnet, sondern als eine Sache der Neigung meist nur von dem gebildeteren Theile des Publicums gesucht wird: so liegt dem Lehrer dieser Sprache die Aufforderung, sich nicht unter das allgemeine Niveau der heutigen Sprachwissenschaft herabsinken zu lassen, noch um so viel näher. Denn jener Theil des Publicums ist eben derjenige, welcher durch den ganzen übrigen Unterricht, den er geniesst oder genossen hat, an eine gründlichere und edlere Art der Belehrung gewöhnt ist. Herr Fabbrucci nimmt (zu Anfang der Vorrede) selbst an, dass diejenigen, welche sich seines Buches bedienen werden, bereits im Besitze des Lateinischen oder Französischen seien. Sie verstehen ausserdem wohl auch Griechisch oder Englisch: der eignen Muttersprache nicht zu gedenken. Solche „Anfänger" aber sind über die gewöhnliche Anfängerschaft schon hinaus und man darf sich vor ihnen nicht nur — was Herr Fabbrucci beansprucht — eine Erklärung der „grammatischen Kunstausdrücke" ersparen, sondern muss ihnen auch etwas Andres darbieten, als womit ein in sprachlichen Dingen ganz Kenntniss- und Urtheilsloser vorlieb nehmen würde. Hiermit ist nicht gesagt, dass der Lehrer den vollen Reichthum seiner wissenschaftlichen Studien vor seinen Schülern ausbreiten solle; wohl aber muss die ganze, wenn auch noch so bedingte Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt und darstellt, erkennen lassen, dass er solche Studien gemacht habe. Nur wenn das, was er lehrt, und wäre es das Einfachste, das Ergebniss einer denkenden, in das Wesen der Sache eingedrungenen Betrachtung ist, kann sein Unterricht von Werth und Nutzen sein; nur so wird er seinen Schülern nicht kahle Regeln bloss und leere Phrasen vorhalten, sondern das Verständniss in ihnen entwickeln und sie befähigen, sich in dem fremden Elemente mit Freiheit und Selbständigkeit zu bewegen.

Aber — Herr Fabbrucci hat sich von einem Ausspruche Metastasio's leiten lassen, den er in der Vorrede also anführt:

> „Ich hasse den schädlichen und grausamen Missbrauch, den armen Anfänger mit einer Unzahl von Regeln und Ausnahmen zu überladen, welche, anstatt sein Gedächtniss mit einem Vorrathe von Wörtern zu füllen und ihm das Sprechen und Verstehen zu erleichtern, ihm Abscheu und Ekel einflössen und die Hoffnung benehmen müssen, jemals zum Ziele eines so schwierigen Unternehmens zu gelangen. Wer die Absicht hat, Schriftsteller zu werden, für den ist es allerdings nothwendig, dass, nachdem er die Sprache erlernt hat, er sich mit allen Regeln und selbst den unbedeutendsten Ausnahmen bekannt mache; wem es aber nur darum zu thun ist, einen gewissen Grad von Leichtigkeit im Verstehen und Sprechen zu erlangen, der braucht seine Aufmerksamkeit nur auf die allgemeinen Regeln zu richten."

Man bedenke, dass Metastasio dies vor etwa hundert Jahren geschrieben hat. Angesichts einer Grammatik, die freilich noch in nichts Andrem als einer „Unzahl Abscheu und Ekel einflössender Regeln und Ausnahmen" bestand, nach denen man eine Sprache wie nach einer Schablone lehren und lernen zu können vermeinte, mag er Recht gehabt haben. Heut zu Tage, wo man unter Grammatik, auch hinsichtlich der italienischen Sprache, eine Wissenschaft versteht, ist die Wiederholung eines solchen Ausspruches weder zeit- noch sachgemäss. Und was soll eigentlich damit bekämpft werden? Näher betrachtet nicht die alte Methode an sich, sondern nur ein vermeintes Uebermass derselben. Die Berufung auf jenen Ausspruch verlangt und verspricht eine blosse Beschränkung auf die „allgemeinen" Regeln, d. h. auf die nothdürftigsten, zugleich in nothdürftigster Weise vorgetragen.

Demnach dürfen wir uns nicht wundern, es mit einer Leistung zu thun zu haben, welche, nur mit geschmälerter Reichhaltigkeit des Materials, mindestens noch auf der Stufe der Filippi und Fornasari steht — einer Stufe,

der sich doch schon Valentini, wenn auch mit mehr Eifer als Glück, zu entreissen gestrebt hat. Dieselbe mangelhafte Auffassung der Lautverhältnisse, dieselbe Einsichtslosigkeit in Betreff der Flexionsformen, namentlich der unregelmässigen Verba, dieselbe Abgeschmacktheit, gewisse Ausdrucksweisen durch Ellipsen zu erklären, dasselbe Durcheinander formaler und syntaktischer Bestimmungen, dieselben Fabeln von dem Einflusse, welchen der Wohllaut auf die Entstehung und Bildung der italienischen Sprache ausgeübt haben solle, kehren hier noch einmal wieder und fordern die Kritik zu einer ernsten und — so weit es in den Grenzen einer Recension möglich ist — eingehenden Besprechung auf.

Indem ich eine solche unternehme: lege ich die allgemein bekannten Haupttheile der Grammatik zu Grunde, obschon dieselben in dem Buche nicht ausdrücklich unterschieden sind.

I. Zur Lautlehre.

Das Wenige, was Herr Fabbrucci über die Aussprache der Vocale (§. 1.) mittheilt oder meist von Fernow entlehnt, bietet schon mehr Mängel dar als man glauben sollte. Gleich das Erste ist ein seltsames Versehen, das dem Fernow begegnet ist und das Herr Fabbrucci eher hätte berichtigen als nachschreiben sollen. Wir lesen:

> „Vom a merke man, dass es, wenn es vor Wörtern steht, die mit einem Consonanten anfangen, mit demselben so ausgesprochen wird, dass es klingt, als ob beide ein Wort seien und als ob der Consonant doppelt sei; z. B. a parte bei Seite, a casa zu Hause, werden ausgesprochen, als ob apparte, accasa geschrieben stände."

(Fernow, 3. Aufl., §. 23.) Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick die Verwechselung des Vocals a mit der Partikel a! Und schreibt man etwa nicht auch wirklich appiè (a piè), accanto (a canto) etc. etc.? Vermöge desselben Missgriffes müsste doch wohl auch in evviva, oppure, siccome (d. i. e viva, o pure, si come) und hundert ähnlichen die Verdoppelung des Consonanten für eine Eigenschaft und Wirkung der „Vocale" e, o, i erklärt werden, was Fernow hoffentlich nicht gemeint hat. Es sind dies Zusammenziehungen, die lediglich dadurch bewirkt werden, dass sich die „Partikeln" e (und), o (oder), si (so) tonlos dem Accente des folgenden Wortes unterordnen, dessen Anfangsconsonant sich alsdann in Folge der flüchtigen Kürze jener Partikeln verdoppelt.

Vom i heisst es (nicht nach Fernow), es müsse

> „immer wie das deutsche ie in Liebe, Friede u. s. w."

ausgesprochen werden. Vermuthlich weiss der Herr Verfasser also, dass es in Wörtern wie in, will, Blick anders klingt. Nun, so wie hier klingt es auch in italienischen Wörtern wie in, il, ricco. Also wird es nicht immer wie das deutsche ie in Liebe, Friede ausgesprochen.

Bei der Erwähnung des offenen und geschlossenen Lautes der Vocale e und o wiederholt Herr Fabbrucci Fernow's Irrthum, dass die deutsche Sprache das geschlossene o nicht habe (Fernow §. 24, S. 9), und schreibt ihm dabei Seite 11 noch die Worte nach:

> „Eben so wenig beobachtet er (der Deutsche) und alle andern fremden Nationen den Unterschied zwischen dem e und o aperto und e und o chiuso, sondern spricht beide auf eine Weise, nämlich immer mit dem harten (? — Fernow sagt: höheren) Laute, und letzteres wie das deutsche o aus."

(S. Fernow §. 74, S. 65.) Das Wahre daran ist, dass Fernow hierüber zu wenig Beobachtungen gemacht hat. Wie in Heer, Mehl das e: so ist in hohl, Rose das o ein geschlossenes, und wie dagegen in Herr, Welt das e: so ist in voll, Ross das o ein offenes. Der Doppelklang beider Vocale ist also im Deutschen so gut vorhanden wie im Italienischen. Und wenn Herr Fabbrucci, anstatt den Fernow zu copiren, die Sache selbst untersucht

hätte: so würde er gefunden haben, dass überhaupt jeder Vocal, also nicht bloss e und o, sondern auch u und i und selbst a den erwähnten Doppelklang hat, je nachdem er nämlich einerseits in der offenen oder geschlossenen Sylbe steht und dabei andrerseits dem Einflusse der Quantität und Accentuation unterliegt; und das nicht nur — denn der Grund ist ein physiologischer und darum allgemein gültiger — nicht nur in der italienischen oder deutschen, sondern in jeder Sprache.

Dass überdies der geschlossene Laut des e und o der herrschende, der offene hingegen nur als eine Abweichung davon zu betrachten sei, ist eben so unwahr wie der Grund, der dafür angeführt wird, dass nämlich, wie Herr Fabbrucci sagt,

> „der offene Laut bloss in der betonten Sylbe, die in jedem Worte nur eine ist, Statt finden kann, der geschlossene hingegen in allen unbetonten Sylben ohne Ausnahme gehört wird."

Ohne Ausnahme? Also spräche Herr Fabbrucci die unbetonten Sylben in mer-cè, bon-tà wirklich mit geschlossenem Vocale (wie in mehr, Ton)? — Auch für diesen Irrthum ist übrigens nur wieder Fernow (§. 24, S. 10) verantwortlich zu machen, dem die angeführten Worte genau nachgeschrieben sind und dem sich hier leider auch Blanc anschliesst. Der wahre Grund zu jener unwahren Behauptung ist, dass Fernow und Blanc überhaupt nur die betonten Sylben in Betracht gezogen, über die unbetonten aber hinweggesehen haben. Und das hat eben auch Herr Fabbrucci gethan.

Die Theorie der Diphthongen liegt freilich auch bei Fernow (und Blanc) noch sehr im Argen. Es fehlt da noch gänzlich an einer principiellen Bestimmung, was eigentlich ein Diphthong sei. Herr Fabbrucci giebt ebenfalls keine. Er führt nur fiore und tuono als Beispiele der beliebten dittonghi raccolti auf, zwei Beispiele, die gerade hingereicht hätten, das Unhaltbare dieser Art von Diphthongen wenigstens ahnen zu lassen. Denn in fiore (lat. flos) hat das i, wie überall, wo es ein lat. l ersetzt, überhaupt nicht vocalischen, sondern consonischen Werth. In tuono dagegen ist das u Nichts weiter als eine (nicht einmal immer streng beobachtete) orthographische Bezeichnung des offenen Lautes, welchen das (geschlossene) o der offenen Sylbe anzunehmen pflegt, sobald der Accent darauf fällt. Daher ist die von dem Verfasser gerügte Aussprache der Römer, die das u nicht hören lässt, die allein sachgemässe, wogegen es Missbilligung verdient, wenn die Toscaner, was der Verfasser empfiehlt, das u, als ob es hier wirklich Vocal wäre, vollständig mit aussprechen. Jedenfalls aber giebt es dafür keine schwächere Empfehlung als die, dass

> „dadurch der Doppelsinn vermieden werde, der bei manchen Wörtern leicht entstehen könne, als: io nuoto ich schwimme, und io noto ich schreibe auf, oder io suono ich läute, und io sono ich bin."

Von welcher Beschaffenheit müsste denn wohl der Zusammenhang sein, wenn sich dergleichen jemals und überhaupt verwechseln liesse!

Zu auffallend ist, was (§. 3) von den Halbvocalen (nicht nach Fernow) gesagt ist. Herr Fabbrucci rechnet dazu nicht nur die bekannten l, m, n, r, sondern auch f, h, s, und meint, sie hiessen darum „Halbvocale,"

> „weil ihre Aussprache mit einem Vocal anfängt."

Nicht ihre Aussprache, sondern ihre Namen (elle, emme, enne, erre — effe, acca, esse) fangen so an. Allein auch nach dieser Berichtigung bleibt die Sache bedenklich. Wenn nun die Namen, wie z. B. im Griechischen, Hebräischen etc., nicht mit einem Vocal anfangen — ?

Die Bezeichnung „stumme" Consonanten (b, c, d etc.) erklärt Herr Fabbrucci dadurch, dass

> „ihre Aussprache mit mehr oder weniger geschlossenem Munde" geschehe. Unbegreiflich! Sie werden ausgesprochen, indem das geschlossene (Lippen-, Zungen-, Kehl-) Organ sich öffnet.

Die Verdoppelung der Consonanten (§. 4) soll wiederum nur ein Mittel sein,

„um jede Zweideutigkeit zu vermeiden,"

z. B. carro Karren. caro theuer u. s. f. Man kann sich schwer bereden, zu glauben, dass der Herr Professor und Lector dies Alles nicht besser wissen sollte. Eben so schwer zu glauben ist es aber, dass es zweckmässig oder rathsam sei, Anfängern dergleichen vorzutragen.

Ich übergehe, was in ähnlicher Weise von den einzelnen Consonanten, vom Accente, vom Apostroph und von der Sylbentheilung gesagt ist, und wende mich

II. zur Wortlehre.

Hier lesen wir §. 19 Folgendes:

> „Die auffallendste Veränderung, welche das bei der italienischen Wortbildung wirksame Princip des Wohllauts an den lateinischen Wörtern bewirkt hat, ist die Verwandlung aller Consonant-Endungen."

Der Schluss dieses Satzes hat etwas Befremdendes. Sieht man aber Fernow §. 63 nach: so findet man, dass bei Herrn Fabbrucci noch die Worte „in Vocal-Endungen" hinzuzufügen sind. — Es ist also eigentlich wieder Fernow, der diese Behauptung aufstellt. Aber um sie zu beweisen, folgt er seinen Phantasien, anstatt die Geschichte zu Rathe zu ziehen. Geschichtlich ist es im Gegentheil die Bequemlichkeit oder vielmehr die Barbarei gewesen, welche die lateinischen Wörter — die doch wohl auch wohllautend heissen dürfen — zuerst und zumeist umgewandelt hat. Die germanischen Völker, insbesondere Gothen und Longobarden, welche sich während und nach der Völkerwanderung in Italien niedergelassen haben und dabei, um sich mit den Einwohnern zu verständigen, die landesübliche (lateinische) Sprache anzunehmen genöthigt waren, thaten dies nicht auf gelehrte Weise, sondern so, wie es zum Nothbedarf hinreichte und ihre eigene Unbildung es zuliess. Unter solchen Umständen genügt es, nur den Hauptbegriff und somit auch den Hauptbestandtheil des fremden Wortes verstehen und wiedergeben zu können. Die mannichfaltigen Flexions- und Bildungssylben, deren vielseitige Beziehungen ihrem rohen Sinne entgingen oder gleichgültig waren, so wie die starken, ausdrucksvollen Consonanzen, die zwar oft einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Wortes ausmachten, aber zu ihrer Aussprache auch ein geübtes und gebildetes Organ erforderten und deshalb wohl von dem niedern Volke Italiens selbst vernachlässigt wurden, wurden ihnen, den fremden Barbaren, vollends lästig; und da sie keine Ursache haben konnten, eine Sprache zu schonen, in welcher sie nicht ursprünglich dachten und fühlten: so nahmen sie keinen Anstand, dieselbe so zu sprechen und zu behandeln, wie es ihnen eben bequem und mundrecht war. Daher verschwanden die meisten jener unverstandenen End- und Bildungssylben; daher vereinfachten sich die complicirten Consonanzen, und die lateinische Sprache nahm eine Gestalt an, die gegen die frühere vielfach verkümmert und weniger bewegt und ausdrucksvoll war, dafür denn freilich aber desto leichter und bequemer sowohl aus dem Munde wie zum Ohre und Verstande ging. Dies ist nun das, was nachher Wohllaut, insbesondere Wohllaut der italienischen Sprache genannt worden; aber weit entfernt, das Princip der italienischen Wortbildung oder überhaupt nur Princip zu sein, hat es sich fortschreitend aus dieser selbst erst abgeklärt, während es eigentlich und ursprünglich nichts Andres als ein Product der Rohheit und Barbarei ist.

Fernow fährt fort:

> „Mit der lateinischen Sprache verschwanden auch die Casus-Endungen der in die neue Sprache übergegangenen Nominum, und die Endung des Ablativ, welche theils in o, theils in e ausging,

ward die bleibende und unwandelbare Endung des grössten Theils dieser Wörter."

Herr Fabbrucci schreibt diese Worte getreu nach. Es ist dies beiläufig ein zarter, schon mehrmals berührter Punkt, über welchen wir in der Vorrede folgende Entschuldigung lesen:

„Ich habe die Arbeiten älterer Schriftsteller, die zum Theil von der Art sind, dass sie sich nicht besser machen lassen, benutzt, indem ich es für überflüssig halte, dasjenige, was gut und verständlich ausgedrückt ist, bloss um es für eigene Arbeit ausgeben zu können, umzuarbeiten."

Man denke hierüber, wie man wolle. Ein „älterer" Schriftsteller ist Fernow gewiss, da seine Grammatik zuerst im Jahre 1803 und zuletzt (in dritter Auflage) im Jahre 1829 erschienen ist. Was aber damals, wo Fernow mit seinem Versuche einer eindringenderen Auffassung der italienischen Sprache noch allein dastand, schätzenswerth, anregend und selbst im Falle des Fehlgreifens noch verzeihlich sein konnte, kann doch seitdem reiflichere Erwägung und gründlichere Untersuchung gefunden haben, so dass es denn doch etwas voreilig ist, eine Sache so ohne Weiteres für unverbesserlich zu erklären, wäre sie auch noch so „gut und verständlich ausgedrückt" oder fühlte man sich auch noch so wenig im Stande, sie selber verbessern zu können. Friedrich Diez (Gram. der rom. Spr., Th. II., S. 7 flg.) weist umständlich nach, dass den italienischen Nominibus vielmehr die lateinischen Nominativ- und Accusativformen zu Grunde liegen. Welchen Sinn hätte es denn auch, gerade den Ablativ, der an syntaktischem Werthe dem Nominativ und Accusativ — den Casibus des Subjects und Objects — bei Weitem nachsteht, zum Hauptcasus zu erheben. Es ist ein zufälliger Schein, dass eine (keineswegs die grösste) Anzahl italienischer Nomina den alten Ablativen ähnlich sieht — ein Schein, von dem sich wohl Fernow vor funfzig Jahren täuschen lassen konnte, den man aber nicht auch heute noch zum Führer nehmen oder machen darf.

Eine bemerkenswerthe Vorstellung ist auch diese, dass die Verschiedenheit des Accentes (§. 15 — §. 18) oder des Geschlechtes (§. 39) oder der Endungen (§. 63, Anm.) das Mittel sei, die verschiedene Bedeutung gewisser Wörter zu unterscheiden. Solche Wörter seien z. B. (ich gebe nur eine Auswahl):

terrà er wird halten.	terra Erde.
dì Tag.	di von.
è ist.	e und.
già schon.	gía ging.
piè Fuss.	píe fromme.
più mehr.	può kann (— più, può!).
ancóra noch.	áncora Anker.
Oméro Homer.	ómero Schulter.
il dramma das Schauspiel.	la dramma das Quentchen.
lo oste der Wirth oder Gast.	la oste das Heer.
il tema die Aufgabe.	la tema die Furcht.
aringa Hering.	aringo Laufbahn.
balena Walfisch.	baleno Blitz.
colla Leim.	collo Hals.
conte Graf.	conto Rechnung.
sette sieben.	setta Secte.

Wer bedürfte wohl der Belehrung, dass hier ganz verschiedene Wörter, Wörter von ganz verschiedener Bildung und Herkunft vorliegen! Nur ein gedankenloser oder ganz unvorgebildeter Schüler könnte „er wird, halten" und „Erde" etc. bloss für verschiedene Bedeutungen eines und desselben, nur anders betonten Wortes ansehen, oder wähnen il und la dramma etc.,

aringa und aringo etc. seien dasselbe Wort, nur mit andrem Geschlechte, andrer Endung; und Sache des Lehrers wäre es in diesem Falle, solcher Rohheit und Gedankenlosigkeit auf geeignete Weise entgegen zu wirken.

Eben so verdient besondere Beachtung der „Schlüssel," um in kurzer Zeit eine grosse Anzahl von Hauptwörtern kennen zu lernen. Es heisst §. 285:

> „Eine sehr beträchtliche Anzahl von Hauptwörtern wird gebildet aus der ersten Person Singular des Indicativs (soll wohl heissen Indicativ-Präsens) des Zeitwortes, von dem sie herstammen; andre von der dritten Person derselben Zeit, andre endlich aus dem Participio passato."

Dies Letztere wollen wir auf sich beruhen lassen. Was aber jene erste und dritte Person betrifft: so ist es allerdings überraschend, in dem hiernach aufgestellten, ziemlich umfangreichen Verzeichnisse z. B. accordare stimmen, vereinigen (also io accordo) mit accordo Vertrag, Vergleich, oder animare beleben (also io animo) mit animo Gemüth etc. etc.; desgleichen beffare verspotten (also egli beffa) mit beffa Possenstreich, oder bramare wünschen (also egli brama) mit brama Wunsch etc. etc. in etymologische Beziehung gebracht zu sehen. Wenn aber Herr Fabbrucci versichert, dass man dadurch

> „das Genie der Sprache und die Art, wie sie (die Hauptwörter) gebildet sind, kennen lernen"

werde: so ist im Gegentheil zu sagen, dass solche zufällige Gleichklänge für etymologische Verhältnisse ausgeben jedes etymologische Bewusstsein verleugnen heisse.

Bei der Aufzählung der Redetheile (S. 13) vermisst man den Artikel und das Zahlwort. Sie müssen also wohl andern Redetheilen beigezählt sein. Wozu jedoch das Zahlwort gehören solle, erfährt man nicht, es sei denn durch die Angaben, dass

> „die Hauptzahlen oft als Hauptwörter gebraucht"

würden (S. 41) und dass die Ordnungszahlen veränderlich seien

> „wie alle Beiwörter" (S. 42).

Was aber den Artikel betrifft: so findet sich auf S. 21 in einer Randbemerkung die interessante Notiz:

> „Da der Artikel (oder das Bestimmungswort) nur zur näheren Bestimmung des Hauptwortes dient, so habe ich ihn unter die andern Beiwörter oder Eigenschaftswörter aufgenommen."

Wirklich wird er denn daselbst unter der Ueberschrift: „Vom Eigenschaftsworte" abgehandelt, und zwar — ohne dass vom „Eigenschaftsworte," ausser der Ueberschrift, auch nur mit einer Sylbe die Rede wäre! —!

Als Eigenschafts- oder Beiwörter sollen übrigens auch die possessiven Fürwörter zu betrachten und dies nach §. 189 die Ursache sein, warum sie

> „mit und auch ohne Artikel stehen können,"

wogegen nach §. 195 der Artikel nie vor den anzeigenden (demonstrativen) Fürwörtern stehen könne, weil diese

> „die Person oder die Sache in Hinsicht auf ihren Ort genauer anzeigen als der Artikel."

Welchen Blick thut man in die Studien, die solchen Lehren zu Grunde liegen müssen!

Als eine „sichere Regel" stellt der §. 31 auf, dass die Substantiva auf e männlich seien, wenn sie

> „ein il, m, r, nt, on vor dem e haben."

Geistloser und oberflächlicher kann dies kaum gesagt werden. Es handelt sich da nicht um die dem e vorangehenden nichtssagenden Buchstaben, sondern um die vollen, bedeutsamen Bildungs- und Ableitungssylben ale, ile; ame, ime, ume; one; ore, tore, so wie gegentheils um die weiblichen ade, ide; ie, ione, ice, trice.

III. Zur Flexionslehre.

Zu denjenigen Dingen, welche Fernow mit richtigem Verstande aufgefasst und dargestellt hat, gehört unter Anderm die Pluralbildung der Nomina. Er lehrt (§. 115) ganz verständig, dass in Endungen wie cio, scio, gio, glio (Herr Fabbrucci giebt hierzu die Beispiele: bacio Kuss, guscio Schale, viaggio Reise, foglio Blatt), wo nämlich das i zur orthographischen Bezeichnung des von den Italienern sogenannten Quetschlautes (suono schiacciato) der Consonanten c, sc, g, l (gl) dient, dies Hülfs-i überflüssig werde und folglich verschwinde, sobald statt des Singular-o das Plural-i eintritt (baci, gusci, viaggi, fogli). Allein Herr Fabbrucci, der doch dem Fernow so oft in seinen Irrthümern folgt, hat es für nöthig erachtet, ihn hier, wo er in seinem Rechte ist, zu verlassen. Er sagt (§. 52), die Wörter mit den erwähnten Endungen

> „werfen den Endvocal o weg, um den Plural zu bilden."

Und dasselbe, lehrt er (§. 43), thäten auch die auf ajo und ojo (calamajo Tintenfass, annaffiatojo Giesskanne — calamaj, annaffiatoj), obschon auch hier Fernow richtiger bemerkt, dass sie nach der Verwandlung des End-o in i vielmehr das j aufgeben (calamai, annaffiatoi). Aber auch wenn man die allerdings vorkommende Form calamaj etc. gelten lässt, so entsteht diese doch keineswegs durch eine alles Sinnes entbehrende „Wegwerfung des o," sondern dadurch, dass das Plural-i mit dem gegebenen, ihm verwandten j verschmolzen oder von demselben verschlungen wird.

Ich stelle hiermit den ähnlichen Fall zusammen, wo das Fürwort gli (ihm) vor andern Fürwörtern (lo, la, li, le, auch vor der Partikel ne) sein i vermöge des nun darauf fallenden Accentes in das stärker tönende e verwandelt, nicht anders als wie es in gleichem Falle und aus gleichem Grunde auch die Fürwörter mi, ti, ci, vi, si thun. Weil nun jedoch gle den vorherigen Quetschlaut nicht wiedergeben würde: so ist die Rechtschreibung genöthigt, zur Bezeichnung dieses Lautes jetzt ein i einzuschalten und somit glie zu setzen, welches nun erst eingeschaltete i von jenem ursprünglichen und in e verwandelten völlig verschieden ist. Herr Fabbrucci, der hierüber auch den Fernow (§. 195, S. 179 flg.) hätte nachlesen können, lehrt hingegen (§. 181):

> „der Dativ gli behält sein i und nimmt noch ein e an, also: glielo, gliela etc."

und meint vielleicht, es komme ja so auf Eins heraus. Das thut es freilich. Es ist aber darum nicht einerlei, ob die Vorstellung, die man sich von einer Sache macht, den organischen Gesetzen derselben entspreche oder nicht. Denn nur im erstern Falle ist die Vorstellung eine verständige, im letztern aber eine unverständige.

Ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ist die Unregelmässigkeit der Verba, namentlich derer der zweiten Conjugation. Herr Fabbrucci sagt hiervon §. 274:

> „Diese Unregelmässigkeiten wird man grösstentheils aus dem Gebrauche erlernen; denn sie allgemeinen Regeln zu unterwerfen, würde jedenfalls sehr schwer sein."

Würde? Nun, wir sind über diese Schwierigkeit bereits hinweg. Friedrich Diez (Th. II, S. 132 flg.) und Blanc (S. 415) haben, was Herr Fabbrucci doch wissen sollte, die an sich sehr einfachen Principien jener Unregelmässigkeiten längst dargelegt und Herr Fabbrucci hätte weiter keine Mühe davon gehabt, als sie dem Unterrichtszwecke anzupassen. Statt dessen verweist er den Schüler auf die handwerksmässige Empirie, und vielleicht nur, weil Fernow sich hier die Sache auch leicht gemacht und es vermieden hat, sich in eine Untersuchung der in Rede stehenden Unregelmässigkeiten einzulassen. Herr Fabbrucci entschuldigt sein Verfahren mit den Worten:

„Ich habe immer die Erfahrung gemacht, dass, wer ein Dutzend (unregelmässige Verba) gelernt hat, für die übrigen keine Schwierigkeiten mehr findet."

Vom pädagogischen Standpunkte aus ist das eine ganz verwerfliche Maxime.

In der Bezeichnung gewisser Flexionsformen folgt Herr Fabbrucci dem Fornasari. Er nennt, wie dieser, die Casus nicht Casus oder Fälle, sondern „Endungen" (§. 72 — 75); wunderlich genug, da er doch selbst bemerkt, dass sie eben nicht durch „Endungen" ausgedrückt werden. Eben so entlehnt er von Fornasari (vielleicht auch von Filippi oder Valentini) die Benennungen „Condizionale presente" für das Conjunctiv Imperfectum (io amassi), und „Correlativo presente" für das Conjunctiv-Futurum (nach Diez) oder den gewöhnlich sogenannten Conditionalis (io amerei). Hierbei hat allein — und auch das nur in unklarer Weise — das Verhältniss vorgeschwebt, welches diese beiden Zeitformen in den hypothetischen Conditionalsätzen zu einander haben, ohne dass erwogen worden wäre, dass sie auch in ganz andern Beziehungen (z. B. in der indirecten Rede) gebraucht werden. Herr Fabbrucci führt sogar in den Paradigmen immer nur se io amassi etc. auf, was wo möglich noch ärger ist als wenn che io amassi oder che io ami conjugirt wird, welches Letztere er eben auch thut. Als ob diese Conjunctionen die einzigen wären, die sich mit den Conjunctiven verbinden — als ob sie sich nicht eben so gut auch mit den Indicativen verbänden — als ob sie überhaupt zu den Bestandtheilen der Conjugationsformen gehörten! So etwas muss den Schüler irre führen.

IV. Zur Syntax.

Da Herr Fabbrucci den Fernow, wiewohl meist sehr unglücklich, zu seinem Hauptführer gemacht zu haben scheint: so wäre es erfreulich gewesen, wenn er ihm auch darin gefolgt wäre, dass er die Syntax von der Formenlehre unterschieden hätte. Er hat ihn aber auch hier wieder nur in einzelnen Stellen copirt, wovon man ein schönes Beispiel auf S. 166 lesen kann. Was da von der Inversion gesagt ist, steht zum grössten Theile und wörtlich bei Fernow §. 561, mit Ausnahme des Schlusssatzes S. 167, der aus Fornasari (7. Aufl., S. 174, §. 418) abgedruckt ist; denn auch Fornasari hat den Fernow „benutzt." Die syntaktischen Beziehungen kommen also nur gelegentlich bei der Darstellung der Formen vor, und da natürlich weder in der gehörigen Folge, noch auch in der genügenden Vollständigkeit. So finden z. B. die wichtigen, vielgebrauchten Partikeln di, a, da, S. 26 flg. eine nicht ausreichende Besprechung, indem dabei nicht erwähnt wird, dass sie namentlich auch mit einer grossen Anzahl von Adjectiven und Verben construirt werden. Beim Infinitive (S. 94) ist die grade dem Italiener so eigenthümliche Art, ihn als Substantiv zu gebrauchen und doch als Verb zu construiren, nicht angegeben, und eben so der vielseitige Gebrauch des Gerundiums, das ebenfalls zu den Eigenthümlichkeiten der italienischen Sprache gehört und einen ihrer schönsten Vorzüge ausmacht, viel zu oberflächlich behandelt. Nicht minder vermisst man jede Andeutung über die so wichtige Zeitfolge, verschiedener geringerer, aber doch für den Anfänger wünschenswerther Einzelheiten nicht zu gedenken.

Doch abgesehen von dem, was nicht dasteht: wie steht es mit dem, was dasteht?

Eine Hauptrolle spielt, wie schon angedeutet, die Sucht, gewisse Ausdrucksweisen durch Ellipsen zu erklären. Grade in der italienischen Grammatik ist damit von Alters her ein wahrer Unfug getrieben worden. Auch in unserm Buche finden wir z. B. §. 105:

„ — venire kommen, partire abreisen, uscire ausgehen etc. können statt da, di bei sich führen, und dann ist der Satz (eigentlich doch wohl nur dieser Ausdruck) elliptisch, d. i. ein Wort, welches das Vorwort da annimmt, ist weggelassen und wird darunter verstanden."

Die dabei angeführten Beispiele: egli viene di Dresda, Pietro partì di Malta, uscire di casa, di chiesa, di teatro werden demnach (vgl. Fornasari §. 41) erklärt durch: egli viene dalla città di Dresda, partì dall' isola di Malta, uscire (sehr überraschend) dall' interno — nur dass in diesem letztern Beispiele die Fortsetzung di casa vermuthlich als zu viel gewagt (es müsste nun doch wohl della casa heissen) unterdrückt worden. Es handelt sich in Beispielen dieser Art einfach nur um eine adverbiale Bestimmung des Verbs, wobei es auf die ausdrückliche Vorstellung des eigentlichen Heraus oder Hinweg gar nicht abgesehen ist, so dass mit jenen das da enthaltenden Ausdrücken in Wahrheit etwas ganz Andres gesagt wird.

Im §. 137 spricht Herr Fabbrucci wiederum eine irrige Ansicht Fernows (§. 402) nach; es sei nämlich

„oft willkürlich, ob nach dem Comparativ di oder che gesetzt werde."

Man kann, wie in ähnlichen Fällen immer, nur sagen, dass bisweilen der eine Ausdruck eben so gut einen zulässigen Sinn gebe als der andre, aber verschieden ist der Sinn jedes Mal. Doch der Verfasser fährt in §. 138 fort, einen Fall zu bezeichnen, in welchem nicht che, sondern di stehen müsse,

„weil dabei in confronto, a comparazione, a paragone, in Verhältniss oder in Vergleich, zu ergänzen"

sei, und belegt diesen Fall mit den Beispielen:

„la balena è più grande del tonno der Walfisch ist grösser als der Thunfisch; il tenore canta meglio del soprano der Tenor singt besser als der Sopran."

Und da dürfte nicht che il tonno, che il soprano stehen? Das hat an ähnlichen Beispielen doch selbst Fernow (a. a. O.) eingeräumt. Vielmehr muss dieser Ausdruck gesetzt werden, sobald wirklich eine Vergleichung gemeint ist. Jener Genitiv (der in entsprechendem Falle an den griechischen Genitiv oder den lateinischen Ablativ erinnert) dient überhaupt nicht dem Sinne der Vergleichung, sondern dem Sinne einer Massbestimmung. Es ist etwas ganz Andres, wenn die Grösse, der Werth etc. einer Sache nach Massgabe der Grösse oder des Werthes einer andern Sache bestimmt als wenn sie mit dieser in Vergleich gesetzt wird. — In §. 140 wird uns dagegen unter andern das Beispiel

„il palazzo reale di Ch. è meno spazioso che quello di B."

mit der Versicherung vorgeführt, dass hier che stehen müsse, denn man könne

„dabei nicht in confronto oder a paragone hinzudenken."

Merkwürdig! Man soll also nicht denken und sagen können: das Charlottenburger Schloss ist in Vergleich mit (oder im Verhältniss zu) dem Berliner weniger geräumig?! Und aus demselben Grunde (dass man nämlich nicht in confronto etc. hinzudenken könne) müsse auch in dem eben daselbst angeführten Beispiele:

„questa ragazza è più leggiadra che bella dieses Mädchen ist mehr hübsch als schön"

che und nicht di stehen. Nicht aus demselben Grunde, sondern weil ein Adjectiv (bella) als solches überhaupt keinen Genitiv zulässt.

Für elliptisch wird (S. 60, Randbemerkung) sogar ausgegeben: egli vive del suo (er lebt von dem Seinigen), indem dabei „avere haben (soll wohl heissen Habe, Besitz) oder bene Gut, Eigenthum" zu verstehen sei. — Der bekannte negative Imperativ, z. B. non essere sei nicht, wird (§. 260, Anm.) durch non devi essere (du musst oder darfst nicht sein) erklärt; eben so Dio v'ajuti und Aehnliches durch desidero che etc. Solche Erklärungsweisen geben nur von pedantischem Un- und Missverstande Zeugniss, nicht aber von der freien Auffassung lebendiger und affectvoller Aeusserungen, die das, was angeblich dabei ergänzt werden soll, in unmittelbarer Weise selber vertreten, d. h. nicht ergänzt wissen wollen.

In Betreff der Stellung des Eigenschaftswortes lesen wir S. 34 die zwar wieder dem Fernow (§ 380) nachgesprochene, aber darum nicht minder ungegründete Behauptung:

„Der Wohlklang und das Gefühl allein entscheiden, ob das Eigenschaftswort vor oder nach dem Hauptworte stehen muss."

Es lässt sich mit der grössten Bestimmtheit nachweisen, dass das Adjectiv durchaus vor dem Substantive stehe, sobald es Epitheton ornans ist oder wenigstens nicht die Bestimmung hat, einen Gegensatz zu bilden oder abzuwehren. Von Wohlklang und Gefühl muss man dabei nicht reden.

Seite 30 wird der Theilungsartikel besprochen und derselbe §. 112 durch die Beispiele:

„la bottiglia dell' acqua die Wasserflasche, il sacco dell' avena der Hafersack, il magazzino della paglia das Strohmagazin"

erläutert. Man fragt wohl mit gerechtem Erstaunen: wie ist es möglich, sich so zu versehen?!

„Das Wort si bedeutet sich und man" etc.

heisst es S. 51. Zwar wird S. 157 hinzugefügt:

„Es darf jedoch nicht das si mit dem deutschen man für eins und dasselbe angesehen werden" etc.

aber die Sache wird damit nicht besser. In Beispielen wie gli si dia ragione, si biasima il nuovo ambasciadore, non si fabbricano più tante ville das deutsche man oder nur etwas Aehnliches zu vermuthen heisst dieselben völlig missverstehen. Der italienischen Sprache ist dies man (franz. on) so durchaus fremd wie einst der lateinischen, und gleich dieser ersetzt sie den Sinn desselben durch verschiedene andre Wendungen. Die beliebteste ist die in jenen Beispielen vorliegende. Sie ist im Verständnisse des Italieners schlechthin reflexiv: ihm gebe sich Recht, der neue Gesandte tadelt sich, es bauen sich nicht mehr so viele Landhäuser. Auch wir sagen ganz eben so: das sagt sich leichter als es sich thut, hier lebt es sich angenehm, eine alte Gewohnheit legt sich schwer ab, mit Geduld besiegt sich jede Schwierigkeit u. dgl. m. Nur ist uns diese Ausdrucksweise weit minder geläufig als dem Italiener, weshalb wir ihr das uns bequemere man zu substituiren pflegen. Wenn dieselbe also bei reflexiven Zeitwörtern unzulässig ist: so ist es nicht, wie Herr Fabbrucci (S. 158) meint, wegen des „Missklanges" eines doppelten si, sondern weil es widersinnig wäre, ein Verb doppelt reflexiv setzen zu wollen. Herr Fabbrucci hat sich hier wieder von Fernow irre führen lassen, der diese Sache (§. 517) mit einiger Unklarheit behandelt. Warum aber, darf man fragen, sieht denn Herr Fabbrucci immer nur auf Fernow, anstatt selber zu prüfen? Ist der „Italiener" nicht Sachverständiger in der eigenen Sprache?

Doch ich muss zu Ende kommen, obwohl noch Manches von ähnlicher Art zu rügen wäre. Schliesslich nur noch ein Paar Beispiele von — ich will sagen Uebereilung oder Unüberlegtheit, obschon es auch härter bezeichnet werden könnte. Auf S. 100 steht zu lesen:

„Wenn das Subject selbst das Object der Handlung ist, so wird der Satz (soll wohl heissen das Verb) mit essere construirt (conjugirt),"

und dabei die Beispiele io sono caduto, ella è nata in Danimarca. Also wenn Jemand gefallen oder geboren ist: so ist er darin nicht nur Subject, sondern auch Object! — Und auf S. 51:

„Die Assoluti werden gebraucht a) wenn gar kein Zeitwort im Satze ist — "

— gar kein Zeitwort im Satze? Und soll doch ein „Satz" sein? Ein solcher Schnitzer dürfte dem untergeordnetsten Elementarlehrer nicht begegnen.

Ich gehe also zum zweiten Theile über, welcher S. 170 beginnt und zunächst praktische Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Italienische enthält.

Es ist dies zu dem grammatischen Theile der pädagogische. Die

Lehren jenes sollen nach Anleitung dieses eingeübt werden. Nun behandelte jener theils die Redetheile und deren Flexionsformen, theils die syntaktischen Verhältnisse, zu deren Ausdruck sie dienen. Was soll also eigentlich geübt werden: die Flexionsformen, oder die syntaktischen Verhältnisse und Beziehungen, um derentwillen allein sie vorhanden sind? Ein Denkender wird sagen: die Letzteren. Er wird hinzusetzen, dass die Flexionsformen an sich ja schon eingeübt werden, indem sie der Schüler auswendig lernt und seinem Gedächtnisse einverleibt. Will ihm der Lehrer dabei behülflich sein: so lässt er ihn eine Zeit lang in jeder Lehrstunde einige solche Formen mündlich durchflectiren oder hierauf bezügliche Fragen beantworten. So werden ihm die Formen und deren Bildung geläufig werden. Sollen aber schriftliche Uebungen, zu denen die nun vorliegenden Aufgaben bestimmt sind, einen Sinn haben: so kann es sich nicht mehr darum handeln, die Formen nur zu bilden, sondern darum, sie syntaktisch anzuwenden. Mit diesem Bewusstsein müssen sie vom Lehrer gefordert, vom Schüler geleistet werden.

Davon ist aber in unserm Buche nicht die Rede. Herr Fabbrucci verfährt bei der Aufstellung seiner Uebungsaufgaben noch ganz so, wie es Fornasari, Filippi, Valentini vor Jahrzehnten gethan haben. Er heftet sich und den Schüler an die Formen und verlangt, dass sie eben nur gebildet werden. Da finden wir Aufgaben über die „Bildung der Mehrheit," über die „Declination" und deren Casus, über die „Vorwörter in, con, per, su, tra, fra mit dem Artikel," wo es lediglich auf die Bildung der Zusammenziehungen nel, col etc. ankommt, über das „Geschlecht und die Zahl des Beiwortes," über die „Zahlen" (soll wohl heissen Zahlwörter), über die „Vergrösserungs- und Verkleinerungs-Formen," über die „höfliche Anrede," über die ganze Schaar der „Fürwörter" etc. Solches Fixiren der blossen Formbildung, ohne dass dabei auf das Syntaktische irgend welche Rücksicht genommen würde, ist ganz unpädagogisch.

Freilich findet sich's dabei, dass man den Formen doch eine Art von Zusammenhang geben, mit ihnen irgend wie operiren müsse, und da dringen sich denn die syntaktischen Beziehungen derselben unversehens mit auf. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob man diese syntaktischen Beziehungen mit hereinlässt, weil man sie doch nicht los werden kann, oder ob man sie zum Ausgangspunkte und zur leitenden Richtschnur nimmt. Man sieht dies recht deutlich daran, dass in den Aufgaben unsers Buches dasselbe verworrene Durcheinander von Formbildung und eben nur eingeschlichenen syntaktischen Beziehungen herrscht, welches wir bereits hinsichtlich des grammatischen Theiles gerügt haben, und dass dabei grade das, was die italienische Wort- und Satzfügung Eigenthümliches und Charakteristisches hat, nicht heranskommt. Es ist eben auf die Wort- und Satzfügung überhaupt nicht abgesehen, sondern allein auf die Formen. Der Schüler kann sich dabei des Unterschiedes zwischen deutscher und italienischer Ausdrucksweise niemals klar bewusst werden, er kann niemals wirklich italienisch schreiben lernen. Und eben darin liegt das Unpädagogische dieser Methode.

Ausserdem ist der Verfasser in der üblen Lage gewesen, gleich in den ersten Aufgaben solchen Dingen Raum zu geben, deren Kenntniss er nicht von vorn herein voraussetzen konnte und wollte. Die ersten Beispiele lauten:

> „Die Grammatik ist das hauptsächliche Studium einer Sprache. Die Beschäftigung und die Thätigkeit sind uns nöthig, so wie das Feuer und das Licht unentbehrlich. Bringet mir die Harfe. Die Pflanze trägt Blumen."

Da sich diese Aufgabe nur auf „die Bildung der Mehrheit und die Artikel" beziehen soll: so muss alles Uebrige als noch unbekannt gegeben werden. Und so steht denn unmittelbar darunter:

„Grammatica, è, studio, essenziale, di una lingua. Occupazione, e, attività, ci sono, necessaria (schon für das weibliche Substantiv zurecht gemacht), come, fuoco, luce, f. indispensabile. Portatemi, arpa. Pianta, porta, fiore, m.“

Worin besteht also diese Uebung? Darin, dass der Schüler das Gegebene einfach abschreibt und bloss die Artikel hinzufügt, bloss die Pluralformen bildet. Das ist Alles. Dem Schüler aber statt einer wirklichen, Urtheil und Ueberlegung fordernden Geistesthätigkeit eine solche bloss mechanische, müssige Arbeit auferlegen, ist durchaus unpädagogisch.

Namentlich sind die Verbalformen sämmtlich bis zur 53. Uebung (62 sind es im Ganzen) untergeschrieben und deren Bildung dem Schüler also völlig erspart.

Ueberhaupt aber ist es unzweckmässig, die Vocabeln so unmittelbar unter die Aufgaben zu setzen. Da steht z. B. für „Land“ S. 172 campagna, S. 175 paese vorgeschrieben; aber warum diese verschiedenen Wörter? Der Schüler, der hierüber unwissend geblieben, wird also in dem Satze „Jedes Land hat seine Gebräuche“ (S. 197), wo kein Wort für „Land“ angegeben ist, ohne Bedenken ogni campagna schreiben können, weil er paese zufällig vergessen hat oder jenes für eben so gut hält. Er wird also nicht gelernt haben, was „Land“ heisst; terra wird ohnehin auch dafür gesagt. Man stelle also dergleichen in einem besondern Wörterverzeichnisse zusammen, mache dabei auf den Unterschied (die Synonymik) der einzelnen Wörter und ihrer Bedeutungen aufmerksam, wie ich in meinem Lehr- und Uebungsbuche der italienischen Sprache (man gestatte diese beiläufige Erwähnung) gethan habe, und gebe so dem Schüler Gelegenheit, das für den gegebenen Sinn und Zusammenhang erforderliche Wort mit Nachdenken selbst zu wählen und sich der eigentlichen Bedeutung desselben deutlich bewusst zu werden. Um Etwas in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, muss man ausser den Formen und Constructionsweisen derselben auch die Wörter selbst kennen und sie nicht nur zu verstehen, sondern auch zu empfinden wissen. Sonst bildet sich Einer wohl ein, er könne italienisch etc. schreiben oder sprechen, wenn er für sein deutschen Wort eben nur ein italienisches etc. setze. Mehr aber wird man aus den vorliegenden Aufgaben nicht lernen.

Endlich was den Inhalt der Sätze betrifft: so ist er bei den meisten von der Art, dass er ebenfalls besprochen zu werden verdient. Ich bin weit entfernt, Goldkörner der Weisheit, feine Sittensprüche, Lebensregeln oder dergleichen zu verlangen, obschon es allerdings Vieles auch dieser Art giebt, was sich mit wenigen Worten und in den einfachsten Zusammenhängen sagen lässt. Man wird mir aber keine Unbilligkeit vorwerfen, wenn ich gegen solche Sätze, welche weder eine Erkenntniss, noch eine Wahrnehmung, noch irgend etwas Bestimmtes oder überhaupt Sagens- und Schreibenswerthes enthalten, einen entschiedenen Tadel ausspreche. Ich führe einige davon an:

S. 174: Man wird uns eine Kiste Schnupftaback aus Sevilla und verschiedene Waaren aus England senden. Sie sind seit sechs Wochen eingeschifft, aber ich weiss schon, dass sich der Schaffner wie ein ehrlicher Mann betragen hat. Sie suchte den armen Mann mit den erfrorenen Händen anzustellen, bald als Aufseher, bald als Aufwärter. Führet nur seltene Thiere ein, und ihr werdet Geld gewinnen. — S. 178: Er stieg gewöhnlich auf einen Thurm oder auf einen Mastbaum. — S. 180: Die Magd ist träge, unsauber und sittenlos, doch geht sie immer geschminkt, so dass ihre Backen wie glühend Eisen aussehen. — S. 182: Der Tod ist so wie das Leben. Julius hat weniger gelernt als mein Schwager Paul. — S. 185: Selten hat es sich ereignet, dass man eine Quinterne gewonnen hat. Sie wird dann wohl mit dem achten Theile sich begnügen müssen, nachdem sie 31 Monate gewartet hat. — S. 186: Dieser rüstige Junge hat ein Paar derbe Küsse an seine Nachbarin

gegeben. — S. 190: Wir haben sie euch mit Fleiss geliehen. Ich vermuthete, dass Du es Dir auch verschaffen würdest. Man wird ihm befehlen, dass er es uns abschreibt, wenn er kann. Annchen sprach ausführlich von dem vergangenen Vorfall, und fügte hinzu: ich denke nicht mehr daran. Sehr wohl gethan, erwiederte ihr Vater, wenn du nicht mehr daran denkst, so wirst du es gänzlich vergessen. — S. 195: Dieser Mensch da rühmt sich, vier lebendige Krokodile gefangen zu haben, und jener da kann sich nicht davon überzeugen. Der Sänger, der seine Stimme zu sehr anstrengt, macht es wie die Heuschrecke, welche stirbt wegen des zu vielen Singens. — S. 197: Einige Botaniker haben manche Versuche angestellt, aber vergebens. Ich gebe einem Jeden den Rath, dass man nicht für jede Person Ausnahmen machen soll. Irgend einer las in irgend einem alten Manuscripte, dass diese Entdeckung von irgend einem Araber herrühre. — S. 199: Du bist ungewiss, wen du nehmen sollst. Nachdem wir declamirt hatten, schrieben wir es auf. etc. etc.

Man fragt mit Recht, für welche Alters- oder Bildungsstufe seiner Schüler der Herr Verfasser solche Abgeschmacktheiten bestimmt haben könne. Lesen wir dann (S. 184) auch:

„Unter den bekannten Planeten sind: Uranus der entfernteste von der Sonne“ etc.

so ist man versucht, hierin ein Zeugniss von dem Verhältnisse zu erblicken, in welchem der Verfasser zu dem Fortschritte der Wissenschaften überhaupt stehe. So etwas schreibt man nicht mehr im Jahre 1858.

Auf S. 211 folgt eine „Sammlung der nothwendigsten Wörter,“ welcher sich S. 231 „übliche Redensarten und Gespräche“ anschliessen. Den Beschluss macht von S. 243 bis S. 339 eine Reihe von „Lesestücken“ aus den auf dem Titel genannten Schriftstellern. Dies Alles kann nicht füglich mehr Gegenstand der Kritik sein.

Dasjenige aber, was hier mitgetheilt worden, wird nicht nur Sachkundigen, sondern selbst Laien gegenüber zu dem Urtheile berechtigen, dass diese „Anleitung etc.“ — theilweise nicht einmal selbständige Arbeit — weder in wissenschaftlicher noch in pädagogischer Hinsicht den Anforderungen entspreche, welche man nach dem gegenwärtigen Stande des Studiums der neueren Sprachen überhaupt und der italienischen Sprache insbesondere an ein Werk dieser Art zu machen berechtigt ist. Man kann sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, dass ein so unbefriedigendes Product noch mit der Jahreszahl 1859 bei uns hat erscheinen können, und obwohl Bücher dieses Ranges sonst einer Kritik überhaupt nicht unterworfen zu werden pflegen: so schien es doch im Interesse der Sache sowohl wie des Publicums eine Art von Pflicht zu sein, dem gedachten Bedauern einen, wie hier geschehen, motivirten Ausdruck zu verleihen.

Dr. Staedler.

Die neuesten Lehrbücher zur Erlernung der spanischen Sprache.

Wenn es auch rühmend anerkannt werden muss, dass die fremden Sprachen, sowohl die alten als die neuen, in Deutschland mit mehr Gründlichkeit studirt werden, als in andern Ländern, so lässt das Studium der neuern, namentlich der spanischen und portugiesischen Sprache doch noch viel zu wünschen übrig.

Die in Deutschland herausgegebenen spanischen Grammatiken sind meistens ganz der Grammatik der spanischen Academie entlehnt, zuweilen etwas

verbessert, manchmal missverstanden, immer aber ohne Rücksicht darauf, dass die Academie für Spanier, der Deutsche für Deutsche schreibt.

Der Titel: „Gramática de la lengua castellana compuesta por la Real Academia Española," lässt denjenigen, der die Sprache nicht unbefangen studirt hat, glauben, dass sie nur Richtiges und Ausgezeichnetes liefern müsse, da von den gelehrten Academikern nichts anders zu erwarten sei, und doch ist sie in mancher Hinsicht fehlerhaft, voller Mängel und Irrthümer, und keineswegs dazu geeignet, um in's Deutsche übertragen als Lehrbuch für Deutsche zu dienen.

Die Grammatik der Academie geht nämlich von der Voraussetzung aus, dass jeder Spanier, welcher seine Muttersprache lernen will, vorher gründlich Latein gelernt hat; deshalb zerrt und streckt sie die spanische Sprache, bis sie sich scheinbar einer lateinischen Regel anschmiegt, und bürdet ihr Formen auf, welche sie nicht im Entferntesten besitzt. Zu diesen gehört namentlich die Behauptung, dass die spanischen Substantiva und Adjectiva eine Declination hätten. Es wird freilich in der Vorrede gesagt, dass die Gothen nach der Eroberung von Spanien sich bemüht hätten, Latein zu lernen, während die unterjochten Spanier sich in die Sprache ihrer Beherrscher fügen mussten, wodurch die lateinische Sprache schon sehr verdorben wäre. Ferner:

„Los Godos hallaron dificultad en la declinacion de los nombres latinos y la dejaron enteramente, supliendo los casos con preposiciones."

Aber grade durch diese Anerkennung, dass die Präposition dazu dient, den Casus zu bezeichnen, wird die Ungereimtheit nur um so grösser, indem sie behauptet, dass die Präposition, nachdem sie einen Casus gebildet hat, noch dazu diene, einen solchen zu regieren; wie denn wörtlich in der vierten Auflage steht:

> „La preposicion por rige acusativo cuando se junta con palabras que significan movimiento, y ablativo cuando se junta con palabras que significan quietud, por ejemplo: hablar por un amigo; ser recomendado por otro: los nombres „un amigo" y „otro" están en ablativo regidos de la preposicion por, porque las espresiones están en significacion de quietud; pero en estas: viajar por diversas tierras: trabajar por la granancia, los nombres „diversas tierras" y ganancia están en acusativo regidos de la misma preposicion, por significar movimiento las palabras que se le juntan." etc.

Andre Irrthümer werden ohne Weiteres von alten Auflagen in die neuen übertragen, weil sie vielleicht schon in Nebrija's erster spanischer Sprachlehre gestanden haben. Dahin gehört unter andern die grundlose Behauptung, die auf ir endenden Zeitwörter zu den regelmässigen zu zählen, und dabei zu sagen, dass sie im Praesens Indic. und Conjunct. das i in y verwandeln, während in der regelmässigen Conjugation gar kein i vorkommen würde, das y also ein eingeschobener Buchstabe ist.

Eine andre unrichtige Regel ist die über die Verwandlung des weiblichen Artikels la in den männlichen el, welche deshalb in Franceson's, Dr. Keil's und andern Grammatiken, wenn auch etwas verändert, ebenso unrichtig oder noch unrichtiger steht. Ferner über die Bildung der Zeiten, den Gebrauch und die Bedeutung der negativen Partikeln etc. Die Regeln über den Gebrauch der Redetheile sind sehr mangelhaft, und die meisten Erläuterungen Demjenigen, der kein Latein versteht, wegen der Casus, welche der spanischen Sprache aufgebürdet werden, ganz unnütz. Die zuersterwähnte lautet folgendermassen:

> „Se dijo tambien que el artículo el era del género masculino, la del feminino, y lo del neutro. En cuanto al feminino y neutro es el uso constante; pero no lo es en cuanto al masculino. Porque este mismo uso, que se juez absoluto del lenguage, ha establecido que se junte algunas veces artículo masculino á ciertos

nombres femininos contra las reglas de la gramática. Esto sucede cuando los nombres femininos empiezan con la vocal a. Así se dice: el agua, el alma, el ala, el águila, el ave. Y la razon es, porque como el buen uso de la lengua es el que la perfecciona, y no las reglas grammaticales, y una de las cosas que mas contribuyen á su perfeccion es la pronunciacion suave y armoniosa de las letras y de las palabras, ha procurado el uso quitar el mal sonido que resultaria diciendo: la agua, la alma, la ala, la ave, la águila, por la concurrencia de aa, quebrantando la regla de la gramatica á favor de la suavidad de la pronunciacion. Pero se advierta, que no sucede esto con todos los nombres femeninos que empiezan por a, sino con los dichos y algun otro; y así se dice: la abeja, la aficion, la afrenta, sin otra razon, sino porque el uso lo ha introducido en unos, y no lo ha permitido en otros; y esto solo en el número singular, pero no en el plural, porque cesa en este la concurrencia do las vocales."

Dieser Regel folgt Dr. Keil in seiner Grammatik ganz genau, aber Franceson verändert sie noch auf seine Weise und braucht in seinem §. 63 fast eine ganze Druckseite um diese Regel, welche sich richtig in drei Zeilen sagen lässt, unrichtig hinzustellen, denn sie sollte lauten:

„Der weibliche Artikel la verwandelt sich in den männlichen el vor denjenigen weiblichen Substantiven, die mit einem betonten a oder ha anfangen."

Also diese Grammatik hat fast allen Grammatiken für Deutsche als Modell gedient, aber sehr selten haben die Verfasser derselben die Sprache begriffen, und die meisten haben nie die spanische Sprache, wie sie heute gesprochen und geschrieben werden soll, verstanden, wenn sie sich auch in den Don Quijote und die alten Poeten vertieft, also damit angefangen haben, womit sie nach zehnjährigem Studium hätten schliessen können.

Der Zweck einer Grammatik einer lebenden Sprache ist aber ein anderer, als der einer Grammatik einer alten Sprache: denn diese soll und kann nur die Schriftsprache lehren, und muss hauptsächlich darauf hinwirken, den Lernenden in die alten Classiker einzuführen, während die Grammatik einer lebenden Sprache zuerst dem Schüler die Sprache anschaulich machen soll, wie sie im gewöhnlichen Leben gesprochen und geschrieben wird (oder werden sollte), wonach es dann dem Wissbegierigen leicht wird, die Eigenthümlichkeiten der classischen Schriftsprache und der Dichter kennen zu lernen. Die Verfasser neuerer englischer und französischer Grammatiken gehen auch von diesem Gesichtspunkte aus, und beweisen meistens, dass sie selbst Praxis in den Sprachen gehabt haben; aber dies ist noch sehr wenig bei den Verfassern spanischer Grammatiken der Fall, da diese den Schüler zu sehr mit den Eigenthümlichkeiten der ältern Classiker beschäftigen, worüber das, was er eigentlich lernen soll und zu wissen verlangt, nämlich die lebendige Sprache, ganz vernachlässigt wird.

Um eine lebende Sprache so zu erlernen, dass man mit den Nationalen mündlich und schriftlich verkehren kann, bedarf man natürlich einer gründlichen theoretischen Vorbildung, aber ausserdem hauptsächlich praktischer Uebung mit der Nation selbst, wo man denn durch die Theorie einsieht, wieviel man sich von dem, was man hört und lies't, aneignen darf, denn nicht alle Spanier sprechen und schreiben richtig Spanisch, noch viel weniger als alle Deutsche richtig Deutsch können, weil die Schulbildung im Allgemeinen in Deutschland bei Weitem besser ist als in Spanien und den spanisch-amerikanischen Ländern.

Die Verfasser oder vielmehr Bearbeiter spanischer Grammatiken für Deutsche sind aber allem Anschein nach keine Praktiker, indem sie oft die gewöhnlichsten alltäglichen Redensarten nicht kennen oder gar in der Anwendung der einfachsten Regel, die vielleicht in ihrer eignen Grammatik

enthalten ist, die gröbsten Fehler machen, ohne die zu rechnen, welche sie ohne Ueberlegung und ohne Kenntniss der Sprache aus der Grammatik der spanischen Academie abschreiben. Es liessen sich eine Menge Beweise liefern, dass solche Grammatiker die spanische Sprache gar nicht begriffen haben, doch führe ich nur folgende an:

Franceson's Grammatik §. 89. — „Die spanischen Schriftsteller, besonders die Dichter setzen oft mit vieler Eleganz den bestimmenden Artikel anstatt des Partitifs und des unbestimmten oder Einheitsartikels: Tiene la boca grande y la nariz corta y chata. Er hat einen grossen Mund und eine kurze flache Nase." etc.

Franceson liefert hier den schlagendsten Beweis, dass er Spanisch, so wie es täglich gesprochen wird und seit Jahrhunderten gesprochen und geschrieben ist, nicht versteht, sonst könnte ihm nicht unbekannt sein, dass jeder Spanier ohne Ausnahme nie anders spricht, während Franceson diese Redeweise nur für einen eleganten Ausdruck der Dichter hält. — Noch auffallender wird dies, wenn man aus der Vorrede zu seiner Grammatik ersieht, dass er auch Verfasser einer französischen Sprachlehre ist, und braucht man nur obiges Beispiel in's Französische zu übersetzen um einzusehen, dass beide Sprachen in dieser Hinsicht dieselbe Regel haben, und dass es auch da eine allgemein anerkannt richtige, im bürgerlichen Leben übliche Phrase und keine elegante Wendung der Poeten ist.

§. 106. Von der Stellung der Adjectiva: In der ersten Auflage sagte Franceson, das Adjectiv stände mehr vor als nach dem Substantive, doch herrsche dabei auch Willkür etc. In der letzten Auflage steht folgende, auch in stylistischer Hinsicht merkwürdige, Regel: „In den neuern, von der lateinischen Sprache abgeleiteten, Sprachen bleibt die gewöhnliche, regelmässige, weil sie die grammaticalisch natürliche ist, Stelle des Adjectivs nach dem Substantiv, auch wenn es als Attribut steht, d. h. bloss neben das Substantiv gestellt wird, ohne mit demselben durch das Zeitwort sein verbunden zu werden." etc. „Alle die Fälle, wo das Adjectiv vor das Substantiv gesetzt wird, sind im Grunde als Ausnahmen zu betrachten, welche im Allgemeinen durch die rhetorischen Gründe, des absichtlichen Hervorhebens des im Adjectiv enthaltenen Begriffes, des darauf zu legenden Nachdruckes etc. erzeugt werden."

Es bedarf wohl kaum erwähnt zu werden, dass diese Regel sowohl in ihrer alten als in ihrer neuen Fassung falsch ist.

Am Ende der Uebung VI. beweist Franceson noch (obgleich er auch ein Lexicon herausgegeben hat) dass er die Bedeutung des täglich vorkommenden Zeitworts llevar nicht kennt, denn zu dem Satze: „sie brachten uns Friedensworte" schreibt er für bringen llevar vor. Llevar heisst aber wegbringen, hier muss es traer (herbringen) heissen.

In der Uebung XXIII., dem Gil Blas entnommen, sagt er: „welcher schon vor einigen Jahren nach Polen gegangen war" und will dann „nach Polen gehen" mit pasar en Polonia übersetzt haben. Im Original steht pasado en Polonia, dies beweist aber nur, dass Franceson die Bedeutung der Präposition en nicht kannte, denn pasar en Polonia heisst: in Polen leben, wohnen, während nach Polen gehen mit pasar á Polonia übersetzt werden kann.

Dagegen macht er zu Uebung III. Nr. 10 folgende Bemerkung:

„Bei Zeitwörtern, die eine Ruhe ausdrücken, steht immer die Präposition en vor den Hauptwörtern und den Namen der Länder und Städte; die Zeitwörter aber, die eine Bewegung andeuten, nehmen die Präposition á an: estar en casa, en Berlin, habitar en Francia, en Paris, ir á casa. Doch macht das Verbum entrar eine Ausnahme, welches auch mit en construirt wird: entrar en casa, en España."

Also entrar macht davon eine Ausnahme, und doch muss Jeder wissen, der die Sprache nur einigermassen versteht, dass nicht nur entrar, sondern eine Menge Zeitwörter, welche mit en (em), in (im) zusammengesetzt sind, die Präposition en regieren, z. B.:

Emboscarse en el monte. Empeñarse en un negocio. Envainar una cosa en otra. Envolver en papel. Implicarse (con) en un negocio. Imponer al aprendiz en el oficio. Importar vinos en Inglaterra. Imprimiren buen papel. Incorporarse en una universidad. Intluir en los negocios. Instalar á uno en el empleo. Introducir en la sociedad.

Die Franceson'sche Grammatik hat übrigens correcte Lesestücke (die letzte Auflage ist schlechter corrigirt als die ersten) und eine ziemlich vollständige Liste der unregelmässigen Verba. Dies ist aber auch Alles, was davon zu gebrauchen ist, denn die Regeln sind theils zu weitläufig, theils gehaltlos und unverständlich, mehrentheils aber ganz falsch. Dennoch ist 1855 die vierte Auflage davon erschienen. Wer sich von der Langweiligkeit der Erklärungen vollends überzeugen will, dem empfehlen wir die §§. 20 — 57 „Lehre vom Subject und Object" zu lesen, und wir brauchen dann wohl nicht mehr zu fragen, ob solches leere Wortgeklingel in eine spanische Sprachlehre gehört.

Eine andre spanische Sprachlehre, welche 1837 bei J. F. Leich in Leipzig die zweite Auflage erlebt hat, und in deren Vorrede gesagt wird, dass sie in mehreren öffentlichen Unterrichtsanstalten eingeführt sei, ist die von Dr. Keil, Ehrenmitglied der Real Academia Española in Madrid. Diese folgt genau der Grammatik der Academie, sogar in der Declination mit allen Casus der lateinischen Sprache, enthält ausser einer Menge Ueberflüssigkeiten eine Lehre über die Bildung der Wörter, ihrer Abstammung aus dem Lateinischen, Arabischen, Gothischen und Griechischen, und eine Abhandlung über die spanische Verskunst. Wahrscheinlich hat die Real Academia Española den gelehrten Herrn dieser Umstände wegen zu ihrem Ehrenmitgliede gemacht, denn dass er kein Spanisch kann, beweist er fast in jedem Abschitte. Schüler, welche nur einige Monate bei einem der Sprache kundigen Lehrer Unterricht haben, werden solche Schnitzer nicht machen, wie der Herr Dr. Keil. Z. B.:

§. 68. El sitio el mas bello.
„ 73. Porqué lo decés á mé.
„ 80. Cárlos é yo hemos buscado á té.
„ — El manda é yo obedezco.
„ 82. He sido á la caza con dos de mis amigos.
„ 88. Ella es tanto hermosa cuanto discreta.

Die Regeln sind ebenso undeutlich und falsch, wenn auch viel kürzer, als die in Franceson's Grammatik, so dass aus ihr kein richtiges Spanisch gelehrt und gelernt werden kann, und Lehrer und Schüler der erwähnten Gymnasien unser volles Mitleid verdienen. —

Neuer Lehrgang der spanischen Sprache von Dr. August Boltz, Berlin 1857.

Diese Grammatik, welche wir nur flüchtig durchsehen konnten, beweist ebenfalls, dass der Verfasser kein Practiker ist, obgleich sein Lesebuch mehr practisch als theoretisch ist, z. B.:

S. 2. „H ist stumm; entspricht in lat. Wörtern F."

In fast allen uns bekannten Grammatiken steht richtig: H ist stumm, ausser vor ue, wo es sehr stark aspirirt wird, wie in: hueso, huerta, huérfana, huele etc.

S. 3. „Provinciell (Valladolid, wo übrigens gutes Spanisch gesprochen wird) ist die Verwechselung des b und v, s und c, z und c, ll und y; man unterscheidet daselbst nicht zwischen basto (grob) und vasto (ausgedehnt)" etc.

Wir glauben auch schon einmal etwas Aehnliches in einer spanischen

Sprachlehre gelesen zu haben, sind aber weit entfernt es für richtig anzuerkennen, da wir aus Erfahrung wissen, dass nicht allein die Bewohner der einzigen Stadt Valladolid, sondern alle Spanier aus den Provinzen, wo das Castilianische die Landessprache ist, so wie die Bewohner von Cuba und Portorico und den spanisch - amerikanischen Republiken, nicht nur b mit v, s mit c (vor e und i) und z, ll mit y in der Orthographie verwechseln, sondern b und v wie b; s, c und z wie s, und y und ll wie y aussprechen, so dass die vorschriftsmässige Aussprache von v, ce, ci, z und ll bei ihnen gar nicht vorkommt. Die wenigen Spanier, und unter ihnen die Canzelredner, Schauspieler, Rechtsgelehrte etc., welche diese Consonanten genau in der Aussprache unterscheiden und deshalb auch in der Orthographie nicht verwechseln, weil sie ihre Muttersprache gründlich gelernt haben, gehören zu den Ausnahmen. Die gebildeten Catalonier und Basken sprechen diese Consonanten noch am richtigsten aus, weil in Catalonien und Biscaya die castilianische Sprache nicht Landessprache ist, sondern grammaticalisch in den Schulen gelehrt wird. — Das z muss aber genau wie das c vor e und i ausgesprochen werden, daher ist in der Aussprache auch keine Verwechselung möglich. Aus diesem Grunde hat Salvá vorgeschlagen, das z in den Veränderungen der Wörter, wo es vor e und i einer Regel der Grammatik der Academie zufolge sich in c verwandeln soll, beizubehalten und statt

felices, felicidad, felicísimo (von feliz),
gocé, goce, goces, gocemos (von gozar),
felizes, felizidad, felizísimo,
gozé, goze, gozes, gozemos zu schreiben.

S. 3. „Y in An- und Auslaut Vocal = i: y (und) ya (schon), yéndose (weggehend), yo (ich) etc.

Y ist aber vor einem Vocal nie Vocal, und ist in den angeführten Beispielen Consonant, da die Aussprache genau dieselbe ist, als wenn es in einem Worte steht, z. B. ya, huya; yo, arroyo; yendo, creyendo.

Die vorher (bei der Grammatik der spanischen Academie) erwähnte Regel über die Verwandlung des Artikels la in el lautet bei Dr. Boltz folgendermassen:

§. 59. „El ama und nicht la —. Die mit einem Vocal oder ha anfangenden zweisilbigen, oder als esdrújulos dreisilbigen Feminina erhalten im Singular, des Wohlklangs wegen den männlichen Artikel el“ etc.

Herr Dr. Boltz schreibt und sagt: el era, el ira, el una etc., welches wir für total falsch erklären müssen.

S. 33. „Artículo m. le (pleonastisch zu á usted).“

Dies ist für uns das erste Mal, dass le von einem Grammatiker für einen Artikel gehalten wird Es ist aber (da es für á usted steht) ein Pronomen und zwar hier der Accus. masc. der dritt. Pers. Sing., ausserdem kann es nur noch der Dativ des Masculinums und des Femininums der dritten Pers. Sing. des persönlichen Fürworts, aber nie Artikel sein.

S. 3 (unten). „Die Consonanten B, D, F, L, M, N, T wie im Deutschen.“ Dazu unter der Seite die Anmerkung, dass die Andalusier das d in den Participien der Zeitwörter nicht aussprechen. Wenn nun d wie im Deutschen ausgesprochen werden soll, wie kann dann S. 33 „usted (spr. us-té)“ stehen?

Abgesehen davon, dass B auch nicht ganz wie im Deutschen gelesen werden soll, so müsste die Regel über D ungefähr folgendermassen heissen: D wird wie im Deutschen ausgesprochen, doch ist es meistens viel weicher, namentlich nach einem betonten Vocale. Am Ende der Wörter wird es so sanft ausgesprochen, dass es dem ungeübten Ohre fast stumm zu sein scheint.

Am Ende der Wörter sprechen es die Bewohner einiger Gegenden des südlichen Spaniens wie das englische th in bath, truth aus, aber diese Aus-

sprache sowohl als die, es zwischen zwei Vocalen (wie in den Participien der Zeitwörter und in Wörtern wie lado, crudo, Cádiz), ganz stumm sein zu lassen ist entweder provinciell oder affectirt.

Die Abstammung der Wörter und ihre Aehnlichkeit mit analogen der italienischen, lateinischen, griechischen, französischen und englischen Sprache ist freilich für den angehenden Lehrer ganz interessant, kann aber in den grössern Wörterbüchern nachgeschlagen werden, wenn ein Schüler unter hundert sich dafür interessiren sollte; für die bei Weitem grössere Mehrzahl sind dergleichen Listen ganz unnütz.

Es war nicht möglich, die vielen Lehrbücher der spanischen Sprache alle genau zu prüfen, und manche der Verfasser haben auf der ersten Seite schon solche grobe Unwissenheit an den Tag gelegt, dass sie nicht erwarten können, dass man ihre Arbeit einer weitern Durchsicht würdigt. Dazu gehören:

Practischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der spanischen Sprache von J. A. Lespada, Hamburg 1857, auf dessen erster Seite steht:

> „Der Vocal i, wenn ein andrer Vocal ihm folgt, wird sehr kurz ausgesprochen, z. B. Dios, sucio."

Die Unrichtigkeit dieser Regel muss selbst jedem Anfänger auffallen, da er einsehen muss, dass die vielen Wörter wie: rio, frio, dia, guia, espía, pio, mio, tio, tia etc. die Condicionale aller Zeitwörter wie habria, seria, amaria, vendria, etc. und die Imperfecte der Zeitwörter der zweiten und dritten Conjugation wie habia, tenia, venia etc. grade das i betont haben.

Der Herausgeber der Colmena Española (Bernhard'sche Buchhandlung, Hamburg 1854), der sich Leon Quiroz nennt, aber jedenfalls ein Deutscher ist, der mit einem spanischen Namen seinem schlechten Werke Absatz zu verschaffen hofft, da es eine Menge Leute in Deutschland gibt, welche glauben, dass jeder Spanier nicht allein richtig Spanisch spricht, sondern auch fähig ist, eine Grammatik zu schreiben, erklärt in seiner Vorrede ch, ll, rr und nn für Doppelconsonanten, die nur einen Buchstaben bilden und daher unzertrennlich sind, „ausser diesen gibt es kein doppelter Mitlaut."

> „Nur das h, welches nie aspirirt wird, wäre der einzigste Buchstabe, der dem Anfänger einige Schwierigkeiten bereitet."

Dass ch und ll schon als einfache Buchstaben im Alphabet stehen, scheint pseudon. Quiroz nicht zu wissen, ebensowenig dass cc sehr häufig vorkommt, und dass cc, nn und rr nicht einen Buchstaben bilden und nicht unzertrennlich sind, sondern beim Abbrechen der Wörter immer getrennt werden müssen, wie: ac-cion, in-nato, guer-ra. (Dr. Keil geht freilich in seinem §. 94, 1 noch weiter, indem er ausser ch und ll noch ñ und j zu den Doppelconsonanten zählt.)

Wäre h nie aspirirt, so würde es dem Anfänger keine Schwierigkeit machen (s. oben).

Eine für Deutsche geschriebene Grammatik, die von H. W. A. Kotzenberg (Bremen bei Heyse 1855), unterscheidet sich durch ihre Correctheit und Vollständigkeit lobenswerth von allen andern. Aber sie hat dagegen andre Fehler, die sie als Lehrbuch unzweckmässig erscheinen lassen. Sie ist nämlich so scrupulös pedantisch, für Schüler und Lehrer so langweilig, und für erstere wegen der vielen fremden Termen so unverständlich, dass beide nach wenigen Wochen des Gebrauchs müde werden. Die Grammatik ist mit so grossem Fleisse ausgearbeitet, dass es bei einer solchen unerquicklichen und gewiss sehr wenig lohnenden Arbeit zu verwundern ist. Unter dem vielen Ueberflüssigen, welches jeder Studirende der Sprache sich selbst aneignen kann, ist aber manche Belehrung darin enthalten, namentlich für Lehrer, denen sie auf's Wärmste empfohlen werden kann. In derselben ist die von Salvá empfohlene Orthographie befolgt, welches nicht

ganz unsern Beifall hat. — Wenn Herr Kotzenberg etwas mehr practische Kenntniss der Sprache besässe und dabei berücksichtigt hätte, was dem deutschen Schüler zu wissen und nicht zu wissen nöthig ist, so hätte er mit der Hälfte der aufgewendeten Arbeit bei seinen guten theoretischen Kenntnissen eine ganz brauchbare Grammatik liefern können.

Unter den spanischen Grammatiken für Spanier nimmt die von D. Vicente Salvá den ersten Rang ein. Salvá hat, fast ganz unabhängig von der Grammatik der spanischen Academie und von andern Grammatiken, ein selbständiges Werk geliefert. In ihr fand ich vor ungefähr 14 Jahren, als ich sie zuerst kennen lernte, manche Regel genau mit meinem Manuscripte*) übereinstimmend, von welcher ich bis dahin geglaubt hatte, dass ich sie allein besässe; ich fand also nicht allein eine Bekräftigung der Richtigkeit meiner Ansichten, sondern auch zuerst einen Grammatiker, der nicht von andern Grammatiken abgeschrieben, sondern selbst über die Sprache gehörig nachgedacht und ihre Eigenthümlichkeiten in bestimmte Regeln gebracht hatte, die noch in keiner andern Grammatik standen. Sie ist daher den Lehrern der spanischen Sprache und Denen, die sich dazu bilden wollen vor allen andern zu empfehlen. Aber auch sie muss mit Vorsicht gebraucht werden, denn obgleich die beste, ist sie doch nicht frei von Irrthümern. Ein sehr verständliches Register erleichtert das Nachschlagen ungemein; ohne dasselbe würde man Manches lange suchen können. Dabei muss man jedoch immer im Auge haben, dass Salvá für Spanier und zwar für gebildete Spanier schrieb, deshalb viel daraus zu lernen ist, sie sich aber ebensowenig als die Grammatik der Academie in einer deutschen Uebersetzung für die deutsche Jugend eignet. Die Orthographie ist, wie Kotzenberg richtig bemerkt, ganz vernunftgemäss, kann aber noch nicht als Norm dienen, so lange die Autoritäten der spanischen Nation sie noch nicht zu der ihrigen gemacht haben. Die grosse Verbreitung dieser Grammatik, namentlich in den spanisch-amerikanischen Ländern, lässt jedoch erwarten, dass sich sein System der Orthographie nach und nach Bahn brechen und allgemein werden wird. Diese Grammatik hat von 1831 — 1850 acht starke Auflagen erlebt.

So reichlich auch der Schüler, der Englisch und Französisch lernt, mit Lesebüchern und den leichtern Prosaisten von der Presse versorgt ist, so ist die Auswahl derselben in spanischer Sprache sehr gering. Deshalb sollten jeder spanischen Sprachlehre Lesestücke beigegeben werden, welches nur Franceson in genügendem Masse gethan, aber dabei eine Auswahl getroffen hat, die sich ihres schlüpfrigen Inhalts wegen nicht eben zur Lectüre für Schüler eignet.

Ein wohlfeiles und umfangreiches spanisches Lesebuch ist das von Dr. V. A. Huber (Bremen bei Heyse 1832). In der Orthographie ist der sich stets wiederholende Fehler tube, tubo, estube, estubo etc. statt tuve, tuvo, estuve, estuve, in andrer Hinsicht ist Salvá's System befolgt.

Von Wörterbüchern war bisher das sehr mangelhafte von Franceson im Gebrauch, weil das sehr ausführliche von Seckendorff noch nach der alten Orthographie ist. Jetzt ist ein neues von Booch-Arkossy erschienen, welches ausser den Wörtern, die man in Seckendorff's findet, noch eine Menge Wörter über Eisenbahnen etc. enthält, welche die fortschreitende Industrie eingeführt hat. Leider ist Seckendorff auch da, wo er Irrthümer und gradezu Unsinn enthält, wörtlich copirt worden.

Bremen. C. A. Pajeken.

*) Wonach ich seit fast 20 Jahren unterrichte, weil mir keine Grammatik correct genug ist.

Programmenschau.

Die freie deutsche Arbeit in Prima. II. von Dr. H. Wendt. Programm des Gymnasiums in Rostock 1858.

Die vorliegende Schrift bildet den zweiten Theil jener interessanten Abhandlung desselben Verfassers, welche in dem XXIII. Bande des Archivs, pag. 425 zur Anzeige gekommen ist. Es wird hier zuerst von der Reproduction gehandelt, unter deren Beistande, wie es heisst, die Aufsätze ganz besonders gut gelängen. Im Allgemeinen billigt es der Verfasser, dass die schriftliche Arbeit der Schule als Reproductionsaufgaben für den gesammten Unterricht oder für einzelne Theile desselben gefasst werden, weist dann aber im Besondern nach, wie sehr die Anforderungen, welche die neuere Didaktik in dieser Beziehung an die geistigen Mittel der Schüler stelle, über das richtige Mass hinausgingen, namentlich wenn man das Bestreben habe, durch Reproduction für die oberste Stufe die Lücke auszufüllen, die durch den Ausfall der verschmähten freien Arbeiten entsteht. — In dem nächsten Abschnitte, welcher von der Production handelt, beantwortet der Verfasser die Frage, wie es der Lehrer zu machen habe, um eine richtige Wahl des Themas zu treffen, so dass dieses der geistigen Disposition des Schülers ganz gemäss ist. Der Lehrer muss sich bei der Wahl des Themas ebensowohl, als bei der Beurtheilung der Arbeit in dasjenige Verhältniss zu dem Gegenstande des Themas und seiner Behandlung versetzen, in welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der Schüler gemäss seiner Alters- und Entwicklungsstufe zu demselben steht. Zur Orientirung über den Standpunkt, den ein ordentlicher Primaner einnimmt oder einnehmen sollte, wird auf zwei Quellen hingewiesen:

1) das sämmtliche durch den Unterricht und die auf denselben bezüglichen Beschäftigungen und Uebungen erworbene und verarbeitete Material; 2) alles dasjenige, was der unmittelbare Lebensverkehr, von dem ersten Erwachen des Bewusstseins bis zu dem angenommenen Zeitpunkte hin, der Seele des Kindes, des Knaben, des Jünglings an Eindrücken zugeführt, an Thätigkeiten in derselben hervorgerufen hat.

Nachdem dieses in der Abhandlung weiter ausgeführt und gründlich motivirt worden ist, ergibt sich als Haupterforderniss eines zweckmässigen Themas, dass der Gegenstand desselben eine gewisse ideelle Grösse, einen Reichthum geistiger Substanz haben müsse, dass er einen weiteren Kreis allgemeiner Ideen erschliesse, und von der Oberfläche der Erscheinung leicht in ein darunter verborgenes Innere blicken lasse. Es werden dann zwei Arten fruchtbarer Themen unterschieden: 1) diejenige, wo die Behandlung von einem gegebenen Besonderen aus, es sei eine Situation, ein Factum, eine Aeusserung aufsteigend zum Allgemeinen fortschreitet; 2) diejenigen, wo umgekehrt die Ausführung von dem im Thema bereits ausgesprochenen Allgemeinen zu dem darin begriffenen Besonderen herabsteigt.

Referent hat sich in seinem Berichte möglichst kurz gefasst, um noch eine Reihe von Themen folgen zu lassen, welche als praktische Belege für die Behandlung des Unterrichtes in der freien Production, wie sie unsere Abhandlung wünscht, dienen mögen.

A.

Themen mit aufsteigendem Gedankengange.

1) Die beiden Freunde beim Rheinwein.

(Nach Klopstock's Ode: der Rheinwein. 1753.)

Eine Reproductionsaufgabe. Die Schwierigkeit besteht darin, für die Entwickelung der Situation und die Anknüpfung der Motive der Ode die passende Form zu finden. Jene Situation an sich ist einfach: Zwei Herzensfreunde, beide im Jünglingsalter, angeregt durch den Genuss des edlen Weines, tauschen ihre Seelen aus. Zeit und Ort („ . . . lad' in die Kühlung ein." — „Lass die Hall' uns schliessen." — „ . . . der flötenden Nachtigall" . . . — „Wir reden viel noch, eh des Aufgangs Kühlungen wehen, . . . "). In welchem Sinne dieser Austausch vor sich geht, wird im Allgemeinen schon durch die Art angedeutet, wie von dem Wein gesprochen wird, der es „werth ist, dass von ihm Kato's ernstere Tugend erglühe," und dessen „Geist, glühend, nicht auflammend, taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer," der Geist „engerer Wissenschaft," des „hellen Einfalls" ist. Und „die Sorgen soll er nicht vertreiben." — Die Motive des Gesprächs (Freundschaft, Liebe, Ehr- und Ruhmbegier, Verdienst um's Vaterland, Stolz auf letzteres, Tugend, die „auch die Unsterblichkeit entbehren kann") unter die beiden Freunde mit Rücksicht auf die nöthige Nüanzierung der Charaktere zu vertheilen. Einrahmung des Gesprächs vermittelst epischer Einschaltungen.

Die Motive liegen allerdings zum Theil höher, als der Standpunkt des Bearbeiters zu rechtfertigen scheint. Doch erreicht er sie schon, aufwärts blickend, was der Jugend natürlich ist.

(Zu ähnlicher Bearbeitung eignet sich unter anderen Oden Klopstock's der „Zürchersee.")

2) Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel die Palme wehet. Klopstock.

Die künftige Laufbahn, die der Jüngling sich denkt, und für die er still sich bereitet, soll

1) ein fernes Ziel haben. Das nahe Ziel überlässt er denen, die schon auf der Schule an das Amt, an den künftigen Broterwerb denken;

2) Arbeit und Anstrengung bieten. Er fühlt die Kraft dazu in sich, und ist entschlossen sie zu gebrauchen. Nur dadurch ist die Palme zu erringen;

3) ihm von Gott gezeigt werden. Nicht zur Befriedigung eitlen irdischen Trachtens: im Sinne einer höheren Mission will er arbeiten und sein Leben verwerthen.

3) Haben diejenigen Recht, welche meinen, dass so wenig der Ursprung der Wissenschaften, als das letzte Ziel derselben in dem Nutzen zu suchen sei, den sie für das äussere Leben der Menschen versprechen mögen?

Andeutung des Grundgedankens der Ausführung. Ursprung der Wissenschaft: das natürliche und unabweisliche Bedürfniss des vernünftigen Geistes, sich seiner selbst und der Welt bewusst zu werden. — Ziel der Wissenschaft: die Befriedigung dieses Bedürfnisses.

(Rechtfertigung des Themas. Nach Ursprung und letztem Grunde, eben so wie nach Zweck und Bestimmung der Dinge zu fragen, ist durchaus dem jugendlichen Geiste eigen. Noch ehe er das Wie? der Dinge recht versteht, weil er noch keine grosse Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen übersieht, forscht er lebhaft nach dem Woher? und Wozu? dessen, was er nur erst an geringem Material anschaut. Der blosse „Stoff" als solcher genügt ihm auch im Wissen nicht, er muss ihn vergeistigen, indem er ihn zum Träger einer „Idee" macht. Diese Operation beginnt schon früh, wie wir bei den Griechen sehen, wo kaum die Wissenschaften geboren sind, als auch schon nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für die höhern Zwecke des Menschen eifrig geforscht wird. In jeder rechtgearteten Jünglingsseele erneuert sich, zu grossem Gewinn ihrer Bildung, diese Voruntersuchung, und knüpft sich, vom Schein der Dinge zu ihrem wahren Wesen aufstrebend, an alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft. Man braucht sie darum nicht gleich mit einer „philosophischen Propädeutik" und „Encyklopädie der Wissenschaften" auf Schulen zu bedienen. Sie bedient schon sich selbst, nach ihrem Bedürfniss (und besser, wenn aus spontanem Trieb), und orientirt sich an Plato und den Alten überhaupt. Os homini sublime dedit coelumque tueri jussit. — Aus diesem Gesichtspunkte sind auch mehrere folgende Themen zu beurtheilen).

4) Die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens haben unter allen Pflichten den ersten Rang, und müssen insbesondere der blossen Betrachtung der Natur und der Bewerbung um Kenntnisse vorgezogen werden.

Garve.

Dies ist die Ansicht des Alterthums, deren Ausführung der Schüler in Cic. de offic. I, 43. 44. findet. Er vergleiche damit folgende Sätze.

1) Zwei Grundtriebe der menschlichen Natur, der Wissenstrieb und der Geselligkeitstrieb, bedingen alle Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit, indem sie zusammen die ganze Fülle menschlicher Anlagen und Kräfte zur Geltung bringen. — Die Ansprüche daher, welche beide Triebe an das Verhalten des Menschen machen, fasst das sittliche Bewusstsein als Pflicht auf.

2) Jeder der beiden Triebe hat in seinen Consequenzen den andern zur Voraussetzung: die Wissenschaft kann nicht ohne die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, letztere nicht ohne Pflege und Ausbildung der ersteren ihre höheren Zwecke verfolgen.

3) Obgleich hiernach die Interessen der Wissenschaft und die Interessen der Gesellschaft in einem solidarischen Verhältnisse stehen, gewinnen sie doch beiderseits durch die im Grossen und Ganzen bestehende Theilung der Arbeit, wobei Talent und innerer Beruf über die Wahl zwischen beiden entscheidet.

4) Dabei ist die Frage nach dem Werth- und Rangverhältnisse beider Arten der Arbeit und der sich aus jeder Art ergebenden Pflichten, für unsre Anschauung von dem Gegenseitigkeitsverhältniss beider, eine unzulässige. Das Alterthum ordnete die Wissenschaft dem Staate unter: nach unsrer Auffassung steht erstere dem letzteren selbständig und ebenbürtig gegenüber.

5) Die Erwägung der inneren Umbildung, welche die Wissenschaft seit den Tagen der Scholastik erfahren, und durch welche sie sich diese (in 4 angedeutete) Stellung erobert hat, ist sehr lehrreich.

6) Von dem Gegensatze der Begriffe beschauliches Leben und handelndes Leben wird die berufsmässige Beschäftigung mit der Wissenschaft nicht getroffen.

5) Wenn das Leben ein Kampf ist, und wenn, wer kämpfen will, gerüstet sein muss, so sage, Jüngling, der du in das Leben hinauszutreten im Begriff stehst: Womit bist du zu dem Kampfe, der deiner harrt, gerüstet?

1) Wenn das Leben ein Kampf ist? Freilich ist es ein Kampf, und ein mehrfacher, schwerer, nie endender.

a. mit Feinden ausser mir:
1) mit den Verhältnissen,
2) mit den Menschen,
a. mit der Böswilligkeit der Einen,
b. mit der Schwäche und Unfähigkeit der Andern,
c. mit der Gleichgültigkeit der Dritten u. s. w.,
3) mit dem Schicksal (gottgesandte Leiden, Prüfungen);
b. mit Feinden in mir.

2) Dies aber sind meine Waffen: (Ausführung).

3) Mit diesen hoffe ich einen guten Kampf zu kämpfen, gleichviel ob besiegt, ob siegreich.

6) Was ist zu halten von dem Lobe eines mittleren Lebenslooses, womit z. B. Horaz so freigebig ist?

1) Zusammenstellung der dicta probantia.

2) Begriff der aurea mediocritas. Glückliche Mitte zwischen dem zu viel nnd dem zu wenig des Besitzes, der Macht u. s. w.

3) Vortheile:
a. äussere: Relative Sicherheit
1) gegen Schicksalswechsel,
2) gegen die invidia der Menschen;
b. innere:
1) Gemüthsruhe (aequam servare mentem),
2) Genuss der Gegenwart (laetus in praesens animus),
3) Fern von grossen Versuchungen.

4) Gefahren: Quietismus. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn," (Schiller). Freilich nicht nothwendig! Denn „Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn" (W. Müller). Aber doch fürchte den entnervenden Anhauch der „immer gleichen Tage."

Vidi ego jactatas mota face crescere flammas,
Et vidi nullo concutiente mori. (Ovid.)

5) Jedenfalls liegt das Mass der Dinge, also auch der Lebensverhältnisse, im Menschen, nicht umgekehrt in den Dingen das Mass des Menschen. Du sorge, dass in grossen wie in kleinen Dingen dein Mass das rechte sei!

7) Was ist zu halten von dem Rath des Horaz: Fuge magna? (Ep. I, 10, 32.)

1) In Bezug auf äussere Lebensstellung (Macht, Ansehn, Reichthum)?

2) In Bezug auf innere Vervollkommnung:
a. intellectuelle (Umfang und Tiefe des Wissens, Vielseitigkeit der Ausbildung)?
b. moralische (hohe Tugend)?

3) In Bezug auf zu erstrebende Leistungen in dem erwählten oder zu erwählenden Berufe, überhaupt hinsichtlich des Verdienstes um Andere?

Die Antwort auf 1 fällt zusammen mit der Ermittelung, auf welche das vorhergehende Thema (Nr. 6) geführt hat.

Dieselbe Ermittelung, wonach das Mass der verliehenen Kräfte über Richtung und Höhe des Strebens zu entscheiden hat, wird auch, und in verstärktem Grade, für 2 und 3 gelten müssen.

Indessen wird hier ein Bedenken zu prüfen sein, welches vor Ueberspannung der Tendenz warnt. Sprichwörter und Lebenserfahrungen aller Zeiten und Völker scheinen dem Horaz Recht zu geben, indem sie Mass und Einhalt in allen Dingen lehren. (Der Schüler wird solche Sprichwörter beizubringen haben.) Wie häufig ist ein verfehltes, weil zu hoch gerichtetes Streben! Dann Unzufriedenheit, innerer Zwiespalt, Bankerott im Geistigen und Sittlichen.

Antwort. Diese Warnungsstimmen will ich treu beachten, sie mahnen mich vorsichtig zu gehen, und mich zu prüfen. Aber sie können mich nicht leiten auf meinem Wege, nicht Ziel und Richtung desselben bestimmen. Wer soll dies thun?

„Anführer sei mir stets ein Gott, und nie ein Mensch."
(Sophokles.)

8) Wodurch (durch welche Merkmale) unterscheiden sich die sittlichen Gebote, als Motive menschlichen Handelns, von den übrigen Willensbestimmungen?

1) Die Motive unsers Handelns (Willensbestimmungen) entspringen
   a. aus einem Triebe, und erscheinen dann als:
      Neigung, Abneigung;
      Niedere, höhere Triebe (Sinnliche, geistige Sphäre);
   b. aus einer Vorstellung des Verstandes, und erscheinen dann als:
      Hoffnung auf irgend welchen Vortheil;
      Furcht vor irgend welchem Nachtheil;
      Rücksicht der Convenienz, der Sitte, des Beispiels Anderer;
   c. aus einer Vernunftidee, und erscheinen dann als:
      Sittliches Gebot.

2) Die sittlichen Gebote (1, c) unterscheiden sich von den übrigen Willensbestimmungen (1, a u. b)
   a) durch die Natur des Bestimmungsgrundes. Dieser ist
      1) bei den sittlichen Geboten ein formaler (Uebereinstimmung des Gewollten mit dem Gesetz: das Gute als solches und um seiner selbst willen);
      2) bei den übrigen Willensbestimmungen ein materialer (Zweckmässigkeit des Gewollten in Rücksicht auf irgend ein Gutes, das angeeignet, irgend eines Uebels, das abgewandt werden soll);
   b) durch die Form der Nöthigung. Das sittliche Gebot macht Anspruch auf:
      1) unbedingte Anerkennung (es will unter allen Umständen befolgt sein);
      2) Allgemeingültigkeit (es will von Jedem ohne Unterschied befolgt sein).

Die übrigen Willensbestimmungen tragen mehr oder weniger den Charakter des subjectiven Beliebens, der Willkür (le bon plaisir) an sich.

9) Macht die (angestrebte) Erkenntniss des höchsten Gutes, und die Beschäftigung mit den Ideen des Wahren, Guten und Schönen für die praktischen Zwecke des Lebens untüchtig?

1) Es kann so scheinen. Denn
   a. die Beschäftigung mit abstracten Dingen zieht vom Leben ab.
Durch die Abwendung von demselben geht
   1) die Kenntniss der vielgestaltigen Lebenspraxis, wie der Blick für die Eigenthümlichkeit der Dinge, und damit zugleich
   2) die Energie des Handelns verloren.

b. Die Beschäftigung mit den höchsten Ideen macht ungerecht gegen die Erscheinungen und Verhältnisse der Wirklichkeit, insofern sie
   1) alles Endliche in seiner individuellen Beschränktheit gegen die Grösse und Unendlichkeit der Vernunftideen als klein und nichtig erscheinen lässt; und
   2) durch die Richtung der Gedanken auf das Uebersinnliche, und die im Gemüthe nach demselben entzündete Sehnsucht den Menschen ungesellig und ohne Theilnahme für die Verhältnisse der Wirklichkeit macht.

2) Gegenbeweis aus der Geschichte.

Noch ehe der Gegenbeweiss aus der Natur der Sache gegen die aufgestellten Scheingründe geführt wird, müssen diese ihr Gewicht fast gänzlich verlieren, wenn wir, sowohl im Alterthum, als in der neuern Zeit, eine Menge Beispiele finden, dass Männer in den ersten Stellen des Staates, und oft unter den schwierigsten Umständen desselben, (Staatsmänner, Gesetzgeber, Feldherrn, Fürsten auf dem Throne) das Studium der Philosophie mit allen Anforderungen des praktischen Lebens auf das glücklichste und ruhmvollste vereinigten. (Beispiele.)

Uebergang. Ist diese Vereinigung möglich, so beweisst das, dass nicht die Beschäftigung mit den höchsten Ideen an sich, und nicht die Natur dieser Ideen es ist, welche unpraktisch macht, sondern dass, wenn es unpraktische Philosophen gibt, die Art und Weise ihres Philosophirens Schuld ist. Corruptio optimi pessima. Nicht wie eine Sache bei denen erscheint, die sie verderben, sondern wie sie ist bei dem, der sich recht auf sie versteht, darnach muss sie beurtheilt werden.

Nicht also das todte und unfruchtbare Philosophiren der Dunkelmänner, und das Verhalten derjenigen, deren angeborne Art es war, einseitig und unpraktisch zu sein, sondern die rechte Weise der Beschäftigung mit den höchsten Ideen haben wir im Folgenden im Auge.

3) Gegenbeweis aus der Natur der Sache.

a. Abstractionen müssen, um einen Inhalt zu haben (um nicht leer zu sein), von einem Wirklichen, dessen allgemeine und bleibende Merkmale sie in sich fassen, abgeleitet sein; setzen also die Kenntniss, und zwar die genaue und umfassende Kenntniss dieses Wirklichen voraus. Als die allgemeinste Abstraction, setzen also die Ideen des Wahren, Guten und Schönen eine durch die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen gewonnene, Alles umfassende Anschauung der Wirklichkeit (unter andern auch der Natur des Menschen in allen Beziehungen des handelnden Lebens) voraus. Es ist klar, dass die Beobachtung nur am Dinge selbst gemacht, die Anschauung nur vom Dinge selbst (hier also vom Leben und von der Wirklichkeit) hergenommen werden kann.

b. Aber auch von einer andern Seite führen die Ideen des Guten, Wahren und Schönen, wenn sie in der Sammlung des Gemüthes und in der Abgezogenheit des Denkens, der Seele aufgegangen sind, immer wieder in das Leben und den Verkehr der Menschen und Dinge zurück. Sie tragen die Nöthigung dazu in sich selbst, indem sie, um ihrem eigenen Begriff zu entsprechen, nicht ein blosses Scheinleben in der Seele führen wollen, sondern ihrer Natur nach auf Realisirung dieses Begriffs in der Welt der Wirklichkeit dringen.

c. Diese Realisirung kann, bei dem Widerstande, auf den sie in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge und in der Natur des Menschen stösst, nur von einer Energie des Wollens und Handelns versucht werden, wie sie allein das Leben in den höchsten Ideen und die Begeisterung für dieselben zu geben vermag — eine Energie, die

alle Macht des Lebens und des Todes bricht (die Märtyrer der Wahrheit, der Ueberzeugungstreue, des Pflichtbewusstseins).

d. Für die Würdigung der irdischen Dinge bieten die höchsten Ideen allein das rechte Mass, in dessen Anwendung die Gerechtigkeit besteht, gleich entfernt von Ueberschätzung, wie von Unterschätzung. Freilich wird, wer diesen Massstab der höchsten Ideen anlegt, über Gross und Klein der Dinge öfters anders urtheilen, als der gemeine Verstand, der jenes Masses entbehrt: er wird nicht geneigt sein, dem Scheine das Wesen, dem Trugbilde des Seins, das vor den Sinnen gaukelt, das Urbild desselben, das fest in der Seele steht, zu opfern. Aber grade in dieser Stellung über den Dingen und ihrer Erscheinung besteht die Freiheit des Geistes, die zum Handeln nicht minder nothwendig ist, als zum Denken.

10) Wie sind (die Begriffe) Schönheit und Tugend im Sinne der Alten verwandt?

Begriff der Kalokagathie.

11) Diese und alle Andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte; und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft. Fichte.

1) Vorbetrachtung.
   a. Was ist Begeisterung? Die höchste Spannung und einheitliche Richtung aller Seelenkräfte auf die Verwirklichung einer Idee.
   b. Nur Ideen können wahrhaft begeistern. Inwiefern ist der im Thema gebrauchte Ausdruck „das Ewige“ damit gleichbedeutend?
2) Ausführung. Von dieser Begeisterung wird behauptet, dass sie immer und nothwendig zum Siege führe. Wie ist das zu denken?
   a. Die Begeisterung erhöht und vervielfältigt die Kraft in sich selbst.
      1) Sie erhöht sie
         theils durch Anspannung über das gewöhnliche Mass,
         theils durch Concentration in einer Richtung.
      2) Sie vervielfältigt sie, indem sie bis dahin schlummernde Thätigkeiten weckt, ungenutzte Triebfedern in Bewegung setzt: sie macht scharfsichtig in der Auffindung ungeahnter Hülfsmittel; schöpferisch in der Combination derselben zur Durchführung zweckdienlicher Entwürfe; selbstvertrauend — was zum Siegen nothwendig ist.
   b. Die Begeisterung scheut vor keiner Gefahr und keiner Anstrengung zurück: sie setzt das Höchste (Gut und Blut) an das Höchste, ohne welches das Leben werthlos erscheint.
      So wächst sie mit der Grösse der Gefahr, wird durch Niederlagen nicht besiegt, wohl aber durch jeden Erfolg, wie die Flamme im Zuge, den sie selbst erzeugt, immer gewaltiger.
   c. Sie wirkt durch Mittheilung sich ausbreitend (wie ihr Gegenpart, der Kleinmuth, die Furcht, ansteckend) und reisst endlich Alles, Freund und Feind, in ihren Wirbel hinein.

12) Wodurch werden, nach einem Ausspruche Otfried Müller's, „grosse und glücklich bestandene Gefahren die höchste Wohlthat für die Völker?“

1) Die species facti nachzuweisen an den Folgen des persischen Krieges für Griechenland, besonders für Athen; des Kampfes mit Spanien, für die

Vereinigten Niederlande; des Kampfes mit Spanien, für England unter Elisabeth u. s. w.

2) Beantwortung der Frage.

a. Grosse Gefahren werden nur durch grosse Anstrengungen überwunden. Grosse Anstrengungen aber wecken die im Volke schlummernden Kräfte. Diese wirken auch nach Besiegung der Gefahr noch fort in allen Kreisen des staatlichen Lebens. Unternehmungsgeist, Thatenlust, Erfindungsgeist verbreiten ein mannigfaltiges rühriges Leben im Volke; gehen mit Verbesserungen in den gesellschaftlichen Zuständen Hand in Hand; öffnen neue Quellen materiellen Wohlstandes.

b. Grosse Gefahren können nur durch gemeinsame Anstrengung Aller überwunden werden. Alle lernen sich in der Stunde der Gefahr als ein Volk fühlen; durch gemeinsames Handeln erwacht der Gemeingeist. Innere Zwistigkeiten, Parteiungen und Sonderungen hören auf.

Nach aussen hin bethätigt sich dieser Gemeinsinn als erhöhtes Nationalgefühl: Ein Volk, das seine Macht und Würde kennen gelernt, wird sie, dem Auslande gegenüber, auch ferner behaupten wollen.

c. Aus dem engen Kreis gewöhnlicher, alltäglicher Interessen und Bestrebungen reissen grosse Gefahren den Menschengeist heraus, geben ihm einen höheren Schwung, eine idealere Richtung. Gleichgültigkeit, Verflachung und Versumpfung des Daseins in Zeiten lange ungestörter Ruhe; auf materielles Wohlsein alle Bestrebungen gerichtet. Diesem Zustande entreissen grosse Gefahren, die Wechselfälle eines Krieges:

theils indem sie edlere Leidenschaften, wie Ruhmbegier, Vaterlandsliebe, wecken;

theils indem sie die irdischen Bande lockern.

Die idealere Richtung des Volksgeistes bethätigt sich dann in den folgenden Zeiten in dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften.

Nur der grosse Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.
(Schiller.)

13) Können Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn in Einem Gemüthe wirksam sein?

1) Einleitende Sätze

a. Dem unbefangenen jugendlichen Sinne würde es nicht schwer fallen, wenn aus getrennten Lagern das Feldgeschrei sich erhöbe: hie Welt! hie Vaterland! seine Wahl zu treffen. Die näheren Bande, die den Menschen an das Vaterland und die Seinen knüpfen, würden für das erste, unbestochene Gefühl auch die stärkeren sein.

b. Und auch die prüfende Ueberlegung müsste dieser Entscheidung Recht geben; denn immer behaupten, im Collisionsfalle, die näheren Pflichten, als solche und caeteris paribus, vor den entfernteren den Vorzug.

Uebergang. Aber es frägt sich, ob der angenommene Collisionsfall je ein wirklicher, und nicht vielmehr stets ein bloss scheinbarer sei? ob nicht die wahren und wohlverstandenen Interessen des Vaterlandes auf der einen, der Welt und Menschheit auf der andern Seite in einem solidarischen Verhältniss stehen? so dass hiernach

2) Thema: der beste Patriot auch der beste Weltbürger, und umgekehrt der beste Weltbürger auch der beste Patriot wäre?

A. Der Patriot muss Weltbürger sein.

1) das heisst nicht, er muss denken: ubi bene, ibi patria.

2) das heisst:

a. er muss in seinen Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes sich leiten lassen von den allgemeinen Principien der Humanität, der Gerechtigkeit, der höhern Gesittung, weil nur auf dieser Basis des Denkens und Handelns, im Einklang mit den höheren Interessen der Menschheit, ein Volk auf dauernde Weise sein eigenes Wohl begründet;

b. er muss im Stande und geneigt sein, sich von dem Mangelhaften und Einseitigen des nationalen Standpunktes, von dem Zufälligen und Unwesentlichen in nationaler Erscheinung zum Anschauen einer idealen Menschheit und zu freier Liebe derselben zu erheben, um in ihrem Sinne bildend und veredelnd auf sein Volk zu wirken.

B. Der Weltbürger muss Patriot sein.

1) Das Unendliche kann nur in endlicher, das Allgemeine in besonderer, das Menschliche in nationaler (und invidueller) Form und Begrenzung zur Erscheinung kommen. Nur in dieser begrenzten Form ist es überall ein Lebendiges, Wirksames, eine Realität; ohne dieselbe eine blosse Abstraction.

2) Wenn demnach die Bestrebungen für die allgemeinen Interessen der Menschheit, um Realität zu gewinnen, um nicht in's Blaue und Leere sich zu verflüchtigen (wie Goethe warnt: „Jedes unbedingte Streben macht bankerott"), irgendwo (im Raume und in der Zeit) anknüpfen, irgend ein concret Besonderes zu ihrem Ausgangs- und Zielpunkt machen müssen, so hat ohne Zweifel das Vaterland und die engere Lebensverbindung der Stammgenossen den nächsten Anspruch darauf, dieser Ausgangs- und Zielpunkt zu sein.

3) Dies darf nicht so geschehen, dass das besondere Gepräge, welches das Menschliche in nationaler Erscheinung (in Sitte und Lebenseinrichtung, Gesetz und Verfassung, Sprache, Geschichte, Bildung u. s. w.) annimmt, als unberechtigte Abweichung vom allgemein Menschlichen angesehen, und darum einem Auflösungs- und Nivellirungsprocesse im Sinne und zu Gunsten des letzteren hingegeben wird (was gradezu gegen B. 1); sondern es muss die nationale Eigenthümlichkeit in ihrer Berechtigung als besondere Form menschlicher Erscheinung anerkannt, in ihrer Reinheit geschützt, in ihrer Entwickelungsfähigkeit gefördert, und ihr Besitz mit allem Stolz und aller Hingebung wahrer Pietät empfunden werden.

4) So haben alle hochherzigen Völker, sich selber ehrend, das Ihrige (da doch ein Jeder nur auf seine Weise gut sein kann) stets für das einzig Gute gehalten, und in der Begeisterung, die sich dafür in ihrem Herzen entzündete, sich zu den höchsten Leistungen des Gedankens und der That, der Menschheit zu bleibendem Gewinn, erhoben.

14) Was ist, im Gegensatze des Fremden, dasjenige, worauf Goethe (am Schluss von „Hermann und Dorothea") als auf deutsches Eigenthum mit patriotischem Stolze hinweiset, indem er begeistert ausruft: „Dies ist unser!"?

Von dem heimathlichen Boden steigt die Betrachtung zu den idealen Lebensgütern, die ihn seinem Volke vornehmlich werth machen, zu deutscher Art, Sitte, Lebenseinrichtung, Geschichte, Kunst, Wissenschaft auf, und

schliesst mit Anerkennung der Nothwendigkeit, dies „Unsrige“ mit Mannesmuth zu schützen, und um jeden Preis zu behaupten.

15) Was nützt dem unstreitig doch für die Zwecke und Interessen der Gegenwart sich heranbildenden Jünglinge die Beschäftigung mit den Alten?

Diese Frage, seit dem Wiederaufleben der altclassischen Studien und ihrer Einführung in die höheren Bildungsanstalten schon unendlich oft, von gelehrten und ungelehrten Leuten, aufgeworfen, und in verschiedenem Sinne beantwortet, wird sich auch dem, tagtäglich mit jenen Alten beschäftigten Schüler aufdrängen. Wir wollen ihm bei der Beantwortung derselben freie Hand lassen: mag er sie immerhin von seinem Standpunkt, und unbekümmert um die Meinung Anderer, versuchen.

Nur eine Vorfrage wollen wir, ehe er an die Bearbeitung dieses Themas geht, an ihn richten: ob er nicht meint, dass man berechtigt sei, bei dem allgemein hingestellten Ausdruck „für die Zwecke und Interessen der Gegenwart“ auch an die höheren und höchsten Zwecke und Interessen derselben zu denken? Wenn aber auch an sie gedacht werden muss, verwandelt sich dies „auch“ alsbald in ein vornehmlich, wenn man bedenkt, dass der höhere und höchste Zweck den niederen, untergeordneten beherrscht, so dass dem, der diese Consequenz nicht will, nur übrig bleibt, jenen allgemeinen Ausdruck des Themas in den näher bestimmten umzuändern: Was nützt dem, unstreitig doch für die untergeordneten (niederen) Zwecke und Interessen der Gegenwart sich heranbildenden Jüngling u. s. w. — womit denn der Gegner der Alten, der sich hinter jener allgemeinen Fassung versteckt hatte, nicht bloss aus diesem Versteck herausgetrieben, sondern zugleich mehr als halb aus dem Felde geschlagen sein dürfte.

Unser Schüler mag demnach die Frage des Themas getrost in diesem Sinne fassen und beantworten:

Welche Förderung
gewinnt der für die höheren und höchsten Zwecke und Interessen
der Gegenwart sich heranbildende Jüngling
aus der Beschäftigung mit den Alten?

Es braucht ihm dann nicht erst gesagt zu werden, dass die höheren und höchsten Zwecke der Gegenwart nicht die wechselnden, ephemeren Interessen und Strömungen des Tages, sondern die ausser aller Zeit stehenden, und darum für alle Zeiten dieselben bleibenden, nur vom Bewustsein der verschiedenen Zeiten nicht mit gleicher Klarheit erkannten, mit gleicher Energie angestrebten, Zwecke und Interessen einer idealen Menschheit selber sind. Woraus sich das schöne Wort Schiller's erklärt:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

16) Moses auf dem Berge Nebo.

5. B. Mose. Cap. 34, V. 1. „Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegen Jericho über. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land u. s. w.

Die Aufgabe besteht, wie in Nr. 1, in Entwicklung der Situation. Aber während dort nur einfach das eigene Gefühl unverfälschter Jugend sich auszusprechen brauchte, um das Rechte zu treffen, hat hier die Phantasie, geleitet von der Ueberlieferung, das Ausserordentliche des Momentes zu übernehmen. Sie wird wohl thun, dies in menschlichem Sinne zu thun.

Das Land der Verheissung zu schauen, das sein Fuss nicht betreten sollte, ist Moses auf die Höhe des Berges gestiegen. Und mit dem Blick

der Augen, die nicht dunkel geworden waren, strebt die Seele des Mannes, dessen Kraft nicht verfallen war, hinaus in dieses Land, das vor ihm ausgebreitet liegt, die Geschicke der Zukunft suchend, die sich da für sein Volk vollenden werden. Welches werden diese Geschicke sein? Es werden die Geschicke eines Volkes sein, das der Herr zu seinem Volke gemacht, dem Er einen Führer wie Moses gegeben, um es unter Wundern und Offenbarungen Seiner Herrlichkeit zu diesem Lande zu bringen. Und wie die Bilder der Zukunft und der Vergangenheit in der Seele eines Sterbenden sich mischen, schaut ein grosses Leben, wie grösser keines in der Geschichte der Menschen da steht, in seinen letzten Augenblicken noch einmal sich selber an: im Fluge ziehen die Geister seiner eigenen Vergangenheit, eine fast unübersehbare Schaar wunderbarer Ereignisse und Thaten, Göttliches und Menschliches in einander fliessend, an dem inneren Sinn vorüber. Wie viel oder wie wenig die Darstellung davon aufnehmen mag: nichts sei breit erzählt, Alles kurz, in wenigen, aber individualisirenden Zügen vorgeführt, das Grösste, wie die Berufung auf Horeb u. dgl., am einfachsten, Anderes, wie die Scene am Brunnen in Midian, heller gefärbt, im Lichte schöner Menschlichkeit.

Unten aber, am Fusse des Berges, im Lager des Volkes, bereiten sich neue Thaten vor in der Kraft des jugendlichen Helden, der an Moses Stelle berufen ward.

17) Sind die Schranken des Gesetzes für den Guten nur insofern wohlthätig, als sie ihn gegen den Bösen schützen, im Uebrigen aber für ihn ohne Bedeutung, oder vielmehr nur eine lästige Fessel?

I. Behauptung.

1. Satz. Gesetze wollen entweder
   a. zum Guten anhalten; oder
   b. vom Bösen abhalten; oder
   c. Bestimmungen treffen in Bezug auf etwas, das, an sich weder gut noch böse, durch die Umstände des Zusammenlebens der Menschen und um der Zwecke dieses Zusammenlebens willen nothwendig, oder unzulässig wird.
2. Folgesatz. Hiernach sind Gesetze
   a. in Bezug auf 1 a und 1 b für den nothwendig, der weder das Gute aus eigenem Antriebe thun, noch das Böse freiwillig lässt, der also zu jenem durch äusseren Zwang angehalten, von diesem abgehalten werden muss.
   b. Beides leidet auf den Guten, d. h. den sittlich freien Menschen keine Anwendung, für den also in Bezug auf 1 a. b Gesetze nur durch den Umstand Bedeutung haben, dass sie ihn gegen den Bösen schützen.
   c. In Bezug auf 1 c ist die Beschränkung ersichtlich, welche Gesetze der individuellen Freiheit auferlegen, und zwar der Freiheit des Guten nicht minder, als derjenigen des Bösen.

II. Die Entgegnung hat

1) davon auszugehen, dass in I. 2. b der Begriff des „Guten," als eines „sittlich freien" Wesens, nicht auf den Menschen im wirklichen Leben passt, der niemals in diesem Sinne schon gut ist, sondern es zu werden bemüht ist.
2) Dies ändert seine ganze Stellung zum Gesetz, das, als Ausdruck der öffentlichen Vernunft, des öffentlichen Willens, der Vernunft und dem Willen des Einzelnen als Regulativ, oder aber als Correctiv zu dienen bestimmt, diese seine Bedeutung auch für den sogenannten Guten behauptet, und zwar

a. objectiv, um auch ihm gegenüber, wo es Noth thut, die Heiligkeit der öffentlichen Vernunft und des öffentlichen Willens zu vertreten;
b. subjectiv, um seiner (des Guten) selbst willen, um auch an ihm seine erziehende Macht in allen Beziehungen von I, a, b, c zu üben.

18) Ein Wort Friedrich's des Grossen.

In einem Briefe des Königs vom 8. September 1760 an den Marquis d'Argens heisst es u. a.: „Dieser Feldzug ist ärger, als alle vorhergehenden; zuweilen weiss ich nicht, welchen Heiligen ich noch anrufen soll. Sie haben jedoch Unrecht, immer von meiner Person zu sprechen. Sie sollten wohl wissen, das es nicht nothwendig ist, dass ich lebe, wohl aber, dass ich meine Schuldigkeit thue" u. s. w.

Unter dem 7. September 1776 schreibt er an Voltaire: „Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. — — Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Dass ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, dass ich thätig bin."

A. Wer ist es, der hier spricht? Ein König auf dem Throne — durch welchen Umstand das Wort schlichten Menschenverstandes sich in den Ausspruch erhabener Weisheit wandelt. Wie so?

B. Wie hier ein König denkt, so sollte Jeder denken: Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter meine Pflicht, dass ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, dass ich thätig bin.

I. Der Mensch ist zur Arbeit und Thätigkeit berufen.
1) Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch sich selber schuldig.
a. Arbeit und Thätigkeit entwickeln die Kräfte.
b. Arbeit und Thätigkeit geben dem Leben Reiz.
c. Arbeit und Thätigkeit verschaffen Ehre, Ansehn, Wohlstand etc.
2) Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch Andern (der Welt) schuldig.

II. Das Mass der Arbeit und Thätigkeit, die der Gewissenhafte sich abverlangt, ist einer unendlichen Steigerung fähig.
1) Durch den Gebrauch erhöht sich die Kraft. (I, 1, a.)
2) In dem Erreichen liegt ein steter Sporn zu neuer Anstrengung.
3) Aber auch die Verhältnisse (die Welt) steigern ihre Ansprüche in dem Masse, als die Leistungsfähigkeit des Tüchtigen sich bewährt. Man muss mit der Meinung Schritt halten.

19) Willst du wissen, was an dir ist? Versuche deine Pflicht zu thun. Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Augenblicks. Goethe.

A. Wir unterscheiden zuvörderst in dem Spruche Goethe's

I. den darin enthaltenen Rath: zum Zweck der Selbsterkenntniss, die Pflichterfüllung zum Prüfstein des eigenen Vermögens, des eigenen Werthes zu machen.
1) Diesen Rath kann Jeder gebrauchen, vornehmlich aber die Jugend. Denn
a. sie kennt sich selbst verhältnissmässig am wenigsten, weil ihr Erfahrung mangelt;
b. und doch hat sie meistens ein lebhaftes Interesse, sich zu kennen, das sie
c. auf ihre Art in sehr subjectiver Weise, mit Einbildungen, mit oft unbegründeten Annahmen, Voraussetzungen u. s. w. befriedigt. Auf diese Weise unterschätzt sie sich zuweilen, öfter jedoch überschätzt sie sich, indem sie sich in allerlei Träumen von ihrer Kraft und hohen Bestimmung wiegt.

2) Diesem Verhalten gegenüber gibt Goethe hier einen echt praktischen Rath, der allem Grübeln, Zweifeln, Wähnen schnell ein Ende macht, indem er an die That, an die wirkliche Leistung verweiset.

II. Die Belehrung: die Pflicht sei die Forderung des Augenblicks. Auch diese Belehrung wird besonders der Jugend zu Nutze kommen, die oft den Wald vor Bäumen nicht sieht, in weiter Ferne sucht, was vor ihren Füssen liegt.

B. Nächstdem wünschen wir zu wissen, warum grade die pflichtmässige Leistung (Pflichterfüllung) der Prüfstein unsers Könnens, unsers Werthes sein solle?

Weil sie für die Beurtheilung des ganzen Menschen, und vorzugsweise seiner sittlichen Kraft, auf die es bei allgemeiner Schätzung menschlichen Werthes zumeist ankommt, den untrüglichsten Massstab abgiebt.

Uns interessirt hierbei vornehmlich

1) die intellectuelle Bedeutung der Pflichterfüllung.

a. Abgesehen von dem Object der Pflichterfüllung, bedingt schon das Pflichtbewusstsein als solches, in seiner Klarheit und Energie, einen hohen Grad von Vernunfteinsicht.

b. Das Object der Plichterfüllung (die Forderung des Augenblicks) bedingt mehr oder weniger Geistesgegenwart, Beurtheilung der Umstände, Einsicht in die Natur des Gegenstandes u. s. w.

In beiden Beziehungen ist also die Pflichterfüllung ein Prüfstein intellectuellen Vermögens.

2) Die sittliche Bedeutung der Pflichterfüllung. Sich selbst besiegen, gilt für den schwersten (aber auch den schönsten) aller Siege. Zu erfahren, wie weit man es in der Selbstbesiegung gebracht hat, dazu bietet nichts mehr Gelegenheit, als der Versuch, seine Pflicht zu erfüllen. Denn die Pflicht gebietet oft

a. das Unbequme. Man soll wachen, wo man schlafen, reden, wo man schweigen, schweigen, wo man reden, gehorchen, wo man nach eigener Meinung handeln u. s. w. möchte. — Pünktlichkeit, Ordnung des Dienstes;

b. sie ermüdet durch das Gleichförmige ihres Dienstes. Es ist langweilig, im gleichen Kreise der Beschäftigung sich zu bewegen.

c. Sie legt auch sonst der Neigung manches Opfer auf. Man soll entbehren, wo man geniessen könnte. Das Leben hat so manche Reize — das Pflichtbewusstsein fordert Entsagung.

d. Sie verlangt zuweilen selbst das Opfer unsrer Ueberzeugung.

e. Sie entbehrt bei alle dem oft desjenigen Lohnes, der in entsprechender äusserer Anerkennung besteht.

C. Schluss. Wer der anstrengenden, unbequemen, einförmigen, strengen, unerbittlichen, ihren Lohn meist nur in sich selbst findenden Pflicht zu genügen weiss, darf sich selbst achten.

20) Die Kunst ist um den Stamm des Lebens nur die Ranke,
Die ihn umringelt, dass er blüh'nden Schmuck ihr danke.
Mit reichlichem Geweb' lass sie den Stamm umstricken,
Doch so nicht, dass der Stamm müss' unterm Schmuck ersticken.

Rückert.

1) Was ist der Stamm des Lebens? Der Inbegriff der Pflichten und Beschäftigungen, die sein Stand und Beruf dem Menschen auferlegen.

Kraft, Festigkeit, Dauer sind Begriffe, die sich mit der Vorstellung des Stammes verbinden. Er soll im Sturme stehen.

Das Leben gewinnt diese Festigkeit nur durch die gesammelte und beharrliche Richtung auf eine geordnete, gemeinnützige, den natürlichen und erworbenen Mitteln des Individuums entsprechende Thätigkeit desselben.

2) Diesen Stamm des Lebens und sein ernstes, festes Wesen schmückt die Ranke der Kunst mit freundlicher Zier. — Wohlthätige Wirkungen der (echten) Kunst:

a. sie erhebt das Gemüth;
b. sie befreit es; und
c. drängt dadurch, wie alles Edle, den Tüchtigen mit gekräftigtem Streben in das Leben zurück.

3) So ist das Verhältniss der Kunst zum gesunden Leben der Völker und Individuen — ein Verhältniss, das auf sittlicher Unterlage ruht, und Genuss und Uebung der Kunst für den Nichtkünstler auf ein weises, mit dem Ganzen seiner Lebensordnung harmonirendes Mass einschränkt.

Wenn aber im Schooss einer überreichen Cultur das Leben zu kränkeln beginnt, gewinnt die Kunst, in dem Masse als sie zugleich von ihrer (idealen) Höhe herabsteigt, leicht eine wuchernde Ausbreitung auf Kosten ernsterer Lebensrichtungen. — Jagd nach Kunstgenüssen, ohne Erhebung und Befreiung des Sinnes, und darum auch ohne Kräftigung für das Leben, seine Pflichten und Anforderungen. Erschlaffung und Ueberreizung.

B.

Themen mit absteigendem Gedankengange.

21) Die Heldenideale verschiedener Völker des Alterthums und der neueren Zeit.

1) Allgemeines. Verhältniss der Sage zur Geschichte, der epischen Poesie zum Volkscharakter.

2) Besonderer Theil.

„Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der Jüngling, der Grieche ihn wollte, erscheint im Achill. Rauher sind, höher, härter, blutiger, keuscher, des kalten Nords gewaltige Söhne, caledonische, scandinavische, nibelungische Krieger. Was Ehre, Gott und Liebe im Ritterthum erzeugen mochten, sieh' an Don Rodrigo." Joh. v. Müller.

Hinzuzufügen sind noch das israelitische und altrömische Heldenideal.

22) Meine Freunde in Feld und Wald.

Der Bach; das Vogelnest; der Blüthenstrauch; die jubilirende Lerche, des Dörfchens Abendglocke; die Dorflinde; der Specht im Walde; Waldpfade; Waldesrauschen u. s. w.

Es ist zu wünschen, dass der fleissige „Griechenlehrling," wie er bei Klopstock heisst, seine Freunde nicht bloss in Hellas und Latium, sondern deren einige auch auf heimathlicher Flur, in der Nähe der Stadt, am Saum des Waldes u. s. w. wohnen habe, die er, um Zwiesprache mit ihnen zu halten, mitunter besucht. Er braucht darum noch nicht sentimental zu sein.

23) Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto.
Terent.

Dieser Ausspruch kann aufgefasst werden:

1) im Sinne des Mitgefühls. Nicht gleichgültig lässt mich, was Andere erfreut oder betrübt;

2) im Sinne des Mitstrebens: Ich will die Arbeit des Menschengeistes theilen, und an seiner Aufgabe mitwirken. Was Grosses je von Menschen geschehen, was Schönes gedacht, was Gutes erstrebt: ich will es mitwissend, mitfühlend, mitstrebend in mir erleben. Nichts soll mir zu hoch, nichts zu fern sein, ich will es mit meinem Denken, mit meiner Liebe erreichen;
3) im Sinne des Looses Aller:
a. als Mensch weiss ich, dass ich dem Irrthum und Fehl unterworfen bin;
b. als Mensch weiss ich, dass ich im Leben vor keinem Schicksal, das Andere treffen kann, sicher bin;
c. als Mensch weiss ich, dass ich sterben muss.

24) Honestum est laudari a laudato viro.

Vgl. das Horazische Principibus placuisse viris non ultima laus est.

1) a. Obgleich das Rechte von dem Rechtschaffenen nicht des Lobes wegen geschieht, (Warum nicht?)
b. so ist gegen die Stimme des Lobes (und des Tadels) doch kein Rechtschaffener gleichgültig. (Warum?)
2) Aber nicht jedes Lob ist rühmlich (ehrenvoll):
a. Unrühmlich sogar ist das Lob des Bescholtenen (quae laudatio hominis turpissimi mihi ipsi paene erat turpis. Cic.)
b. Von zweifelhaftem Werthe ist das Lob des Unbekannten, Ungenannten.
3) Rühmlich ist das Lob dessen, der selber rühmlich bekannt ist.
a. Nur er ist zu loben berechtigt.
b. Nur sein Lob ist gerecht; denn es ist
1) rein in seinen Motiven,
2) angemessen dem Werthe des Gelobten und seiner Leistung — also verdient.
c. Nur das gerechte und verdiente Lob kann ehren.
Schluss. Nach solchem Lobe will ich streben.

25) 2. Mose 4, 11. 12.

11. Der Herr sprach zu Mose: Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? — — Hab ich's nicht gethan, der Herr?
12. So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein, und dich lehren, was du sagen sollst.

A. Wann sprach der Herr so zu Moses? Als dieser zweifelte, dass er die nöthige Redegabe besitze, um u. s. w.
B. Was sprach Er zu Moses (und durch Moses zu uns)?
1) Dass Er dem Menschen den Mund (die Gabe der Rede) geschaffen;
2) dass Er mit seinem Munde sein, und ihn lehren werde, was er sagen solle.
C. Was liegt hierin ausgesprochen?
I. Eine Belehrung, und zwar
1) über den Ursprung der Redegabe (der Sprache);
a. Sie ist dem Menschen von Gott anerschaffen.
1) Sie wird also vom Menschen nicht willkürlich erworben, sondern
2) ist in seiner Organisation (leiblich-geistig) begründet.
b. Sie ist der Ausdruck seiner geistigen Begabung (Perfectibilität).

2) über den angemessenen Gebrauch der Redegabe, gemäss ihrer Bestimmung. Der Mensch soll sie gebrauchen
   a. nicht zur Unzeit, als Schwätzer, Zungendrescher u. s. w., sondern zu rechter Zeit, und dann
   b. furchtlos
   c. im Dienste dessen, der ihm den Mund gemacht, d. h. des Göttlichen im Menschen. Wenn dieses aber zu Worte kommen soll, muss das Ungöttliche in ihm schweigen.

II. Eine Verheissung: der Herr will mit dem Munde des Menschen sein. So wird ihm nichts widerstehen. Es wird das Wort des Menschen eine Macht haben über die Herzen, der sich nichts vergleicht, und es wird, vom göttlichen Geiste erfüllt, der Wahrheit und dem Rechte den Sieg verschaffen über alle ihre Feinde.

26) Die Erde ist überall des Herrn.

1) Sie ist Gottes Werk, und zeigt als solches überall Spuren der göttlichen Allmacht und Weisheit, ruft überall zur Anbetung Gottes. Folge diesem Rufe!

2) Ueberall ist Gott dir nahe. Bei ihm ist kein Unterschied der Nähe und Ferne, wie bei Menschen. Er weiss dich überall zu finden. Drum halt' dich zu ihm, so bist du unverloren!

3) Kein Anderer ist Herr! Im Sturm und Ungewitter, im brausenden Meer, in allen Elementen, über alle Geister gebeut Er.

Der Aberglaube bevölkert die Erde mit Larven und Gespenstern, mit finstern Gewalten, die im Dunkel schleichen, den Menschen in Sünde und Verderben locken: lass dir vor ihnen nicht grauen! Es geschieht nichts ohne Gottes Willen.

27) Krösus und Solon.

Die Geschichte der Unterredung des Krösus mit Solon hat der Schüler vermuthlich schon als Kind gelegentlich, nach irgend einer, seiner damaligen Auffassung angepassten, Darstellung, mündlich oder schriftlich, nacherzählt. Was er als Kind gethan, soll er jetzt natürlich nicht noch einmal thun.

Die Aufgabe, die ihm jetzt zugemuthet werden kann, wird darin bestehn, an der Erzählung Herodot's (I, 30 — 34) die Eigenthümlichkeit griechischer Lebensanschauung, im Unterschiede von nichtgriechischer, hier von Krösus vertretener Denkart, so weit die Darstellung Herodot's hierzu Gelegenheit bietet, nachzuweisen. Es wird ihm nicht entgehen

1) der verständige Sinn des Griechen, der, im Bewusstsein der Wandelbarkeit menschlichen Geschickes, bei jeglichem Dinge auf den Ausgang zu blicken befiehlt — gegenüber der Blindheit des vom gegenwärtigen Glücke trunkenen Barbaren;
2) die Genügsamkeit und das weise Mass des Griechen in seinen Ansprüchen an das Leben — gegenüber der Masslosigkeit und Selbstvergötterung des Orientalen;
3) der grosse, dem öffentlichen Leben zugewandte Sinn des Griechen, dem zum eigenen Glücke das Glück des Vaterlandes, seines Volkes Blüthe und Ehre nothwendig sind, und der sein Glück nach den Gelegenheiten schätzt, die er hat, dem öffentlichen Wesen, sei es lebend oder sterbend, zu dienen (Tellus von Athen) — gegenüber dem zwischen Despotenlaune und Sklavensinn getheilten Orient, der keine Bürgertugend kennt;
4) die Geistesfreiheit, womit der Grieche, selbst im Besitz und Genuss alles dessen, was ihm zu einem glücklichen Leben wünschenswerth erscheint, sich zu der Ansicht erhebt, dass „sterben Gewinn ist" (Kleobis und Biton) — gegenüber dem vom sinnlichen Reiz gebundenen und unterjochten Asiaten, der sich mit krampfhafter Gier an das Irdische klammert.

Eine weitere Erwägung des Gegenstandes wird ihn vielleicht auf die Frage führen: warum die volksthümliche Erzählung gerade Krösus und Solon zu Repräsentanten des hier entwickelten Gegensatzes macht.

Es scheint, einerseits, dass dem Griechen an der Machtstellung des, mit Griechenland in vielfacher Berührung stehenden, Lydischen Königs, an dem Glanze seines Thrones, der Ueppigkeit seines Hofes und den in seinen Schatzkammern angehäuften Reichthümern zuerst der Gegensatz seines eigenen Wesens zur Weise und Lebensrichtung des Orients klar geworden sei. Und der jähe Sturz einer so glänzenden, ihn selber (den Griechen) und seine Freiheit bedrohenden Herrschaft, die Peripetie von der Höhe irdischen Glückes zu tiefster Erniedrigung in dem persönlichen Geschick des Krösus scheint die Phantasie des Griechen mächtig ergriffen, und sein Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen zu haben. (Vgl. M. Dunker, Geschichte des Alterthums I, 596 f. II, 485 f.)

Andrerseits konnte dem späteren Griechen (schon zu Herodot's Zeiten), als auch sein Leben bedürfnissreicher, sein Sinn begehrlicher zu werden anfing, das Solonische Zeitalter im Lichte alterthümlicher Einfachheit und Sittenstrenge, und Solon selbst als der Vertreter einer auf Masshalten und Selbstbeschränkung dringenden Lebensweisheit (*μηδεν ἀγαν*) erscheinen.

28) Polykrates, oder vom Neide der Götter.

1) Geschichte des Polykrates nach Herodot III, 39 — 44, (Vergleiche 44 — 46; ferner Polykrates Ende, 120 ff.)

2) Nach Herodot's Darstellung sind es nicht etwa des Polykrates Verbrechen und der dadurch erregte Zorn der Götter, sondern sein grosses Glück und der dadurch geweckte Neid der Gottheit, wodurch sein Sturz motivirt wird. Von diesem Neide der Götter spricht Herodot nicht bloss bei dieser Gelegenheit, sondern öfter durch sein ganzes Werk hin. Vgl. I, 32. VI, 207. VII, 10.

3) Wie ist der innere Widerspruch dieser Vorstellung (die in unbegrenzter Machtfülle und ungetrübter Glückseligkeit thronende Gottheit neidisch auf den Menschen!) zu lösen?

4) „Es ist die Idee eines gerechten Schicksals, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen, und nicht bloss Verbrechen und Frevel, sondern auch schon eine allzugrosse Ausdehnung von Macht und Reichthum, und ein damit verbundenes stolzes Bewustsein mit Untergang und Verderben straft. Die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Mass gesetzt, und duldet nicht, dass er darüber hinausgehe, und sich überhebe.“ Otfr. Müller, Gesch. der griech. Liter. I, 489 ff.

5) So fällt also der *φθονος των θεων* zusammen mit der Vorstellung von der göttlichen Nemesis, und ist nur die vergröberte, populäre Auffassung der letzteren.

6) Wie diese, die göttliche Nemesis, über das Gesetz des Masses und des Einhalts wacht, das in der sittlichen Welt so nothwendig ist, wie die strenge Ordnung der Natur in der physischen; wie sie jede Verletzung dieses Gesetzes straft, bestehe sie in Thaten, Worten oder Gedanken; wie nicht bloss der offenbare Frevel, sondern schon das leichtsinnige, unbescheidene oder stolze Wort, wodurch die Scheu und Achtung gegen Andere verletzt wird, die unedlere Prahlerei des Reichen, das laute Frohlocken des Siegers, die thörichte Sicherheit des Glücklichen, die Ungerechtigkeit des Herrschers oder Richters, die unterlassenen Ehrenbezeugungen gegen die Todten, wodurch der Lebende Vergessenheit seines eigenen sterblichen Looses an den Tag legt, Vergeltung finden durch die Hand der Nemesis; wie in der Scheu vor dem Walten der Nemesis, in dieser sittlichen Zartheit, die durch jede leise Regung des Stolzes, jede versteckte Ueberhebung des Selbstbewusstseins verletzt wird, und stete Achtsamkeit auf sich selbst, Mässigung

in allen Dingen und Götterfurcht dem Sterblichen zur unerlässlichen Pflicht macht, ein charakteristischer Unterschied des Griechen von dem Barbaren, namentlich dem Orientalen liegt, dessen Masslosigkeit in allen Dingen (Prachtliebe, Genusssucht, Selbstvergötterung u. s. w.) als eine Herausforderung des Schicksals erschien; wie der Grieche in diesem Sinne die Demüthigung der Asiaten im trojanischen Kriege für die übermüthige That des Paris, den Sturz einheimischer Tyrannen, die Geschichte des Krösus, die Erzählung von dem Parischen Marmorblock auffasste, den die Perser mit nach Marathon gebracht, um ein Siegeszeichen daraus zu machen, und woraus dann von den Siegern das Bild der Rhamnusischen Nemesis gefertigt wurde: über dies Alles findet der Schüler für seinen Standpunkt ausreichende und anregende Belehrung in Herder's Abhandlung in den „Zerstreuten Blättern (I. 221)," Manso in den „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen," Lehrs „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum." (Leipz. 1856.)

7) Endlich mag er sich erinnern, wie das Bewusstsein von der verstrickenden Gewalt der irdischen Güter dunkel in den Sagen und Mährchen aller Völker lebt, und noch jetzt bestehende symbolische Gebräuche (das Nicht verrufen wollen, das Selbstbespucken) der tief gefühlten Abhängigkeit des Menschen von höherer Macht Rechnung tragen.

29) Eigenthümlichkeit und Musterhaftigkeit der griechischen Geistesbildung.

1) Sie war ganz national, d. h. Entwickelung der ursprünglich im griechischen Geiste liegenden Keime und Kräfte.

a. Sie war eine ursprüngliche Bildung, in gewissem Sinne autochthonisch. Einflüsse anderer Bildungen fanden Statt, wurden aber bemeistert.
b. Während ihres Verlaufes wurde sie nicht gestört.
c. Als nationale Bildung hatte sie ihren Mittelpunkt im Bewusstsein des eigenen Volkes und seiner Geschichte. Daher: Gemeingut Aller.

2) Sie war allseitig und harmonisch: alle Geisteskräfte in schönem Gleichmass an ihr betheiligt.

War sie wirklich vorzugsweise sinnlich, wie man gesagt hat?

30) Wie ist, im Gegensatze gegen das Urtheil des Solon, der in der neuen Kunst des Thespis eine gefährliche Veranlassung zur Lüge und zur Verstellung im Leben erblickte, der Ausspruch des Gorgias, des berühmten Sophisten aus Leontini, zu deuten, der die Tragödie eine „Täuschung" nannte, „bei welcher der Täuschende gerechter erscheine, als der nicht Täuschende, und der Getäuschte weiser, als der nicht Getäuschte?"

(Vgl. Bode Gesch. d. hellen. Dichtkunst. III. 1. S. 48 ff.)

1) Geschichte der Anfänge der griechischen Bühne.

2) Auftreten Solon's gegen die neue Kunst, nach Plutarch's Darstellung im Leben Solon's. Cap. 29. 30.

3) Motivirung des Urtheils Solon's. Dieses Urtheil bezieht sich

a. nicht auf den Inhalt der aufgeführten Schauspiele, als sei etwa von diesem ein sittenverderblicher Einfluss zu fürchten; sondern
b. auf den Umstand, dass Jemand öffentlich, vor allem Volk, und mit dem Beifall desselben, mit angenommenem Charakter, in fremder Denk- und Redeweise, mit erheucheltem Gefühl aufzutreten wage: worin der strenge Mann eine Beleidigung der öffentlichen Sittlichkeit, und ein Beispiel der Lüge und Verstellung erblickte, das selbst für den Staat, wenn schlaue Politiker es sich aneigneten (Pisistratus), gefährlich werden könne.

Solon verwirft also die Schauspielkunst als solche, und zwar aus dreifachem Grunde:

1) der Schauspieler beleidigt in sich selbst, in seiner eigenen Person den Ernst und die Würde des Lebens;
2) er verletzt die, Anderen, besonders aber dem versammelten Volke (und den Göttern) gebührende Scheu und Achtung (*αἰδως*);
3) er gibt ein politisch gefährliches Beispiel.

4) Dieser alterthümlichen Weisheit gegenüber erklärt Gorgias, der schon die herrliche Entwickelung des griechischen Dramas vor Augen hatte: die Tragödie sei eine Täuschung u. s. w.

Motivirung dieses Urtheils aus dem Wesen der dramatischen Kunst. Rechtfertigung

a. des Dichters und des Schauspielers, die zur Hervorbringung einer Täuschung von solchem Charakter zusammenwirken.
b. des Zuschauers, der fähig ist, sich von der Kunst in dem ihr angehörigen Sinne täuschen zu lassen.

31) Herakles, des Zeus und der sterblichen Mutter Sohn, der im irdischen Leben zu Mühe und Arbeit, zu Kampf und Leiden bestimmte, durch solche Prüfungen aber zur Göttlichkeit verklärte Heros — ein Bild menschlicher Tugend und ihres Looses auf Erden.

(Vgl. Buttmann Mythologus I. S. 246 ff.
M. Duncker Gesch. d. Alterth. III. S. 136 ff.)

Einl. Gesichtspunkt: Herakles ist zunächst Ideal menschlicher Tugend im Sinne des heroischen Zeitalters; jedoch insofern die Grundzüge menschlichen Wesens sich überall gleich bleiben, müssen sie auch, gemäss dem objectiven Charakter griechischer Kunst, in dem Bilde des Heros in ihrer allgemeinen Bedeutung erkannt werden können.

Ausführung.

1) Von vorbildlicher Bedeutung ist gleich die Abstammung des Herakles, die auf den Dualismus der menschlichen Natur hinweiset.
2) Dadurch ist der allgemeine Charakter des Erdenlebens bedingt: das Göttliche in den Fesseln des Irdischen — Herakles dient dem Zwingherrn Eurystheus.
3) Demüthigung, Entsagung, Unterwerfung unter den Willen Gottes sind Merkmale der sittlichen Tugend (im Gegensatze der naturwüchsigen Kraft und Güte) — der Sohn des Zeus verrichtet Knechtsarbeit.
4) Zu Kampf und Arbeit ist der Mensch auf Erden bestimmt: der Tugendhafte weiht sie dem Heile Anderer. Solcher Kämpfe und Arbeiten im Dienste der Menschheit, der höheren Sittigung ist das ganze Leben des Herakles voll. Als Kämpfer für das Gute und Rechte, als Vertilger des Bösen (in der Natur, in der Menschenwelt), als Rächer des Unrechts durchzieht er die Länder.
5) Aber die menschliche Tugend ist weit entfernt, vollkommen zu sein: die Versuchung der Leidenschaft. Die Macht der Sinnlichkeit. Und Fehl und Irrthum werden schwer gebüsst — Herkules im Wahnsinn.
6) Nur durch Schmerz und Leiden läutert sich der Sinn, und reisst sich endlich ganz vom Irdischen los — der Halbgott auf dem Scheiterhaufen. Verklärung zur Göttlichkeit und Vermählung mit der Hebe, der ewigen Jugend.

Schluss. Es ist natürlich, dass das allgemeine Princip des Guten in nationaler Individualisirung erscheint. Demnach ist Herkules zugleich als Nationalheros ein Bild des die Barbaren besiegenden edleren griechischen Geistes.

32) Wie lieblich immer die vorlaute Freude sei,
Den Geist bändiget nichts Schöneres als der Schmerz.
Platen.

(Zur Vergleichung: Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.
Hölderlin.)

I. 1) Die Freude ist der natürliche Wunsch alles Lebendigen. — Der Freude haben die Dichter von jeher Loblieder gesungen. — Die Freude (sinnliche oder geistige) vindicirt der Glaube der Völker vorzugsweise den Seligen und den Göttern.
2) So lange der Mensch auf Erden lebt, sind Freude und Leid seine stets wechselnden Begleiter. In diesem Wechsel besteht
a. der Reiz des Lebens;
b. die sittliche Schule, die der Sterbliche zu seiner Vollendung durchzumachen hat. Keins von beiden darf fehlen, soll der Mensch sittlich erzogen werden.
3) Die Freude befördert, wie das körperliche, so auch das geistige (sittliche) Wohl. (Ausführung.)
4) Ohne Gegenwirkung kann sie leicht verderblich wirken. Durch ihre Dauer hebt sie ihre guten Wirkungen zum Theil wieder auf. (Sie macht dankbar — undankbar; theilnehmend — selbstsüchtig; thätig — unthätig u. s. w.)

II. So ist sie in ihrer Wirkung durch ein Anderes bedingt. Dies Andere ist der Schmerz.
Freilich lehrt die Erfahrung, wie bei der Freude, so auch hier eine doppelte Wirkung. Der Schmerz wirkt
a. nachtheilig, und zwar
1) auf schwache Naturen. Diese werden durch ein grosses Leiden oft krankhaft gereizt, für immer getrübt, verstört, für das Leben unfähig gemacht.
2) auf unedle Gemüther. Diese arten unter schweren Schicksalsschlägen nicht selten völlig aus.
b. wohlthätig — auf gesunde und ihrer Anlage nach edle Naturen, sie erziehend, kräftigend, erhebend.
Der gesunde Geist erliegt nicht dem Schmerz, vielmehr wirkt dieser auf ihn
1) reinigend, als ein Fegefeuer der Seele, die Leidenschaften bändigend; er nöthigt den Geist zur Einkehr in sich selbst, schon Mancher kam durch einen ersten grossen Schmerz zur Besinnung.
2) erhebend, die Seele auf ein Höheres hinweisend, das jenseits des Irdischen liegt, unwandelbar und unvergänglich ist.
Schluss. Wirkung der Tragödie.

33) Ueber die Gedichte Walther's von der Vogelweide.

1) Ich saz ûf eime steine.
2) Ich hôrte ein wazzer diezen.
3) Ich sach mit mînen ougen.
(S. p. 8 u. 9 der Lachmann-Haupt'schen Ausgabe.)

I. Die drei hier zusammengestellten Sprüche stimmen überein
1) in ihrer Form (Darlegung derselben);
2) in ihrer Anlage: alle drei gehen von einer persönlichen Situation (des Dichters) aus, an welche sich die Klage über die Zeitverhältnisse anknüpft;

3) in ihrem Thema: der betrübende Zustand Deutschlands nach dem Tode Kaiser Heinrich's VI. Zehnjähriger, Deutschland zerrüttender Kampf der Parteien in Folge der zwiespältigen Kaiserwahl. Daher des Dichters Klage:
   a. im ersten Spruch, dass Friede und Recht todwund sind;
   b. im zweiten, dass deutsches Land herrenlos steht;
   c. im dritten, dass in der allgemeinen Verwirrung und Noth der Zeit auch der geistliche Stand ausgeartet ist, indem er sich wider seinen Beruf an dem Kampf der Parteien betheiligte.
4) in dem Grundgedanken der Ausführung des Themas. Dieser Grundgedanke: die Auflösung aller natürlichen und sittlichen Lebensordnung, wird in drei verschiedenen Beziehungen in den drei Sprüchen dargelegt:
   a. in dem ersten Spruche zeigt sich diese Auflösung in dem Widerspruche, auf den das Individuum stösst, wenn es sein Leben nach der Richtschnur der Sittlichkeit ordnen und gestalten will;
   b. in dem zweiten zeigt sich diese Auflösung in dem Gegensatze der festen Ordnung der natürlichen Dinge zu dem ungeordneten Zustande des Vaterlandes;
   c. in dem dritten zeigt sich diese Auflösung in der inneren Entzweiung und Verkehrung der einzelnen Stände und Berufsarten.

II. So bilden die drei Gedichte ein zusammenhängendes Ganzes, dessen Poesie der Schüler zu charakterisiren versuchen mag, indem er sich von dem Eindruck leiten lässt, den das Einzelne und das Ganze auf ihn macht.

34) Walther von der Vogelweide, ein früher Vorfechter der Kirchenverbesserung.

Die Straflieder Walther's gegen Papst und Geistlichkeit seiner Zeit werden besprochen
1) nach den Motiven der Opposition:
   a. patriotische Entrüstung des Deutschen über die unaufhörliche Einmischung des Papstes und vieler Geistlichen in die Angelegenheiten des Reiches und die dadurch herbeigeführte Verwirrung Deutschlands;
   b. Unwille des Christen über die Art wie Jene, zu ihren Zwecken, den Christenglauben verkehren, die Lehre fälschen, mit Wort und Eiden spielen;
   c. sittliche Indignation über den Lebenswandel der Geistlichkeit, ihre Anmassung, Habgier, Ueppigkeit.
2) nach dem Charakter der Opposition:
   a. Sie ist sich ihres Rechtes bewusst, daher
      1) furchtlos: es kümmert den Dichter nicht, was man ihm thue;
      2) entschieden: führt eine schneidend scharfe Sprache, deckt rücksichtslos die Schäden der Kirche auf, ist vernichtend für die Angegriffenen;
      3) bei alle dem massvoll: übertreibt nicht, beschuldigt nicht die gesammte Geistlichkeit.
   b. Sie tastet den Glauben selbst nicht an.

(Vgl. zu Nr. 33. und 34. die „Erläuterungen" zu den Gedichten Walther's, von K. Simrock und W. Wackernagel. 1833.)

35) Wodurch hat Friedrich der Grosse, obgleich der deutschen Literatur seiner Zeit persönlich abgeneigt, und als Regent ohne Theilnahme für dieselbe, dennoch die nationale Entwickelung unsrer Literatur mächtig gefördert?

I. Friedrich der Grosse hat direct nichts für die Förderung unsrer Literatur gethan; (literarische Umgebung und Verbindungen des Königs; persönliches Verhältniss zu deutschen Gelehrten und Dichtern; Aeusserungen der Geringschätzung über damalige deutsche Literatur);

1) was auffallend erscheinen kann
   a. bei dem Aufschwunge, den grade zu seiner Zeit diese Literatur nahm;
   b. bei des grossen Mannes eigener Neigung zu literarischen Beschäftigungen;
2) was sich aber hinlänglich erklärt:
   aus seiner entschiedenen Vorliebe für die französische Literatur und Geistesrichtung,
   a. in der er erzogen war, und die zur Zeit, da sein Geschmack sich bildete, seine Neigungen sich fixirten, den Gipfel ihrer Vollendung erreicht hatten, während die deutsche Literatur ihm damals noch nichts Bedeutendes zu bieten hatte;
   b. von deren Fesseln er sich dann auch später, als der deutsche Genius sich verjüngte — in einem Alter, das das Erworbene in Ruhe geniessen, nicht mehr neue Bahnen des Geistes versuchen will — um so weniger noch frei machen konnte, als überdies
   c. nicht bloss seine Bildung, sondern auch seine geistige Eigenthümlichkeit und Begabung sich in vielen Punkten mit dem französischen Geiste berührte.

Uebergang: Gefahren einer von oben kommenden directen Begünstigung der Literatur

1) im Allgemeinen: conventionelle Gestaltung der Literatur; Hofpoesie;
2) im Besonderen: was stand von der directen Betheiligung einer so entschiedenen und energischen (autokratischen) Natur, wie die Friedrich's, für die freie Bewegung einer sich erst bildenden Literatur zu erwarten? Je zweifelhafter die Erspriesslichkeit der davon zu erwartenden Folgen, desto zweifelloser ist

II. der wohlthätige Einfluss, den Friedrich der Grosse indirect auf die vaterländische Literatur geübt hat, indem er

1) das Denken und die Wissenschaft frei gab, und dadurch die geistige Bewegung seiner Zeit beförderte;
2) durch seine Thaten und den Antheil daran, zu welchem er sein Volk fortriss, das Nationalgefühl der Deutschen, das so lange darnieder gelegen hatte, aufrichtete;
3) durch eben diese Thaten der Literatur, und namentlich der Poesie, zuerst wieder einen lebensvollen, nationalen Inhalt gab (Lessing).

Hierzu: Friedrich's Schrift: De la littérature allemande (1780).
Justus Möser's Gegenschrift (1781).
Klopstock's Ode: „Die Rache" (1782).
Goethe Bd. XXV. S. 103 ff.
Loebell Entwickelung der deutschen Poesie. I. S. 324 ff.

36) Der Garten des Herzens.

Das menschliche Herz gleicht einem Garten.

1) Mancher Garten liegt wüste. (Der Boden ist von wucherndem Unkraute überlaufen, Wege und Stege verwachsen, die Einfassung der Beete niedergetreten, struppiges Gebüsch hat alle Ordnung der Anlagen unkenntlich gemacht, nirgends eine Ruhebank, ein freundlicher Rasensitz, die Bäume, mit schädlichem Moose bedeckt, starren von Wasserreisern und abgestorbenen Zweigen, dürres Laub und Astwerk, halbverfaulte Früchte, giftige Pilze, wohin man sieht.)

Gibt es Herzen, die solcher Wildniss gleichen?

2) In manchem Garten hat zwar die Kunst viel gethan, aber diese Kunst war nicht die rechte: sie hat sich nur an dem, was prunkt und in die Augen leuchtet, gefallen, sie hat die Anmuth der Natur einer modischen Zierlichkeit geopfert — daher ist der Eindruck des Ganzen wie des Einzelnen steif, unerquicklich und ungefällig.

Ein verbildetes Herz gleicht diesem Garten.

3) Endlich gibt es Gärten, welche menschliche Einsicht und Pflege, verbunden mit dem Segen der Natur, zu einem wonnigen Aufenthalt gemacht haben. (Da sind sonnige Plätze, schattige Laubgänge, Blumen, von schwellendem Grün eingefasst, Fruchtbäume, die mit erquickenden Früchten prangen; da ist Ordnung, Uebereinstimmung, reizende Natürlichkeit in den Anlagen. Auf diesen Gehegen ruht sichtbar der Segen des Himmels, sie mit dem milden Lichte sonniger Tage, mit dem Thau frischer Nächte speisend: den Menschen, die darin verkehren, ist wohl in ihrem Frieden, und sie mögen sich ungern von ihnen trennen.)

Wie muss ein Herz beschaffen sein, das einem solchen Garten gleicht?

Miscellen.

Zusatz zu
Hellers Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shakspeare's.

Der Aufsatz Hellers: Zur Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shakspeare's im dritten und vierten Hefte, Band XXIII dieses Archivs, veranlasste mich zu einzelnen Bemerkungen, die ich über die verschiedenen Erklärungen der angeführten Stellen der Dramen des grossen Dichters beim Durchlesen derselben machen musste.

1). Bin ich gar nicht der Ansicht, dass im Timon of Athens IV, 3 gelesen werden müsste:

Not any benefit, that points to me u. s. w. weil ich die Conjunction for vor any benefit ganz passend finde und den Sinn des Satzes mit derselben wohl zu verstehen glaube.

Um diese Stelle richtig aufzufassen, lese man sie folgendermassen:

That which I show: care of your food and living
Heaven knows, is merely love,
Duty and zeal to your unmatched mind;
And believe it, my most honour'd lord,
(For) I'd exchange for this one wish:
That you had power and wealth
To requite me, by making rich yourself,
Any benefit, that points to me
Either in hope or present.

Oder:

(For) I'd exchange any benefit, that points to me either in hope or present for this one wish: that you had power and wealth to requite me, by making rich yourself.

Nach dieser Construction, würde allerdings die Conjunction for wegfallen können, im Deutschen indessen müsste sie stehen und zwar als dass übersetzt werden, also: dass ich eintauschen würde; nur darf man nicht glauben, es sei eine Präposition im Satze, die mit any benefit eng zusammen hinge. Heller bemerkt: Flavius besitze the wish, that you had power and wealth to requite me, by making rich yourself, und besitze dagegen nicht: any benefit that points to me, either in hope or present. Mir scheint es aber, als ob er wohl sich als Besitzer dieses Gutes hinstellen

möchte, das ihm entweder künftig oder gegenwärtig sich darbietet, und dann nachdem er solches besitzt, gerne erbötig wäre, dasselbe für den Wunsch hinzugeben, dass sein Herr Macht und Vermögen habe, um ihn zu belohnen, indem er sich selber bereichere.

4). In dem Ausdrucke in King John IV, 1:

Well, see to live! I will not touch thine eyes
For all treasure, that thine uncle owes

finde ich die Erklärung Hellers: in dem see noch die Nebenbeziehung und zwar mit deinem Augenlichte, ganz unstatthaft; es scheint mir, als ob er in dieser Auseinandersetzung zu sehr auf den folgenden Satz: I will not touch thine eyes Rücksicht genommen hat; zum Beweise, dass er doch diesen Satz richtig aufgefasst habe, führt er einen Theil von dem, was Malone darüber sagt, an: Well live, and live with the means of seeing, that is, with jour eyes uninjured, unterlässt aber auch die noch folgenden Worte desselben anzugeben: The meaning is not, I believe, — keep your eye-sight, that you may live (for he might have lived though blind). The words agreeably to a common idiom of our language, mean, I conceive, no more than live.

7). Two gentlemen of Verona I, 2:

Julia: The mean is drown'd with your unruly base.
Lucetta: Indeed, I bid the base for Proteus.
Julia: This babble shall not henceforth trouble me,
Here is a coil with protestation.

So sehr ich auch mit Herrn Heller darin übereinstimme, dass Lucetta hätte eigentlich anstatt I bid the base sagen sollen: I did the base, so muss ich doch entschieden in Abrede stellen, dass durch diesen veränderten Wortlaut erst, das davorstehende Adverb indeed gerechtfertigt wird, ich finde es auch vor I bid ganz angebracht; wenn überhaupt die Absicht des Dichters war dies letztere zu sagen, denn indeed kann nicht allein „in der That" als Zustimmung bedeuten, sondern darunter kann auch, wie sich durch unzählige Belegstellen beweisen lässt, gerade eine Verwunderung verstanden werden darüber: dass dasjenige noch immer nicht begriffen ist, was man schon so lange hat sagen wollen aber geradezu in Worten nicht hat ausdrücken mögen, und nun bricht man endlich hervor mit dem, was man will; dies ist hier bei Shakspeare in der Form eines Wortspiels geschehen.

Malone spricht sich über Dr. Warburton's Erklärung: The speaker here turns the allusion u. s. w. (Heller hat sie uns mitgetheilt) folgendermassen aus: Dr. Warburton is not quite accurate. The game was not called: Bid the Base, but the Base. To bid the base means here, I believe, the challenge to a contest.

Was nun noch die Bedeutung von indeed betrifft, so sagt auch Webster: Indeed is used as an expression of surprise or for the purpose of obtaining confirmation of a fact stated. Indeed! is it possible? is it so in fact?

15). King John III, 1.

It is religion that doth make vows kept;
But thou hast sworn against religion
By what thou swear'st against the thing thou swear'st;
And mak'st an oath the surety for thy truth
Against an oath: The truth, thou art unsure
To swear, swears only not to be forsworn;
Else, what a mockery should it be to swear!
But thou dost swear only to be forsworn;
And most forsworn, to keep what thou dost swear.

Nur in einer Ausgabe von allen denen, die mir zu Gebote standen, habe ich swears only finden können und zwar in Knight's Cabinet Edition of the Works of William Shakspeare. London. Wm. S. Orr & Co. 1851; woraus ich auch folgende Anmerkung mittheile: Swears only. The entire speech of Pandulph is full of verbal subtleties, which render the intricate reasoning more intricate. The poet unquestionably meant to produce this effect. Hiermit ist aber gar nichts gesagt und keineswegs Licht über die Sache gebracht. Bei Johnson und Malone steht swear only. Aus Warburtons Erklärung, der gleichfalls das s an dem swears weggelassen hat, geht am deutlichsten hervor, wie man den ganzen Satz zu verstehen hat: I know not, whether there is any corruption beyond the omission of a point. The sense, after I had considered it, appeared to me only this: In swearing by religion against religion, to which thou hast already sworn, thou makest an oath the security for thy faith against an oath already taken. I will give, says he, a rule for conscience in these cases. Thou may'st be in doubt about the matter of an oath; when thou swearest, thou mayst not be always sure to swear rightly; but let this be thy settled principle swear only not to be forsworn; let not the latter oaths be at variance with the former.

Jena. Chr. Vogel.

Einige niederdeutsche glossen

aus der gegend von Crefeld.

aiter, hinter (in Bielefeld achter).
âk, m. nachen.
ärm, arm, adj.
ôs (ô lang), m. ochs.
bak, m. kasten.
bôl, hohl, locker.
bedümeln (ü lang), betriegen.
begôwung, krampf.
benaut, schwül.
bend, n. wiese (engl. bent).
berm, m. haufe.
beu, m. ärnte.
beu, m. wollenes Zeug.
blâg, m. kind.
bletschen, klatschen, anbringen.
bôrsch (für borscht), f. brust.
böken, bölken, schreien.
(ge-) bönd, zimmerdecke (in Bielefeld büene, holl. beun).
bratsch, m. länglicher korb ohne deckel (in Kempen bratsch, in Viersen frâtsch).
bronk, f. kirchmess, in Gladbach, Rheydt, Erkelenz etc.
bronk, f. nebliges wetter, in Viersen.
broseln, stümpern.
bubeln, babbeln.
buts, m. kuss.
bütsen, küssen.
büren (ü lang), heben.
dätsch, m. brei.
dermeln, rauh mit etwas umgehen.
deuen, stossen, drücken.
döks, oft.
dölmes, m. tölpel.
donk, f. wasser (?), nasses land — kommt nur als ortsbenennung vor.
döpe (ö kurz), n. topf.
döpe, tölpel (frz. dupe).
dörpel, m. thürschwelle.
drît, m. dreck.
dritin, cacare.
drüg (ü lang), trocken.
düselig, schwindlig.
dütsch (ü lang), deutsch.
elsterauge, hühnerauge, in Bielefeld lîkdörn.
êsch, f. asche.
femp, fimp, f. fidibus.
fis, empfindlich (in Bielefeld fist).
flok, m. bund holz.
frat, f. warze (holl. wrat).
fürsch (für fürscht), m. fürst.
gafel (a kurz), f. gabel.

gâpen, gaffen.
gâs, f. gans (in Bielefeld gaus).
gau, schnell (mhd. yâch, nhd. jäh).
gedöns, n. getöse.
gelden, präterit. gold, partic. gegolden, kaufen.
gêt, f. geiss, ziege.
grâsen, greisen, murren.
grînen, weinen.
gröseln (ö lang), schmunzeln.

hôs (ô lang), f. strumpf.
herk, f. harke, rechen.
heut, n. haupt, kopf (in Viersen höt).
heut, f. hefe.
hölp, f. hilfe, hosenträger.
hong, hing, prät. von hangen.
honk, pl. hönge, hund.
höwel (ö lang), hügel.
huk, f. ecke (holl. hoek).
hûrt, f. hühnersteige (engl. roost, angels. hrôst).
hûs, hous (in Uerdingen), haus.
huste, f. huster, m. (in Viersen) haufe getraide, heu etc.

ich, ik (in Mörs), ich.

kalle (a kurz), f. rinne.
kalen (a kurz), sprechen.
kau, f. käfig (holl. kou).
kaus, m. socke.
keien, weinen.
kenk, plur. kenger, kind.
kermeln, jammern.
kîp, f. tragkorb.
kikert, m. frosch.
klüchtig, sonderbar, unklar.
klump, m. kloss, holzschuh.
knabel (a kurz), m. kohlenklumpen (engl. knobble, s. meine „beiträge zu einem wörterbuch der englischen Sprache“).

knâtschen, murren.
knîp, n taschenmesser.
knub, m. kumpen.
kolk, f. wassergraben, in Viersen.
kos, konnte.
körf, korb.
kôrsch, f. kruste.

krâ, krei (in Mörs), f. krähe.

krôsen, arbeiten.
krêten, necken.
krîten, schreien.
krot, m. kleiner mensch.
krûen, gäten.
kul, f. loch.

kümen (ü lang), seufzen (latein gemere).
kûr, m. nachtwächter (holl. koer).
küt (ü lang), f. wade.

kwâd, kâd (in Cöln), schlecht, böse.

lân, f. setzling.
lêg, niedrig, schlecht.
lôk, n. lauch, zwiebel, in Neuss ölk.
lüe (für lüde), leute, in Cöln lük.
luen, bellen, schreien.
mädsche, mädchen.
mau, m. ärmel (in Bielefeld mowe).
mautse, f. spass.
melm, m. staub.
mets, n. messer.
mösch (ö lang), f. sperling.
müg, müde.
nait, f. nacht.
neit, nicht.
örscheln, sich beunruhigen.
os, uns.
ôselig, schwächlich.
palm, m. buchsbaum.
ped, f. kröte.
pîn, pen, m. hölzerner nagel.
pîn-apel, knopf auf dem kirchturme.
pirk, perink (in Viersen), m. regenwurm.
plak (a kurz), m. lappen.
pok (pork?), n. ferkel.
popen, foppen.
pöt, m. brunnen (in Cöln püts).
püseln, streicheln.
pût, kind im verächtlichen sinne.
rêkel, m. hund.
rekeln, schüren, stochern.
rod, f. teich worin flachs gesteckt wird (in Bielefeld raude).
rôk, rauch.
rût, f, fensterscheibe.
schâp, gestell mit fächern (in Bielefeld schap, schrank).
schlom, m. schürze.
schmek, f. peitsche.
schnobel, m. fetzen, lumpen.
schnôr, schwiegertochter.
schnôt, f. rotz.
schrapen, schaben, scharren.
schröen, sengen.
schumeln, unter einander werfen.
schürgen, schieben.
schûw, schau (in Viersen), schieber.
schwelf, f. schwalbe.
sêken, seichen, sêk-empsel, ameise.
sêl, f. unterrock.
sinksel, m. schlacke.

söller, m. boden oben im hause.
spelt, f. stecknadel (holl. speld).
spît, m. ärger (engl. spite).
spîten, ärgern.
spöt (ö lang), f. giesskanne.
stert, m. schwanz.
stîpe, f. stütze.
stîpen, sperren, stützen.
strât, f. strasse, kele.
strö, n. stroh.
tröpen (ö lang), streifen.
taken (a kurz), zanken.
tank, pl. tänge, m. zan (in Mörs tand).
tau, f. webestul.
tauen, eilen.
têf, f. hündin.
telg, m. zweig.
têpel, m. tüpfel, brustwarze (holl. tepel).
tergen, necken.
tömp, m. zipfel, ecke (in Bielefeld timpen).
töt (ö lang), f. ein hölzernes wassergefäss.
trecken, ziehen.
trufel (u kurz), f. kelle (lat. truella).
tür, tör (ü und ö lang), m. haken.
tût, f. tille, röhre.
twêrsch, verkehrt.
ürig (ü lang), störrig.
wärm, warm.
weit, n. kind (nhd. wicht).
wengel, weinrebe, von wengen, winden.
wîk, f. docht.
wîmel, johannisbeere.
wip (i kurz), f. hebestange.
wipen, auf und nieder bewegen,
wip-stert, bachstelze.
wirwel, welwer (in Viersen), wirbel.

Crefeld. F. H. Strathmann.

Paſſiv des reflexivs.

Es kann als ein vorzug der deutſchen ſprache betrachtet werden, daß ſie mit großer leichtigkeit und beſtimmtheit den begriff eines tranſitiven verbs durch die veflexivform als einen intranſitiven zu bezeichnen vermag, z. b. ärgern — ſich ärgern. Zwar gibt es genug verben, denen zumal in der jetzigen ſprache tranſitive und intranſitive bedeutung zugleich beiwohnt, z. b. brechen, brennen, fahren, halten, ſtürzen; ebenfalls mehrere, bei denen der zusatz des reflexiven pronomens den intranſitiven begriff, welcher dem verb bereits eigen war, nur deutlicher herausſtellt, bisweilen modifiziert, z. b. ſich lehnen, ſich anfangen, ſich enden, ſich irren, ſich erſchrecken. Im weſen des intranſitivs liegt es, daß es kein persönliches paſſiv bilden kann; dagegen iſt ihm ein unperſönliches in beſonderem grade geläufig: es wird getanzt, geſpielt; ſaltatur, luditur. Aber es fragt ſich, ob auch von reflexiven verben wie von den intranſitiven überhaupt ein paſſiver ausdruck, natürlich mit beibehaltung des pronomens, gebildet werden kann. Die grammatiken pflegen hierüber zu ſchweigen; auch wird ſich derjenige, welcher nach ſtrengen regeln der logik zu meßen gewohnt iſt, ſogleich dagegen verwahren. Allein man hört doch nicht ſelten wendungen wie „es wurde ſich nicht darum gekümmert“ und ähnliche, namentlich im familienton: „dann wird ſich angezogen, rein gewaſchen und gekämmt,“ dergleichen vorzüglich im norden Deutſchlands zu hauſe zu ſein ſcheint. Anſprechender vielleicht als eine grammatiſche beſprechung ſolcher paſſivformen, bei welcher insbeſondere die der oberdeutſchen volksſprache geläufigen ausdrücke „wir bedanken ſich; wir wollen sich ſetzen“*) in vergleich gezogen werden müßen,

*) ſogar: „behalten wir ſich“ (Firmenich Germ. völkerſt. II, 310) d. i. uns (nobis).

dürfte zunächst die mitteilung einer reihe von beispielen aus den schriften von Jacob Grimm sein, der sogar mit einiger vorliebe derselben pflegt: gramm. II, 791 dessen sich entäußert wird; III, 247 wobei sich auch erinnert werden kann; IV, 68 daß sich darum gerißen wird; IV, 297 vor seiner gewaltigen hand wird sich geneigt; rechtsaltert. 84 wurde sich niedergelaßen; daf. 520 daß sich des holzes bedient würde; mythol. I. ausg. 383 auf den sich dabei bezogen wird; ebenso daf. Stammtafeln XVI., in Haupt's zeitschr. II, 2, 261, Götting. gel. anz. 1830 s. 267; mythol. f. 640 seiner kann sich versichert werden; in Schneidewin's Philolog. I, 340 wo sich ausdrücklich auf deutsche lieder berufen wird, ebenso altd. wäld. III, 29; mythol. 2. ausg. XIII an farbe und gehalt der mythen selbst ist sich noch schonungsloser vergriffen worden; in Justis grundl. z. e. hessisch. gelehrtengesch. f. 154 um eine anstellung wurde sich nun gleich noch denselben winter beworben; wörterb. vorrede sp. 85 konnte sich nicht auf die einzelnen drucke eingelaßen werden. Aehnlich verhalten sich folgende beispiele: gramm. I², 767 doch ist sich nicht darauf zu verlaßen; II, 592 aus I ist sich zu erinnern; II, 679 ist sich daher nicht zu verwundern; II, 936 wiewol sich kaum zu verlaßen ist; Götting. gel. anz. 1824 s. 26 war sich dabei an etwas zu erinnern; daf. 1837 s. 1888 an welche sich vorerst zu halten ist. Bemerkenswert ist der gebrauch des particips prät. z. b. urspr. d. spr. s. 32 die zur rechten Zeit sich eingestellten erfindungen; altd. wäld. I, 126 aus den sich erhaltenen denkmälern; vorrede zu Schulze's goth. gloss. s. XX ihre vom halbdunkeln vordergrund der geschichte sich gebildete ansicht.*)

Ueber die aussprache des y der fremdwörter.

Wenn auch der behauptung Grimm's gramm. I³, 222 „in neuhochdeutscher rede syntax, system wie süntax, süstem ausgesprochen erregt uns lachen“ nicht jede erfahrung beistimmen kann; so ist doch das derselben zu grunde liegende urteil ohne zweifel vollkommen richtig. Leider gibt es in Deutschland manche, und unter diesen namentlich eine gewisse klasse von gelehrten, welche mit absicht und bewustsein nicht allein in jenen beiden und andern gleichartigen wörtern, sondern sogar in namen wie Egypten, Hieronymus, die noch heute gelten wie ehedem, den laut des ü hören laßen. Keineswegs aber werden von ihnen alle wörter, denen der herschende gebrauch noch das griechische y zu verleihen pflegt, ebenso behandelt; sondern sobald ein derartiges wort nicht auf die sprache der wißenschaft beschränkt geblieben, sondern weiter fortgeschritten ist, wird y wie i gesprochen, z. b. in tyrann, hyazinthe. Niemand, der gleichwol beharrlich gyps, myrte, sylbe, styl schreibt, spricht anders als gips, mirte, silbe, stil. Sei es nun, daß der gänzliche wegfall des zeichens y für die deutsche schrift nicht zeitgemäß ist; so sollte doch in keinem worte y anders als wie i gesprochen werden, es wäre denn, daß aus jener andern verteilung ein überwiegender vorteil mit bestimmtheit nachgewiesen werden könnte.

Mülheim a. d. Ruhr. K. G. Andresen.

*) vgl. Goethe bd. XXVII s. 106 wir beluſtigten uns an diesem nach und nach sich verbreiteten geheimnis.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Hornay, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. (Berlin, Wagner.) 5 Sgr.

W. Th. Lowndes, the bibliographer's manual of English literature. P. III. (Leipzig, O. Weigel.) 1 1/6 Thlr.

E. Zipp, Ansichten über den Unterricht in der französ. Sprache. (Freiburg im Br., Wagner.)

Lexicographie.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch von W. Müller u. F. Zarncke. 2. Bd. 3. Lfrg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

K. J. Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes. (Wien, Gerolt.)

Literatur.

Hans Sachs, vier Dialoge. Herausgegeben von R. Köhler. (Weimar, Böhlau.) 20 Sgr.

Th. Gautier, Histoire de l'art dramatique en France depuis 25 ans I. Série. (Leipzig, Dürr.) 1 Thlr.

Correspondance littéraire inédite de Louis Racine avec René Chevaye, précédée de notices historiques p. M. Dugast-Matifeux. (Paris, Potier.)

Marcellus, de, Châteaubriand et son temps. (Paris, M. Levy frères.) 7 1/2 Frcs.

Tartuffe von Molière. In deutsche Jamben übertragen v. A. Otto-Walster. (Leipzig, Voigt & Günther.) 16 Sgr.

C. Rohrbach, Shakspeare's Hamlet erläutert. (Berlin, Schneider.) 1 Thlr.

Fr. Kreyssig, Vorlesungen über Shakspeare. II. Bd. (Berlin, Nicolai.) 2 Thlr.

Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt v. Grein. (Göttingen, Wigand.) 1 2/3 Thlr.

Hilfsbücher.

H. Viehoff, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den obern Classen höherer Lehranstalten. (Braunschweig, Westermann.) 12 Sgr.

G. A. Winter, Stylistisches Aufgaben-Magazin. 2 Thle. Für Oberclassen. (Leipzig, Wöller.) 8 Sgr.

Deutsche Elementargrammatik für die Friedrich-Wilhelms-Schule. (Stettin, Grassmann.) 7½ Sgr.

F. Harder, Heuristische Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Altona, Schlüter.) 9 Sgr.

F. Heine, Grundzüge eines Unterrichtsplanes in der Kunst des mündlichen Vortrages. (Dresden, Adler & Dietze.) 8 Sgr.

H. Probst, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Franz. Mit besonderer Berücksichtigung der franz. Schulgrammatik v. Knebel. (Coblenz, Baedeker.) 7½ Sgr.

F. Lutz, Französisches Lesebuch für Realschulen. 2. Cursus. (St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer.) 12 Sgr.

Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache v. Dr. F. Booch-Arkossy.

C. v. Dalen, Heuristisches Elementarbuch der engl. Sprache. 2. Auflage. (Erfurt, Villaret.) 24 Sgr.

C. F. Meeden, Kurzgefasste englische Grammatik. (Hamburg, Nolte & Köhler.) 10 Sgr.

A. Drakenborch, Engl. Lesebuch für die Jugend von 12 — 18 Jahren. (Leipzig, Wengler.) 10 Sgr.

E. L. Lambert, Neues Conversations-Taschenbuch der englisch-deutschen Umgangssprache. (Wien, Lechner.) 1 Thlr.

Ch. Graeser, Vocabulaire anglais. (Leipzig, Brockhaus.) 8 Sgr.

Der beredte Franzose. Eine Anleitung, in kurzer Zeit leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. (Bern, Heuberger.) 6 Sgr.

Die achtzeilige Stanze

im

Italiänischen und im Deutschen.

Die achtzeilige Stanze, die schöne Strophe des Bojardo, Ariost, der beiden Tasso, Marino's u. s. w. hat sich bekanntlich auch bei manchen unserer Dichter eine grosse Gunst erworben. Schiller bezeichnet sie im Vorwort zu seinen Uebersetzungen aus der Aeneide als „diejenige unter allen deutschen Versarten, wobei unsere Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergisst;“ und unter den „Kleinigkeiten“ widmet er ihr das Distichon:

> Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende. Dreimal
> Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Ehe ich auf ihren Gebrauch bei deutschen Dichtern näher eingehe, lege ich in Kürze ihre Form und Behandlung im Italienischen dar, auf die man von unserer wechselnden und unsichern Art, dieses Versmass zu behandeln, keinen Schluss machen darf. Bei den Italiänern besteht die Stanze aus acht, immer weiblich gereimten Hendekasyllaben mit der Reimstellung abababcc, mit einem unerlässlichen Wortton auf der zehnten Sylbe, und einem zweiten entweder auf der vierten oder sechsten Sylbe jedes Verses. Fällt der zweite Wortaccent auf die vierte Sylbe, so gesellt sich gewöhnlich noch ein dritter Wortton auf der achten Sylbe hinzu. Im Uebrigen aber herrscht innerhalb des Verses eine grosse Freiheit der Betonung, so dass der Endecasillabo der Italiäner zu dem streng jambisch gemessenen hyperkatalektischen und akatalektischen Fünffüssler, den wir

gewöhnlich zur Stanze verwenden, in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie der französische Alexandriner zum deutschen. In demselben Masse, wie der französische Alexandriner den unsrigen an Mannigfaltigkeit der Bewegung innerhalb der Hemistichien übertrifft, bewegt sich der einzelne Endecasillabo der Italiäner freier und wechselreicher, als unser jambischer Quinar; und wie wir im Deutschen nur die rhythmischen Hauptcontouren des Alexandriners, aber nicht die Detailgliederung der Vershälften nachahmen können, so haben auch die deutschen Uebersetzer Tasso's und Ariost's wohl den äussern strophischen Umriss, die Gliederung der Stanze in Verse, aber nicht den innern Bau der einzelnen Verse nachzubilden vermocht. Fragt man, ob denn nicht auch die italiänischen Hendekasyllaben als hyperkatalektische jambische Quinare von accentuirendem Rhythmus aufzufassen seien, so ist darauf allerdings mit Ja zu antworten, aber auch gleich hinzuzufügen, dass der jambische Rhythmus den italiänischen Versen, wie dem Alexandriner, grösstentheils nur intentionell innewohnt. Indem die Italiäner in den Hendekasyllaben, wie die Franzosen in ihren Versen, eine constante Sylbenzahl beobachten, und die zehnte Sylbe regelmässig in die Arsis legen, denken sie sich die neunte in der Thesis, die achte in der Arsis, die siebente in der Thesis, und so weiter zurück jede Sylbe von grader Stellenzahl in der Arsis, von ungrader in der Thesis, legen also dem Verse intentionell einen jambischen Rhythmus unter, selbst wenn die Wortaccente vielfach den Stellen, wohin sie fallen, nicht gemäss sind. Damit aber durch die streitenden Wortaccente das Gefühl des jambischen Rhythmus nicht zu sehr verdunkelt werde, lassen sie, wie bemerkt, gewöhnlich noch an der sechsten, oder an der vierten und achten Stelle den Wortaccent mit dem metrischen Ictus zusammenfallen. Warum aber die antirhythmischen, d. h. die in die Thesis fallenden anderweitigen Wortaccente nicht im Stande sind, den jambischen Rhythmus zu zerstören, das wird uns aus der Natur der italiänischen Sprache, speciell ihrer Betonungsweise erklärlich. Da die Accentuirung italiänischer Wörter nicht, wie im Deutschen, an der Bedeutsamkeit der Sylben haftet, also nicht regelmässig durch ein logisches Gewicht verstärkt wird, da ferner die den

Wortstamm umkleidenden Vor- und Nachsylben voller tönende Vokale haben und deshalb auch da, wo sie nicht den Ton tragen, weniger, als die deutschen Vor- und Nachsylben, gegen den Stamm zurücktreten: so wird den Italiänern durch eine der rhythmischen Bewegung widerstreitende Betonung der Wörter das Gefühl des Rhythmus weit weniger, als uns Deutschen, getrübt; und so ist ihnen denn innerhalb des Endecasillabo eine Freiheit und Mannigfaltigkeit der Sprachbewegung gestattet, die den wechselnden Bedürfnissen der poetischen Darstellung höchst förderlich entgegenkommt. Ja, wenn das rhythmische Gesetz des Endecasillabo sich dem Ohre des Zuhörers hinreichend eingeprägt hat, binden sich die Dichter (mit Ausnahme des immer festzuhaltenden Wortaccents auf der zehnten Sylbe) nicht einmal strenge an die oben gegebenen Regeln. Namentlich findet sich nicht selten, obwohl lange nicht so häufig, als die beiden oben charakterisirten Betonungsarten, eine dritte, welche auf die vierte, siebente und zehnte Sylbe einen Wortaccent legt. Wie gross nun durch eine so mannigfache und freie Behandlungsweise der Abstand einer italiänischen und einer deutschen Stanze wird, lässt sich an dem ersten besten Beispiel veranschaulichen. Im ersten Gesange der Gerusalemme liberata lautet Str. 65:

1) Ma già tutte le squadre eran con bella
2) Mostra passate, e l'ultima fu questa;
3) Quando Goffredo i maggior duci appella,
4) E la sua mente a lor fa manifesta.
5) Come appaja diman l'alba novella,
6) Vo' che l'oste s'invii leggiera e presta,
7) Si ch' ella giunga alla città sacrata,
8) Quanto è possibil più, meno aspettata.

Sehen wir von der Quantität der Sylben ganz ab, und bezeichnen wir die starke und schwache Betonung, so wie sie für die Wörter ausserhalb des Verses gilt, durch – und ⏑, so ergibt sich folgendes Schema:

1) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
2) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
3) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
4) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
5) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
6) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
7) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
8) ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Von diesen Versen gehören der dritte und siebente der zweiten Betonungsart an, dergemäss an der vierten, achten und zehnten Stelle Wort- und Versaccent zusammenfallen; in allen übrigen Versen herrscht die erste Betonungsart, die ein Coincidiren von Wort- und Versaccent an der sechsten und zehnten Stelle fordert. Auf die anderweitigen Stellen hat der Dichter nach Belieben und Bedürfniss bald schwach-, bald starkbetonte Sylben verlegt. Deutsche Verse, nach einem solchen Schema gebaut, würden den Eindruck eines geregelten Rhythmus nicht aufkommen lassen. Anders die obigen italiänischen Verse. In dem ersten z. B. werden die dem Rhythmus widerstrebenden Wortfüsse tutte (— ⏑) und eran (— ⏑) auch ausserhalb des Verses nicht so entschieden trochäisch, nicht mit so scharfem Ueberton der ersten Sylbe ausgesprochen, wie im Deutschen „alle“ und „waren.“ Das e in tutte klingt heller, als das e in „alle,“ und die Endsylbe von eran voller, als die von „waren.“ Da nun auch die jambische Bewegung in den übrigen Füssen weniger scharf, als im deutschen Verse, hervortritt, weil auch hier die Thesen sich weniger, als im Deutschen, den Arsen unterordnen, so fügen sich die obigen Trochäen im Munde eines guten italiänischen Declamators störungslos in die nur leicht und milde angedeutete jambische Gesammtbewegung des Verses ein. Damit vergleiche man nun die deutsche Uebersetzung von Streckfuss:

Zur Mustrung war nun jede Schaar der Streiter
Bereits vorbei; denn diese kam zuletzt;
Und Gottfried sammelt jetzt die höchsten Leiter
Und kündigt an, was er sich vorgesetzt:
Bei nächster Morgenröthe sei nicht weiter
Gesäumt, und schnell in Zug das Heer gesetzt,
Um schleunig vor der heil'gen Stadt zu stehen,
So viel, als irgend möglich, unversehen.

Wie ganz anders ist der Eindruck dieser Strophe! Während hier durchweg die Wortbetonung an den strengen und starren rhythmischen Schritt gefesselt erscheint, bewegt sie sich in der italiänischen Strophe an dem leichtern und losern Zügel des Rhythmus in freierm, nur etwa durch den jedesmal darzustellenden Gegenstand geregeltem Spiel. Jeder fühlt sogleich, was daraus für die Anwendung der deutschen Stanze folgt.

In kürzern Gedichten kann man sich wohl jene Monorhythmie gefallen lassen; aber in epischen Dichtungen, in einer langen Reihe von Strophen nacheinander muss sie auf die Dauer unerträglich werden. Kein Wunder, dass man daher bei der schönen Gesammtform der Strophe, welche ungern auf sie verzichten liess, sich nach Mitteln umgesehen hat, die Monotonie der einzelnen Verse zu mildern. An eine getreue Copirung des italiänischen Versbaus konnte man nicht denken; eine solche verwehrte ja die verschiedene Natur beider Sprachen in der Art, ihre Wörter zu betonen. Aber vielleicht war es möglich, auf den Versbau jener mittelalterlichen classischen Periode unserer Poesie zurückzugehen, der bekanntlich dem Verse eine sehr freie Bewegung gewährte. Wie sich die achtzeilige Stanze mit einem solchen Versbau ausnimmt, können wir glücklicher Weise an einem Liede von Friedrich von Hausen, welcher Friedrich I. auf seinem Kreuzzuge und auch später nach Italien begleitete, auf die Probe nehmen. Ich lasse das seiner Form wegen sehr interessante Gedicht hier folgen:

Ich lobe Got der sîner güete,
  daz er mir ie verlech die sinne,
daz ich si nam in mîn gemüete,
  wan si ist wol wert, daz man si minne;
noch bezzer ist, daz man ir hüete,
  danne ieglîcher si braehte inne
des, daz si ungerne hôrte,
unt mir die vröude gar zerstôrte.

Noch bezzer ist, daz ich si mîde,
  danne si âne huote wære,
und ir deheiner mir ze nîde
  spræche, des ich vil gerne enbære.
Ich hân si erkorn, swaz ich lîde,
  sô lâze ich niht dur die merkære;
vremde ich si mit den ougen,
sî minnet ie doch mîn herze tougen.

Mîn lîp was ie ungebunden,
  und doch gemuot von der blîden;
alrêrst hân ich rehte ervunden,
  waz man muoz nâch liebem wîbe lîden:
des muoz ich ze mangen stunden
  der besten vrouwen eine mîden;

des ist min herze dicke swære,
als ez mit vröuden gerne wære.

Swie dicke ich lobe die huote,
doch wart ich nie an mir selbem inne,
daz ich in iemer in dem muote
werde holt, die so gar die sinne
gewendet haben, daz si diu guote
enpfremde mir ir stæten minne:
dêswâr, tuon ich in niht mêre,
ich gevreische doch gerne alle ir unêre.

Ohne Zweifel, dieses Gedicht leidet nicht an der Monotonie unserer modernen deutschen Stanze. Aber dürfen wir auch jetzt noch, auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe unserer Sprache und bei der jetzigen Gewöhnung des Ohrs an eine geregelte Folge von Hebung und Senkung, zur Stanzenform Verse verwenden, die nur eine bestimmte Zahl von Hebungen haben, mit den Senkungen aber sehr willkürlich schalten? In der Lyrik schwerlich, worin sich ja schon die Minnesänger, indem sie auch die Senkungen zu beobachten pflegten, der Opitzischen Norm angenähert hatten. Eher vielleicht in der Epik, und hier würde auch gerade die unendliche Mannigfaltigkeit der Versbildung, welche das Recht, die Senkungen ausfallen zu lassen, gewährt, am willkommensten sein. Leider hat sich aber seit mehr als zwei Jahrhunderten das deutsche Ohr mit der „Tyrannei regelmässigen Wechsels betonter und unbetonter Sylben," um mit Simrock zu reden, allmälig so befreundet, dass der ganzen gebildeten deutschen Welt Verse, wie die der alten Nibelungenstrophe, gar zu regellos vorkommen; und erst, wenn zur alten epischen Verskunst sich auch die alte epische Vortragskunst gesellt haben wird, darf Simrock auf allgemeinere Theilnahme für seine epischen Verse rechnen.

Ein anderes Mittel, die Monotonie der deutschen Stanze zu mildern, könnte man in der Verbindung oder stellenweisen Vertauschung der Hendekasyllaben mit anderweitigen Versen suchen wollen; wie man ja auch bemüht gewesen, die Eintönigkeit der Alexandriner durch Verbindung mit jambischen Dimetern zu brechen. Dieses Mittel ist in der That von mehreren Dichtern angewandt worden. Wieland vor allen, der bei seinen erzählenden Dichtungen das Bedürfniss eines wechselreichern

Metrums recht lebhaft empfand und auf mehrfache Weise zu befriedigen suchte, formte für seinen Idris die Ottave rime in der Weise um, dass er die Hendekasyllaben mit zwölf- und dreizehnsylbigen Alexandrinern, akatalektischen jambischen Quinaren, akatalektischen und hyperkatalektischen jambischen Dimetern ohne feste Reihenfolge wechseln liess. Demnach bestehen die Stanzen des Idris aus acht Zeilen, die zwar sämmtlich jambisch gebaut, aber von ungleicher Länge (acht bis dreizehn Silben) sind und bald weibliche, bald männliche Gleichklänge mit willkürlicher Reimstellung haben. Doch kommen fast durchweg in den sechs ersten Zeilen nur zwei Gleichklänge, jeder dreimal, vor, und die beiden Schlussverse reimen mit einander. Als Beispiele folgen ein paar Strophen:

Die Welt ist längst der Kurzweil satt,
Den zornigen Achill, die zärtlichen Aeneen
Mit andern Namen auferstehen
Und lächerlich verkappt in neuer Tracht zu sehen.
Was in Homer das Recht uns zu gefallen hat,
Wird in der Neuern Mund oft schwülstig, öfter platt.
Und doch, sich neue Bahnen brechen
Heisst in ein Nest gelehrter Wespen stechen. —

Wie wenn aus Aeols wildem Heer
Zwei von den wildesten, mit aufgeblas'nen Backen
Auf offner See sich bei den Flügeln packen;
Sie schütteln sich, es weht, von Ungewittern schwer,
Ihr wirbelnd Haar um Stirn und Nacken,
Und unter ihnen braust das aufgeschwoll'ne Meer;
Die Nymphen fliehn in schüchternem Gewimmel,
Und, aus dem Schlaf geschreckt, schaun Götter aus dem Himmel.

Ich halte die Art, wie Wieland das Mittel angewandt, fast in allen Stücken für verfehlt. Hören wir indess zunächst, was er selbst mit seiner Umformung der Strophe gewonnen zu haben meint. „Diese Freiheit (des Versbaus)", heisst es im Vorwort zum Idris, „kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese freiere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengen Ottave rime erhält. Die Monotonie der letztern, die in einem grossen Gedichte endlich sehr ermüden müsste, wird dadurch vermieden,

und ein weit schönerer Periodenbau, mit einer sehr mannigfaltigen, oft nachahmenden, immer dem Ohr gefälligen Eurythmie und Singbarkeit (wenn ich so sagen darf) in diese Versart gebracht.“ Mir scheint umgekehrt gerade die musicalische Schönheit, die Eurythmie und Singbarkeit der Strophe durch die Umformung zerstört zu sein. Musicalisch schön kann eine Strophe nur dann sein, wenn ihrem Bau eine einfache, entweder zwei- oder höchstens dreitheilige Gliederung zu Grunde liegt, denn auf complicirtere Verhältnisse lässt sich die Musik nicht ein; zur Eurythmie gehört nothwendig ein Ebenmass der rhythmischen Massen; und Singbarkeit, in sofern damit Wiederkehr einer bestimmten Melodie verbunden ist, setzt Uebereinstimmung in dem Bau der verschiedenen Strophen voraus. Alle diese Vorzüge vereinigt, wie man leicht erkennt, die italiänische Stanze; nur darüber könnte man zweifelhaft sein, ob die Grundeintheilung eine musicalisch einfache sei, da den mittelst des gekreuzten Reimes ineinander verschränkten sechs ersten Versen nur zwei durch den Reim gepaarte Schlussverse gegenüber stehen. Allein hierin beruht gerade ein eigenthümlicher Reiz der Ottave rime. Rhythmisch genommen, zerfällt jede Stanze für das Ohr, nach dem Gesetz der Zweitheilung, in zwei Hauptmassen von je vier gleich langen Versen, und jede der beiden Hauptmassen wieder in zwei Theile von je zwei Versen. Durch den Reim wird nun verhütet, dass die beiden metrisch ganz gleichgebauten Hauptmassen in zwei gesonderte Strophen auseinanderfallen; der Reim greift aus der ersten in die zweite über und knüpft sie für das Ohr zu einer höhern rhythmischen Einheit, zu Einer Strophe zusammen, welche Wirkung noch durch die gepaarten Schlussreime verstärkt wird. Wie aber steht es um die Wieland'sche Strophe? Die Eurythmie ist durch die Verse von ungleicher Länge, von ungleichem Gewicht zerstört, die Singbarkeit durch den verschiedenen Bau der verschiedenen Strophen aufgehoben, die Wirkung des Reimes wenigstens geschwächt.

Einige Schritte weiter ging Wieland noch in den Stanzen seines Oberon, von denen gleichfalls ein paar hier stehen mögen:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirn? Wer treibt von meinem Aug den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel. — —

Die Söhne der Wüste, magnetisch angezogen
Von Hüon's Helm, der ihnen im Sonnenglanz
Entgegenblitzt, als wär' er ganz
Karfunkel und Rubin, sie kommen mit Pfeil und Bogen,
Den Säbel gezückt, im Sturm herangeflogen.
Ein Mann zu Fuss, ein Mann zu Pferd
Scheint, ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

Wir sehen: hier hat Wieland auch noch die Paarung der beiden Schlussverse durch den Reim, so wie die dreimalige Wiederholung des Gleichklanges in den sechs ersten Zeilen geopfert. Ueberdiess hält er den jambischen Rhythmus nicht fest und gestattet sich stellvertretende Füsse, so dass nunmehr eine solche Strophe nur noch durch die Zahl der Verse an die italiänische Stanze erinnert. Ich muss indess bemerken, dass weiterhin im Gedichte der jambische Rhythmus reiner hervortritt, und in ganzen Reihen von Strophen kein Daktylus oder Anapäst sich findet. Wenn hier, wie in allen unsern jambischen Dichtungen, mitunter steigende Spondeen die Stelle der Jamben vertreten, so ist darin keine Alterirung des jambischen Rhythmus zu sehen.

Wieland's Behandlung der Ottave rime im Oberon hat sich nun auch Schiller in der Uebersetzung der Aeneide zum Vorbild genommen, mit dem Unterschiede jedoch, dass er auf das, was ich gerade für das Beste an der Oberonsstrophe halte, auf die stellvertretenden Füsse verzichtet und den jambischen Rhythmus reiner durchgeführt hat. Auch bei ihm finden sich, wie die nachfolgenden Strophen zeigen, verschiedener Umfang der Verse, willkürliche Folge männlicher und weiblicher Reime, bald drei, bald vier Gleichklänge in Einer Strophe.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium;
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos blossgestellt so vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängstlich scheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke.

„Weh!" ruft er aus, „wo öffnet sich ein Port,
Wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Hass nach meinem Blut verlangen!"
Schnell umgestimmt von diesem Wort,
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

In einer der neuesten Poetiken (von R. Gottschall, Breslau 1858) ist die Ansicht ausgesprochen, die Oberonsstrophe sei in der spätern Zeit mit Unrecht missachtet worden, da sie unter der Hand eines grossen Talents einen ausserordentlich malerischen Reichthum entfalten könne. Warum ich dieser Meinung nicht beipflichten kann, geht schon aus Früherm hervor. Ich sehe vielmehr darin ein richtiges Gefühl für rhythmische Schönheit, wenn spätere Dichter selbst bei umfangreichern epischen Dichtungen zur strengern Form der Octaven, trotz ihrer Eintönigkeit im Deutschen, zurückkehrten. Schon bald nach dem Erscheinen des Oberon wählte Goethe diese strengere Form für seine auf einen grössern Umfang angelegten „Geheimnisse," und so verfasste auch später Ernst Schulze seine „bezauberte Rose" in der reinern Ottavenform. Bei kleinern Poesien aber fiel es Niemanden ein, die Oberonsstrophe anzuwenden; selbst Schiller versagte sich in seinen Gedichten „Die Begegnung," „Die Erwartung," „An Goethe," „Wilhelm Tell," „Abschied vom Leser" jene Freiheiten, die er sich in der Uebersetzung des Virgil genommen hatte.

Stellt man nun die Frage, die das meiste praktische Interesse hat, ob, bei dem oben entwickelten grossen Unterschiede zwischen den italiänischen Ottave rime und den deutschen Stanzen, selbst den jenen strenger nachgebildeten, für die Zu-

kunft noch der Gebrauch der letztern zu empfehlen sei, oder ob man nicht vielleicht zu diesem Zweck andere Umformungen, als die erwähnten, vorzunehmen habe: so ist es am zweckmässigsten, in der Antwort die Anwendung in kleinern Gedichten von der in grössern epischen zu sondern, und jede eigens ins Auge zu fassen.

Was die Verwendung zu kleinern Poesien betrifft, so hat sich die Stanzenform für schwungreichere Pro- und Epiloge, festliche Gelegenheitspoesien und Apostrophen, für Widmungsgedichte, die einen edlern, höhern Ton anstimmen sollen, für lyrische Ergüsse überhaupt, in denen eine gehobene Stimmung, ein edleres Pathos herrscht, als sehr angemessen bewährt; und zwar spricht der übereinstimmende Dichtergebrauch, wie die theoretische Betrachtung dafür, hier sich möglichst nahe an die italiänische Musterform zu halten. Der Umstand, der eine Abweichung von ihr wünschenswerth machen könnte, die durch das Zusammenfallen der Wort- und Versaccente entstehende Monotonie, tritt in einem Gedichte von einigen Strophen nicht so stark hevor, dass man, um ihr zu entgehen, den schönen Bau der Stanze in einem wesentlichen Punkte ändern dürfte. Jene Monotonie haftet ja doch fast unserer gesammten Poesie, und zwar ihren edelsten Erzeugnissen, seit Opitz an, so dass sich unser Ohr daran gewöhnt hat, und sie uns nur noch bei Vergleichung des Eindrucks ausländischer Poesien oder bei langdauernder Wirkung in umfassenden Dichtungen zum Bewusstsein kommt. Auch stehen dem wahren Dichter, ohne dass er die Strophenform antastet, in einem schönen Wechsel der Sprachlaute, in der Mannigfaltigkeit des Satzbaues und der Satzbetonung, in der schönen Verknüpfung vielartiger Wortfüsse Mittel zu Gebote, jene Eintönigkeit zu vermindern. Nur darüber liesse sich noch streiten, ob auch durchweg die weiblichen Reime beizubehalten, und, wenn nicht, an welchen Stellen dann männliche anzuwenden seien. Da bei allen Streitfragen dieser Art das gebildete Ohr die erste und letzte Instanz bildet, deren endgültige Aussprüche die Theorie nur zu erläutern und zu motiviren hat, so setze ich für den Leser zunächst wieder einige Beispiele als Proben her. Formstrenge und in ihrer Formge-

wandtheit sich gefallende Dichter, wie Schlegel, Rückert, Platen, mussten natürlich der Durchführung weiblicher Reime sich zuneigen.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern, biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So lasst mit deutscher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden,
Zu nördlichen aus südlich deutschen Landen.
(A. W. Schlegel.)

Ich hätte Herzzerreissendes zu singen,
Wollt' ich enthüllen, was tief in mir lodert;
Ich müsste mich zu falschen Tönen zwingen,
Wollt' ich der Menge geben, was sie fodert.
Wie helle Blumen aus der Erde dringen,
Und dunkler Tod' still unter ihnen modert,
So soll mein Sinn sich sanft in Schmuck verhüllen,
Und meine Trauer euch mit Lust erfüllen.
(Rückert.)

Es muss ein Volk allmälig höher steigen,
Es kann zurück ergehn sich nicht zum Kinde.
Der Dichtung erster, jugendlicher Reigen
Zog längst vorüber, flog vorbei geschwinde;
Sophisten kamen, sie begann zu schweigen
Und löste nach und nach die goldne Binde.
Doch jene Nüchternen bezwang dein Streben,
Und so entflammtest du das neue Leben.
(Platen.)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Find' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu — nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.
(Goethe.)

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluss,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,

Die Blume neigt sich bei des Westes Kuss,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuss,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen.
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heissen Wange mir die Gluth.
(Schiller.)

Nach dem verschiedenen Eindrucke, den die drei im Reim voneinander abweichenden Formen der Strophe auf mich machen, muss ich die von Goethe angewandte für die unsrer Sprache zusagendste halten; und es möchte auch nicht schwer sein, hiefür den Grund zu bezeichnen. Der ganze Charakter der Strophe macht ein mildes Ausklingen, kein schroffes Absetzen der Verse, daher das Vorwalten klingender oder weiblicher Reime wünschenswerth. Aber unsere Poesie hat andrerseits allen Grund, vor einer ununterbrochenen Reihe weiblicher Reime auf ihrer Hut zu sein, da bei dem ungeheuren Reichthum unserer Spache an trochäischen Wortausgängen sich schon innerhalb der Verse die weiblichen Schlussfälle nur zu sehr aufdrängen. Dazu kommt das fast allen unsern trochäischen Wortausgängen gemeinsame tonlose e, welches im Reimlaut doppelt auffällt und die Monotonie steigert. Machen es nun diese beiden Uebelstände, die sich im Italiänischen nicht finden, durchaus rathsam, in der deutschen Stanze die weiblichen Reime nicht ohne Unterbrechung durchzuführen, so fragt sich nur noch, an welchen Stellen sie am besten durch männliche zu ersetzen sind. Eben jenes Gesammtcharakters der Strophe wegen ist zu wünschen, dass sie wenigstens am Schluss ein sanftes Gepräge habe, dass sie mild ausklinge, also das abschliessende Verspaar weiblich gereimt sei. Daraus folgt aber, dass der drittletzte oder sechste Vers, um sich schärfer gegen den Schluss abzusetzen, und somit auch der vierte und zweite männlich, der erste, dritte und fünfte dagegen, um sich gegen jene stärker abzuschatten, wieder weiblich zu reimen sind. Durch eine solche Reimfolge ergibt sich ein doppelter Vortheil: ein Vorwalten der weiblichen Reime bei genügender Unterbrechung durch männliche, und zugleich eine dem Ohr sich schärfer einprägende Gliederung der Strophe, — ein Vortheil, der keineswegs geringe anzuschlagen ist, da wir im Uebrigen in Beziehung auf die Strophengliederung mit-

telst der Reimklänge gegen die Italiäner mit ihren hell und voll austönenden Wörtern im Nachtheile stehen. Beiläufig sei hier erwähnt, dass man, eben um das strophische Gesetz klarer hervortreten zu lassen, in den Ottave rime nicht bloss auf kräftige und volltönende Reimklänge bedacht sein muss, sondern auch darauf zu achten hat, dass die einzelnen Reimreihen durch bedeutende Klangverschiedenheit der Vocale sich von einander unterscheiden, mit andern Worten: dass die Gleichklänge der verschiedenen Reimreihen nicht einmal annähernd assoniren. In dieser letztern Beziehung ist die oben mitgetheilte Strophe von Schlegel, so tönend die Reimlaute sind, doch nicht tadelfrei, da die drei Reimreihen „Manen, Ahnen, Germanen — Gaben, laben, begaben— Banden, Landen“ sämmtlich von einem und demselben Ton und zwar einem das Ohr stark füllenden Ton imprägnirt sind, und daher sich nicht scharf genug auseinanderhalten.

Es bleibt nur noch übrig zu untersuchen, wie es mit der Verwendung der achtzeiligen Stanze zu deutschen Epopöen zu halten sei. Wir haben um so mehr Grund über diese Frage nicht hinwegzugehen, als in der neuern deutschen Poesie noch kein Versmass für grössere epische Dichtungen eine so unbestrittene Geltung erworben hat, wie das heroische im classischen Alterthum, die Nibelungenstrophe in der mittelalterlichen Volkspoesie, oder eben unsere Stanze bei den Italiänern. Besässen wir ein solches, so könnten wir füglich die Prüfung einer Strophenform, die jedenfalls nicht ohne wesentliche Veränderungen für unsere Zwecke entpfehlenswerth ist, auf sich beruhen lassen. Darin scheint das Gefühl der deutschen Dichter ziemlich übereinstimmend gewesen zu sein, dass ihnen die Stanze mit ihrer reichen und vollen Melodie von Gleichklängen weniger dem ernsten heroischen, als dem blühenden romantischen Epos zusagend erschienen ist. Doch auch für dieses bedarf sie nach dem oben Entwickelten einer Milderung der Monotonie, die ihr im Deutschen anhaftet. Bei den Veränderungen, die man zu diesem Zwecke nimmt, wird aber darauf zu achten sein, dass gerade die eigenthümlichen Reize der Ottave rime möglichst unangetastet bleiben, oder durch Entsprechendes ersetzt werden. Zu diesen gehört vor Allem die Verschränkung der sechs ersten

Reimzeilen, deren Gleichklänge durch ihr dreimaliges Fliehen und Wiederkehren, ihr Hin- und Herwogen einen höchst anmuthigen Wellenschlag bilden, an welchen sich dann der harmonische Zweiklang beruhigend anschliesst. Es war nur Bequemlichkeit, nur das Verlangen nach ungehinderter Bewegung, was Wieland und Schiller auf diese schöne Reimfolge verzichten liess, trotzdem dass für sie ein verstärkter Grund vorlag, daran festzuhalten. Umfangreichere Strophen, denen eine kunstreiche rhythmische Gliederung, wie sie die Griechen ihren Strophen zu geben vermochten, mangelt, haben um so strenger eine constante Reimfolge durchzuführen, um hierdurch das Auffassen des strophischen Gesetzes dem Ohr zu erleichtern. Wenn nun noch gar die Strophen, — wie dies sogleich an den Oberonsstrophen näher gezeigt werden soll, — rhythmisch ungleich gebaut sind, so sollte wenigstens das Reimgesetz, als das einzig übrig bleibende Mittel, die Einheit der Strophe fühlbar zu machen, auf's sorgfältigste gewahrt werden. Das Zweite, auf dessen Erhaltung man bei der Umformung der italiänischen Stanze zu achten hat, ist das schöne Gleichgewicht, das rhythmische Ebenmass ihrer Haupttheile, wie ihrer Unterglieder. Gebietet die Rücksicht auf die Monotonie, in der Vertheilung dieser rhythmischen Massen eine Veränderung vorzunehmen, so hat man dafür zu sorgen, dass ein neues Gleichgewicht an die Stelle des alten trete. Das Dritte ist die Uebereinstimmung im Bau der verschiedenen Strophen, sowohl was die Länge der Verse und ihre Combinirung und Folge, als was die Reimstellung betrifft. Wieland hat auch diese beiden Punkte gänzlich unbeachtet gelassen. Er hat nicht bloss die verschiedenen Strophen ungleich gebaut, sondern auch innerhalb der einzelnen Strophe sich nicht um Eurythmie gekümmert. Man betrachte nur etwas näher ein paar aus dem Oberon herausgegriffene Strophen:

Die Hall' erdonnert von Geschrei,
Das Estrich bebt, die alten Fenster klirren;
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich auf's Neue zu verwirren;
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehobnem Arm sein Scapulier entgegen.

„Ehrt," ruft er laut, „den heil'gen Vater in mir,
Dess Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet' ich Fried'!" — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück.

Hier sind in der ersten Strophe Vers 1 ein vollständiger Dimeter, Vers 2 und 7 überzählige Fünffüssler, Vers 3 ein vollständiger Fünffüssler, Vers 4, 5, 6 und 8 theils zwölf-, theils dreizehnsylbige Alexandriner, — in der zweiten Strophe Vers 1 und 4 vollständige, Vers 3, 5 und 7 überzählige Fünffüssler, Vers 2 ein überzähliger Sechsfüssler (aber kein Alexandriner), Vers 6 ein Alexandriner, Vers 8 ein vollständiger Dimeter. Wo ist da von Uebereinstimmung im Strophenbau und von symmetrischer Gliederung der einzelnen Strophe eine Spur?

Weiter ist bei der Umformung der Ottave rime eine Regel zu beachten, die zwar nur in einer vollständigen Theorie der Strophe überhaupt sich genügend motiviren lässt, aber hier doch nicht unerwähnt bleiben darf: Es dürfen nur Verse miteinander verbunden werden, die rücksichtlich der Zahl ihrer Füsse in ganz einfachem Verhältniss zueinander stehen, also wohl Alexandriner und Dimeter, — da die Alexandriner (wie in einer gleichfalls diesem Archiv zugedachten Abhandlung näher ausgeführt ist) Tetrameter mit rhythmischen Pausen sind, und folglich zu den Dimetern sich wie 2 zu 1 verhalten, — aber nicht Quinare und Dimeter, die im Verhältniss von 5 zu 4 stehen. Ueberdiess könnte noch der jambische Rhythmus, wie es im Oberon stellenweise geschieht, zur Milderung der Monotonie hier und da durch einen Anapaest unterbrochen werden, aber nur hier und da, damit das Gefühl des jambischen Rhythmus nicht verloren gehe, und nur, wo die lebendigere Bewegung dem darzustellenden Gegenstande entspricht.

Diesen Forderungen gemäss umgebildet, würde die 16. Strophe des Idris (worin das Ross zum Ritter spricht) etwa so lauten:

Seht Ihr die Quelle dort durch Blumen sich schlängelnd winden,
Vergoldet von des Abends Schein?
Bequemer möchte kein Platz, selbst in den stillen Gründen
Elysiums, zum Uebernachten sein.

Ich würde frisches Gras an diesem Bache finden,
Euch wiegte sein holdes Murmeln ein.
Ja, Herr, Ihr könntet dort im Dufte von Myrtenbäumen
Recht süss von Eurem Fräulein träumen.

Es ist nur ein Beispiel, das zur Erläuterung des Vorhergehenden dienen soll. Wem auch diese Strophenform noch zu monoton für ein umfangreiches episches Gedicht erscheint — und allerdings liegt in dem regelmässig wiederkehrenden Pausen der Alexandriner ein bedenkliches Element, — der mag es mit andern Vers-Combinationen versuchen. Nur darf er nicht, wie Schiller und Wieland, solche Vers-Complexe bilden, die den Grundgesetzen der Strophe widerstreben und also keine Strophen sind. Lässt sich nur auf solchem Wege jener Monotonie ausweichen, so ist damit entschieden, dass wir auf die Ottave rime für den epischen Gebrauch verzichten müssen.

Schliesslich noch ein paar Worte über ein Mittel, welches der Gymnasialdirector Gotthold in einem sehr lesenswerthen Schriftchen*) schon vor 12 Jahren gegen die Eintönigkeit der Ottave rime empfohlen hat. Er will die Hendekasyllaben beibehalten wissen, und schlägt vor, die jambischen Füsse mit steigenden und sinkenden Spondeen und mit Trochäen wechseln zu lassen. Gegen die steigenden Spondeen als Stellvertreter der Jamben ist, mit Ausnahme des fünften Fusses, nichts einzuwenden:

1) Soll keine Wahrheit unbestritten bleiben?
2) Vernehmt, Herr Ritter, was ich Euch verkünde.
3) Der junge Lenz streut Blumen auf die Fluren.
4) Das sanfte Bächlein schwoll hoch auf zum Strome.
5) Wo ist der Feind, der deinem Arm darf trotzen?

Ein feines Ohr gewahrt freilich auch hier, dass der Spondeus im ersten und dritten Fusse sich etwas leichter, als im zweiten und vierten ins Metrum fügt. Im fünften Fusse aber ist er durchaus störend, weil jeder Vers gegen den Schluss hin seinen Charakter am reinsten ausprägen soll.

Etwas anders steht es schon mit den sinkenden Spondeen:

1) Wohlthaten wird kein edles Herz vergessen.
2) Und kein Anschlag gelang seit jener Stunde.

*) Ueber die Nachahmung der italiänischen und spanischen Versmasse in unserer Muttersprache. Königsberg. 1846.

3) Vom Felsen stürzt wildbrausend manche Quelle.
4) So wild entbrauset kein Waldstrom dem Felsen.
5) Wie hoch wird noch sein Bauernstolz aufschwellen?

Hier fügen sich die sinkenden Spondeen in Vers 1 und 3 aus doppeltem Grunde ins Metrum, einmal weil sie an ungeraden Stellen stehen, und dann besonders weil sich an dieselben noch im nämlichen Worte eine Kürze anschliesst, die der zweiten Sylbe des Spondeus ein stärkeres Tongewicht leiht. Die sinkenden Spondeen in Vers 2 und 4, denen diese Eigenschaft fehlt, werden aber wohl nur Wenige mit Gotthold für zulässige Stellvertreter halten; und der Spondeus in Vers 5 ist vollends ganz unstatthaft. Gotthold geht aber so weit, allenthalben im Verse zwei, drei, vier, ja fünf Spondeen nebeneinander, und zwar sinkende wie steigende, für erlaubt zu erklären, mit der einzigen Ausnahme, dass er dem fünften Fusse den sinkenden Spondeus verwehrt. Wird ausser ihm noch Jemand in folgenden Zeilen jambische Hendekasyllaben erkennen?

Unthat, schmachvoll, graunvoll! Nacht sei dein Helfer!
Fühllos würgt, Unmensch, voll Wuth deine Horde!
Rings Nacht! Sturmwind heult hohl, graunvoll kracht Donner!

Nicht minder bedenklich steht es um die stellvertretenden Trochäen:

1) Traue dem Glück nicht, es täuscht am Ende.
2) Vertrau nimmer dem Glück, es täuscht am Ende.
3) Vertrau dem Glück nimmer, es täuscht am Ende.
4) Vertrau dem Glück nicht, immer betrügt es.

Von diesen Trochäen, die Gotthold alle für statthaft erklärt, ist es nur der erste, und zwar, weil nach einem allgemeinen Gesetze der Eingang eines Verses die meiste (wie der Ausgang die wenigste) Freiheit gewährt. Mehrere Trochäen in demselben Verse hält Gotthold selbst für allzustörend. — Bei einer unbefangenen Prüfung reduciren sich die von ihm vergeschlagenen stellvertretenden Füsse auf eine so kleine Zahl brauchbarer, dass in ihnen kein zureichendes Heilmittel jener Monotonie gefunden werden kann.

Trier. H. Viehoff.

Martinus Polonus.

(Fortsetzung.)

Leo.

Leo der erste waz geborn. von Tuscan von sinem vater Quinciano. der besaz den stul. XXI. iar. I. monad. vnd. XXVIII. tage.[1]) Diser sante dem keiser Marciano. vnd sinem wibe die gar schon waz ein episteln in der er im den gelouben ze mal vz leit. Er sante ouch. VIII. episteln zu dem bischof Fabiano von Constantinopel. vnder dem schreib er ouch ein episteln wider Euchiten[2]) von vnsers herren geburt. in der er sinen vngelouben strophet. Diser nach der verwustunge der wandeln. die die stat wusten vnd branten. vnd ernuweten alle die gewiheten vaz mit silber vnd mit golde die zu dem gotes dienst gehorent. Diser leite zu der stillen messe diseu wort Sanctum sacrificium in maculatam hostiam. *Do er an einem Ostertage dem volke gotes lichenam gab Do kam ouch ein frowe fur die daz sacrament enphohen wolde. die kuste ime sin hant nach der gewonheit als da waz. vnd von der kam im ein gelust. der waz so gröz von der vnkuscheit. daz er die hant abslug wanne si ein sache waz der geluste. vnd warf si heimelich von ime. vnd darnach daz daz volk in strafte. war vmb er niht messe sunge. Do kam er in so grozze angeste. vnd enpfalhe sich got mit allem flizze. Do kam*

CXV c.

A. B. C. + C. + C.

---

[1]) 21 ann. 9 m. 27 d., A. B. C. [2]) l. Eutychen.

vnser frowe fur in besihteclich. vnd brahte ime sin hant wider vnd satzte ime die wider an. vnd von dem wunder er niht allein sunder allez volk got lobten. wanne er daz
CXV d. *prediget vor allen luten.* bi der zit machet der babst vnd ouch von des keisers gebot Marcianus daz vierde Concilium ze Calcedonia. in dem waren. hundert. vnd. XXX. byschofe. vnd do wurden verdampnet. Anchises [1]) ein Apt von Constantinopel. vnd discorus sin bischof von alexandria. die sprachen daz daz gotes wort vnd daz fleische ein natur heten. vnd zu dem ander mal wart Nestorides. vnd sin irretum verdampnet. vnd vz gescheiden. daz er sprach. daz an Cristo zwo natur weren vnd ein persone. bi den ziten do kam Tocila [2]) der kunig der wandalen in ytaliam. vnd gewan aquileyam die stat. do er si. III. iar besezzen het vnd slug vnd verbrante waz do waz. vnd dar nach brach er Bern. [3]) Vincencie. Prixie. Pergamum. Meylan. vnd Tycinum. vnd dar vmb daz er niht ze rome keme.
CXVI a. vnd ouch also verwuste. do fur der babst Leo selber zu ime. vnd vant in bi dem pfade. [4]) vnd er warb an ime vil friden vnd heil. niht allein der stat rome. sunder allem ytalischen riche. vnd wundert die heiden alle daz daz kunig Atila [5]) den babst so erlich enpfing wider sin alte gewonheit. wanne er in vnd die Cristen vor hazzet. Do sprach der kunig wider si. daz ich in so geeret hab. vnd sin bet erhoret. daz tet ich dar vmb. wanne vor ime sach ich einen man mit einem grulichen antlizze. der trug ein blozzes swert in siner hant. vnd wolte mich getotet haben vnd het ich in niht gewert aller siner bete. vnd also fur er vz ytalia zehant wider
c. + c. in pannoniam. *Diser heilig babst schreib ein episteln wider fabianum vnd Anchisen. vnd leit die vf sant peters alter. vnd liez si do ligen. XL. tage vnd bat sant peter*
CXVI b. *mit vasten vnd mit gebet. ob iht dar an were ze bezzern an dem gelouben. daz er daz bezzert. daz ouch geschach.*

---

[1]) Eutyches, A. B. C. [2]) Attila, A. [3]) Veronam, A. B. C. [4]) circa Padum, A. B. C. [5]) Totila, B. C.

wanne do die. XL. tage vz waren. do vant er die episteln gebezzert an allen stucken nach sinem willen. vnd daz selbe tet ime sant Peter kunt. bi der selben zit waz sant paulinus ein bischof zu der stat Nolana. der gab sich gevangen fur einer wittiben sun. vnd liez sich furen in affricam. von dem sant gregorius schribet in sinem dyalogo.

Hilarius waz geborn von Sardia. von sinem vater Crispino. der besaz den stul. VI. iar. III. monad. X. tage. Diser satzte daz kein bischof einen nach ime mohte gesetzzen. vnd macht bi sant laurencien ein pot.[1]) vnd ein munster. vnd wart ouch aldo begraben. bi den A. B. + selben ziten als man liset in den hystorien der pricanen.[2]) do richsent in Pricania Archarus[3]) der kunig CXVI[c] schuf mit siner milte vnd biderbkeit. daz ime dienen musten Frankrich Flandern Norwegen. Denmarken. vnd ardere[4]) rich vf dem mere. vnd der selbe wart in einem strit totlich wunt vnd fur hindersich in ein Inseln sin wunden ze heilen. dar nach vernamen sin lute niht war er kam.

Simplicius waz geborn von Tyburtino von sinem vater Castino. der besaz den stul. XV. iar. I. monad. X. tage.[5]) Diser wihet die kirchen dez heiligen sant stephans bi sant Laurencien munster. vnd bi dem munster sant wibran.[6]) do er selbe ruwet mit vier tusent. vnd. II. hundert. vnd. LXXII. heiligen lichenamen.[7]) on wip vnd on heilige kint. Diser besatzte ouch. ze sant peter vnd zu sant paulus. ie zu der wochen. VII. priester weren vmb die ruwer vnd ze touffen. vnd machet funf gegent in der stat die heizzent regiones. CXVI[d]. vnd teilt die den priestern. Die ersten region zu sant peter. Die andern zu sant paulus. Die dritten zu sant

---

[1]) balneum. [2]) Britonum, A. B. C. [3]) Arturus, A. B. C. [4]) l. andere. [5]) 7, A. B. C. [6]) stae Bebianae, A. B. C. [7]) 4262, A. B. 4257, C.

laurencien. die IIII. zu sant Johannes. ze lateran. die V. zu vnser frowen der grozzern. vnd besatzte ouch daz kein pfaffe sin newe stur[1]) von einem leyen neme. Diser simplicius wart begraben ze vaticano bi sant peters lichenam. Bie der zit waz in Britania ein wissage genant Merellinus. vnd waz geborn von des kuniges tohter von Sanctimoniali. vnd von einem heimelichen tufel. wanne des kuniges muter. waz tohter demerie.[2]) vnd het sich begeben vnder Munche in sant peters munster zu der stat Carmedia. vnd die sprach daz si niemant bekant het. Do kam eines moles ein man zu
CXVII[a]. ir. der ir erschein in einer gar schon formen vnd kust si. vnd verswant zehant. vnd dar nach erschein er ir anderweit vnd vmbving si. do von wart si tragent. vnd bi den ziten machet der kunig von Britanie ein grozzen pav. vnd waz man in dem tage gemachet. daz verswant in der naht. vnd dez nam in groz wunder. vnd dez fraget er die zouberer wo von daz geschehe. Do antwurten si daz der bau niht mohte volbraht werden. man menget denne den morter mit eins kindes blut. daz on vater geborn were. vnd do man einen solichen funde in dem kunigriche. Do wart diser Merellus[3]) verruget mit einem reinen kinde. daz mit ime krieget. daz er on vater geborn were. vnd do wart er gevangen. Do machet er die zouberer zu lugener. vnd wiset vnder der erden ein hol daz den pau allen verslant. vnd wart
A.+ also des todes lidig.

CXVII[b]. Felix.

Felix der dritte waz geborn von rome. von sinem vater felice einem priester vz der strazze Fasciole. der besaz den stul. VIII. iar. XI. monad. XVII. tage.[4]) Diser machet die kirchen agapiti. Er besatzte die bischofe. daz si die kirchen solten wihen. Er wart ouch
A. B. C.+ begraben in sant peters[5]) munster. Diser besatzte daz

[1]) investituras, A. B. C. [2]) Regis de Merciae, B. Demerciae, A. Regis Daemone filia, C. [3]) Merlinus, A. [4]) 18 d., C. [5]) Pauli, A. B. C.

man einem ieclichen der besaget wurde frist solde geben ze antwurten biz daz er sich bedehte ze antwurten vnd die rihter sullen also sin on allen bosen arckwan.

Gelasius der erste waz geborn von Rome.[1]) von sinem vater valerio einem bischof. der besaz den stul. IIII. iar. VIII. monad. vnd. XXVII. tage.[2]) Diser machet Collecten.[3]) Tractus. vnd ymnos. vnd propheeien.[4]) die man tegelich sang. Bi dises ziten wart funden daz hol sant michahels. ouch wart funden. der lichenam sant Barnabe. vnd daz ewangelium mit CXVII c. ime. daz sant Matheus selber geschriben het in Ebraischer zungen. Auch waz bi der zit Auctus[5]) bischof ze vienne. der do beschirmet Galliam daz lant von der ketzzerie Arriana. A. C. ✝

Anasta—:

Anastasius der ander waz geborn von rome von sinem vater Fortunato. der besaz den stul. II. iar.[6]) XI. monad. vnd. XXIII. tage. vnd do cessirt der stul IX. tage.[7]) Diser besatzte daz kein pfaffe sin ampt vnderwege liezze durch zorn oder durch krieg.[8]) *Er* c. *verpannet den keiser.*[9]) *bi den ziten satzten sich vil pfaffen wider den babst. dar vmb daz er heimelich waz Fociuo*[10]) *einem dyaken Tessalonitensi der ouch gestunt Actario*[11]) *der verdampnet waz von der heiligen kirchen. vnd dar vmb daz er den Actarium wider setzzen wolde. dez er doch niht enmohte. do wart er von gotes rache geplaget. do er zu stule solde gan. do ging ime daz gederme vz dem libe* CXVII d. *vnd starb iemerlichen.*

Syma—.

Symachus waz geborn von Sardia. von sinem vater Fortunato. der besaz den stul. XV. iar. VIII.

---

[1]) natione Apher, A. B. C. [2]) 18, A. B. C. [3]) Orationes, A. B. C. [4]) Praefationem Missae, A. B. C. [5]) Auitus, A. B. C. [6]) 3 ann. 11 m. 22 d., A. B. 1 ann. 11 m. 23 d., C. [7]) 4, C. [8]) rancore, A. B. C. [9]) sc. Anastasium, B. C. [10]) Fontino, B. Fotino, A. [11]) familiaris Acacij, A. B.

monade vnd. XVIII. tage.[1]) Diser besatzte daz man alle suntage. vnd der heiligen hochzit daz Gloria in excelsis sol singen. vnd machet in dem selben sange daz ander nach dem selben worte dez engels. Diser wart gewihet in einem kriege eins tages mit einem hiez Laurencius. Diser Symachus in der kirchen Constantiniana. vnd Laurencius in vnser frowen munster der grozzern. vnd von der sache waz die pfafheit gezweiet. vnd daz volk ouch von dem Senat. do wart ein gerihte dar vber gemachet ze Rauenna. do wart Symachus gewelt vnd bestetiget von der pfaffheit vor dem kunige
CXVIII a. Theodorico. Bi den ziten wart Cleodeneus der kunig von frankrich geteuffet von sant Remigio. vnd der ma-
A. + chet ze Paris ein Munster in der stat in der ere sant
A. B. C. + peters vnd sant paulus. Bi der zit besament der babst
A. B. Symacus ein Concilium. vnd satzte *von siner barmhertzikeit* sant Laurencium den vorgenanten ze byschof ze nucherino. vnd dar nach kurzlicht wart Symacus besatzte[2]) an bosheit an valschen gezugen. vnd wart laurencius heimelich wider gesant. vnd do wart aber ein zweiunge vnder der pfafheit. wanne ein teil gestunden Symacho. vnd die andern laurencio. Do wart ein concilium gemachet von zwein hundert. vnd. XV. byschofen. do entschuldiget sich Symachus von der bosen ansprache. vnd wart mit eren wider gesetzet ze babst. vnd Laurencius wart verdampnet mit den sinen die ime gestunden.

CXVIII b. Hormisda. waz geborn von Campania von der stat Freselon[3]) von sinem vater Justo. der besaz den stul. IX. iar. XVII. tage. Diser versunet die pfafheit. vnd meret die psalmos. vnd versunet die kirchen.[4]) die von dem stul verdampnet waren. von peters wegen von Alexandrina dem byschof. do diser vil almusens armen luten gab. vnd den kirchen vil gezierde verliez.

---

[1]) 15 ann. 7 m. 28 d., A. B. C. [2]) terminatur, A. B. criminatur, C. [3]) Frusinonia civitate, A. B. [4]) l. kriechen. Graecos.

do liez er zu sant peter einen silberin Trom von tusent. XL. pfunden. vnd wart auch aldo begraben.

Johannes.

Johannes der erste waz geborn von Tuscan. von sinem vater Constantino. der besaz den stul. II. iar. IX. monade. vnd. XVI. tage.[1]) do cessirt der stul. V. tage. Bi dises ziten wart frankrich bekeret zu Cristen. Disen sant der kunig Theodoricus in ytalia zu Constantinopel zu dem keiser Justiniano. vnd do er her wider kam. Do verderbt Theodoricus der kunig in CXVIII c.
vnd sin gesellen in einem kerker. daz rach vnser herre kurtzlich dar nach. wanne Theodoricus der starb. *vnd* B.
ein heiliger einsidel sach daz Johannes der babst sin sele in einem fürinen hafen stiez. also starb Johannes ze Rauenna in dem kerker vnd wart sin lichenam zu Rome gefurt. vnd begraben in sant peters munster. A.+

Felix der vierde. waz geborn von Sabina[2]) von sinem vater Constantino. der besaz den stul. IIII. iar. II. monad. XIII. tage. do cessirt der stul. I. monad. XV. tage.[3]) Diser besatzte daz man die sichen an irem tode sol olen. Er pannet auch den patriarchen von constantinopel.

Benedictus der ander[4]) waz geborn von rome von sinem vater Sygesmundo[5]) der besaz den stul. II. iar. XVII. tage.[6]) Der besatzte daz die pfaffen in CXVIII d.
der kirchen sint gescheiden von den leyen in der messe. er wart begraben in sant peters munster.

Johannes der ander. waz geborn von rome. von sinem vater Proiecto von dem berge Celio. der besaz den stul. II. iar. IIII. monade. VI. tage. der

---

[1]) 2 ann. 8 m. 18 d., A. B. C. [2]) Samius, A. B. Sauinus, C. [3]) 1 m. 13 d., A. 1 m. 15 d., B. 5 d., C. [4]) Bonifacius, A. B. C. [5]) Sigmulto, A. B. Figunuldo, C. [6]) 26 d., A. B. C.

verdampnet Archeum [1]) den bischof der Arrianen
A. B. C.+ ketzzerie.

Agapitus waz geborn von Rome von dem kirch-
A. B. C. spel Johannis vnd pauli *von sinem vater Gordiano einem priester.* der besaz den stul. XI. monade [2]) vnde. XVIII. tage. Der besatzte daz man an dem suntage die processio sol behalten. der fur ze Constantinopel zu dem keiser Justiano. vnd starb aldo. vnd wart gefuret gen Rome vnd wart aldo begraben in sant peters Munster.

Siluerius waz geborn von Campania. von sinem vater hormisda einem Romischen bischof. der besaz den
CXIX a. stul. IX. monade. [3]) vnd. XI. tage. der wart gesant in daz ellende. von der keiserinne. Theodora. vnd wart erslagen in der Inseln pontia. dar vmb daz er niht wolte widersetzzen anthenum den bischof der verdampnet waz vmb den vngelauben.

virgilius. [4])

Virgilius waz geborn von Rome. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. XVII. iar. VI. manade. vnd. XXVI. tage. do cessirt der stul. III. monad. V. tage. bi dises ziten waz Pelisanus [5]) patricius. der lediget rome von den goten. vnd braht zu sant peter ein guldein krutze. daz ime worden waz von den roubenden. [6]) daz er den wandalis nam. daz wag hundert marck goldes. Diser starb in dem ellende. vnd in dem lande Syranensi [7]) Diser ordiniert daz man die messe singen sol. wider der sunnen ufgank. Auch wart
CXIX b. er verderbet von der keiserinne Theodora. als si vor
A. B. C.+ var [8]) Siluerius. Bi den ziten waz in einer stat in dem lande Sycilia [9]) Theophilus ein archidyaken. der gotes vnd siner muter Marie verleugent het. vnd sich dem

---

[1]) Anthemium, A. B. C. [2]) 2 ann. 11 mens. etc., A. B. C. [3]) 1 ann. 5 mens. etc., A. B. C. [4]) Vigilius, A. B. C. [5]) Belisarius, A. B. C. [6]) ex spoliis, A. B. C. [7]) Syracusis, A. B. C. [8]) l. sin vorvar. [9]) Ciliciae, A. B. C.

Tufel ergeben. vnd do sin wille geschach von dem Tufel. do bedahte er sin grozze missetat. vnd kam in sin grozze ruwe mit schrien. vnd weinen. daz ime Maria half daz er genade vmb got erwarb. Bi den ziten wart zu Constantinopel. daz. V. Concilium gesament in dem man Theodoram. vnd alle die ketzzer verdampnet het. die do sprachen daz maria niht got vnd menschen geborn het. sunder einen menschen allein. *Bi den ziten starb ouch remigius der die kirchen ze Remensi. LXXII. iar het verrihtet.* A. B. C.+

Pelagius. der erste. waz geborn von Rome. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. IIII. iar. X. monade. XVIII. tage. *do cessirt der stul. IIII. monade.*[1]) Daz[2]) man die ketzzer mit werltlichem grihte pinigen mohte. *Diser babst wart besaget daz er schuldig were an dem tode des babstes virgilij. do ging er vor allem volke. vnd greif an daz krutze. vnd uf daz ewangelium. vnd entschuldiget sich. Bi disen ziten wart sant Stephans gebein gefurt zu Rome. vnd bi sant Laurencien geleit in ein grab.* CXIX c. C. A. B.+ C.

Jo—.

Johannes der dritte waz geborn von Rome von sinem vater anastasio. der besaz den stul. XII. iar. II. monade.[3]) XXVII. tage. do cessirt der stul. I. monad. vnd. III. tage. Diser machet vnd buwet wider die kirchof der heiligen marterer. Bi disen ziten waz fortunatus ein herlich buchtihter. der kam von ytalia ze Turon. vnd beschreib daz leben sant mertins dez bischofes. ze letste wart er gewihet ze bischof der stat Pictauia. *Johannes der babst vollbrahte in der stat daz munster der aposteln sant Philippi vnd Jacobi. vnd wihet si. vnd wart begraben in sant peters munster. Bi disen ziten lebte sant Germanus bischof ze Paris. do der siech* CXIX d. A. B. C.+ C.

[1]) 4 m. 25 d., A. B. [2]) sc. Der besatzte etc. [3]) 11 m., A. B. C.

lak do hiez er entgegen ime an die Maur mit buchstaben ergraben funf kalende dez Meyen. Do meinet er do bi daz im von gote waz kunt geton daz er danne sterben solde. vnd wart begraben in der kirche ze sant German.

Benedictus der erste. waz geborn von Rome. von sinem vater Bonifacio. der besaz den stul. IIII. iar. einen monad. vnd XVIII. tage. bi den ziten furen die lamparter in ytaliam. vnd machten vil hungers vnd sterbens in dem lande. do vnder der betrubnusse starb der babst Benedictus. vnd wart begraben in sant pe-
A. + ters kirchen.

CXX a. Pelagius der ander. waz geborn von rom. Der besaz den stul. X. iar.[1]) II. monad. vnd. X. tage. do cessirt der stul. VI. monade.[2]) vnd. XXV. tage. Diser wart gewihet on des fursten heizzen. bi den ziten besazzen die Lamparter Rome. vnd taten grozzen schaden in ytalia. bi den ziten waz do so vil regens daz die lute gemeinclich sprachen daz die werlde ab ze gen
A. B. C. + wolde von der sint fluht. vnd wart groz slaht vnd freyse.
C. *vnd die Tyber vz ging von dem regen. do wart der fluz so groz daz er vber die maur ging. vnd verderbet ein groz teil der stat. vnd brahte ein vnzellich menige von vihe vnd von slangen vnd von wurmen. vnd einen grozzen T(r)acken. vnd die Tyer vnd die wurme beliben alle do vmb die mur ligen. vnd do daz wazzer verlief do fulten si. vnd der stanck entreinet die luft. daz so grozzer ster-*
CXX b. *ben wart der lute. also daz vil huser wurden wuste sten in der stat. vnd do von starb ouch der babst Pelagius. vnd wart begraben in sant peters munster.*

C. Gregorius der erste lerer[3]) *waz geborn von rome von sinem vater Gordiano vnd waz neve des babstes*
A. B. C. *Felicis*. der besaz den stul. XIII. iar. VI. monade. X. tage. vnd dar nach cessirt der stul. V. monade.

---

[1]) 12, A. B. [2]) 6 m. 26 d., C. [3]) Doctor, A. B. C.

vnd. XVI. tage. Diser waz der hoheste lerer der Heiligen schrift. vnd ein suther. Diser machet. XL. Omelyen. vnd betutet daz buch Job. Ezechielem. vnd Dyalogum Pastoralem. Er machet ein munster vz sinem eygen huse. *vnd. VI. munster machet er in Sicilia. in* A. B. C.
dem namen sant Andres. der heiligen zwelfboten. Da von wart er billich genant ein yrdisch engel. wanne er uf erden hielt ein himelische leben. Er besatzte in allen CXX c.
kirchen der stat in der vasten. daz man in iegelicher sunderliehe den gotes dienst vmb antloz vnd gnade fur alléz menschlich kunne. vnd daz die alte irrunge der aptgote iht wider uf stunden. Do hiez er den aptgoten allen die houb(t) vnd die gelider abslahen. vmb daz der vngeloube ze mal vertilget wurde. vnd der Cristen geloube gesterket. Er legte ouch zu der messe. Diesque nostras in pace disponas. *vnd machet vil buch.* vnd A. B. C.
hiez ob den houbten der aposteln daz ampt erlich von einem babst oder von den Cardinalen begangen werden. Er machet ouch ein lob vnserm herren mit einer Latin[1]) von siben formen. Wanne in dem ersten kor waz alle die pfafheit. In dem andern die epte mit iren munchen. In dem dritten die eptissin mit iren Nunnen. In dem vierden reine kint die megde waren. In dem CXX d.
funften die leyen. In dem sehsten alle witiben. In dem sibenden alle getouften wip. Diser waz der erste der sich schreib einen kneht der gotes knehte. *vnd wie* c.
er an leben vnd an wisheit volkomen were. so het er doch vil lugener nach sinem tode. daz man alle sine buch wolde verbrant haben nie wanne daz petrus sin dyaken bezuget mit sinem eyde. daz er het gesehen den heiligen geist in einer wizzen tuben forme uf sinem houbte. vnd in lerte die Omelien vnd die buch die er schribe vnd daz bezuget er auch mit dem zil sines todes. daz er ime vor seit. vnd do mit beuestent er sine buch offenlich ze lesen. A.+

Fabianus[2]) besaz den stul. I. iar. V. monde vnd. X. tage.[3]) do cessirt der stul. I. monade. vnd.

---

[1]) Litaniam. [2]) Sabinianus, A. B. C. [3]) 9, A. B. C.

CXXI a. XV. tage.[1]) Diser besatzte daz man leutet die zit der tage in der kirchen. Diser bewert mit vngelimpfen sant Gregorien leben nach sinem tode. vnd allermeist daz er den armen so frilich gab. daz brach er abe daz er den armen niht gab. Do erschein ime sant Gregorius ze drin molen vnd strafte in vmb die schulde. vnd do er sich niht bezzeren wolde. Do kam er zu dem vierden mole. vnd slug in vf sin houbt daz er erwachet vnd ouch starb.

Bonifacius der dritte. waz geborn von rome der besaz den stul. VIII. monade vnd. XXVIII. tage. Diser besatzte daz man wisse[2]) tucher uf den alter
A.+ legen solde.

Bonifacius der vierde waz geborn von rome[3]) von sinem vater Johanne einem artzzet. der besaz den stul. VI. iar. VI. monade. vnd. XXII. tage.[4]) do cessirt der stul. VII. monade. vnd. XXV. tage. Diser
CXXI b. erwarb von dem keiser Foca. daz sant peters kirche ein houbt were aller kirchen. wanne man vor die kir-
A. B. C.+ chen ze Constantinopel schreib die ersten aller kirchen. Er erwarb ouch vmb daz Tempel Pantheon. daz gemachet waz der gottinne Cybiles die ein muter waz aller gote. daz liez er wihen vnser frowen. vnd allen heiligen ze einer kirchen. vnd also besatzte der babst die hochzit aller heiligen zu begen in aller Cristenheit. vnd an dem andern tage. ein gedehtnisse allen selen ze troste. vnd uf aller heiligen tag sol der babst die messe singen. vnd daz volk sol vnsers herren lichenam enphahen an dem wihennahtage.

Deus dedit.

Deus dedit waz geborn von rome. von sinem vater Stephano einem subdyaken. der besaz den stul.

---

[1]) 1 m. 26 d., A. B. 11 m. 21 d., C. [2]) nitidus, A. B. viridus, C. [3]) natione Marsorum, A. B. C. [4]) 6 ann. 8 m. 12 d., A. B. C.

III. iar. vnd. XX. tage. Diser kuste einen Malatschen der wart gesunt von der vzsetzzikeit siner suchte. CXXI c.

Bonifacius der funfte waz geborn von Campania. von der stat Nychopoli.[1]) der besaz den stul. V. iar. XIII. tage. Diser besatzte daz die kirchen diebe in des babstes banne weren. vnd daz die Acoliten niht sullen beruren daz heiligtum der Marterer. der wart begraben zu sant peter.

Honorius.

Honorius der erste waz geborn von Campania von sinem vater petromocorsi. der besaz den stul. XII. iar. XI. monade. XVII. tage. do cessirt der stul. VII. monad. XVIII. tage. Diser besatzte daz man ze sant peter alle tage die Letanien solte lesen. diser besatzte sunderlichen. daz man alle samtztage zu sant peter die Letanien hielt. Diser berihte och die pfafheit selicliche. vnd on die almusen die er tegelichen den armen gab mit milter hant. do zierte er vil kirchen mit silber vnd CXXI d. mit golde. Diser wart begraben zu sant peter. *bi den* c. *ziten wart gemartert anastasius ein munch von Persia geborn. vnd do er ein kint waz. do lerte in sin vater die zouberliste. vnd do wart er den cristen gelouben gelert. der lief zu Jerusalem. vnd bat sich teuffen. vnd wart ein Munich. vnd ze letste wart er gevangen von den heiden. vnd mit grozzen pinen getotet. vnd zehant tet ein man sin rock an der wart erlost von dem Tufel. Darnach do der keiser Eraclius persiam gewan do nam er sinen lichnamen. vnd furt in gen Rome. vnd legte in in sant Paulus munster ad Aquas saluias. Ez ziert auch der babst sant peters munster mit silber vnd mit golde. vnd bedahte ez alzemal mit erinen Taueln. Er machet auch die kirchen* CXXII a *sant Agneten do si lit. vnd die kirchen sant Pancracien an dem wege Aurelia. vnd die kirchen Quatuor Coronatorum. vnd wart begraben in sant peters munster. nach einem guten leben.*

---

[1]) Neapoli, C.

Seuerinus waz geborn von Rom von sinem vater Abieno. der besaz den stul ein Jar. vnd cessirt der stul. IIII. monade vnd. XXVIII. tage. Diser heilige babst waz milte vnd selig. vnd ein minner der pfaffen. vnd der armen. Er merte daz gut vnd den nutz der kirchen vnd wart begraben zu sant peter.

Johannes der vierde waz geborn von Dalmacia. von sinem vater venancio einem schulmeister. der besaz den stul. I. iar.[1]) IX. monade. XVIII. tage. Diser greif an den schatz der heiligen kirchen. vnd erloste manig tusent menschen von der eygenschaft mit
CXXII b. den steten. Dalmacia. vnd hystria. vnd wart begraben in sant peters munster. Diser furt die lichnam Anastasij vnd vincentij. vnd ander marterer von dalmacia vnd hystria. vnd begrub si ze sant Johannes munster bi dem brunnen ze Lateran.

Theodorus.

Theodorus der erste waz geborn von kriechen von sinem vater Theodoro einem byschof von Jerusalem. der besaz den stul. VI. iar. V. manade. VIII. tage. vnd cessirt der stul. III. tage.[2]) Diser besatzte daz man die osterkertzzen segent an dem Osterabent. Diser rihtet daz buch penitencie. Bi disen ziten waz paulus ein bischof ze Constantinopel. nach dem bischof pirro. der niht allein mit siner bosen lere die Cristenheit piniget sunder ouch mit offenlicher vervolgunge. vnd baten der romischen kirchen.[3]) *vnd sant boten wi-*
CXXII c. *der dar. vnd gab in die Ewangelia geschriben an einem*
c. *buche mit guldinen buchstaben vnd mit edelm gesteine durchzieret daz er sant Peter sant. Diser machet einen Munch von kriechen genant Theodoricus. von grozzer kunst wart er ze bischof ze Catuanensi in engellant. Diser Theodorus*

---

[1]) 7, A. [2]) 52, A. B. C. [3]) Die Päpste Martinus, Eugenius und Vitalianus in A. B. C. werden übersprungen, wo das Folgende zu Vitalianus gehört.

machet ein buch der penitencie. vnd vnderschiet daz mit schoner ordenunge. von dem buche man vil hat ze sagen in dem geistlichen rehte.

Deodatus. waz geborn von Rome von sinem vater Jobiano. der besaz den stul. IIII. monade. vnd. XV. tage.[1]) *Diser waz so milte. daz er alle lute die zu ime komen durch bete trost. vnd mit freuden liez. Bi dez ziten waz der lichnam sant benedicten gefurt von dem berge Cassina in ein erlich Closter in dem bystum Aurelianense. vnd ouch den lichnam Scolastice. Diser wart begraben zu sant peter.* c. CXXII d. A.+

Bonus[2]) waz geborn von rome von sinem vater Mauricio. der besaz den stul. III. iar. V. monade. X. tage.[3]) do cessirt der stul. II. monade. IIII. tage.[4]) Diser zierte die stat vor sant peters munster daz do heisset daz Paradise. der wart ouch zu sant peter begraben.

Bonifacius der sehste waz geborn von Rome. der besaz den stul. IIII. iar. II. monade. vnd. VI. tage. diser machet die stat daz do heizzet daz paradyse. A. B. C.

Agatho waz geborn von Sycilie. der besaz den stul. II. iar. VI. monade. vnd. III. tage. do cessirt der stul. I. iar. VII. monade. und. XV. tage. Do diser einen malatschen kuste. do wart er zu hant reine. Bi disen ziten wart die stat Rauenne vnd die kirchen gehorsam der Romischen kirchen. die sich vor lange wider gesetzzet het. A. B.+

Leo.

Leo der ander waz geborn von Sycilia von sinem vater Paulo. der besaz den stul. X. monade.[5]) XVII. tage. Diser besatzte daz petz[6]) ze geben in CXXIII a.

[1]) 4 ann. 2 mens. 5 dies, A. B. C. [2]) Donnus, A. B. Donus, C. [3]) 3 ann. 6 m. 10 d., A. B. 1 ann. 5 m. 10 d., C. [4]) 15 d., A. B. C. [5]) 3 ann. etc., A. B. [6]) Pacem, A. B. C.

der kirchen in alle der Cristenheit den geleubigen. nach dem Agnus dei. Er waz gespreche vnd wol geleret in der heiligen schrift. in kriechischer zungen vnd in Latin. vnd waz sorgsam zu der furderunge vnd helfe. niht allein der armen. sunder mit dem leyde.[1]) Bi disen ziten von gotes ordenunge vnd von siner arbeit. vnd ouch von des keisers gebot. vnd do gab sich die kirche von Rauenna vnder den gewalt dez Romischen stules. die ime vor vngehorsam gewesen waz. nach der alten gewonheit. wenne ein ertzbyschof sturbe. daz sich der nach ime bischof wurde ze Rome liez wihen mit dem Pallio. vnd machet ouch daz kein ertzbyschof sin
CXXIII b. pallium niht vmd die kirchen kouffen sol. noch kein ampt sol man do verkouffen. sunder durch got geben. Diser wart begraben in der kirchen sant peters. *vnd*
A. B. *sin hochzit leget man in dem monen Julio.*

Benedictus der ander waz geborn von Rome von sinem vater Johanne. der besaz den stul. X. monad.[2]) vnd. XII. tage. vnd do cessirt der stul. II.
A. B. C. monade. vnd. XV. tage. *Des tag beget man in dem*
C. *monade Julio. Wanne er sinen namen wol gelich tet mit einem heiligen leben. der machet wider vil kirchen in der stat vnd wart begraben ze sant peter.*

Johannes der funfte. waz geborn von Syria. vz der stat Anthyochia. von sinem vater Habundio. der besaz den stul ein iar. vnd. X. tage. do cessirt der stul zwen tage.

Zeno[3]) waz geborn von Rome von dem berge Celio. von sinem vater benedicto. der besaz den stul.
CXXIII c. II. iar. vnd. XI. monade.[4]) Do cessirt der stul. I.
C. monade. vnd. XVIII. tage. *Der was eines heiligen le-*
A. + *bens. vnd wart begraben ze sant Peter.*

---

[1]) studii labore sollicitus. [2]) 2 ann. etc., A. B. [3]) Conon, A. B. Cono, C. [4]) 2 ann. 11 m. 9 d., A. B. 11 m. 9 d., C.

Sergius der erste. waz geborn von syria. vz dem kunigriche Anthyochia. von sinem vater Tyberio. der besaz den stul. IX. iar. VIII. monade. vnd. III. tage vnd. XX. tage.[1]) Der besazte daz man da agnus dei zu drin molen sunge in der messe. Diser vant von gotes offennunge in der Gerkamern. sant peters. an einer heimelichen stat ein silberin kapsen. der so alt waz. daz man kume kunde geprufen. daz er silberin waz. dar vf waz ein Ingesigel gedrucket. Do er den vf gebrach. do vant er ein krutze gezieret von edelm gesteine. vnd dar innen waz ein groz stucke dez heiligen kreuczes. Er furte ouch von gotes manunge den heiligen lichnam dez babstes leonis dez ersten ze witen- CXXIII d.
burg.[2]) Bi den ziten wart sant kylian mit sinen gesellen gemartert. diser babst sergius wart begraben ze sant Peter. A. +

Leo.

Leo der dritte. waz geborn von Rome. von sinem vater Nycolao einem dyaken. der besaz den stul zwei iar. vnd. XI. manad. Diser wart babst gemachet von Patricio dem Romer. *bi den ziten waz sant Lam-* C.
preht der byschof dar vmb daz der strafte den kunik pippein der kunig Karlen vater waz. der ein ander wip minnet fur sin elich wip. Dar vmb erslug in des vnelichen wibes bruder. Die do genant vnd si hiez Alpaida ze Leodio. vnd sin lichnam ze Traiecto gefurt wart. vnd wart do begraben. vnd darnach wart er gefurt ze Leodiense in daz bistum. Diser Leo ist niht geschriben in den Romischen kroniken in dem buche der bebste. lihte dar vmb daz er mit vnrehte babst wart. vnd dar vmb mit CXXIIII a.
in. vnd auch in dem decreto darnach komend Leo heizzet der dritte.

Johannes.

Johannes der sehste waz geborn von Criechen. von sinem vater Patrono der besaz den stul. III. iar.

---

[1]) 23 d., A. B. C. [2]) Virzenburg, A. B. Visemburch, C.

II. monad.[1]) vnd do cessirt der stul. I. monad. vnd. XXI. tage.[2]) Diser wart gemartert. vnd begraben in der kirchen sant Sebastiani ad Cathecumbos.

Johannes.

Johannes der. VII. waz geborn von Rome von sinem vater Gregorio. Der besaz den stul. III. iar. VII. monde. vnd. XXVII. tage.[3]) do cessirt der stul.
c. IX. monade. *Diser waz wol geleret in der kunst vnd wol gespreche. Diser machet ein Cappeln in sant peters munster in vnser frowen ere. die wende machte er mit kostlichem werke. Vnd da vor dem alter wart er begraben.*

Sysinius waz geborn von Rome. von sinem vater
CXXIIIIb. Cresimundo. der besaz den stul. XX. tage. vnd do cessirt der stul. VI. monade.[4]) Bi dez ziten waz groz kriek.

Const.

Constantinus der erste waz geborn von Syria. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. VII. iar. XV. tage. vnd cessirt der stul. XL. tage. Diser wart begraben in vaticano bi sant peter. disen hiez der keiser Justianus zu ime gen Constantinopel komen. Vnd enpfing in erlich. vnd bat in daz er an dem Suntage messe sunge in sant Sophien munster vnd enpfing alda vnsers herren lichenam von sinen handen. vnd leget sin antlitze uf die erden vnd bat got fur sin sunde. vnd ernuwet da alle die Priuilegia. der romischen kirchen. Diser kundet ouch den keiser philippum ze panne dar
c. vmb daz er der heiligen bilde hiez ab tilgen. *vnder di-*
CXXIIIIc. *sem babst gaben die zwen kunige von Engellant Herek*[5]) *vnd Oppha ze rome sich zu Munich. vnd got ze dienen. vnd endeten ir leben mit einem seligen ende. Diser babst wart begraben zu sant Peter.*

---

[1]) 3 ann. 2 m. 23 d., A. B. C. [2]) 19 d., A. B. C. [3]) 17 d., A. B. C. [4]) 2 m., C. [5]) Choeret, A. B.

Gregorius.

Gregorius der ander waz geborn von Syria von sinem vater Johanne. der besas den stul. XVI. iar. VIII. monade. XX. tage. Diser satzte in aller Cristenheit den Donrestag ze vasten. vnd daz ampt der messe begen daz vor niht geschach. Bi den ziten waz der bischof Bonifacius der daz volk in Tutschem lande bekert zu Cristo. Bi den ziten waz Petronax ein burger von Brixia. der machte von der bete Gregorij des babstes. vnd von der gotlichen manunge wider daz Closter sant Benedicten. bi der burg Cassino. daz do vor mer danne hundert iar die Lamparter heten zerstoret. Bi den ziten kam sant Egydius in Provantz CXXIIII[d] der von kriechen geborn waz. Diser Gregorius wihet den vorgenanten bonifacium ze byschof. do er kam zu Britania vnd hiez in daz gotes wort predigen in Germania. vnd bekerte die lute zu Cristen gelouben. vnd dar nach wart er ein ertzbischof ze Mentz. vnd dar nach wart er gemartert ze Frisen. do er da prediget. vnd wart darnach gefuret gen Folde in daz Closter daz er gebuwen het. Do der keiser Leo die bilde ze Constantinopel abtilget vnser frowen. vnd der heiligen. Do gebot er disem babste daz selbe tun. daz widersprach er niht allein. sunder tet er ouch den keiser ze banne. *Bi den ziten waz Karolus der grozze kunig von* c. *franckrich. der betwank die sahssen. vnd fur vber rin vnd betwank die tutschen lute Swaben vnd Peyer biz vf die Tunauwe vnd betwanck auch die friesen. vnd Burgundiam* CXXV[a]. *vnd gesiget auch an den heyden vber mere. vnd kam auch in Prouantz mit den sinen vnd wustet daz alzemal. Gregorius der babst der gab den pfaffen vnd den kirchen daz gut der heiligen kirchen vnd wart begraben zu sant peter.*

Gregorius der dritte. waz geborn von rom von sinem vater Marcello. der besaz den stul. X. iar.[1]) VIII. monen. vnd. XXIIII. tage. Do cessirt der stul.

[1]) 9 ann. etc., A. B.

IX. tage. Diser machet die wort in der stille.[1]) Vt quorum sollempnitas hodie inconspectu maiestatis tue celebratur domine deus noster in toto orbe terrarum. vnd machet daz sich alles ytalia satzte wider den keiser Leonem den ketzzer. vmb daz er die bilde verbrant
A. B. C.+ vnd tilget. Do diser Gregorius sach. daz der keiser
CXXV b. Leo niht ab wolde lazzen von der vertilgunge der bilde vnser frowen vnd der heiligen. Do machet er daz Rome. ytalia. vnd hyspania.[2]) sich zugen alzemal vz sinem gebot. vnd verbot ime sin reht zegeben. vnd machet ze Rome ein Concilium von Tusent byschofen. vnd vestent vnd bestetiget. die ere vnd die wirdikeit der heiligen bilde. vnd verpannet mit dem grozzen panne
c. alle die die bilde versmeheten. *Do Roma besessen waz von Alebrando dem kunige von Lamparten. do sant mit schiffen diser babst zu dem kunige karulo pippini vater. vnd bat in daz er ze hilfe keme der Romischen kirchen. Er machet auch ein ertzbistum ze vienne.*[3]) *daz in zwein iaren alles gar gebuwen wart.*

Zach.

Zacharias. waz geborn von kriechen. von sinem vater Politronio. der besaz den stul. X. iar. II. mo-
CXXV c. nade. vnd. XV. tage. Der machte die dyaloga von kriechische in latin. vnd machte den kunig von frankrich pippini bruder zu einem pfaffen. vnd sante in in daz Munster Cassinense. daz er do ein Munch wurde. vnd er den kirchen ouch vil gutes gab. mit handvesten dez stules ze Rome. von dises babstes lere verlie der kunk Eraclis von Lamparten die werlte. mit wip vnd mit kinden. vnd wart ein munch. vnd ze disem babste komen die Munche ze Cassiensi zu rome. vnd namen mit in karolum.[4]) vnd baten den babst daz er briefe dem kunige von Frankrick pippino sand daz er sant Benedictus lichnam in ir Closter wider gebe. dem die

---

[1]) in Secreta. [2]) Hesperiam, A. B. C. [3]) Biennae, A. Viennae, B. [4]) Carolomanno, A. B. C.

Munche von Floriacensi die in billichen[1]) heten. do daz mit botschaft geworben wart. do weinten vnd vasten die Munche mit irem gebet gen gote. vnd die boten die den lichnam Benedicti von danne solten furen die wurden blint. vnd bleib aldo. *Also waz der babst za-* CXXV d.
charias geziert mit allen tugenden. vnd starb vnd wart c.
begraben in sant peters munster. Bi disen ziten wart der lichnam sant Marien magdalenen ze versiliaco braht von dem grefen Gerhardo von Purgundia. wie doch etlich schriben daz si lige ze Epheseo. vnd die andern sprechen si lige in einer Inseln sant Cristinen ze ytalia. Diser babst nam in der kirchen ze Lateran den lichnam sant Georien dez marterers. vnd brahte in mit grozzer wirdikeit. vnd brahte in ze dem guldenin vmbhange in die kirchen sines namen. A.+

Stephanus der ander waz geborn von rome. von sinem vater Constantino. der besaz den stul. V. Jar. vnd. XXVIII. tage.[2]) do cessirt der stul einen monad. vnd. V. tage.[3]) Diser fur ze frankriche. vnd machet pippinum ze kunige vmb die irrsal. die der CXXVI a.
kunig Asculpus von lamparten dem stul vnd der stat tet ze rome. vnd do er kunig Pippin het gemacht ze franckrich. vnd do fur er engegen Asculpo bi dem malen nahen. vnd stunt von sinem pherde vnd furt in bi dem zoume gevangen. vnd braht in heim in sinen palast. *An der iarzal vnsers herren. LII.* in dem Jun- A. B. C.
gesten iar dises babstes. Do braht er daz romische rich von kriechen vz irem gewalte in der Teutschen gewalt in der Personen dez grozzen Herren karolen. der noch do in sinen Jungen tagen waz. von des wandelunge man vindet in dem decretal vil von ime ze sagen. A.+

Paulus waz geborn von rome. von sinem vater Constantino. vz der gegent vielate. der besaz den stul. X. iar. vnd. I. monen. Do cessirt der stul. I. iar.

---

[1]) furtive, A. B. furtim, C. [2]) 5 ann. 1 m. 28 d., A. B. [3]) 10 d., A. B.

CXXVI b. vnd. I. monen. Diser besatzte daz gotliche ampt in der vasten der. XL. tage zu begen vor sexte zit. Diser erhub den lichnam der Juncfrowen sant petronellen sant peters tohter mit dem Tytulo den sant peter ir schreib. der also waz. siner aller liebsten petronellen der guldenin. vnd leit si in einen kostlichen sarg.

c. *Diser waz milte vnd barmhertzig. vnd tet nieman vbel wider vbel. Er ging ouch des nahtes mit lutzzel dienern zu den Cellen der siechen. vnd der armen. vnd der gevangen. vnd schuf in ir notdurft. Vnd auch tet er sin helfe. wittiben vnd weisen. vnd do diser babst wonte bi sant paulo fur die hitzze des sumers. do starb (er) ouch alda. vnd wart do begraben. vnd dar nach wart er von sinen romern erlich gefurt zu sant peter. bi den zit n lebte sant Gangolfus in burgundia. der koufte einen brunnen in franckrich vnd tet zu Burgundia sin vzgang. Do der*

CXXVI c. *sin wip begab vmb daz si ander man nam. Do stach irre manne einer in zu tode. der ein pfaffe waz. vnd do er erslagen waz. do tet er grozze zeichen. Do sprach daz wip tut min man Gangolfus zeichen. so singet min ars*[1] *daz ouch. ze hant geschach. wanne als dicke si sprach ein wort so sang ir der ars.*

Constantinus.

Constantinus der ander waz geborn von Rome. vnd besaz den stul. I. iar.[2] Diser wart Hailingen[3] vz einem leyen ze babst. daz ein groz schande waz der heiligen kirchen. vnd von dem hazze der geleubigen von der heiligen kirchen wart er geschant vnd wurden ime die ougen vz gestochen. wanne er mit vnreht an daz babstampt kam.

Stephanus.

Stephanus der dritte waz geborn von Sycilia von sinem vater Olyuo. der besaz den stul. III. iar.

---

[1]) anus, A. B. [2]) 2 ann. 1 m., A. B. 1 ann. 1 m., C. [3]) subito, A. B. C.

V. monade. vnd. XXVIII. tage. do cessirt der stul. CXXVI d.
VIII. tage.[1]) Diser wart begraben bj vaticano in sant
peters munster. Diser berufte ein Concilium. von ytalia
vnd Gallia gen Rome. vnd satzte alle dink die Con-
stantinus gesatzt vnd geordent het. on den touf. vnd
on den Cresmen. vnd alle die von ime gewihent waren
die degradiert er. A.+

adrianus.

Adrianus der erste waz geborn von Rome von
sinem vater Theodoro. von der strazze violata. der be-
saz den stul. XXIII. iar.[2]) vnd. X. monade. vnd
XVIII. tage. do cessirt der stul. III. tage. Diser bat
den kunig karlen pippini sun. daz er keme vnd besezze
die Lamparten ze papia. vnd vink iren kunig Deside-
rium. vnd sin wip. vnd furte si gevangen gen franck-
riche. vnd kam do wider ze Rome. vnd gab sant peter
wider allez daz sin vater Pyppinus im vor gegeben het. CXXVII a.
vnd gap sant peter wider allez daz hertzogentum ze
Spolet. vnd von bonivento. vnd dar vmb wart er houbt-
man der stat zu rom. Diser adrianus machet wider
Anastasium genant ad aquas saluias daz verbrant waz.
Diser puwet auch die Turne. vnd die Maur der stat
ze rome. Er gab auch sant peter die grozzen ereinen A. B. C.+
porten. vnd den andern synodum hielt der selbe babst
Adrianus ze rome. von dem kunige karulo. mit hun-
dert. vnd mit. LIIII. bischofen vnd vil ander Epte.
vnd prelaten in dem der babst Adrianus vnd daz Con-
ciliun gemeinlich dem kunige karlen gaben gewalt einen
babst ze kiesen. vnd den stul ze Ordenne. vnd daz die
ertzbischofe alle ir bestetigunge solten enphahen von
ime. vnd wer daz widerspreche daz er ze banne were.
vnd in ir gut nemen si wolten ime danne gehorsam sin. CXXVII b.
vnd waz die Lamparten den Romern vor der zit ge-
numen heten. daz gab in der kunik karle allez wider.
vnd do verging daz kunkriche der Lamparter. do ka-

[1]) 9, C. [2]) 24 etc., C.

rolus gewaltig wart vber allez ytaliam. Bi den ziten lebt Albinus. der auch hiez Alcinus. der Karolus meister waz. Diser Alcinus. waz geborn von engellant. vnd waz ein groz meister von sinnen vnd kunsten. vnd waz auch volkomen an erbern leben. vnd von dem het karolus gelernet die siben kunste. vnd der leit daz studium zu paris. daz die romer von kriechen heten geleit
A.+ gen rome. *vnd karolus machte in zu einem apte zu Tu-*
C. *rin*[1]) *zu sant Mertin. vnd die Munche die do waren heten vergezzen ir alten geistlicheit. vnd trugen syden kleider. vnd vergulte schuhe. vnd lebten vnkuschlich. vnd dar vmb sach ein munch daz zwen engel gingen uf den Tormenter*[2])
CXXVII c. *vnd die Munche alle ertoten. on den allein der die engel sach. der erbat kume die engel. daz si in niht toten. sunder daz si in sin sunde liezzen ruwen vnd buzzen. Dises Closters apte wart Alcuinus dar nach. vnd ein wiser aller Cristenheit. vnd starb in einem heiligen leben. Diser heilige babst wider buwet kirchen beide innewendig der maur der stat vnd vzwendig. vnd machte der maur stat wider die gebrochen woren biz vf den grunt. Diser machet ouch ein samenunge von Munchen in sant Stephans Munster bi sant peter mit drin kirchen. die sant Gregorius der dritte*
A.+ *besatzte hete. Diser wart begraben bi sant peters munster.*

Leo der viert waz geborn von rome. von sinem vater Asculpho. der besaz den stul. XX. iar. V. mona.
CXXVII d. vnd. XVI. tage. do cessirt der stul. III. tage. Do diser solde varen an sant Marcus tage ze sant peter mit der Letanie die er gemachet het. vnd besatzte vor der uffart vnsers.[3]) do wart er gevangen vnd geblendet vnd wart ime die zunge vz gesniten. Vnd der gewaltige got vnser herre Jhesus Cristus. gab ime gesihte vnd sprach wider. vnd darnach fur er zu dem kunige Karulo von frankriche. vnd prahte den mit ime gen rome. vnd der rach in an sinen veinden. wanne er sich vor karulo entschuldiget. der dinge der man in zech.

[1]) Turonensis, A. B. [2]) dormitorium, A. B. [3]) sc. herren.

vnd der selbe karolus. wart do von ime gekronet ze Romischem keiser. Diser Leo machet daz furbrucke sant peters. daz noch heisset die stat Leonina. *vnd ein* c. *Maur dar vmbe. fur den Inlauf der heiden. Diser Leo starb vnd wart begraben zu sant Peter.*

Stephanus der vierde besaz den stul. III. iar [1]) vnd. VII. monen. do cessirt der stul. XVIII. tage. [2]) CXXVIII a. Diser waz geborn von rome. von sinem vater Julio. vnd wart begraben in sant peters Munster. Diser fur ingallias. vnde wart erlich enphangen. von dem keiser Ludewico. vnd loste vil gevangener lute. vnde fur wider ze Rome.

Pasca.

Paschalis waz geborn von rome. von sinem vater Martino der besaz den stul. VII. iar. [3]) XVII. tage. Do cessirt der stul. XVIII. tage. der grub vz mit siner hant den lichnam sant Cecilie. die ime erschein. vnd in daz hiez. vnd die lichnam sant Tyburcij vnd valeriani. vnd den lichnam sant vrbani des babstes vz dem kirchof do si begraben logen. vnd furte si an die stat in sant cecilien kirchen. vnd si lit da mit grozzen eren. *Diser machet vor dem zu gange sant peters bi dem turen* c. *erein alter. vnd leit dar in den lichnamen sant Syxten* CXXVIII b. *dez ersten. Er puwet auch wider die kirchen sant praxedis der Juncfrowen. vnd machet ein samenunge do von kriechischen munchen. vnd sament alvmb in den kirchofen. wol zwei tusent lichnamen der heiligen vnd leit die dar in das Munster.*

Evgenius der ander. waz geborn von Rome. der besaz den stul. III. iar. vnd. II. monade. vnd sin vater Bouomundus. vnd wart gemachet babst von den leyen. vnd wart gemartert. vnd begraben in vaticano. *Diser waz von erst ein priester cardinal. der kirchen sant* c.

---

[1]) fehlt bei A. B. C. [2]) 28, C. [3]) 8 ann. etc., A. B.

Sabinen. vnd ziert die selben kirchen. mit silberinnen gesmeltz gar schon vnd gar erlich.

Valentinus der erste. waz geborn von rome. Der besaz den stul. XL. tage. do cessiert der stul. XVIII. tage. [1])

Gregorius der dritte.[2]) waz geborn von Rome
CXXVIIIc. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. XVIII. iar.[3]) Der brach sant Mertins kirchin an dem berge. vnd machet si wider von nuwem fullemunt. Diser besatzte mit dem rate des keisers ludewiges. vnd aller byschof. die hochzit aller heiligen ze begen in den kalenden dez Monen nouembris in Teutschen landen. vnd in frankrich. daz auch die Romer vor begingen von dem gebot des babstes Bonifacien. Bi disen ziten geschach den Cristen grozz betrupnisse. wanne etliche bosewihte waren ze Rome die santen zu dem Soldan von Babylon. daz er keme ze Rome. vnd ytaliam besezze. vnd do kam ein so grozze menige von heyden zu den porten in zu hundert Cellen genant. daz si daz ertrich bedakten. vnd gewunnen Rome vnd die stat Leoninam. vnd sant peters Munster wart beroubet al-
CXXVIIId. zemal. vnd allez Tuscan wart verwustet. ze letste bat Gregorius der babst den Marckgrafen Gwiden. der kam mit den Lampartern. vnd do kam ouch Ludewicus mit den walhen vnd mit grozzem schaden der Cristen wurden die heiden veriaget. Auch verwusten die heiden bi den selben ziten. Pulle. vnd Sicilie. *Diser heilige*
c. *babst. nam die lichenam der heiligen sant Sebastiani vnd valeriani. vnd Tyburcij. vz den kirchofen do si vor lagen. vnd furte si in sant peters Munster. vnd kirchen. vnd teilte die altar in sant Gregorien Cappeln. vnd leit si da. als man noch wol sihet. Er erhub ouch den lichnam sant Gregorien von der stat do er vor lag. vnd leit in vnder sinen alter. vnd noch vil guter werk die er beging. do*
A.+ *starb er vnd wart begraben zu sant peter.*

---

[1]) 3 d., A. B. C. [2]) quartus, A. B. C. [3]) 16 ann., A. B. C.

Sergius der ander waz ge-

Hier ist im Manuscript Fol. 129 herausgerissen, und fehlen demnach die Geschichten von Sergius II., Leo V., von Johannes, welcher die berüchtigte Johanna Papissa gewesen sein soll, und von Benedict III. nach A. und B., und fährt erst wieder mit Nicolaus I. fort. Im Vergleich des Raumes im Manuscripte mit dem Druck A. muss auch in ersterem die Geschichte der Päpstin Johanna auf dem verlornen Blatte mit enthalten gewesen sein. C. hat statt des Johannes die Anmerkung des Herausgebers: „Candide Lector, ne mireris hoc loco praetermitti Joannem, quem vocant octavum, Faeminam ortam, ut fabulantur, Moguntiae. Non erasimus e Codice nostro, ut fortassis criminaberis: verum candide ea quae scripta invenimus, edimus. Nihil plane addidimus, nihil etiam subtraximus, solum demptis erroribus manifestissimis Librarii manu commissis, quos fidelites, ubi visum fuit, sustulimus.“ — In A. und B lautet die berühmte Stelle: „Hic, ut asseritur, foemina fuit. Et quum in puellari aetate, a quodam suo amasio, in habitu virili, Athenis ducta fuit: in diversis scientiis ita profecit, ut nullus sibi par inveniretur. adeo ut post Romae trivium legens magnos magistros discipulos et auditores haberet. Et quum in Urbe vita et scientia magnae opinionis esset, in Papam concorditer eligitur. Sed in papatu per suum familiarem impregnatur. Verum tempus partus ignorans, quum de Sancto Petro in Lateranum tenderet, angustiata, inter Coliseum et Sancti Clementis ecclesiam peperit. Et postea mortua ibidem (ut dicitur) sepulta fuit. Et propterea quod dominus papa eandem viam semper obliquat, creditur omnino e quibusdam, quod ob detestationem facti hoc faciat. Nec ideo ponitur in catalogo sanctorum Pontificum, tam propter muliebris sexus, quam propter deformitatem facti.“

CXXX a. sinem vater Theodoro. der besaz den stul. IX. iar. II. monade vnd. XX. tage. Diser waz so ein heilig man. daz nach dem grozzen Gregorien uf dem stule sin geliche nie gesehen wart. Des wihunge der keiser Ludewick mit siner gegenwertikeit pflack. vnd bestetiget in. Bi dez ziten kam ze koln ein gewiter von hymel also groz daz die lute fluhen in sant peters Munster. vnd mit dem weter kam ein blitzzen schoz geschaffen als ein furin Tracke. vnd spielt daz Munster vnd slug dar inne. III. menschen ze tode. vnd. VI. bliben da
c. ligent fur tot. *Bi den ziten lebte sant Cyrillus. der ein apostolus waz. vnd ein lerer der Slauen. Der furt den lichnam sant Clementis zu Rome in daz Munster. der da gewihet wart. den er nam in der Inseln Crisona. do er in daz Mer geworfen wart. Auch wart der selbe Cyrillus*
CXXX b. *zu sant Clementen in sin munster geleit. vnd der babst Nicolaus wart begraben in sant peters munster. Do er*
A. + *groz zeichen tet.*

A. B. C. *Paulus besaz den stul. II. iar. vnd. II. monen. vnder Ludewige dem keiser. an dem iar vnsers herren. VIII. hundert vnd. LXXII. iar.*

Adrianus.

Adrianus der ander waz geborn von rome. von sinem vater Talacio[1]) einem bischofe. der besaz den stul. V. iar. zu disem kam der keiser Lotharius den der babst zu banne het getan. daz er in vntschuldiget. vnd also hiez er den keiser mit sinen fursten fur sich gen. vnd vnsern herren von im enphing ze einem vrkunde siner vnschulde. vnd wanne si dez sacramentes vnwirdig waren. do sturben si alle in dem selben iar. vnd vf dem wege. do der kunk wider wolte riten ze placencie. do starb er ouch.

Johannnes der. VIII. besaz den stul. X. iar.
CXXX c vnd. II. tage.[2]) Der wihete karolum den kunk Lude-

[1]) Carolo, A. B. Thalaro, C. [2]) 12, A. B.

wiges sun ze keiser. ze disem Johanne schreib ein A. B. C.+
dyaken hiez auch Johannes von rome in vier buchelin
daz leben des babstes Gregorij. dez ersten. diser leit
vil freuels von den romern. wanne si in gevangen hielten. dar vmb daz er niht gestan wolte dem kunige
karulo do er zu franckrich waz. wanne er wol ein iar
wonte mit einem hiez Ludowicus Balbus. der Karolus
widersache waz. *Diser gab och dem ertzbischof angesio.* c.
von Senense sant Gregorien houbet. vnd den arm sant
leonis dez babst s. vnd daz groz heiligtum leit er mit
grozzer wirde ze Senone in sant peters Munster. vnder
disem babste wart daz. V. Concilium ze Constantinopel.
mit drin hundert. vnd mit. LXX. bischofen. vnder den
die besten waren an wirdikeit. peter ein Cardinal. vnd CXXX d.
paulus ein bischof von Anthyoch. vnd Eugenius bischof
zu hostiensi. A.+

Martinus der ander besaz den stul. I. iar. V. monade. do cessirt der stul. zwen tage.

Adrianus der dritte waz geborn von Rome von sinem vater Benedicto. der besaz den stul. III. monad. vnd. I. iar.[1]) *Diser besatzte daz der keiser sich niht* c.
solde an nemen der welunge der bebste.

Stephanus der. V. waz geborn von rome. von sinem vater Adriano von dem breiten wege. der besaz den stul. VI. iar. IX. tage. Do cessirt der stul. V. tage. *Bi dises ziten komen die Normanni. vnd namen* c.
die Dacos zu in. vnd wusten nahent alles ytaliam mit
raub vnd mit brande. vnd von irre vorhte wart sant Mar-
cus lichenam geflohet von Turon ze Ancissidorium. vnd
wart do geleit in die kirchen sant Germani. do wurden
die munche vmb daz opfer kriegen. Vnd die zeichen die CXXXI a.
do geschahen die schriben si von iren heiligen vnd niht
sant Mertin. vnd zu einem versuchen der vnderscheidunge

[1]) 2 ann., A. B.

der zeichen. Do wart nu sant Mertin zu einer andern siten geleit. do wart er auch da gesunt. vnd waz niht darvmb daz ez sant Germanus niht vermohte. sunder daz er dem gaste sant mertin die ere liez.

Formosus ein bischof von portinensi. Der besaz den stul. V. iar. vnd. VI. monade. Do cessirt der stul. II. tage. Diser waz do vor e. er babst wurde geflohen von sinem bistum portuensi. von vorhte des babstes Johannis. der da waz. vnd dar nach do er besant wart. do wolde er niht wider komen. do tet in der babst ze banne. vnd darnach kam er in Galliam zu dem babste. do wart er degradiert vnd entwihet zu einem leyen. vnd dar vber swur er weder uf daz bis-
CXXXI b. tum noch zu Rome wider niemer ze komen. vnd dar nach do Johannes gestarb. vnd Marcius[1]) babst wart. der satzte in wider uf daz bistum. wider den eyt den er gesworn het. vnd kam ouch niht allein wider ze Rome. sunder er wart auch romischer bischof. dar vmb grozze irrunge wart als hie nach geschriben stet.

Bonifacius der. VI. waz. XV. tage babst. Diser waz geborn von Tuscan vz dem lande.

Stephanus der. VI. waz geborn von rome. der besaz den stul. I. iar. Darnach cessirt der stul. III. iar.[2]) Diser waz ze Aganine bischof gewihet von dem babste Formoso. vnd volget ime nach. vnd bestetiget alle sin wihunge. Man liset ouch do formosus gestarb. do wart sin lichnam gesatzt in ein Concilium. vnd wart ime babstlich kleit vz gezogen. vnd wart ime linin gewant angetan. vnd tet im do. II. vinger ab slahen ab
CXXXI c. siner rehten hant. vnd in die Tyber wurfen.

Romanus waz geborn von rome. der besaz den
A. B. + stul. III. monade vnd. XXII. tage.

---

[1]) Martinus, A. B. C. [2]) diebus, A. B. C.

The.

Theodorus der ander waz geboren von rome. der besaz den stul. XX. tage. *Der bestetiget wider den babst stephanum alle die wihungen die formosus het getan.* A. B.

Johannes der. IX. waz geboren von rome. der besaz den stul. II. iar. vnd. XV. tage.[1]) Diser machte sich ze striten wider die romer. vnd besatzte ein Concilium ze Rauenna in dem er bestetiget die wihunge des babstes formosi. vnd wider rufte do den send vnd daz Concilium. daz der babst Stephanus wider Formosum gemachet het.

Benedictus der. IIII. waz geboren von rome. Der besaz den stul. III. iar.[2]) II. monade. vnd do cessirt der stul sehs tage.

Leo der. VI.

Leo der. VI. besaz den stul. XL. tage. vnd nach den XL. tagen. ving in ein sin priester. vnd legte in in einen kerker. der hiez Cristoforus. vnd nam daz babstum an sich mit gewalte. vnd do er den stul. VII. monen besaz do wart er verstozzen von Sergio dem babste. CXXXI d.

Cristoforus.

Cristoforus besaz den stul. VII. monde. der wart verstozzen von dem stul. vnd wart in einen kerker geleit als ein freueler des stules.

Sergius der dritte. waz geboren von rome. von sinem vater Benedicto. Der besaz den stul. VII. iar. III. monade vnd. XVI. tage. Do cessirte der stul. VII. tage. Bi des ziten viel sant Johans kirche. die machte er wider von dem fullemunt vf. ze lateran. Diser sergius waz ein dyaken gewesen vnd ze babste erwelt. vnd wart do von vertriben. von dem babste Formoso.

---

[1]) 20 diebus, C. [2]) 4 ann. etc., C.

CXXXII a. vnd fur zu den Franzoisen mit der helfe piniget er Cristoforum vnd behielt daz babstum. vnd kam ze Rome. vnd zu einer rache siner vertribunge. do tet er Formosum vz dem grabe nemen. vnd vf den babst stul setzzen bekleidet mit bebstlichen gewande. vnd also daz houbt abslahen vnd in die Tyber werffen. vnd entwihet alle die von ime gewihet waren. vnd darnach wart er von vischern funden. vnd in sant peters Munster geleit.

Anastasius der dritte waz geborn von rome. Der besas den stul. II. iar. vnd. II. monade. vnd do cessirt der stul zwen tage.

Laudo.[1])

Laudo waz geborn von rome. vnd besas den stul. VII. monade. vnd. XXI. tage.[2])

Johannes der. X. besas den stul. XIII. iar. II. monade. vnd. III. tage. Diser waz des babstes sun CXXXII b. Sergij. vnd bischof zu Rauenna. daz er freuenlichen hiel. vnd doch ze letste entsetzzet wart von aller gemeine ze Rauenna. von dises rate vnd helfe die heyden ytaliam vber riten die wurden vberwunden nahen da bi der stat. ze letste fur der babst mit alberto[3]) dem markgrafen mit einem grozzen her in pulle. vnd striten einen herten strit mit den heiden. bi Garruliano.[4]) vnd gesigten den heiden an. vnd komen dar nach ze Rome. vnd wurden erlich enphangen von den Romern. vnd darnach wart ein zweiunge. daz der Marckgrafe vertriben wart. vnd machte ein burg in sinem garten[5]) vnd enthielt sich da. vnd sant boten gen vngern. daz die kemen. vnd der Romer Lant besezzen. do komen die vngern. vnd verwusten alles Tuscan. vnd vingen man vnd wip. vnd waz in werden mohte daz furten si

[1]) Lando, A. B. C. [2]) 6 mens. et cess. Pontif. XXXI d. A. B. C. [3]) Alberico, A. B. C. [4]) Galianum, C. [5]) in Orta, A. B. C.

gen vngern. Dar vmb wurden die romer betrubet. vnd erslugen den Marggrafen. Darnach komen die vn- CXXXII c.
gern alle iar lange zit wider romer gegent ze verwusten.
Dar nach wart der babst Johannes gevangen von den c.
Rittern des Grefen Gwiden. vnd in einen kerker geleit.
vnd wart ime ein hantschuch fur sinen munt geleit. vnd
wart also getotet. vnd an sin stat wart ein ander gesetzzet.
der hiez ouch Johannes. Wanne der mit vnrecht babst
wart gemachet. do wart er zu hant verstozzen. vnd dar
vmb wart er niht geschriben an daz buch der bebste.

leo.

Leo der. VII. waz geborn von rome. der besaz den stul. VII. monade. vnd. X. tage.[1]) do cessirt der stul. X. tage.

Stephanus der. VII. waz geborn von rome. der besaz den stul. II. iar. vnd. I. monad. vnd. XII. tage. do cessirt der stul XII. tage.[2]) *Des ersten Jares* c.
sines babstums do entsprang ein brunne mit blut in der
stat Janua mit einem grozzen fluzze. Do kam ime in sin CXXXII d.
hertze. daz ein groz totslag betutet daz ouch geschach. die
heiden komen vz Affrica. vnd gewunnen die stat Januam.
Vnd namen do lute vnd gut.

Stephanus der ahte[3]) besaz den stul IIII. iar[4]) A.+
IIII. manade. vnd. XV. tage. Diser waz geborn von Germania. vnd wart ertotet[5]) heimelich von etlichen Romern.

Mar.

Martinus der. III. waz geborn von rome. der besaz den stul. III. iar.[6]) VI. monad vnd. X. tage. vnd do cessirt der stul. VI. tage.[7])

---

[1]) 6 mens. 15 d. A. B. C. [2]) 2 dies A. B. Johannes XI. in A. ist übersprungen, bei dem sich das Folgende findet. [3]) Leo VIII. in A. B. C. ist übergangen. [4]) 3 ann. A. B. C. [5]) mutilatus, A. B. intitulatus, C. [6]) 4 ann. 6 m. 14 d. A. B. C. [7]) 3 d. A. B. C.

Agapitus.

Agapitus der ander. waz geborn von rome. der besaz den stul. VIII. iar. VI. monade. vnd. X.
c. tage. *Bi dez ziten der erste apt Otto von Clunias starb. nach dem wart apt Adamarus. vnd nach dem Mayolus ein man von grozzen tugenden. vnd ein merer der geistlichen zuht.*

CXXXIII a. Johannes der. XII. waz geborn von rome. der besaz den stul. VII. iar.[1]) X. monade. V. tage. Do cessirt der stul. XII. tage. sin vater hiez Albertus[2]) ein furste von rome. der Albertus wanne er gewaltig waz in der stat. do sament er die edeln herren ze rome vnd braht die mit bet dar zu daz si ime swuren mit eyden. wenne der babst Agapitus gesturbe. daz si ime sinen sun Octauianum ze babst machten. Daz ouch geschach. wanne er wart sider geheizzen Johannes. Diser waz ein Jeger. vnd an allen dingen getlose.[3]) vnd mit vnkusche hielt er offenlich sin wip. Dar vmb schriben etlich Cardinal. vnd och romer heimelichen den fursten Otten von Sahssen. daz er sich liez erbarmen die smacheit der Cristenheit. daz er ze Rome keme an sinnen.[4]) daz vernam Johannes der babst vnd tet in einen dyaken vnd Cardinal die nasen absniden.
CXXXIII b. daz er ez geraten solte haben. Vnd Johanni einem Subdyaken der die briefe da schreib. dem tet er die hant abslahen. Do diser babst dicke gestroffet von dem keiser vnd ouch von der pfafheit vmb sin vnreht leben. vnd niht ab wolte lazzen. Do wart er von dem keiser entsezzet. vnd wart Leo gekronet mit gemeinem rat.

Benedictus der funfte besaz den stul. II. monen. vnd. V. tage. do cessirt der stul. XX. tage. Diser wart von den romern ze babste gewelt die wil

---

[1]) 8 ann. etc. A. B. [2]) Albericus. A. B. [3]) l. gotlose. [4]) sine mora. A. B. C.

leo noch lebte. vnd dar vmb besaz der keiser Otto die stat. vnd si musten in iren babst benedictum heruz geben. vnd den furt er mit ime zu sahssen. vnd satzte Leonem wider zu dem ampt. A. B. C. +

Leo der ahte[1]) besaz den stul. I. iar. vnd. VIII. monade.[2]) do cessirt der stul VII. tage. *Diser besatzte. vmb die bosheit der Romer. die ir frunt alle fur zugen daz kein babst solte gewelt werden on dez keisers willen.* c. CXXXIII c.

Johannes der vierzehende.[3]) waz geborn von Naruiense. Der besaz den stul. VII. iar. XI. monad. vnd. XV. tage. do cessirt der stul. XIII. tage. Diser wart gevangen von Petro Prefecto von Rome. vnd in die burg geleit zu dem heiligen engel. vnd dar nach wart er gesant in Campaniam daz ellende. Vnd vber. X. monade. vnd. XIII. tage do kam er wider ze rome. vnd wart von dem keiser Otten gewihet on sinen vzgenden. wanne die edeln von der stat die er schuldig vant der enthaubtet er ein teil. vnd die andern tet er hohen an einem strick vnd sant ir vil gen Sahssen in daz ellende.

Benedictus der sehste besaz den stul. I. iar. vnd. VI. monade. Do cessirt der stul. X. tage. Diser waz geborn von rome. vnd wart geleit in die burg zu dem heiligen engel. vnd wart dar inne erwurget von Cychio.[4]) CXXXIII d.

Bonus[5]) besaz den stul. I. iar. vnd. VI. monad.[6]) do cessirt der stul zwen tage.

Bonifacius der sibent.[7]) der besaz den stul. III. iar.[8]) einen monen. XII. tage. Do cessirt der

---

[1]) nonus. A. B. [2]) 4 m. A. B. C. [3]) XIII. A. B. C. [4]) absynthio. A. B. C. [5]) Donnus. A. B. Donus. C. [6]) 3 m. A. B. [7]) VI. C. [8]) 1 ann. 5 m. 15 d. A. 1 m. 15 d. C.

stul. XX. tage. Do die romer Benedictum den sehsten verderbten. do satzten si disen der darnach niht mohte beliben in der stat. vnd beraubet die kirchen sant peters. vnd floch ze Canstantinopel. ze letste kam er mit grozzem gute. vnd do er niht mohte beliben an dem stule. do brach er Johanne dem Cardinal vnd dyaken. sin augen vz. vnd darnach ze hant wart er verderbet.

Benedictus der sibent waz geborn von rome. der besaz den stul. VIII. iar.[1]) vnd. VI. monade. do cessirt der stul. V. tage. Diser tet den Romern vil
c. nahen[2]) mit dez keisers vrlop. *bi den ziten waz bischof*
CXXXIIII a. *ze reinensi radolfus von dem kunne Karoli dez grozzen. vnd daz kunne het gehöret kunge ze wizzen.*[3]) *Do waz ein kunig von einem andern geslehte der hiez Lugo.*[4]) *der sprach daz dieser Radolfus vnelich were. vnd hiez in verstozzen von sinem ertzbistum. vnd satzte einen munch dar zu ze byschof. der hiez Gylbertus. der waz ein philosophus. vnd ein zauberer. Daz vernam der babst. vnd sant einen legaten dar. der berufte ein Concilium ze Remis. vnd verstiez Gylbertum. vnd satzte Rudolfum wider. Do fur Gylbertus zu dem keiser Otten. den lert er sin kunst. Do beitet der keiser einer zit. vnd machet in zu ertzbischof ze Rauenne vn darnach machet er in ze babste.*
a. + *vnd geheizzen Siluester der ander.*

Johannes.

Johannes der. XV.[5]) besaz den stul. VIII.
c. monen. do cessirt der stul. X. tage. *vnd waz geborn von Rome.* Diser wart erhungert. IIII. monad in der
CXXXIIII b. burg zu dem heiligen engel. daz er starb. vnd wart begraben ze vaticano.

Johannes.

Johannes der. XVI.[6]) waz geborn von rome. der besaz den stul. X. iar. VII. monade. vnd. X.

---

[1]) 10. A. B. [2]) l. vahen. [3]) cessaverat regnare. A. B. [4]) Hugo. A. B. [5]) XIV. A. B. C. [6]) Johann. XV. in A. B. C. ist übersprungen.

tage.[1]) do cessirt der stul. III. tage.[2]) Der waz wol geleret. vnde machet vil buch. Den begonde Crescendius ein houbetman von Rome so sere hazzen. daz er von der stat muste vnd fur in Tuscan. Do Crescencius vernam. daz der babst gesant het zu dem keiser Otten dem dritten. do sant er sin boten nach ime daz er wider keme ze rome. vnd do er her wider kam ze rome. do viel er mit den Senaten dem babste ze fuzen. vnd bat in vmb genade. do wart ein sune zwischen in gemachet. vnd darnach starb der babst ze Rome.

Gregorius der funfte waz geborn von Sahssen. CXXXIIII c.
von sinem vater Ottone. Der besaz den stul. II. iar. c.
vnd. VI. monen.[3]) *do cessirte der stul. XV. tage.* Diser waz neue dez keisers Otten. vnd durch sin bete. do wart er gewelt ze babste. doch kurzelich darnach do sant Crescencius der ratherre ze Constantinopel nach placentino dem bischofe der dar in daz ellende gesant waz. vnd do Placencius wider kam mit grozzem gute do machet in Crescencius ze babste. Vnd die tat nam ein swer rache. von dem keiser.

Johannes der XVII[4]) waz geborn von kriechen. der besaz den stul. X. monad. do cessirt der stul. XX. tage. Diser besatzte nihtes niht. er waz bischof gewesen Placentino. vnd wart babst gemach von Crescencio do der babst Gregorius auch lebte. vnd dar nach tet in der keiser blenden.

Siluester der ander. waz geborn von welhischen landen. vnd hiez Gylbertus. der starb ze Jeru- CXXXIIII d.
salem. zu dem heiligen Creutze. Diser besaz den stul. IIII. iar. einen monen. vnd. VIII. tage. do cessirt der stul. XXIII. tage. do der ein Jungeling waz. do waz er Floracensi. vz dem bistum aureliana. ein Munch vnd begab sinen orden. Vnd ergab sich dem Tufel. daz

---

[1]) 10 a. 10 m. 7 d. A. B. [2]) 6. A. B. C. [3]) 5 m. C.
[4]) XVII, C.

er ime alle ding fugte uach sinem willen. daz gelobte ime der Tufel ze volbringen. also bleib er in dez Tufels dinst daz er ime heimelich waz. vnd vmb sin begerunge steteclich zu ime sprach. vnd darnach kam er ze Hyspalim ze hyspanne durch lere. vnd nam so sere zu. daz sin lere den grosten herren vnd meistern behagte. Auch het er Jungern den keyser Otten. vnd den kunig Robertum von frankrich. der vnder anderm
CXXXV a. getihte machet die Sequenciam. Sancti spritus assit nobis gracia. Er het ouch ze Jungern Neotrium [1]) der darnach ertzbischof wart ze Senona. Diser Gylbertus kam an vil grozzer ere. vnd Gewert in der Tufel wez er in bat. Er waz von erste ertzbischof ze remensi. dar nach ze Rauenne. ze letste wart er babst. vnd fraget er den Tufel wie lange er leben solde an dem babsttum. Do antwurte in der Tufel. als lange er wolte. die wile er niht messe sunge ze Jerusalem. Do wart er gar fro. wanne gar verre wante sin von sinem tode. wanne er keinen willen het ze varen vber mere. Darnach in den XL. tagen der vasten. do fuget sich daz er messe singende wart in einer kirchen ze lateran die waz geheizen Jerusalem. Do horte er ein geruffe von den Tufeln. ze hant weste er wol daz er sterben muste. Do ersufzet er vnd erschrack. Vnd wie er do
CXXXV b gar bose were do verzwifelt er niht an gotes barmhertzikeit. Vnd veriach siner sunde vor allen luten. vnd hiez ime absniden alle die gelide. do mit er dem Tufel gedienet het. vnd die stunpfe also vf einen karren legen. vnd zwei Tier fur spannen. war die in zugen. do solt man in begraben. daz auch geschach. wanne die Tier zugen in in die kirchen ze Lateran. do er wart begraben. Wanne sin grab gab ein vrkunde dez antlozzes siner sunde. mit dem gebeine vnd andern wundern. als noch darob geschriben stet in dem steine.

Johannes der. XVIII. der besaz den stul. V.

---

[1]) Leotherium, A. B. C.

monade. vnd XXI. tage.[1]) do cessirt der stul. XIX. tage.[2])

Johannes der. XIX. waz geborn von rome. vnd besaz den stul. V. iar. vnd wart begraben ze sant peter. *Bi den ziten lebte der kunig Rupertus der vol-* c.
komen waz an kunste vnd an gutem leben der so andehtig CXXXV c.
waz. daz er ze allen hochziten niemer in etlich ein munster wolde sin durch dez amdtes willen vnd sang niht allein mit den munchen. sunder ein seidein pen an[3]) *vnd regirt den kor. vnd darvmb do er eines ein burg besezzen het. do kam er ze Aureliana durch die hochzit. sand anianen. vnd do er in dem kor stunt vnd regiert. vnd ze drin molen anvink mit luter stimme vnde knie. Agnus dei. Do vielen die maure der burg die er besezzen het biz vf den grunt der nider. Diser Rupertus machet die Sequencien Sancti spiritus assit nobis gracia.* A.+

Sergius.

Sergius besaz den stul. II. iar.[4]) vnd starb in heiligem leben. vnd wart begraben zu sant peter.

Benedictus der. VIII. waz geborn von Tusculano. von sinem vater Gregorio. der besaz den stul. CXXXV d.
XI. iar. XI. monade. vnd. XXI. tage.[5]) Do cessirt der. I. iar. Diser waz verstozzen von dem babsttum vnd wart ein ander gemachet dar vmb groz krieg wart. von disem sprichet petrus Damianus. daz in ein byschof nach sinem tode sach sitzzen vf einem swartzzen rosse. vnd reit fur in. Do sprach der bischof. bistu nit Benedictus der babst. der nuwelich tot ist. Do sprach er ia ich bin ez der verfluchet bischof. vnd babst benedictus. Do sprach der bischof. lieber vater wie verst du. do sprach er ich lide grozze pin. doch verzwivelt ich nit an gotes barmbhertzikeit. ob mir helfe wirde

---

[1]) 15 d. A. B. 29, C. [2]) 20. C. [3]) cappa serica indutus. A. [4]) et 7 m. A. B. C. [5]) 11 ann. 2 m. 22 d. A., 11 ann. B. 11 ann. 21 d. C.

c. getan. do von gang zu minem nachkomen *dem babst Johanni*. vnd sage ime. daz er in dem schreine also vil gutes neme. vnd daz armen luten gebe. als ime
CXXXVI a. wol kunt sol werden wanne waz er biz her verzert het. daz het er den armen ab genomen. vnd waz alles mit roube gesamment. diz warb der bischof mit flizze daz ez geschach. vnd gab ouch vf sin bistum. vnd fur in ein Closter.

Johannes der. XX.

Johannes der. XX. waz geborn von Rome von sinem vater Gregorio. der besaz den stul. IX. iar.
c. *vnd do cessirt der stul. II. tage. Bi dez ziten starb Americus.*[1] *dez ersten kuniges sun von vngern der ein reine maget bleib wie er doch ein brut het. der tet grozze*
A. B. + *zeichen.*

Benedictus der. IX. waz geborn von Tuscan von sinem vater Alberico. der besaz den stul. XIII. iar.[2] Diser waz eines verstozzen von dem babstum. vnd waz babst gemachet ein bischof von Sabina. der hernach geheizzen ist Siluester. vnd der wart ouch
CXXXVI b. verstozzen vnd Benedictus wider gesatzzet. vnd der wart anderweit verstozzen. vnd wart babst gemachet ein ertzpriester hiez Johannes. vnd sant Johannes von der Lateinischen porten genant. der hernach genant ist Gregorius der sehste. vnd der waz vngeleret von der schrift. vnd liez einen andern mit ime ze babste setzzen. der wol geleret waz. vnd ime hulfe die heiligen kirchen berihten. Diz missehaget den luten. vnd der pfafheit. vnd machten den dritten babst der allein der zweier ampt erfullet. also waz der ein wider die zwen. vnd ze letste starb Gregorius. Do fur der keiser heinrich ze rome wider die zwen. vnd nam in den gewalt vnd die friheit die si heten von dem riche. vnd von dem stule. vnd machet ze babste Syndigerum byschof ze babenberg der

---

[1]) Haimericus, A. B. [2]) 14 ann. A. B. C.

Clemens geheizzen wart. vnd von dem selben liez sich
der keiser kronen. vnd die Romer gelobten vnd swuren CXXXVI c.
ime. daz si niemer keinen babst wolten gemachen on
sinen rat. Diser Benedictus der des vorgenanten Bene-
dicti neue waz do der gestarb. do erschein er einem
bi einer Mulein gestalt als ein greulichez Tyer. dem
daz haubt. vnd der zagel waz als ein esel. vnd der
ander lip als ein per. do erschrack iener vnd flohe. do
rufte ime das Tyer nach vnde sprach. du solt mich
niht forhten. wizze daz ich ein mensche waz. als du
bist. vnd alsus bewise ich mich in eines Tyeres forme
wanne ich hie vor waz ein verfluchter babst. vnd min
leben vihelich. vnd boslich vertreip. *Bi den ziten waz* c.
sant Gerhardus zu vngern. der wart gebunden vf einen
karren. vnd der wart verlozzen louffen von einem hohen
berge also daz er gekronet wart mit der Marter. CXXXVI d.

Gregorius der. VI.[1]) waz geborn von rome von sant Johannes ante portam Latinam genant. der besaz den stul. II. iar. vnd. VII. monen.[2]) Diser het ein vrluge mit dem kunige Heinrich. Jn schribet auch Gylbertus[3]) in sinen kroniken einen heiligen man. Vnd do er an daz Bistum kam daz er da wenik iht funde. daz zu dem babstum gehoret von versumenisse wegen siner vorvarn. wanne ez nahent allez genomen waz von den Raubern.[4]) — Vnd die Bilgerin die zu rome walleten die wurden alle beroubet. vnd daz opfer daz si brahten. daz wart freuenlich alles genomen. vnd die daz getan heten die manet der babst von erste. Darnach tet er si ze banne. zu dem dritten mal. wanne si den pan versmeheten. do kert er —

Hier fehlt im Manucript Fol. CXXXVII bis CXLIV incl., eine Lage von 8 Folien, so dass die Päbste

---

[1]) Silvester III. in A. B. C. ist übergangen. [2]) 6 m. C. [3]) Guilielmus, A. B. C. [4]) Hier folgt Clemens II. u. s. w. in A. u. B. C. stimmt dagegen mit dem Manuscripte.

Clemens II, Damasus, Leo X, (Leo IX in B. C.) Victor II, Stephan IX, Benedict X, Nicolaus II, Alexander II, Gregor VII, Victor III, Urban II, Paschalis II, Gelasius II, Calixt II, Honorius II, Innocens II, Cölestin II, Lucius II, Eugen III, Anastasius IV, Adrian III, Alexander III, Lucius III, Urban III, Gregor VIII, Clemens III, Cölestin III, Innocens III, Honorius III, ein Theil der Geschichte Gregors IX, mithin die Jahre von 1058 bis 1229, ausfallen. Nach Vergleich des Raumes im Manucripte mit den Drucken muss ersteres sich indess etwas kürzer als der lateinische Text gefasst haben.

CXLV a. — gewunnen. Do daz der babst[1]) sach. do machet er ein Processen mit den houbten der Aposteln. sant peters vnd sant paulus. vnd ging von Lateran mit der pfafheit zu sant Peter. do mit beweget er die Romer also die meiste menige. Also daz si das krutze namen wider den keiser. Do daz der keiser vernam do zoget er hindersisch von der stat. wanne vor wonte er daz er in die stat komen solde. Darnach leit derselbe babst so vil betrubnisse. daz er starb ze Rome. *Diser*
c. *heiliget sant Dominicum. der ein vrhabe waz Prediger ordens. vnd begraben waz ze Bononie. von gotes geburt. Tusend. zwei hundert. XXXIII. von dem Jar daz der orden confirmiert wart. XVIII. vnd in dem Jare vor*
a. + *sinem tode. XI. iar.*

Celestinus der vierde. waz geborn von meylan.
CXLV b. Der besaz den stul. XVII. tage.[2]) Do cessirt der stul. XXII. monen.[3]) vnd XIIII. tage. Diser waz byschof ze Sabina. vnd waz ein alt man vnd loblich an allen sachen.

Inocencius der vierd. waz geborn von ytalia. Der besaz den stul. XI. iar. vnd VI. monad. Diser

[1]) Scil. Gregor IX. [2]) 4 diebus, A. B. [3]) 20 m. C.

erwelt personen von vil landen. der werlte. vnd erfüllet die stule der Cardinalen. die lange lere gestanden waren. Diser kam mit helfe der von Janua in Gallias nach langen Tedingen. die er mit dem keiser gehabt hete vmb ein sune. vnd machet ein Concilium. vnd in dem er den keiser entsetzet von dem riche. Vnd machet den Lantgrafen. von Durgen. ze kunige. welen den Grafen *Wilhelm* von Hollant. Diser babst erhub ze A. B. C.
Lugdune sant Emundum[1]) einen ertzbischof von Canturiaria. Diser babest heiliget *an dem. X. iar sines* A. B. C.
babstumes sant peter prediger ordens der geboren waz CXI. V c.
von Verona. den die ketzzer erslugen durch sin Predige. Er heiliget auch ze assis sant Stanizlaum den bischof von Crakawa.[2]) der von einem bosen fursten erslagen wart. do der keiser friderich gestarb. do fur Innocencius mit einem grozzen her gen pulle. vnd starb kurtzlich darnach. vnd wart begraben ze Napels. *Bi disen ziten* c.
lebte der Hugo von sant Theodorico ein Cardinal des Prediger ordens. der mit siner kunst ernuwet die bybeln vnd Concordancias. dar vber machet. A. +

Alexander der vierde waz geborn von Campania. der besaz den stul. VII. iar.[3]) *vnd cessirt der* A. B.
stul. III. monen. vnd vier tage. Bi disen ziten waz Manfredus keiser Frideriches sun. der nam sich an er wer mit bar[4]) Cunradi des keisers Neue. vnd nam sich dez riches an in Sycilien wider den babst. der tet in CXLV d.
von erste ze banne. vnd ze letste wart er erslagen. Diser heiliget sant Claren ze Anagine. die sant Damianus[5]) ordens waz. In disen ziten *an der iarzal vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd LVI.* Do zweiten sich A. B. C.
die Fursten in Tutschen landen. die einen kunig welten. daz ein teil welten den kunig *alfonsum* von castella. A B. C.
vnd die andern den richardum grefen von Cornubia. der

---

[1]) Edmundum, A. B. Aymundum, C. [2]) Turonensem, A. B. Cracoviensem, C. [3]) 7 ann. 3 m. 4 d. A. B. [4]) gerens se pro paedagogo, A. B. C. [5]) Dominici, A. B.

c. krieg werte vil iar. *Diser babst widersprach vnd Tylget zwei bucher die von vnrechten dingen geschriben waren. Daz ein seit daz die geistlichen lute. die dez almusens lebent niht mugen behalten werden. vnd daz ander daz niemant volkomen mohte werden von dem Ewangelium vnd*
A. B. + *der Cristen lere. vnd seit vil mer vngelaubens Diser*
CXLVI a. *Alexander starb ze viterbie. vnd wart begraben in sant peters munster.*

Urbanus der vierde waz geborn von walhischem lande von der stat Trecensi. der besaz den stul. III. iar. I. monad vnd III. tage.[1]) do cessirt der stul V. monad.[2]) Diser machet zwo wihe. vnd die heiden die Manfredus gefuret het die vertreib er mit sinem her die daz crutze von ime genomen heten. vnd lehe karulo dez kuniges bruder von Frankrich daz kunigrich in Sycilia. daz er ez manfredo an gewunne. Diser vrbanus starb ze pyse[3]) vnd wart alda begraben.

Clemens der vierde. waz geborn von provantz. von sant Egydien dorfe. der besaz den stul. III. iar IX. monad. vnd XXI. tage.[4]) *Do cessirt der stul.*
c. *III. iar. II. monad vnd. X. tage.* Diser waz ein voget
CXLVI b. gewesen. vnd het wip vnd kint. vnd waz ratgebe des kuniges von Frankrich. vnd do sin wip gestarb. Do wart er vmb sin kunst. vnd vmb sin gut leben byschof gesatzt zu Senacienci.[5]) vnd darnach ertzbischof ze Nardocensi.[6]) vn darnach bischof ze Sabina. vnd Cardinal. vnd darnach wart er babst. Der beging so vil gut werk mit vasten vnd mit gebet. daz man wil daz vnser herre der Cristenheit vil guter dinge tet durch sin gebete. Do der kunig Cunrat[7]) mit dem kunge karulo kriegen wolte. vnd mange wonten daz der kunig karolus verliesen solde. wanne ime sin lute in Sycilia

---

[1]) 4. A. B. C. [2]) 5 d. C. [3]) Perusiis, A. B. C. [4]) 25 d. A. B. [5]) Podiensis, A. B. C. [6]) Narbonensis, A. B. C. [7]) Conradinus, A. B. Das Manuscript weicht von C gänzlich ab, und schliesst mit Clemens IV.

vngehorsam waren. Vnd auch Cunradus mer lute het. Do seit diser babst offenlich an der predigen. daz Cunradus verliesen muste. vnd daz er erslagen wurde. daz auch geschach. wanne er wart gevangen vnd wart ime daz houbet ab geslahen. *Diser babst heiliget ze viteruia.* CXLVI c.
Edwigam ein witiben eines hertzogen von Polan. vmb daz c.
erheben lag ein bote in dem hofe. der waz betrubt. wanne sich die sache lange verzogen hete. Do erschein si ime. vnd seit ime. daz si solde erhaben werden vnd vf welhen tag. Diese gegenwertig Cronike. hat iren sti- A. B.
lum verwandelt. wanne von dem anevang erlief sich die zahl nach Cristus geburt. vnd wart iegelich babst gesetzzet in sinem ersten Jahre. wanne nu mere bebste waren in einem iar. vnd sturben. vnd die mohte man alle in einer linien niht gesetzzen. vnd darvmb sint si vnderscheiden. als an dem vorgenannten Clementem kuntlich ist. vnd an den andern nach ime.

Gregorius der zehende. waz geborn von Lam- c.
parten. von der stat Placencie. der babst wart in dem iare CXLVI d.
vnsers herren. Tusend. II. hundert. vnd LXXII. iar. vnd besaz den stul. IIII. iar vnd. X. tage.[1]) *Diser waz ein archydiaken ze Leodiensi. vnd ging durch got vber mer. vnd waz in dem Palast ze viteruie. do wart er von Cardinalen ze babst erwelt. Diser machet ein wihe von V. Cardinalen pischof die lobelich waz. wanne er erlich Lute an in enpfing. Diser machet in sinem dritten iar ein erlich Concilium ze Luddune. vmb helfe dem heiligen lande. wanne er auch selber willen het dar ze varen. In dem Germanus Patriarch von Criechen. vnd der Ertz-* A. B.
bischof waz ze Nycea vnd ein meister in Theologia. vnd zwen ander ertruncken in dem mere. Auch waren do erlich boten von Tathern. vnd die kriechen gelobten wider ze keren. vnd den stul ze rome ze erenden. Vnd CXLVII a.
dez zu einem vrkunde veriahen si den heiligen geist

[1]) 15. A. B.

vz gen von dem vater vnd dem sune vnd die boten von Tathern wurden auch getauffet. in dem Concilio. vnd kerten wider ze lande. Die zal der Prelaten die in dem Concilien waren. der waren V. hundert pyschof. LX. Epte. vnd ander Prelaten Tusend. Diser babst besatzte in dem Concilio vil guter dinge. Bi dises ziten nam der kunig von Franckrich. vnd der kunig von rome daz Creutze mit vil fursten vnd herren ze hilfe dem heiligen lande. Diser babst waz ein endelich man an allen guten dingen. vnd ahte niht vil vf gut. wanne er ez allez durch got gab. Er starb ze Arretz. vnd wart begraben in dem munster.

Inocencius der funfte waz geborn von Bur-
CXLVII b. gundia. vnd wart babst von gotes geburt. Tusent. II. hundert. vnd LXXVI. iar. Der besaz den stul. V. monad. vnd zwei tage. Der waz von kinde in prediger orden gewest. vnd ein meister in der heiligen schrift. vnd wart gesatzt ze ertzbischof ze Lugdune. vnd darnach bischof ze Ostia. ze letste wart er babst. vnd starb ze Rome vnd wart begraben in der kirchen ze Lateran.

Adrianus der funfte. waz geborn von Janua. vnd wart babst von gotes geburt. Tusent. II. hundert. vnd. LXXVI. iar. Der besaz den stul einen monen. vnd. IX. tage. Der wart gewelt ze Rome in dem palast ze Lateran. vnd starb zu Vitervia. vnd wart auch do begraben. Diser Adrianus waz Innocencij Neue dez vierden. vnd wart von dem einen Dyaken Cardinal gemachet zu sant Adrianen. vnd wart von dem selben
CXLVII c. Clemens gesant in Engellant ze sunen einen krieg. zwischen dem kunig vnd den lantherren. Do diser babst wart. ze hant slug er uf die gesetzte die der babst Gregorius gesetzzet het. der zehent vmb die kur dez babstes. vnd het die willen anders ze machen. vnd bleib doch also sten.

Johannes der. XXI. waz geborn von hyspania

von der stat vlthonensi.[1]) Der wart babst in dem iar B.
vnsers herren Tusent. II. hundert. vnd LXXVI. Der
besaz den stul. VIII. monad. vnd. I. tag. Do cessirt
der stul. VII. monad. vnd VII. tag. Diser babst Jo-
hannes hiez vor petrus. vnd waz namhaft in allen
kunsten. ze erst wart er byschof zo Tusculano. dar-
nach babest. der enteret daz babst ampt. vnd die kunst
zu einem teile. dar vnder waz er doch vil lobelich an
vil dingen. Also daz er sich liebet richen vnd armen CXLVII d.
an mangen tugenden. vnd gehiez ime selber ein lang
leben. vnd verdarb doch schier ze viterbie in einer
newen kamern. Die er ime selber do gemachet het
die wil er do inne waz alleine. vnd slug in ze tode.
doch so wart er an dem sehsten tage funden vnder
dem holtze lebendig. biz im sine reht geschachen. do
starb er zehant. vnd wart do begraben in sant Lau-
rencien kirchen.

Hier schliesst die Chronik Martins und zu dem folgenden Appendix des lateinischen Fuldaer Codex in B. und der Antwerpner Ausgabe verhält sich unser Manuscript nur wie ein kurzer Auszug, enthält aber auch so viel Neues, dass der Schreiber andere Texte als die den lateinischen Drucken zum Grunde liegenden benutzt haben muss, ähnlich wie oben bei der Kaisergeschichte.

Nycolaus der.

Nycolaus der dritte waz waz geborn von Rome von dem geslechte der Vrsinen. vnd wart gewelt in dem iar vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd. LXXVIII. iar. an sant katherinen tage kurtzlieh do vor. do waz die Tyber ze Rome etwie manigen tag. daz si ging vier fuzze hoch vber den fron alter sant peters. vnd vnser frowen Rotunden alter. Diser machte ein wihunge in dem mertzen in sinem ersten iar. Vnd CXLVIII a.

[1]) Ulixbona, A.

wihet. V. bischofe. der waren zwen werltlich vnd die drie barfuzzen ordens vnd machet zwen priester Cardinal Prediger ordens ze sant Potencianen vnd zwen dyaken Cardinal. vnd machet auch vil puwes. Diser entsatzte auch den kunig von Sycilia von rehten sachen. die er fur zoch. vnd der bat sich machen einen Senaten die wil er lebte. Diser machet auch vil gesetzze von der welunge der prelaten. vnd dez Senaten. vnd berihte den Senat nahent zwei iar. vnd starb in der burg Suriana. bi der stat viterbie. Do die hamerwalde[1]) vernamen. daz Nycolaus der babst tot waz. zehant besatzten si daz Capitolium wider die vrsinen. vnd ander ampt die der babst mit sinen frunden besatzt hete. vnd wart
CXLVIII b. do getedinget. daz von den hanibalden teil vz iegelichen einer solten berihten daz ampt dez Senates. vnder den vil lute erslagen wurden. vnd vil vbels geschach. Vnd kurtzlich nach des babstes tode. do verstiezzen die von viterbia vrsum von dem potestat ampt schentlich do er niht zegegen waz. vnd besazzen do die burg valeriam. Do kam berhtolt vrsus bruder mit sinen helfern. vnd vertreib die von dem velde. daz si liezzen ligen waz si heten vnd fluhen von dem velde. doch wart ir vil gevangen.

Martinus der vierde. waz geborn von welhischen landen vz der stat Turon. der waz vor ein priester Cardinal. Der wart gewelt ze babste. in dem iar vnsers herren Tusent. II. hundert vnd. LXXXI. iar. an dem tage kathedra petri. der wart begraben ze Perusa. vnd besaz den stul. IIII. iar. vnd. I. monen. vnd. III.
CXLVIII c. tage. Bi dez ziten vil dinge geschahen do von ze lange. vnd ze vil ze sagen were.

honorius.

Honorius der vierde. waz geborn von Rome von dem Sabellensen. Der waz ze erste ein dyaken

[1]) Hanibaldenses. A.

Cardinal. vnd wart gewelt ze Perusa. in dem iar vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd. LXXXV. iar. an dem andern tage in dem Aprillen. vnd starb ze rome ze sant Sabinen. vnd wart begraben ze sant Peter. Der besaz den stul. II. iar. vnd. I. tag. do stunt der stul on babst. X. monen. vnd zwen tage.

Nycolaus der vierde. vz der stat Osculana. Der waz barfuzzen ordens. vnd waz bischof ze Penestra. Der wart gewelt ze rome ze sant Sabinen in dem iar vnsers herre. Tusent zwei hundert. vnd. LXXXVIII. iar. an dem. XV. tage in dem monen Februario. vnd wart ze sant Peter gewihet. vnd starb. vnd wart begraben ze vnser frowen der grozzern. Der besaz den CXLVIII d. stul. IIII. iar. vnd. I. monen. vnd XVII. tage. Do stunt der stul on babst. II. iar. III. monen vnd. I. tag.

Celestinus der funfte waz geborn von Merona. vnd waz ein Munich sant Benedicten ordens. der wart gewelt ze Perusa. In dem Jar vnsers herren Tusent. II. hundert. vnd. LXXXXIIII. iar. an dem. V. tage des monen Julij. Diser wart gewihet ze Aquila. der besaz den stul. V. monade. vnd. VIII. tage. vnd begab daz babst ampt vmb sin demutikeit. vnd wonte ze Napels. vnd nach ime cessirt der stul. XI. tage.

Bonifacius.

Bonifacius der ahte waz geborn von Campania vz der stat Anaginum. vnd waz vor ein priester Cardinal. vnd wart gewelt ze Napels. In dem Jar vnsers herren Tusent. II. hundert. vnde. LXXXXIIII. iar. an dem Christabent wart er gewihet. vnd starb. vnd CXLVIII a. wart begraben ze Rome ze sant peter. der besaz den stul. XVIII. iar. IX. monade. vnd. XVIII. tage. do cessirt der stul. X. tage.

Ben.

Benedictus der. XI. waz geborn von ytalia.

vz der stat Terius[1]) Prediger ordens. vnd waz bischof ze Ostiensi. vnd wart gewelt ze rome ze sant Peter. In dem Jar vnsers herren. Tusent. III. hundert. vnd. III. iar. In dem monen Octobri. vnd alda gewihet vnd gekronet. vnd wart ze Perusa begraben. Der besaz den stul. VIII. monen. vnd. XI. tage. vnd do stunt der stul on babest. X. monad. vnd. XXVIII. tage.

Clemens der funfte. waz geborn vz wasco. vnd wart gewelt ze Perusa. In dem Jar vnsers herren. Tusent dri hundert. vnd. V. Jar. An dem funften tage dez Monadez Junij. vnd wart gewihet vnd gekronet an dem pfingest abent ze — — — Der besaz den stul. VIII. iar. X. monade. vnd. XV. tage. Do waz der stul on babst. II. iar. III. monad. vnd. XV. tage. Bi dez ziten wart der Templer orden zerstoret. vnd keiser heinriche wart vergeben mit dem Sacrament. von einem Munche prediger ordens der sin byhtiger waz. vnd starb vnd wart begraben. ze Pyse in dem munster. — (A. u. B. schliessen mit Johann XXII. a. 1320.)

Der Güte des Herrn Bibliothekar Dr. Bethmann zu Wolfenbüttel verdanke ich ein einzelnes Pergamentblatt, welches demselben der Geh. R. R. Lepsius im Jahre 1834 gegeben, als er wahrscheinlich diesen Codex noch nicht besass, und welches mit demselben in Form und Handschrift, Farben der Tinte, Beschaffenheit des Pergaments, Abtheilung der Folien in 2 Spalten, und Interliniirung der Zeilen so durchaus genau übereinstimmt, dass nach Vergleichung desselben nicht wohl ein Zweifel bleiben kann: es sei aus demselben Scriptorio und zu derselben Zeit, wie unser Codex hervorgegangen. Leider ist das Blatt so stark beschnitten, dass die Folienzahl oben jetzt fehlt, und

[1]) Tervisio, A. B.

daher nicht mehr ersichtlich ist, wo es einzureihen sein möchte. Allein der Inhalt zeigt auch, dass mit diesem Blatte ein Anhang oder Nachtrag von mancherlei historischen Notizen (ähnlich wie in dem oben im Vorwort ad f. erwähnten Manuscr. der Heidelberger Bibliothek) begann, der über die Lebenszeit des Martinus hinausgeführt ist. Gewiss wird es von Interesse sein, auch hiervon im Folgenden Kenntniss zu nehmen. Die Ueberschrift ist roth; die Schrift gleichfalls gothische Minuskel.

Hie nach vindet man. geschriben von a.
mangerley sachen. die von andern buchen
genomen sint. vnd gerecht sint. von erst heb
an also.

Nach gotes geburt MCXXVI iar. wart Eberach daz Closter gestift. Nach gotes geburt M. hundert XXXII iar wart daz Closter Holsprunne gestift. — Nach gotes geburt M.C.LVI iar wart daz hertzogtum ze beheim zu einem kunigrich gemachet. vnd dez selben iares wart daz lant ze Osterrich ein hertzogtum gemachet. daz waz vor ein Marggrafenschaft. Nach gotes geburt. MCLXXX. iar wart hertzog Heinrich von Beyrn von keiser Friderichen mit vrteil der Fursten entsetzet von sinem hertzogentum. vnd wart an sin stat gesetzet Grafe Otto von Steyr. — Nach gotes geburt MCCXXXI. iar wart hertzog Ludewig von Beyrn erstochen von einem stecher. der waz vnbekant. b.
bi Kelheim daz es alle sin diener an sahen. — Nach gotes geburt MCCXLI. iar kam ein vinster. die wert von none biz vesperzit. vnd wart also vinster daz man die stern sach als bi der naht. Des selben jares kamen die heiden Tartari. vnd wusten vngern gar grozlich. — Nach gotes geburt MCCL. iar Predigt bruder berhtolt von Regensburg. — Nach gotes geburt MCCLV. iar. Do teilten hertzog Ludewig vnd hertzog Heinrich ir lant ze bayrn mit ein ander. Darnach uber on eins

XL. iar. starb derselbe hertzog Ludewig. vnd in dem nehsten iar darnach. vnd si geteilt heten. do liez derselbe hertzog Ludewig siner frowen die Maria hiez. vnd dez hertzogen swester waz von brabant daz haubt ab slahen in der stat ze werde. vnd tet ir unreht dar
c. an. — man saget. daz si ime erlich nach irem tode geriht. vnd zu bezzerunge stiftet er daz Closter ze Furstenvelt. — Nach gotes geburt MCCLXXII. iar. waz der stul ze rome on babst III iar. minner zwen monad vnd X tage. — Nach gotes geburt MCCLXXVIII. iar. wert kunk Octacker von beheim erslagen. — Nach gotes geburt MCCLXXXIX. iar. wart hertzog Ludewig von beyern. dez alten hertzogen Ludewigs sun mit einem sper ze nurenberg erstochen. an einem rennen. von einem von schelchlingen. Nach gotes geburt MCCLXXXXVIII. iar. vmb sant Mertins tag. het kung Albrecht ze Nurenberg einen grozzen hof. Darnach in dem sibenden iare starb grafe gebhard von Hirsperg on erben. vnd dez selben iares wart kung wentzelaus erslagen. vnd liez auch keinen erben. — Nach
d. gotes geburt MCCCVI. iar. sant kunig Albreht sinen sun Ludolf gen peheim ze einem kung. vnd der leit sich fur ein stat. vnd starb in dem nehesten iar darnach eines vnzitlichen todes. — Nach gotes geburt MCCCVIII. iar. wart kung Albrecht erslagen. von hertzog hansen sinem veter. der kunig wentzelaus swester sun waz. vmb daz er ime sin veterlich erbe vor het. — Nach gotes geburt MCCCLXI. iar giengen die geisler. vnd der waz vil. vnd do von bi drin iaren. do kunig Ludewig von Franckrich vber mer wolde varn. Do sammenten sich in sinem kungrich scheffer menig Tusent. vnd sprachen. si wolten irm herren ze helfe komen uber mer. vnd namen einen haubetman meister Jacobum der ein gelert man waz. vnd volkomen waz in vil sprachen vnd waz ein ab — — —

Magdeburg. A. Schulz.

Shakspeare's Geistesleben,

in seinen Grundzügen dargestellt.

Eine Gelegenheitsrede.

Ich trete mit einem grossen Gegenstande vor Sie, mit einem Dichter, der zu den wenigen welthistorischen Genien zählt, die die Geschichte aufzuweisen hat, und der die seltene Erscheinung bietet, dass sich die verschiedensten Völker und die entgegengesetztesten Partheien in seiner Verehrung vereinigen. Es ist Shakspeare, von dem ich rede, dieser grosse brittische Dichter, der uns nahe steht wie unsre Schiller und Goethe und dem auch Sie Alle schon zu Danke verpflichtet sind für Stunden des Genusses und der Erhebung. Ich will aber heute nicht reden von dem Dichter Shakspeare oder einem einzelnen seiner Werke, sondern ich will versuchen, Ihnen ein Bild des Menschen zu entwerfen, der hinter diesen grossen Werken steht, und des Entwicklungsganges, den er durchlaufen hat. Ich weiss es wohl, die Werke Shakspeare's stehen da wie reine Offenbarungen des Geistes, in die sich zu versenken man nie müde werden kann, weil sie, wie alles wahrhaft Grosse, immer auf's Neue den Geist anzuregen und das Herz zu beleben vermögen; ich ehre auch die Gesinnung, mit der Schiller in Bewunderung des ächten Dichtergenius ausruft: „Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht Er hinter seinem Werke, Er ist das Werk und das Werk ist Er, man muss des Ersteren schon nicht mehr werth, oder nicht mächtig oder schon satt sein, um nach Ihm

nur zu fragen," ich theile sogar, die diesem Ausruf zu Grunde liegende Anschauung, denn auch mir gilt das Kunstwerk als eine selbstständige, in sich abgeschlossene, die Harmonie des Weltalls wiederspiegelnde Schöpfung — aber ich glaube, dass der Meister immer noch mehr ist als sein Werk, ich glaube auch, dass die Betrachtung des in ihm wirkenden lebendigen Geistes nicht abführt von seinen Werken, sondern nur noch tiefer in sie einführt, vor Allem aber glaube ich, dass das grösste Kunstwerk immer und ewig der Mensch selber bleibt und dass es kein erhabneres Schauspiel gibt, als das Bild eines Menschen, der da ringt nach dem Höchsten und dessen Ringen einen so grossartigen und heiligen Charakter trägt, wie nach dem Eindruck seiner Werke das Ringen Shakspeare's getragen haben muss. —

Es ist aber nicht leicht, das Bild dieses Menschen zu fixiren. Es ist schon nicht leicht wegen des fast grenzenlosen Umfangs seines Geistes, der alle Formen des Menschlichen in sich zu schliessen scheint und mit dessen materiellem Reichthum eine nicht weniger universelle Anschauungsweise Hand in Hand geht; wo soll man diesen Menschen fassen, der dem Anschein nach aufhört, ein Individuum zu sein und kaum irgendwo eine Einseitigkeit oder Schranke blicken lässt? Es ist auch deshalb nicht leicht, weil es uns fast an allen beglaubigten Nachrichten über sein persönliches Leben fehlt. Er selbst hat keinerlei Sorge getragen für seinen Ruhm; soweit es an ihm lag, wären nicht einmal seine Werke auf uns gekommen, die wirklich nur einerseits der Spekulationsgeist industrieller Buchhändler, andrerseits die treue Anhänglichkeit und Verehrung seiner Freunde vor dem Untergang bewahrt hat. Und auch sonst ist uns, abgesehen von ganz vereinzelten dürren Notizen, nicht das Mindeste weder über sein persönliches noch über sein geistiges Leben überliefert. Es bleiben also als einzige Quelle seine Werke, die aber wieder für den angegebenen Zweck kaum eine lohnende Ausbeute verheissen. Sind sie doch nur dadurch, was sie sind, dass er sie wie selbstständige Welten aus sich heraus gestellt hat, die ihren Schwerpunkt in sich selber tragen und die wohl im Allgemeinen den Stempel seines Geistes zeigen,

in denen aber seine Person, ähnlich wie die Homers in den seinigen, völlig zu verschwinden scheint; wovon jenes Wort Schillers ein so treffender Ausdruck ist. Es kommt hinzu, dass sie auch von Seiten ihres Stoffes das Vordringen zu seiner Person von ihnen uns erschweren. Ihr Thema ist der Kampf des Menschen mit dem Schicksal, mit allen seiner Entwicklung und seinem Glücke feindlichen Gewalten in ihm selbst und in der Welt, und derselbe Kampf bildet auch den Inhalt unseres Lebens. Wir sind also bei jedem seiner Werke persönlich betheiligt und die Fülle von Gemüth, die Shakspeare in seine Dichtung hineinlegt, steigert unsere Betheiligung in einem Grade, der die denkende Betrachtung ihr gegenüber nur schwer zu ihrem Rechte kommen lässt. Wer vermöchte denn wohl, wenn die anmuthigen Töne des Sommernachtstraumes sein Ohr berühren, oder die mild ergreifenden des Wintermährchens, oder gar der eiserne Gang des „grossen gigantischen Schicksals" im Othello oder Lear, sein Gemüth frei zu erhalten, dass er den Dichter belauschen könnte in seiner Werkstatt? Und wer es vermöchte, er wäre sicher kein Shakspeare verwandter Geist und ein für allemal unfähig, das Räthsel seines Gemüthslebens zu lösen.

Wenn wir uns aber auch erheben über unsere persönliche Betheiligung, so sind wir darum noch nicht frei, sondern verfallen wieder nach andren Seiten der Macht seines Geistes. Da ist zuerst der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens, das er vor uns entfaltet und das uns fesselt, wir wissen nicht wie, und uns immer wieder einlädt, uns darein zu versenken und selbst das Kleinste uns bedeutend macht. Dann aber vor Allem der Zauber der Erkenntniss, die er uns erschliesst. Kein andrer Dichter führt so tief ein in das Verständniss des Lebens, keiner vermag es, uns so in das Bewusstsein der Welt zu versetzen. Wer kennte nicht die berühmten Worte Goethe's: „Shakspeare gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt wie Jener, Beiden ist Nichts verborgen, aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniss zu verschwatzen und uns vor oder doch gewiss in der That zu Vertrauten zu machen." Ist es also wohl zu

verwundern, wenn beim Studium solcher Werke das Bild ihres Urhebers uns immer wieder vor den Augen zerrinnt? und muss man es nicht ganz begreiflich finden, dass selbst Männer wie Lewes, der vielgelesene Biograph Goethe's, es für geradezu unmöglich erklären, auch nur die Ansichten Shakspeare's aus seinen Werken zu erkennen, geschweige sein Geistesleben zu ergründen und die Entwickelungsstufen zu bestimmen, durch die er hindurchgegangen ist?

Und doch sind seine Werke nichts Andres als Krystallisationen seines inneren Lebens und er selbst ist so weit entfernt, seine persönlichen Ueberzeugungen zurückzuhalten oder überhaupt auf seine Person zu verzichten, wenn er dichtet, dass im Gegentheil seine Poesie einzig und allein auf der Energie und Wahrheit seines persönlichen Lebens beruht und jedes seiner Werke als eine förmliche Proclamation einer persönlichen Ueberzeugung zu betrachten ist, zu der er sich durch inneren Kampf hinaufgearbeitet und an der sich seine dichterische Begeisterung entzündet hat. Das ist eben das erhebende Resultat jedes tieferen Eindringens in Shakspeare, dass seine Grösse, wie die aller ausserordentlichen Menschen, wenn auch allerdings zuerst begründet durch eine fast verschwenderische Naturbegabung, in letzter Instanz doch sein eigenes Werk gewesen ist, das Werk seines tief persönlichen Ringens und seines unerschütterlichen Glaubens an die Wahrheit unserer Ideale. Dass dem wirklich so ist, habe ich später zu zeigen. Jetzt will ich nur darauf hinweisen, wie es einmal überhaupt keine andere Quelle der Begeisterung gibt, als die in dem tiefgefühlten persönlichen Bedürfniss des idealen Lebens liegt, und wie insbesondere gerade Shakspeare's Poesie in sich zusammenfallen müsste, wenn man ihr den persönlichen Charakter rauben wollte. Man hat seine Dichtung wohl als Ganzes ein Weltgericht genannt und gewiss ist, dass man mit dieser Bezeichnung wenigstens eine Seite derselben treffend charakterisirt hat — wer aber vollzieht das Gericht in seiner Dichtung? oder vielmehr, was gibt demselben diese überwältigende Macht über die Gemüther, wenn nicht eben die persönliche Betheiligung des Dichters, sein Hass gegen das Böse, seine Begeisterung für das Gute, sein persönlicher

Glaube an eine sittliche Weltordnung? Und ist es nicht diese selbe persönliche Erregbarkeit, die ihn, der als Dichter Keinen über sich hat, zugleich neben die ersten Redner aller Zeiten stellt? Oder wo gäbe es eine des Namens würdige Beredtsamkeit ohne Betheiligung des eignen Menschen?

Es ist überhaupt ein Wahn, von der Objektivität eines Dichters zu reden, wenigstens sobald man diese als absolute Partheilosigkeit und Freiheit von sich selbst auffasst. Der Dichter ist in Einem Sinne immer Parthei, d. h. er kämpft für die ewigen Interessen der Menschheit und es gehört zu seinem Wesen, dass diese Interessen zu Lebensfragen für ihn werden, an die sein Friede und sein Glück geknüpft sind. Wie sollte er also hier frei von sich selbst oder partheilos sein? Und ebensowenig ist er frei in Bezug auf sein Schaffen selbst, er schafft nicht willkürlich aus der Phantasie heraus, sondern er gestaltet nur sein Inneres, er kann nur Worte geben dem, was in ihm lebt, und das sind eben jene allgemeinen Interessen, deren Realität und siegreiche Macht im Gegensatz zu allem Endlichen und Schlechten es ihn darzustellen und sich selber wie seinen Mitmenschen anschaulich zu machen drängt. So haben Schiller und Goethe geschaffen und so auch Shakspeare, ja gerade Shakspeare, dieser sogenannte objektive Dichter, ist derjenige unter diesen Dreien, bei dem dies Gemüthsinteresse am durchgreifendsten zur Herrschaft gekommen ist und den ausgeprägtesten Charakter trägt. Kein einziges seiner Werke ist aus einem bloss künstlerischen Interesse entstanden, das bei Goethe so stark war und das bei Schiller ein seiner persönlichen Anschauung so widersprechendes Werk, wie die Braut von Messina möglich machte; ebensowenig haben seine politischen Sympathien, wie man hat behaupten wollen, ihn zu künstlerischem Schaffen angeregt und selbst seine Begeisterung für die Grösse seines Volkes ist seinem Dichten wenigstens so weit fremd geblieben, als sie zu keinem seiner Werke den eigentlichen Anstoss gegeben hat und seine Seelenstimmung überhaupt nur an der Oberfläche berührt. — Was ihn dagegen in den letzten Tiefen seines Wesens ergreift und seine dichterische Kraft unmittelbar in Thätigkeit setzt, das sind die Interessen

des inneren Menschen, seine sittliche Würde, die Herrschaft des sittlichen Geistes in der Welt, das Grauen vor der Sünde, die Möglichkeit einer Beherrschung des Schicksals und einer wirklichen Versöhnung mit dem Leben — kurz sein Ringen nach einem menschenwürdigen, auf das Göttliche gestellten Leben, und seine Dichtung ist nichts Anderes als die Darstellung dieser seiner rein persönlichen Kämpfe. Und wie er nun diese Kämpfe einerseits darstellt auf der Grundlage des allumfassenden Gemüths, des Menschen, der die ganze Welt im Busen trägt und für die Interessen Aller kämpft; so begleitet er sie andrerseits mit einer solchen Wärme und Partheinahme für das, was ihm als höchstes Ziel des Menschen gilt, dass man leicht durchsieht, wie es seine eigne Sache ist, für die er ficht, sein eigentliches und letztes Lebensinteresse, das mit ihm wächst und sich entfaltet und mehr und mehr alle besten Stoffe seines Wesens in sich umsetzt. Kurz seine Dichtung ist gleichsam sein geistiger Leib, seine wirkliche, organisch erwachsene und organisch fortschreitende Lebensgeschichte und das schöne Wort, das Horaz in den Sermonen seinem Freunde Lucilius gewidmet hat, lässt sich im vollsten Sinne auch auf ihn anwenden:

> Gleich als treuen Genossen vertraut einst dieser den Schriften
> Herzensgeheimnisse an. Niemals, ob ihm Schlimmes begegnet,
> Wand er sich anderswohin, ob Erfreuliches, also dass hierin
> Völlig das Leben des Greises enthüllt wie ein Weihegemälde
> Vor uns liegt.

Begleiten Sie mich nun zu der Betrachtung dieses seines geistigen Lebens. Das Erste, was uns hier wichtig ist, ist der Standpunkt, von dem er ausgeht, oder besser das allgemeine Interesse seines Gemüths. Es ist kaum möglich, über dieses ernstlich im Zweifel zu sein. Shakspeare ist geboren im Anfange der Regierung der Elisabeth, zu einer Zeit, wo der protestantische Geist in England eben siegreich durchgebrochen war, und die ganze Epoche des Heranwachsens des Dichters zum Jüngling und Mann ist bezeichnet durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge, die dieser Geist im Vollgefühl der eben errungenen Freiheit auf allen Gebieten des Lebens davontrug. Sieht man nun das gewaltige Ringen in der Dichtung Shak-

speare's, so liegt der Schluss nahe, dass es der protestantische Geist sei, der demselben zu Grunde liege, und in der That ist Shakspeare der vollendete Ausdruck dieses Geistes auf dem rein menschlichen Gebiete und keine Dialektik katholischer Partheiführer oder protestantischer Romantiker wird ihn jemals zu einem Vertreter der katholischen Weltanschauung machen. Ebensowenig hat er aber irgend etwas gemein mit der dogmatischen Fixirung des protestantischen Geistes in dieser oder jener einzelnen Confession und überhaupt muss man sich hüten, einen welthistorischen Menschen wie Shakspeare in Abhängigkeit zu bringen von irgend einem positiven Glaubensbekenntniss. Als Ganzes betrachtet, wird sich seine Poesie nach dem in ihr wirkenden Lebensprincip vielleicht am treffendsten bezeichnen lassen als eine Reproduction der protestantischen Auffassung des Christenthums aus dem Wesen des Menschen heraus, und bis zu welcher Höhe ächt christlichen Geistes Shakspeare sich von diesem Boden aus erhebt, dafür will ich als Beleg hier nur die Thatsache anführen, dass er selbst die letzte und schönste Blüthe des christlichen Princips, die Feindesliebe, aus dem menschlichen Wesen herausentwickelt und den Beweis führt, wie dieselbe ein nothwendiges Produkt des Strebens nach Läuterung des inneren Menschen, nach Versöhnung mit sich selbst ist. Aber trotz dieses letzten Resultates seiner Dichtung hat er doch mit dem dogmatischen Protestantismus nichts Andres als den allgemeinen Ausgangspunkt gemein, nämlich das Bewusstsein des Widerspruches zwischen der göttlichen und sinnlichen Natur des Menschen, zwischen der Forderung absoluter Reinheit und Vollkommenheit einer-, und der Thatsache seiner Existenz als sinnliches, beschränktes, der Sünde preisgegebenes Wesen andrerseits. Seine weitere Entwicklung von diesem Ausgangspunkte aus ist eine völlig freie, es ist die Entwicklung eines Menschen, der keine Wahrheit anerkennt, die er nicht aus seiner eigenen Brust geschöpft, nicht an sich selbst erlebt hat, für den überdies der Gegensatz zwischen Heiligem und Profanem, zwischen Himmel und Erde zunächst nicht existirt, sondern der das Leben muthig beim Worte nimmt und den Himmel schon auf Erden finden will, der aber mit dem Selbstbewusstsein und dem unendlichen Reichthum des Genius zu-

gleich die diesem nie fehlende Demuth und das Bedürfniss der Schranke in sich trägt und der von Allem der Wahrheit gegenüber kein Ich hat, sondern sich ihr willig unterwirft, in welcher Gestalt sie sich ihm auch offenbaren möge. Es ist mit einem Wort der Entwicklungsgang eines ächten, ursprünglichen Menschen, der aus sich heraus die Wahrheit findet und durch sein Beispiel den ursprünglichen Adel des menschlichen Wesens bekundet. —

Ich gehe dazu über, die einzelnen Phasen der Entwicklung Shakspeare's darzustellen. Schon seine ersten Dichtungen, die aus einer Zeit stammen, in der ihn die Mehrzahl seiner Biographen ein lockeres Leben führen lässt, zeugen für sein bei aller leidenschaftlichen Erregbarkeit tiefernstes Streben. Wie alle grossen Genien, so sehen wir auch ihn eine Sturm- und Drangperiode durchleben, in der er alle Bedingungen des menschlichen Daseins in Frage stellt, weil sie seinen Anforderungen nicht genügen, oder mit anderen Worten: er geht durch den Weltschmerz hindurch. Mitten in der unmittelbarsten Freude am Leben, die den Dichter charakterisirt und die bei ihm einen fast glühenden Charakter trägt, taucht der Widerspruch der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen in immer anderen und inhaltsvolleren Formen in ihm auf und treibt ihn zu immer tieferem Ankämpfen gegen die sinnliche Seite unseres Wesens und überhaupt gegen Alles, was sich unserer Sehnsucht nach einem vollkommenen Dasein in den Weg stellt. Verzweiflung am Menschen, der ihm des Namens eines sittlich-geistigen Wesens unwürdig scheint, und Verzweiflung an der Welt, weil diese keine Bürgschaft biete für den Sieg des Guten, bildet seinen Ausgangspunkt, und eben dass er die ewigen Schranken der Menschheit, die auch auf uns noch drücken, an sich selbst erfahren und dass er tief hineingeblickt hat in den düsteren Hintergrund des Lebens, eben das ist es, was ihn unserem innersten Menschen so nahe bringt und ihm auch heute noch die Kraft gibt, nicht bloss uns zu erschüttern, sondern auch uns über uns selbst zu erheben. Denn ich brauche nicht erst zu sagen, dass er nicht stecken bleibt in seinem Weltschmerz, sein Glaube an die Welt und an die Menschen ringt

sich wieder durch und schon sein Humor, der in dieser ersten Periode einen so weiten Raum einnimmt, zeigt, dass er sich gründlich ausgesöhnt hat mit den Schranken des menschlichen Wesens und sich ihrer nicht mehr als Schranken bewusst ist. Das eigentlich grossartige und entscheidende Resultat seines Weltschmerzes aber ist seine Erkenntniss des göttlichen Grundes alles Lebens, die schon in diese Periode fällt. Mit dieser Erkenntniss hat er seine Basis gewonnen für sein geistiges Leben. Die Immanenz Gottes in der Welt und im eignen Wesen des Menschen gilt ihm als die Lösung des Lebensräthsels und erfüllt ihn mit einer Begeisterung, die ihn wie mit Einem Schlage zum Herrn aller seiner Geisteskräfte macht und ihn gleich in seinen ersten Werken als vollendeten Dichter vor uns treten lässt. Und die Berechtigung dieser seiner neuen Weltanschauung ist es, die er in den Werken seiner Sturm- und Drangperiode darstellt, die also sämmtlich den Zweck verfolgen, das Göttliche als die beherrschende Macht des Lebens aufzuweisen.

Wirklich spricht dieses Streben schon aus seinen lyrischen Gedichten, Venus und Adonis und Lucretia, den frühesten unter allen seinen Schöpfungen, und ebenso beruhen auf ihm der erste grosse mittelalterliche Dramencyclus Heinrich VI. 2. und 3. Theil*) und Richard III, ferner die ältesten Lustspiele, die beiden Veroneser, die Komödie der Irrungen und der Sommernachtstraum, und endlich seine beiden frühesten Tragödien, Romeo und Julia und Hamlet. Ich will nur zwei dieser Stücke etwas näher betrachten, Richard III. und Hamlet. Zuerst Richard III. Sie kennen dieses gewaltige historische Drama und den fürchterlichen Menschen, von dem es den Namen trägt, Richard III. selbst, der nicht bloss ohne eine Spur von menschlichem Gefühl Alles aus dem Wege räumt, was zwischen ihm und dem Thron steht, sondern dem das grauenvolle Spiel, das er mit den Menschen treibt, an und für sich ein Genuss ist und den wir gleich zu Anfang des Stückes sich förmlich lossagen hören von jeder Pflicht gegen Gott und die Menschen,

*) Der erste Theil Heinrichs VI. ist wenigstens grösstentheils unächt.

ja der den schauerlichen Muth hat, „das Wort Liebe," wie er sich ausdrückt, „das Graubärte göttlich nennen," abzuschwören und sein Leben auf die absolute Selbstsucht, auf die grundsätzliche Verläugnung alles Guten im Menschen zu begründen. Hier haben wir also eine Personification nicht sowohl des bösen Willens als solchen, als vielmehr des Atheismus und zwar des eigentlichen, nackten Atheismus, der nicht nur Gott selbst, sondern der alles Gute schlechthin läugnet und der das Böse zum Princip der Welt erheben will.

Was ist es denn nun, was Shakspeare bestimmen konnte, diese Ausgeburt von einem Menschen zum Mittelpunkt eines Kunstwerks zu machen? Wo lag für ihn das begeisternde Element, das ihn zum Schaffen anregte und aus dem er die Kraft zu einem Werke zog, das, obgleich eins der frühesten unter allen seinen Werken, dennoch für immer zu den grössten Schöpfungen des Menschengeistes zählen wird? Hier bewährt sich, was ich oben über die Wirkung sagte, die seine Erkenntniss des göttlichen Grundes der Welt auf sein inneres Leben übte. Richard III. oder vielmehr die ganze grosse Trilogie, die mit Richard schliesst, ist die erste reife Frucht dieser Erkenntniss und die Wahrheit, die er in ihr darstellt, ist die, dass die Liebe kein blosses Wort ist, wozu Richard sie machen wollte, sondern dass sie der durch die Welt ergossene göttliche Geist ist und dass dieser Geist eine reale Macht ist in der Welt, die Niemand ungestraft verletzt. Selbst in seiner höchsten Steigerung ist das Böse ohnmächtig, sich in der Welt zu behaupten. Und nun vergegenwärtigen Sie sich die persönliche Betheiligung, mit der Shakspeare diese Wahrheit, die ihm Lebensbedürfniss war, vertritt, vergegenwärtigen Sie sich die Gluth der Empfindung, mit der er in der Gestalt der Margarethe, der fürchterlichen „Meisterin des Fluchs," wie man sie genannt hat,*) nach Rache schreit für die Frevel am Menschen, die er schildert; mit der er die unglückliche Mutter der beiden von Richard gemordeten Kinder Gott selbst anklagen

*) Vergleiche die schöne Abhandlung Vischers in Prutz Literarischem Taschenbuch 1844. 2. Jahrgang.

lässt, dass er „solch zarte Lämmer dem Wolfe in den Rachen geworfen," und mit der er durch das ganze Stück hindurch die sittliche Weltordnung als eine unabweisliche Forderung des menschlichen Gemüths hinstellt, mit deren Nichterfüllung die Welt in sich zusammenstürzen müsste. Vor Allem aber vergegenwärtigen Sie sich das sittliche Gericht, dem er Richard verfallen lässt, jene schauerliche Scene, in der Richard schlafend die Geister seiner Ermordeten vor sich heraufziehen sieht, jeder Einzelne seinem Gegner Richmond freudigen Muth und Siegeshoffnung in die Brust senkend, ihm aber in fürchterlichem Refrain den Fluch zurufend: „Verzweifle und stirb!" Und dann sein innerer Zerfall beim Erwachen, diese trostlose Erkenntniss, dass er, der die Liebe abgeschworen, nun dahin gekommen ist, auch sich selbst nicht mehr lieben zu können, dass er sich hassen und verdammen muss, als wäre er sein ärgster Feind — das ist ein wirkliches, vernichtendes Selbstgericht und das ganze Drama ist in seinem letzten Grunde eine Theodicee, eine Rechtfertigung Gottes in Bezug auf die Zulassung des Bösen in der Welt, wie sie nicht grossartiger gedacht werden kann. Die Anklage Gottes, von der Shakspeare in seinem Weltschmerz ausgeht und die im Stücke selbst noch mehrfach titanenartig anschwillt, hat sich somit in eine Verherrlichung der Weltordnung verwandelt. —

Ich komme zu dem zweiten Stück aus seiner Sturm- und Drangperiode, das ich besprechen wollte, zum Hamlet. Mit diesem berühmtesten Werke Shakspeare's hat sich bekanntlich Goethe in seinem Wilhelm Meister eingehend beschäftigt. Er kommt dort zu dem Resultat, „Shakspeare habe schildern wollen: eine grosse That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist:" „Hier wird, fährt er fort, ein Eichbaum in ein köstliches Gefäss gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoss hätte aufnehmen sollen, die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäss wird vernichtet." Ein schönes Bild! und hätte man es auch nicht als den Schlüssel des Gedichtes betrachten sollen, so legt es doch ein merkwürdiges Zeugniss ab für die Kraft der dichterischen Intuition in Goethe, ja das Bild selbst lässt sich mit geringer Veränderung beibehalten. Hamlet ist

in der That ein köstliches Gefäss voll lieblicher Blumen, denn er ist ein reiner Mensch, durchdrungen von Begeisterung für alles Grosse und Schöne, ganz in Idealen lebend und vor Allem voll Glauben an den Menschen, — aber was dieses Gefäss sprengt, ist nicht die über seine Tragfähigkeit hinausgehende grosse That der Rache für seinen ermordeten Vater, sondern es ist die Erkenntniss der Schlechtigkeit der Menschen, des Widerspruchs zwischen seinem Ideal und dem, was ihm plötzlich die wirkliche Welt als Bild des Menschen entgegenbringt, ja was er nach und nach an sich selbst als das eigentliche und wahre Bild des einst von ihm vergötterten menschlichen Wesens erkennt — kurz, Hamlet geht zu Grunde an dem Innewerden, dem eignen Erleben der Sündhaftigkeit des Menschen, und wenn Shakspeare in Richard III. ausging von dem Zweifel an der sittlichen Weltordnung, so geht er hier aus von dem Zweifel an der sittlichen Natur des Menschen und seiner geistigen Würde überhaupt.

Tief genug durchgekostet hat Shakspeare wahrlich diesen Zweifel und geschont hat er den Menschen nicht in seinem Hamlet. Wie der Geist im Stücke vor Hamlet's Blicken, so zieht er vor den unseren den Schleier weg vor den sittlichen Abgründen, die das menschliche Wesen in sich birgt und die er hier noch überdies von einem Menschen messen lässt, der keinen andern als den rein idealen Maasstab kennt. Welch einen grauenvollen Blick in das Innere eines völlig gottverlassenen Menschen lässt er uns thun durch das Gebet des Königs, der nicht beten und nicht bereuen kann! und auch Hamlet's Mutter sieht „schwarze Flecken in ihrer Seele, die nicht von Farbe lassen.“ Und wie lässt er uns allein dadurch sein eigenes Grauen vor der Sünde mitempfinden, dass er Hamlet an dem Einblick in sie zu Grunde gehen lässt! Der erschütterndste Anblick aber bleibt Hamlet selbst, der nicht bloss mit jedem Wort, das er spricht, rettungslose Verzweiflung am Menschen ausspricht, sondern der durch den steten Widerspruch zu der Forderung seines Gewissens, Rache zu nehmen für seinen Vater, einer Forderung, die er nicht erfüllt und nicht erfüllen kann, weil sein inneres Leben längst zerstört ist, der, sage ich, bei aller

Reinheit seines Willens, endlich auch dem Bösen verfällt, ja in dem ein wahrhaft teuflischer Hohn sich entbindet und der unter der Herrschaft der einmal entfesselten Dämonen seines Innern, sich zuletzt sogar mit einer wenigstens für sein Bewusstsein unsühnbaren Schuld belädt, dem Morde des Polonius und dem Tode jener beiden Speichellecker des Königs. Und diese völlige Zerstörung eines einst so herrlichen Menschenbildes begleitet Shakspeare durch das ganze Stück hindurch mit jenen schauerlich dumpfen Grabesklängen, die Hamlet nicht sowohl spricht, als dass sie ihm entquellen, und die immer dumpfer und dumpfer erklingen, bis sie nach der Kirchhofsscene allmählich hinsterben in schmerzvoller Wehmuth.

Durchgekostet also hat Shakspeare die Verzweiflung am Menschen und ich wenigstens kenne, den Faust allein ausgenommen, Nichts im ganzen Umfang der Literatur, das auch nur entfernt heranreicht an den reinen tiefen Schmerz, der den Charakter des Hamlet dictirt hat. Aber ist denn nun die Stimmung des Dichters und ist der Inhalt des Stücks schon erschöpft mit dieser düstern Seite, die ich bis jetzt allein hervorgehoben habe? Keineswegs! Shakspeare hat auch diesem Widerspruche gegenüber seine Rettung wieder in jenem allgemeinen Princip gefunden, das ihm überhaupt alle Widersprüche löst und das schon in Richard als das Fundament seines persönlichen Lebens erscheint. Der Mensch ist sündhaft, ist die im Hamlet dargestellte Ueberzeugung Shakspeare's — aber bei aller seiner Sündhaftigkeit ruht er doch auf Gott und nie und nimmer kann er sich lossreisen von diesem göttlichen Grunde. Ist es nicht allein das Bedürfniss einer absolut sittlichen, dem reinen Ideal entsprechenden Welt, das Hamlet seinem Untergang entgegen führt? und selbst wenn er dem Bösen verfällt, ist es nicht nur, weil er seiner Pflicht nicht genügen und weil er über diese seine Ohnmacht sich nicht erheben kann? Und wie kindlich rein erscheint er noch in jener Begrüssung des Laertes, durch die er diesen zu versöhnen sucht. Gerade Hamlet also, dieser Verkündiger der Nichtigkeit des Menschen, zeugt durch seine eigne Person für das uns eingeborne sittliche Bedürfniss, ja er ist im vollsten Sinn des Wortes ein Märtyrer unserer sittlichen

Natur, deren Wahrheit er mit seinem Untergang besiegelt, und der Adel seiner Gesinnung, die Reinheit seines Wollens — sie schweben versöhnend und ausgleichend über allen seinen Reden und Handlungen, und nehmen ihnen ihren Stachel für unser Gemüth. Selbst König und Königin tragen noch bei zu dieser Versöhnung, denn wenn auch zu tief gesunken, um sich noch von dem Schlechten loszureissen, bestätigen doch auch sie, wie unvertilgbar das Gute dem Menschen eingepflanzt ist, sie zwingt es wenigstens noch, sich vor sich selber zu verdammen und sich das Bekenntniss abzulegen, dass nur im Guten das Heil zu finden ist. Also schon hier weicht Shakspeare in der Lösung des Widerspruchs ab von dem dogmatischen Protestantismus. Sein Gedicht ist eine Rechtfertigung des Menschen nicht durch den Glauben, sondern aus sich heraus. Mitten durch den Zweifel, ja durch den geraden Gegensatz hindurch, ringt er sich allein durch Vertiefung in die menschliche Natur wieder empor zur Versöhnung und wenn auch dieselbe grosse Frage noch später mehrfach wieder in ihm auftaucht und ihn zwingt, sie von neuen Seiten zu betrachten, das Princip selbst stand ihm doch seit seinem Hamlet fest und niemals ist er wieder irre geworden an der sittlichen Grundlage des menschlichen Wesens.

Ich muss Ihnen jetzt noch den Abschluss dieser Entwicklungsperiode Shakspeare's schildern, seine Versöhnung mit dem Leben. Er hat dieselbe in einer Reihe von Werken dargestellt, deren gemeinschaftliche Grundlage die Idee der menschlichen Freiheit bildet und die uns wieder die tiefsten Blicke in sein Inneres gestatten. Die wichtigsten Werke sind hier der Kaufmann von Venedig und der zweite grosse mittelalterliche Dramencyclus, Richard II., die beiden Theile Heinrichs IV. und Heinrich V. Ich will nur den Kaufmann von Venedig kurz skizziren: Nach zwei Seiten hin zeigt Shakspeare hier, wie der gute Mensch in jeder Lebenslage Herr seines Schiksals ist und wie es in der That nichts weiter bedarf als eines reinen Herzens und einer richtigen Erkenntniss dessen, was allein zu beglücken vermag, um der Macht des Zufalls und der äussern Welt überhaupt entzogen zu sein.

Betrachten Sie zunächst Bassanio. Wenn es diesem vor den anderen Freiern der Portia gelingt, das Räthsel zu lösen, an das Portia's Besitz geknüpft ist, so verdankt er es nur seinem wirklichen Glücksbedürfniss und dem aus diesem entspringenden Ernste, mit dem er zu der Wahl schreitet. Rein wie er selbst, ist auch seine Liebe zu Portia und diese allein hat ihn bestimmt, als ihr Bewerber aufzutreten. Es ist also nicht der blinde äussere Zufall, der sein Geschick entscheidet, als er nun nach langer ernster Sammlung seine Wahl trifft, sondern seine vom Herzen aus erleuchtete Erkenntniss leitet ihm die Hand und lässt ihn aus innerer Nothwendigkeit gerade das unscheinbare bleierne Kästchen wählen, in das das Bildniss Portia's eingeschlossen ist. Und eben die Macht der inneren Erleuchtung wollte Shakspeare darstellen an Bassanio. Ueber die ganze Scene seiner Wahl ist eine feierliche Stimmung ausgegossen, eine Andacht, die zwar die religiösen Worte meidet, die aber auf den sinnigen Leser darum nicht weniger einen religiösen Eindruck macht und deren Grundton sich so wiedergeben lässt: Nur dem reinen Menschen werden die Augen aufgeschlossen, nur das Sehen mit dem Herzen führt uns sicher. Und wie Shakspeare in Bassanio die Macht des Menschen in Begründung seines Glückes darstellt, so zeigt er an Antonio den Triumph des liebenden Gemüths über alle irdischen Leiden und Schmerzen. Antonio erlebt die völlige Ohnmacht des Menschen in Beherrschung seines äusseren Schicksals. Aus einem reichen Manne, der wie ein König mit seinen Schätzen schalten konnte, sinkt er zum Bettler herab und verfällt der Rache des Juden, dem er die dargeliehenen Summen nicht erlegen kann — was vermag nun aber das Unglück über ihn? Er sieht sich nicht nur getragen von der Liebe aller derer, die er einst mehr durch seine Person als durch die Dankbarkeit an sich gefesselt hat, sondern er erhebt sich auch innerlich über sein Schicksal und sieht selbst dem Tode ruhig entgegen, in Hinblick auf seinen Freund, für den er ihn erleiden soll.

Hier ist die Welt thatsächlich überwunden und wenn Antonio noch gerettet wird, so ist das nur noch eine Genugthuung für unser Gefühl, er selbst bedurfte der Rettung nicht. Und

nun vergleichen Sie mit diesen beiden Charakteren, die Shakspeare als Vertreter unserer Freiheit hingestellt hat, den Juden Shylock und dessen Schicksal! Wie richtet er den Standpunkt dieses Menschen, der sein Glück auf die Selbstsucht und den Hass begründet, und sich durch seinen Verstand gegen alle äusseren Unfälle sichern zu können glaubte. Sein Diener verlässt ihn, seine eigne Tochter flieht aus seinem Hause und entführt ihm seine Schätze, sein Anschlag gegen Antonio scheitert trotz aller Schlauheit, die er aufgewandt hat, und nicht genug, dass er seine Geldsäcke einbüsst, die ihm sein ganzes Lebensglück bedeuteten, er sieht sich auch von seiner einst wirklich grossartigen Energie verlassen, die, in grellem Contrast zu der sich immer steigernden Seelenstärke des an sich so schwachen Antonio, schliesslich vollständig in sich zusammenbricht. Mit festerer Zuversicht und beruhigterem Bewusstsein ist die weltbezwingende Macht des Guten gewiss nie dargestellt worden, als es Shakspeare in diesem Stücke thut, und so erklären sich denn auch die wunderbar ergreifenden, milden Töne des fünften Acts, der recht eigentlich ein Ausströmen dieser ganz in sich versöhnten, seeligen Stimmung ist. Hier nämlich schildert Shakspeare noch an zwei Liebenden das Glück des reinen Menschen und nicht umsonst findet sich gerade in diesem Stücke, das fast unmittelbar bestimmt scheint, die Harmonie der Welt im hellsten Licht zu zeigen, jene berühmte Stelle über die Musik:

> Der Mann, der nicht Musik im Busen hat,
> Den nicht die Eintracht süsser Töne rührt,
> Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;
> Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
> Sein Trübsinn düster, wie der Erebus.
> Trau keinem Solchen.

Und weiterhin die herrlichen Worte, die er dem Lorenzo in den Mund legt:

> Wie süss das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
> Hier sitzen wir und lassen die Musik
> Zum Ohre schlüpfen, sanfte Still und Nacht,
> Sie werden Tasten süsser Harmonie.
> Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsflur

Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Uns grob umschliesst, wir können sie nicht hören.

Diese Verse, wie die ganze über dem Drama liegende Stimmung, können, glaube ich, uns Bürgschaft sein für die innere Harmonie in Shakspeare selber, und nur diese konnte eine Poesie erzeugen, die wie ein Evangelium uns neuen Glauben gibt ans Leben und uns hinaushebt über alles Kleinliche und Gemeine der Alltagswelt!

Ich komme zu der zweiten Periode Shakspeare's. Wenn die eben dargestellte erste uns den Dichter zeigt, wie er sich das Leben gleichsam im Sturm erobert und in jubelnder Begeisterung sich einerseits des göttlichen Grundes alles menschlichen Daseins und andrerseits der Bedingungen bemächtigt, an die unsre Freiheit geknüpft ist, so treffen wir ihn hier wieder als in sich beruhigten, völlig reifen Mann, in dem die Begeisterung nicht mehr jubelnd ausbricht, sondern in dem sie als stilles heiliges Feuer brennt und dem wir es an jedem Worte anmerken, dass er sich tief durchdrungen hat mit dem Ernst des Lebens. — Unter den vielen schönen Aussprüchen Goethes über das Wesen des Dichters findet sich einer, der denselben für einen „verkappten Bussprediger" erklärt, dem die Aufgabe gestellt sei, „das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen," der mithin den Leser oder Hörer nicht durch direktes Lehren oder Predigen, sondern durch das Ergreifen des ganzen Menschen vermöge der an ihm vorübergeführten Lebensbilder zur Einkehr in sich selbst zu stimmen sucht. Als einen solchen Bussprediger haben wir uns Shakspeare in dieser zweiten Periode vorzustellen, oder wie man auch sagen kann, als einen Mahner und geistigen Führer, der uns bei jedem ernsten Anlass zuspricht, auf unsrer Hut zu sein, uns nicht gedankenlos dem Impuls des Augenblicks oder unseren eignen Trieben und Leidenschaften in die Hände zu liefern,

uns bewusst zu werden, welche Güter auf dem Spiele stehen, wenn wir irgend eine Forderung unsrer sittlichen Natur überhören oder ihr nicht Folge geben. Und er beschränkt sich nicht auf das Einzelleben, er zieht auch das öffentliche Leben in sein Bereich und deckt auch hier das Morsche in den Grundlagen, das Verderbliche in den Principien auf, auf denen es beruht. Vor Allem aber mit welcher erschütternden Wahrheit und Gluth der Empfindung, mit welcher Hingebung an die Sache, übt er sein Amt! Hier lernt man erst verstehen, was die sogenannte Objectivität seiner Werke, dieses scheinbar völlige Verschwinden seiner Person in ihnen, bedeutet. Die Objectivität Shakspeare's ist wesentlich sittliche Kraft, er verschwindet nur deshalb als Person in seinen Werken, weil er wirklich verschmilzt mit seinem sittlichen Pathos und nur noch in diesem lebt; er identifizirt sich mit demselben und wenn uns seine Werke berühren wie unmittelbare Offenbarungen des sittlichen Geistes, der durch ihn sein Gericht vollziehen lässt, so ist es, weil er die Kraft hatte, sich von allen persönlichen Syn- und Antipathien, von allen Einseitigkeiten des Parteistandpunktes zu läutern und sich mit ganzer Seele hinzugeben an die Alle umspannende und Allen gemeinsame Eine sittliche Idee. Besonders ist es das Grauen vor der Schuld, das in dieser Periode immer wieder in ihm auftaucht und ihn nicht ruhen lässt, bis er alle in den Lockungen der Welt oder im Innern des Menschen lauernden dämonischen Kräfte, die ihn in Schuld verstricken oder dem Bösen zuzutreiben vermögen, in leibhaftiger Gestalt und in voller Entfaltung ihres Wirkens vor sich fixirt hat und hier dringt er so tief ein, dass er den Keim des Bösen auch noch in den scheinbar edelsten Regungen des Menschen aufdeckt.

Lassen Sie mich Ihnen einige Beispiele geben von der Art wie er verfährt. Vergegenwärtigen Sie sich seinen König Johann. Wo der König zuerst auftritt, erscheint er als ein Mann von energischem Willen und entschiedener Thatkraft, als ein wirklich grossartiger Mensch, und so bewährt er sich auch noch im Stücke selbst durch seine ersten Thaten. — Er überwindet Frankreich mit imponirender Raschheit, er hat den Muth,

den Anmassungen des Papstthums mit Entschiedenheit entgegenzutreten, er stellt auch sonst den seiner Würde sich klar bewussten, fest auf sich selber stehenden Fürsten dar, und nun vergleichen Sie, was nach der Gefangennehmung seines Neffen Arthur, des rechtmässigen Königs von England, und nach der heimlich ausgestellten Vollmacht, den unschuldigen Knaben zu blenden oder zu ermorden, aus ihm geworden ist. Seine ganze frühere Grösse ist hin, das Bewusstsein seiner Schuld hat seine sittliche Kraft aufgerieben, er gleicht einem schwankenden Rohre, das jeder Luftzug hin und her wehet, und das, wie es selbst haltlos ist, so auch Niemandem einen Halt zu gewähren vermag. Und fragen Sie, was ihn in Schuld gestürzt hat, so antwortet Shakspeare: die verführerische Macht der Gelegenheit, des Augenblicks, der aus der Ferne winkende unverhoffte Vortheil, kurz die jeden Menschen bedrohende Versuchung und an dieser Macht lässt er nicht bloss den König, sondern mehr oder weniger alle handelnden Personen scheitern, nur der Bastard Faulconbridge, der sich im Lauf des Stücks zu einem unerschütterlichen sittlichen Charakter entwickelt, nur dieser geht unversehrt durch alle äusseren Versuchungen hindurch und die grosse Mahnung, die Shakspeare uns durch sein Stück zuruft, ist diese: Bilde dich zum Ernste, stärke deine sittliche Widerstandskraft. —

Ein noch furchtbareres Bild der vernichtenden Macht des Bösen rollt er in seinem Macbeth vor uns auf. Hier sind es nicht die Verlockungen durch die Aussenwelt, sondern die noch tiefer greifenden durch die eigne Einbildungskraft des Menschen. Was Macbeth unvermerkt sich selber raubt, so dass er dahin kommt, den König zu ermorden, das ist das gefährliche Spiel, das er mit sich selber treibt, indem er den lockenden Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft, den Trugbildern von der „Königsmacht und Herrscherkrone," mit denen sie ihn umfächelt, mit Begierde nachhängt. Diese Bilder nehmen allmählig Besitz von ihm, sie umnebeln und umdüstern sein Bewusstsein und sie berauben ihn endlich so weit seiner Klarheit, dass sich ihm die Grenzen des Guten und Bösen vollständig verwischen. Damit ist er verloren und nun sehen Sie, wie ihm die Einbildungskraft Wort

hält. All sein Glück ist mit der That zerstört und keinen Augenblick lässt sie ihn der theuer erkauften Königsmacht froh werden. Denn nun wendet sich die Einbildungskraft gegen ihn. Statt der lockenden Bilder aus der Zeit vor dem Morde verfolgen ihn Schreckbilder, Banko's Geist setzt sich mit ihm zum Gastmahl und zwingt ihn, „mit dem Grau'n zur Nacht zu speisen," er glaubt sich von immer neuen Gefahren bedroht und schreitet, um sich zu sichern, zu immer neuen Frevelthaten und als er am Ende seiner schauerlichen Laufbahn steht, da ist sein Inneres so verödet, dass keine Spur einer beglückenden oder milden Empfindung mehr in ihm ist. Das ist wieder eine Busspredigt in dem Sinne Goethe's oder vielmehr es ist die ewige Feststellung der Gesetze, nach denen die uns zur Freude und zum Glück verliehene Macht der Phantasie, wenn wir sie nicht zügeln lernen, uns zum Verderben gereichen muss.

In demselben Sinne sind alle die grossen Tragödien und Schauspiele dieser Zeit gedichtet, Othello und Julius Cäsar, Ende gut Alles gut und Mass für Mass und wie die übrigen alle heissen mögen, und auch König Lear und Timon von Athen, in denen Shakspeare die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft selbst der Kritik unterwirft, sind solche Darlegungen der Consequenzen eines falschen Standpunkts, Darlegungen, deren ganze Grossartigkeit man erst würdigen lernt, wenn man bedenkt, dass ihnen jedes Mal das Verständniss dessen, was sein sollte, zu Grunde liegt und dass der Dichter eben für diese von der Menschheit oder den Einzelnen verletzten sittlichen Ideen einsteht. Und glauben Sie nicht, dass ich hier oder sonst wo irgend etwas hineintrage in meinen Dichter oder dass es möglich wäre, sich mit einer derartigen wohlfeilen Einwendung der Wucht seiner Gedanken zu entledigen. Die hier angedeuteten, wie alle anderen Gedanken, die ich Ihnen heute als Gedanken Shakspeare's vorgeführt habe, gehören ihm an, wie ihm seine reiche und gewaltige Sprache angehört, die die Welt der Erscheinungen wie spielend beherrscht, wie ihm seine zugleich mächtige und zarte, das ganze Gemüthsleben umfassende Empfindung angehört und wie endlich seine grandiose Schöpferkraft sein eigen ist. Wer sollte denn überhaupt hoher und

umfassender Gedanken fähig sein, wenn nicht gerade der Dichter, dessen ganze Auszeichnung vor uns Anderen allein darin besteht, dass er das Leben principiell und nach allen Richtungen mit dem Gemüthe umfasst, dass er gar nicht anders kann als fortwährend die diesem eingebornen idealen Forderungen geltend machen und dass es ihm keine Ruhe lässt, bis er sich die Realisirbarkeit des Ideals klar hingestellt hat vor seine Seele! Haben doch schon die Alten den Dichter wegen dieser Allmacht des Gemüths in ihm einen Seher und Propheten genannt und weiss doch heut zu Tage wieder jeder sinnige Mensch, dass die einzige, in letzter Instanz stichhaltige Wahrheitsquelle das reine, von sich selber freie, zu Klarheit und Stille geläuterte Gemüth ist. Wo also bleibt das Wunderbare d. h. das ganz Unglaubliche, dass der wirklich grosse Dichter als ein Priester und Apostel der Wahrheit zu gelten habe? Es ist wahrlich nicht gut, sich gegen eine solche, nicht dem einzelnen Dichter, sondern der menschlichen Natur als solcher zu Gute kommende Auffassung zu sträuben — es ist ein Sträuben, dem der verwerfliche Zweifel an der Existenz wahrer menschlicher Grösse zu Grunde liegt, ein Zweifel, der sich nach der einen oder anderen Seite hin nothwendig rächen muss, und dann beraubt er uns auch einer der reinsten Quellen der Erhebung, die das Leben bietet. —

Ich habe jetzt noch die dritte und letzte Periode Shakspeare's darzustellen, die man trotz mancher Eigenthümlichkeiten ohne Bedenken als die grösste und reichste von allen bezeichnen kann. Wenn man freilich ausgeht von der Zahl der Stücke, die er in dieser Periode gedichtet hat, so steht sie den beiden ersten nach, aber desto reicher ist sie an Ausbeute für das Gemüth. Shakspeare hat kein hohes Alter erreicht, er hatte eben sein 52. Lebensjahr vollendet, als er starb, aber seine Mission als Dichter hat er erfüllt, es ist ihm vergönnt gewesen, nach allen Richtungen hin mit dem Leben abzuschliessen und seine Werke aus dieser Periode sind das Product eines Geistes, der in verklärter Heiterkeit und ernster Sammlung über der Welt schwebt und innerlich schon abgelösst ist von ihren Leiden und Freuden. Wenn wir absehen von den wenigen grossen

Tragödien, die noch in diese Zeit hineinreichen, so sind seine letzten Werke sein religiöses Vermächtniss, sein Glaubensbekenntniss, und nur in dem wahrscheinlich letzten von allen, dem Sturm, wendet er sich noch einmal zurück auf das sittliche Leben, aber auch hier leitet ihn doch ein vorwiegend religiöses Interesse, denn was er hier zu Grunde legt, das ist die Reinheit des Herzens, die er überhaupt in dieser Periode als das Eine was Noth thut, als das heiligste Gut des Menschen hinstellt und in deren selbst wieder glockenreiner Ausprägung in seiner Dichtung die überwältigende Macht derselben liegt. — Ich gehöre nicht zu den Gläubigen im gewöhnlichen Sinne des Worts, ich theile nicht einmal alle Ueberzeugungen meines Dichters, aber ich spreche es mit Freuden vor Ihnen aus, dass ich vielleicht nie reinere und seeligere Stunden gefeiert habe, als indem ich diese seine letzten Werke las, sein Wintermährchen, seinen Cymbeline, Heinrich VIII, den letzten Act des Perikles und seinen Sturm. Ich habe mich besser gefühlt, so lange ich in diesen Werken lebte, und ich weiss, dass Jeder, der die Kraft hat, sich ernst in sie zu versenken, dieselbe Erfahrung an sich machen wird, denn es ist eine Weihe ausgegossen über diese Poesie, wie über Weniges, was von Menschen herrührt. Man kann auf sie anwenden, was ein Kritiker über Beethovens Musik aus dessen letzter Zeit sagt: „Sie ist die treuste Freundin der Vereinsamten und Unglücklichen, richtet sie liebevoll empor, gibt ihnen den Glauben an die eigne Kraft und die ewigen Ideale zurück. In ihr haben wir das reinste künstlerische Vermächtniss einer Seele, in der das Eine fort und fort erklang: Ehre sei Gott in der Höh und Friede auf Erden!"

Heinrich VIII. eröffnet diese religiöse Poesie Shakspeare's, und gleich hier gehen jene beiden Töne durch, sie schweben über den Kämpfen, die der Dichter darstellt, und sie treten voll und mächtig herein in die eigne Brust der Kämpfer, sobald der Kampf gelöst ist, sie bilden den überaus wohlthuenden reinen Refrain, mit dem jeder Einzelne von ihnen aus dem Kampfe oder aus dem Leben scheidet. Einer nach dem Andern erfahren in diesem Stücke die Grossen und

Mächtigen die Nichtigkeit aller Bürgschaften, mit denen menschliche Weisheit das Leben des Einzelnen umgibt, zuerst der unschuldig zum Tode verurtheilte hochadelige Buckingham, dann die von Heinrich verstossene unglückliche Königin, endlich der aller seiner Würden und Aemter beraubte, einst allmächtige Kardinal Wolsey — aber sie alle erkennen in ihrem Schicksal eine Mahnung, sich einem höheren Streben hinzugeben, das der menschlichen Bürgschaften nicht bedarf, sie sterben ohne eine Spur von Bitterkeit, ein Hauch des Friedens wie aus einer reineren Sphäre umweht sie und gleich als ob Shakspeare andeuten wollte, aus welcher Quelle er den Frieden schöpfte, den er in diesen Menschen darstellt, lässt er noch am Schluss des Stückes bei der Taufe der Elisabeth ausdrücklich die Prophezeihung aussprechen: unter ihrer Regierung werde Gott wahrhaft erkannt werden und des Friedens heitre Klänge würden rings ertönen. —

Das schönste und tiefste unter diesen Stücken ist Cymbeline. Hier herrscht eine Verklärung, die sich mit Nichts vergleichen lässt, und es ist auch nicht möglich, den Inhalt des Dramas anders zu erschöpfen, als indem man es als die poetische Verkörperung der Verklärungsidee selbst auffasst. Allerdings muss man hier Eins überwinden. Die Höhe der Anschauung, zu der sich Shakspeare hier aufschwingt, ist nicht ohne Rückschlag geblieben auf sein Urtheil über die wirkliche Welt und seine Versöhnung mit ihr, er hat sie erkauft mit schweren Opfern sowohl für sich selbst, für sein eignes persönliches Glück, als auch sogar für die Geltung und Berechtigung seiner Auffassung des Lebens. Er theilt nämlich hier wie in andern Stücken dieser Periode die Menschheit in zwei Hälften, in Solche, die auf ihren Verstand pochen, die nur glauben, was sie mit Händen greifen können, und ohne eine Ahnung höherer Interessen nur endliche Zwecke verfolgen — und in Menschen, deren Leben auf das Gemüth begründet ist, die von vornherein nach höheren Gütern streben und denen dann auch der religiöse Glaube aufgeht, der sie über die Sphäre der Endlichkeit hinaus zu göttlich reinen Menschen läutert — und er verwirft nicht nur die ganze Masse derer, die der ersten Classe angehören, sondern er stellt ein Bild von ihnen auf, das schon bei der Conception seine

persönliche Abneigung in sich aufgenommen hat und ihnen also nicht einmal gerecht wird.

Hierher ist es denn freilich unmöglich, ihm zu folgen, ja wir wenden uns mit schmerzlichen Empfindungen ab von dem fast calvinistisch strengen Geiste, der uns hier entgegentritt, und wir sehnen uns hinein in die freie Welt der Goethe'schen Dichtung, in der es, um mit einem neueren Schriftsteller (Herman Grimm Essays p. 336) zu reden, „keine ungeheilten Wunden, kein vorher bestimmtes Schicksal, keine Schuld sogar" gibt, in der „alle finsteren Thaten sich auflösen in Licht und nur verhüllende Gewölke sind, hinter denen ewig die Sonne scheint." Aber wenden wir uns dann zurück zu den Lieblingen Shakspeare's, zu jenen Menschen des tiefen innigen Gemüthsdrangs, die er in seiner letzten Periode aufstellt, vor Allen zu Posthumus und Imogen, den beiden Helden seines Cymbeline, so sind wir wieder wie gebannt von seiner Zaubermacht und so lange wir unter ihrer Herrschaft stehen, möchten wir es für geradezu undenkbar erklären, dass irgendwo reinere und schönere Menschen uns begegnen könnten als die sind, die er aufstellt: solche Innigkeit und Lauterkeit, solche Weihe und Verklärung hat er ihnen eingehaucht und lässt er von ihnen aus auch in uns überströmen. Hier zuerst im ganzen Verlaufe seines dichterischen Schaffens steht die göttliche Natur des Menschen, wenn auch freilich nur des zum Glauben erweckten Menschen, ihm fest, ja hier stellt er diese mit einer Art Absichtlichkeit oder doch Vorliebe in den Vordergrund und selbst indem er seine Menschen hindurchführt durch die Schuld, weiss er noch in ihrem Schmerz und in ihrem Ringen nach Läuterung von derselben das Wirken des Göttlichen in ihnen aufzudecken: Rein ist der Mensch trotz aller Sünde, das ist der durch diese ganze Seite seiner letzten Dichtung durchgehende Refrain, nur Eines, fordert der grosse Dichter, darf er nie in sich ersterben lassen, das ist die Scheu, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, „Ehrfurcht der Engel dieser Welt!" lässt er den Greis Bellario in Cymbeline ausrufen und diese Ehrfurcht ist es denn auch, auf die er sowohl den Glauben wie Alles Edle und Hohe im Menschen zurückführt.

Wenn aber so der Mensch als solcher ihm heilig ist, sofern er sich zum reinen Gefäss des Göttlichen läutert, so besitzt wieder das Weib seine besondere Verehrung und Liebe. Er hat das Wesen des Weibes in seinen letzten Werken verherrlicht wie vielleicht selbst Goethe nicht, oder sagen wir lieber: es geht auch durch seine Dichtung das Goethe'sche Wort: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan," nur hat er es in Gestalten verwirklicht, die vielleicht noch unmittelbarer alles Starre in uns lösen, alles Gemeine aus uns auslöschen und uns wie mit unsichtbaren Händen in eine Atmosphäre emportragen, wo eine reine milde Luft weht, und so hat er wirklich selbst das Weibliche empfunden, ja es liegt ihm soviel an dieser Auffassung, dass er sogar den Versuch macht, sie etymologisch zu begründen, er geht nämlich auf das Lateinische zurück und findet, dass die Römer das Weib mit einem Wort bezeichneten, das sich unschwer als milde, weiche Luft deuten lässt.*) Die herrlichen Gestalten seiner Imogen im Cymbeline, seiner Hermione und Perdita im Wintermährchen, ferner Miranda im Sturm, Marina in Perikles und Katharina in Heinrich VIII., sind der lebendige Kommentar zu diesem tiefsinnigen etymologischen Spiele.

Ich stehe am Schluss. Ich habe Ihnen im Verhältniss zu dem, was ich sagen wollte und was Sie vielleicht berechtigt waren zu erwarten, eine dürftige Skizze gegeben von dem grossen Dichter, zu dem Viele unter Ihnen längst gewohnt sind, nicht nur mit Bewunderung, sondern mit warmer Verehrung aufzublicken, ich habe wesentliche Richtungen seines Geistes ganz unerörtert gelassen, ich habe nicht einmal erwähnt, wie er, hierin ein echter Engländer und zwar in einem Sinne, in dem sein Volk hoch über uns steht, die wahre Freiheit des Menschen ausser in der Reinheit des Herzens auch in der Hingebung an das öffentliche Leben, an das sittliche Ganze findet, in dem er steht. Und wie so manches Andere, was einem wirklichen Bilde Shakspeare's erst Leben und Sprache geben würde: so habe ich auch seine Schroffheiten und Härten

*) mulier = mollis aer.

unerwähnt gelassen, ja nicht einmal für seinen Humor habe ich Raum gefunden, dies so charakteristische Moment seines Geistes, das sich mit dem Ernste seiner sittlichen Gesinnung zu schöner Einheit zusammenschliesst. Aber Eins hoffe ich erreicht zu haben: dass Sie seine Werke betrachten als Ausflüsse seines persönlichen Lebens und dass Sie ihn als Menschen hinfort auf eine Höhe mit dem Dichter stellen.

Gotha. E. W. Sievers, Dr.

Beiträge zu einer

Charakteristik der englischen Sprache.*)

I.

„Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele."
J. Grimm.

1. Die Sprache ist kein dem Menschen von vorn herein gegebenes Ding, kein fertiges Produkt, sondern eine lebensvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, der in ihr sich offenbart. Ihr Ursprung ist weder in dem Sinne göttlich, dass Gott gleich einem Sprachmeister sie den Menschen gelehrt oder im Anfange sie in einer bestimmt und vollständig ausgeprägten Form demselben als unmittelbares Geschenk verliehen hätte; noch ist er in dem Sinne menschlich, dass sie von dem individuellen Verstande erfunden und nach Verabredung und Vertrag eingeführt wäre. Er ist vielmehr göttlich und menschlich zugleich, insofern der menschliche Geist nach allen seinen Seiten oder Thätigkeiten hin, trotz aller selbstbewussten, eignen und freien Lebensäusserung, doch immer in der Gottheit gegründet ist. Das Geheimniss der menschlichen Freiheit überhaupt, wie es Göthe dichterisch in seinen „Urworten" (Dämon, das Zufällige, Liebe, Nöthigung, Hoffnung) dargestellt hat, und wie es ein Jeder nur sich selbst im ganzen Zusammenhange seiner Weltanschauung lösen kann: das ist auch das Geheimniss von dem Ursprunge der Sprache. Diese ist das Organ des subjektiven Geistes, die Aeusserung oder Aeusserungsform des verständigen Denkens in artikulirten Lauten, eben darum aber immer wieder auf den allgemeinen objektiven Geist, auf die göttliche Vernunft zurück-

*) Berichtigung: Seite 369, Zeile 17 von unten lies: In dem grossgeschriebenen **I** verkörpert sich etc.

zuführen, auf ihm beruhend, in ihrer ältesten wie jüngsten Entwicklung hervorquellend aus dem verborgenen, wenigstens dem Auge des einzelnen und bloss verständigen Geistes undurchdringlichem Naturgrunde. Das Sprechen ist gar nichts Anderes als die fortwährend erneute Zusammenfassung und Erhebung des Geistes zu selbstbewusster, freier Persönlichkeit. Vernunft und Sprache, λόγος, ratio, oratio sind identisch. Der Mensch spricht, weil er denkt; er denkt, weil sein ganzer geistiger Organismus dies verlangt und sein ganzer leiblicher Organismus es bedingt und fordert; die Sprache ist die höchste Blüthe, die feinste Verleiblichung des Geistes. Dieselben Gesetze also, nach denen die Menschheit und die einzelnen Menschen sich entwickeln, müssen auch für ihre Sprache gelten. Sie ist das Spiegelbild, das freilich nicht das überhaupt unsagbare Wesen der Dinge, wohl aber das zeigt, was sie dem Menschen gelten, und dadurch dessen Eigenthümlichkeit und Wesen an den Tag bringt. Was Buffon in Bezug auf das Individuum aussprach: „Le style c'est l'homme," das gilt auch im allgemeinen: „Die Sprache ist der Mensch."

Die Menschheit aber, so sehr sie einerseits ein Glied der Erd- und weiter des Welt-Organismus ist, so bestimmt erscheint sie andrerseits als ein selbständiger, in sich scharf und reich gegliederter Organismus. Ja für die erfahrungsmässige und historische Betrachtung ist der Urmensch eine Abstraktion und mit ihm die Ursprache. Ohne auf den Streit der Monogenisten und Polygenisten genauer einzugehn, ohne insbesondere die Aussagen der heiligen Schrift einer Prüfung zu unterwerfen, bei der sie vielleicht tiefsinniger erscheinen dürfte, als die meisten ihrer Ausleger ahnen, begnüge ich mich für meinen Zweck, hier auf die von A. v. Humboldt im Kosmos I, 381, angeführten Worte seines Bruders zu verweisen. „Wir kennen geschichtlich, oder auch nur durch irgend sichre Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war oder erst später entstand, lässt sich daher geschichtlich nicht entscheiden." Bisjetzt ist es den Physiologen und Ethnologen nicht gelungen, die verschiedenen Rassen auf einen ursprünglichen und gemeinsamen Menschenstamm zurückzuführen

und ebensowenig ist die historische Sprachwissenschaft im Stande gewesen, die verschiedenen Sprachengruppen aus einer Ursprache abzuleiten. Vielmehr ist immer deutlicher das Resultat hervorgetreten, dass von Anfang an verschiedene Sprachen- so gut wie Menschen - Stämme waren und dass jene ziemlich genau mit diesen übereinstimmen. Ja es ist z. B. von Pott (die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichem Standpunkte u. s. w. Lemgo. 1856) darauf hingewiesen worden, dass die aus der Vergleichung der Sprachen gewonnene Unterscheidung und Classification der Völker sichrer sei, als diejenige, welche sich auf physiologische, kraniologische Merkmale gründe, weil die Sprache der reinste und zuverlässigste Ausdruck des Geistes auch in seiner Individualisirung sei. Er mag darin zu weit gehn, denn der Geist, und zumal als sprachbildender allein genommen, ist eben nicht der ganze Mensch und die reinste oder zarteste Form ist auch gerade oft die am wenigsten constante, deshalb bei historischer Betrachtung leicht trügerisch. Wie aber dem auch sei, so viel steht fest, dass die Sprache immer ein wesentliches Merkmal und Kennzeichen des Menschengeistes ist, dass in der einzelnen objektiv vorhandnen Sprache sich der Geist des Volkes ausprägen muss, das sie redet, dass der Charakter einer Sprache identisch mit der Nationalität sein, das heisst mit dieser in einer innigen, ja unauflöslichen Wechselbeziehung stehen muss. Es ist daher mit Recht als die höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft bezeichnet worden, ein Sprachensystem aufzustellen, in welchem jede einzelne Sprache nach ihrem eigenthümlichen Wesen ihre besondere Stelle erhielte, und welches zusammen die volle Entwicklung der menschlichen Sprache überhaupt aufzeigte, also des Menschengeistes, sofern er sich in der Sprache manifestirt. Diese Aufgabe ist natürlich eine höchst schwierige oder streng genommen, wie die einer jeden Wissenschaft eine unendliche, weil sie es mit einer lebendigen, in Raum und Zeit nie gänzlich abgeschlossenen Entwicklung zu thun hat. Würde doch mindestens eine genaue Kenntniss aller Sprachen der Erde dazu gehören, um nur für einen gegebenen Zeitpunkt die Untersuchung zu einem Abschluss zu bringen. Jedenfalls jedoch ist dadurch dem Sprachforscher für jede einzelne Sprache das letzte

Ziel seiner Untersuchungen gesteckt — eine Charakteristik der Sprache, „die in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren innern Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nation eingehn soll.“ W. v. Humboldt. Solch eine Charakteristik hat, auch wenn man die Sprache, um die es sich zunächst handelt, sowie zur nothwendigen Vergleichung noch diese und jene andre auf das genauste kennt, ihre grossen Schwierigkeiten, aber eben deshalb auch ihre grossen Reize. Dies wird sich zeigen, wenn die einzelnen Momente, die dabei in's Spiel kommen, die Gesichtspunkte aufgezeigt werden, von denen aus man die Betrachtung anzustellen hat.

„Die Verschiedenheit von Sprachen ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern von Weltansichten selbst.“
W. v. Humboldt.

2. Einheit in der Verschiedenheit ist das Grundgesetz aller organischen Entfaltung. Das eine und ihm eigenthümliche Wesen des Menschen kommt doch nur zur Erscheinung in den unendlich weit auseinandergehenden Rassen, Gruppen, Familien, Völkern, Stämmen und Individuen der Menschheit. Es ist ebenso einseitig, die Mannigfaltigkeit über der Einheit vergessen, als diese in jener verkennen zu wollen. Wendet man dies auf die Sprache und die Sprachen an, so ergiebt sich daraus die Berechtigung, aber auch die Schranke aller derjenigen, welche wie Becker ein und dasselbe abstrakt logische Schema des Verstandes als Grundlage aller Sprachen annehmen. Indem sie die Einheit und Einerleiheit des menschlichen Denkens zu sehr betonen, verwischen sie gerade die charakteristischen Unterschiede der Sprachen. Das logische Element ist weder überall gleich entwickelt, noch das einzige in der Sprachbildung, sowenig wie andrerseits bloss die äussere, stoffliche, phonetische Seite hervorgehoben und jeder Vorgang in einer Sprache, alle Verschiedenheiten in den verschiedenen Sprachen aus euphonischen Rücksichten und Einflüssen erklärt werden dürfen, wie dies theilweise von Wocher mit scharfsinniger Consequenz versucht worden ist. Vielmehr, weil die Menschheit sich in getrennte, körperlich und geistig auf die mannigfachste Weise verschiedene Völker gliedert: darum treten uns verschiedene Sprachen entgegen. Der Charakter derselben ist wesentlich ein ethnologischer; die Cha-

rakterisirung einer bestimmten Sprache wird also nur die des entsprechenden Volks sein können. Indessen muss sich die Betrachtung auch hier von vorn herein vor Uebertreibung und Einseitigkeit wohl hüten. Die Sprache nämlich ist nicht der einzige, nicht der volle Ausdruck des Volksgeistes; nicht auf allen Stufen ihrer Entwicklung spiegelt sie gleich klar und scharf die Nationalität ab. Jede Nation ist eben ein Völkerindividuum, welches wie jeder einzelne Mensch wohl seinen ihm eigenthümlichen Urkeim und Charakter hat, aber auch von einer unendlichen Vielheit von Umständen, Verhältnissen, Zuständen bedingt und verändert wird, in einer reichen Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen und Wesensäusserungen sich bethätigt und auslebt. Ihre Eigenthümlichkeit kommt in Sitten und Einrichtungen, in Religion und Politik, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe zur Erscheinung; sie beruht auf ursprünglicher Anlage und hängt doch mit ab von dem Boden, auf dem sie lebt, dem Klima, unter dem sie sich entwickelt, von den Schicksalen, den Berührungen, Förderungen und Störungen, welche sie erfährt. Die Sprache ist nicht die, sondern eine wesentliche Erscheinungsform des Volksgeistes. — Den Charakter bestimmen heisst das Wesen von Etwas erforschen und darlegen, das ist, könnte man skeptisch meinen, das Unsichtbare sehn und das Unsagbare sagen. Der Dichter ruft:

„In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Glückselig, wem sie nur die äussre Schale weist!"

Wir haben für das verständige Denken der Dinge Wesen nur in ihrer Erscheinung und die Erscheinung wird zum Scheine, der trügt. Dennoch kommt andrerseits in dem ganzen Complexe der Erscheinungen nothwendig das zu Tage, was ihnen zu Grunde liegt und sie können am Ende nichts Andres zeigen, als was sie sind.

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male."

Was folgt daraus? So gewiss das einzelne Merkmal unsicher, täuschend, ja widersprechend sein kann, für sich allein genommen trügerisch und ungenügend sein muss: so gewiss muss es mit und neben allen andern in Betrachtung gezogen werden, steht mit ihnen allen in engster Verbindung, spiegelt

in sich auf gewisse Weise alle andern wieder. Und man kann, darf bei der Betrachtung des Ganzen von jedem einzelnen ausgehn: verkehrt ist es nur, dasselbe zu dem einzigen, zu dem charakteristischen Merkmale machen zu wollen. Man hat den Menschen nach den Schädelformen, nach den Gesichtszügen, nach der Hand, nach dem Fusse, nach der Handschrift, nach dem Gange charakterisirt. Weit entfernt davon, diesen Versuchen eine gleiche Berechtigung und Wichtigkeit beizulegen, kann man ihnen darum doch allen eine gewisse Bedeutung und ein relatives Recht getrost zugestehn. Was immer zu einem Organismus gehört, steht mit allen übrigen einzelnen Gliedern und Lebensäusserungen in ursprünglichem und festem Zusammenhange, der wohl zuweilen entfernter, verdunkelt, gelockert oder selbst krankhaft gelöst sein kann, immer aber nachweisbar und unleugbar bleibt. Dieser Nachweis der innigen Beziehungen des Gliedes zu den andern Gliedern und somit zum Ganzen ist die einzig vernünftige Charakteristik des Gliedes und aus den Charakteristiken aller der verschiedenen Glieder ergiebt sich die des ganzen Körpers.

Diese Betrachtungen sollen und können erst uns auf den rechten Boden stellen für die Charakterisirung einer einzelnen bestimmten Sprache. Dieselbe wird darin bestehen, dass man in der Sprache die Eigenthümlichkeit der Nation nachweist, also die Beziehungen zu und Analogien mit allen den Bedingungen und Verhältnissen, in deren Mitte der Volksgeist erwächst, den verschiedenen Gebieten, auf denen er sich bethätigt und offenbart; dass man zeigt, wie Land und Klima, Körperbeschaffenheit und geistige Befähigung, das Temperament im allgemeinsten Sinne, wie Geschichte und Bildung sich reflektirt und ausprägt in der Sprache gerade dieses bestimmten Völkerindividuums. Dabei ist zu beachten, dass die Sprache weder vor noch nach, sondern mit der Nation entsteht und sich bildet, demnach zur Nationalität in steter Wechselbeziehung steht und Rückwirkung auf diese ausübt; dass die Sprache aber auch wieder, zumal in ihren spätern Perioden eine gewisse Selbständigkeit, ja eine zähe Beharrlichkeit gewinnend langsamer und schwerer nur leise Eindrücke aufnimmt; dass sie ebendeshalb zu Zeiten hinter der Entwicklung, die der Volksgeist

nach andren Seiten hin zeigt, zurückbleiben oder derselben vorauseilen, zum Beispiel von der Wissenschaft und Literatur bald Förderung bedürfen und empfangen, bald ihnen dieselbe gewähren kann. Die Charakterisirung der Sprache ist also allerdings eine physische und historische Charakterisirung des Volkes, aber indem überall von den sprachlichen Erscheinungen ausgegangen wird. Die Vergleichung mit ältern Entwicklungsstufen, wie mit verwandten und mit weit entfernten Sprachen zeigt überall Unterschiede, eigenthümliche Formen und Ausdrucksweisen. Diese sind zu suchen, festzustellen, auf die Nationalität zurückzuführen, aus ihr zu erklären, auf eine innere, einheitliche, charakteristische Sprachform zu bringen.

> „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens, theilt die Sprache darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr durch das Andre und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht."
>
> „Der Charakter der Sprache hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch die charakteristische Form der Sprache auf irgend eine Weise bestimmt."
>
> W. v. Humboldt.

3. In der Sprache wird ein geistiger Inhalt körperlich, hörbar. Bestimmte Vorstellungen des Menschen von den Dingen, ihrem Wesen, ihren Eigenschaften, ihren Thätigkeiten, sowie von den Verhältnissen und Beziehungen derselben zu einander und zu dem Sprechenden sind mit gewissen Lauten und Lautverbindungen verknüpft, werden durch sie bezeichnet. Es sind daher bei der Charakterisirung einer Sprache vor allem zwei Seiten, die äussere, phonetische und die innere, logische oder intellektuelle zu unterscheiden, wiewohl beide natürlich überall in engster Beziehung zu einander stehen, und so sehr gerade die Art und Weise, wie in einer bestimmten Sprache die geheimnissvolle Verbindung von Begriff und Laut vor sich geht, ihre charakteristische Eigenthümlichkeit ausmacht. Alle die Elemente, welche bei der Charakterisirung einer Sprache einzeln berücksichtigt werden können und zusammen betrachtet werden müssen, sie alle in systematischer Ordnung aufzuführen: dazu würde eine vollständige und strenge Entwicklung der Sprache im allgemeinen, der ganze erste Theil einer philosophischen

Sprachwissenschaft erforderlich sein. Da es mir aber in diesem Versuche nur darauf ankommt, vorweg die nöthigsten Grundzüge zu geben, um daran einzelne specielle Beiträge zur Charakteristik der englischen Sprache zu knüpfen: so wird es genügen, im Folgenden auf einige der wichtigsten Punkte hinzuweisen, die sich concret und einzeln den Sinnen und der Reflexion des Forschers in der Sprache darbieten, an die er seine charakterisirende Betrachtung anknüpfen kann. Dabei ist stets festzuhalten, was in den oben angeführten Worten W. v. Humboldt's angedeutet und von demselben in seiner Einleitung zu dem Werke über die Kawisprache p. LXXXVIII. LIX. CCVI. etc. weiter ausgeführt ist, dass in keiner einzelnen Erscheinung, in keinem Elemente für sich genommen der Charakter der Sprache ausschliesslich zu suchen ist, sondern dieser sich erst aus dem Zusammenhange aller ergiebt, wie er nicht bloss in Grammatik und Wörterbuch, sondern in der Rede und Literatur, in dem ganzen Leben der Nation zum Vorschein kommt.

Eine Charakterisirung dieser oder jener bestimmten Sprache kann nicht Statt finden ohne Vergleichung derselben mit andern, weil ja die ihr eigenthümlichen, sie von den übrigen unterscheidenden Merkmale aufzusuchen, zusammenzustellen und zu einem Gesammtbilde zu verarbeiten sind. Denken wir uns also gegenüber der eignen Muttersrache irgend eine andre, um deren Charakterisirung es uns zu thun sei, so wird das Erste, was uns auffällt, wenn wir sie selbst unverstanden hören, der Unterschied des Lautsystems sein. Die fremden Laute, nicht nur unverständlich, sondern ganz fremdartig und ungewohnt, zusammen mit abweichender Accentuation machen den ersten bestimmten Eindruck. Ohne uns davon bewusster Weise Rechenschaft geben zu können, erkennen wir an dem blossen Klange der Worte den Franzosen, Engländer, Italiäner, Slaven. Ja es hat Leute mit feinem Gehöre und grossem Nachahmungstalent gegeben, welche fremde Sprachen, ohne etwas davon zu verstehen, in sinnlosen Lauten bis zur Täuschung nachzubilden wussten, so dass der Fremde selbst auf kurze Zeit seine Muttersprache zu hören glaubte. Sie verstanden eben den rein phonetischen Charakter einer Sprache mit Sicherheit aufzufassen und mit Gewandtheit zu reproduciren. Dieses bestimmte Laut-

system kann und muss also bei der Betrachtung bis ins Einzelnste verfolgt und in seiner Eigenthümlichkeit erkannt werden. Keine einzelne Sprache hat die ganze Fülle aller möglichen Töne und Laute verwendet; in jeder sind einzelne Laute oder ganze Lautreihen bald vernachlässigt und ganz unbekannt, bald mit entschiedener Vorliebe benutzt. An dem Verhältniss, in welchem die Buchstaben als Schriftbilder der Laute sich wiederholen und vorkommen, kann man die Sprache einer chiffrirten Schrift erkennen und der Setzer in der Buchdruckerei weiss für verschiedene Sprachen in bestimmten Formeln die Zahlen der wiederkehrenden Lettern anzugeben. Jedes aufmerksame Ohr hört sofort dem Italiänischen die Fülle reiner Vokale ab, dem Französischen den Reichthum an naselen, dem Deutschen den an dentalen, dem Slavischen den an palatalen Lauten. Der Mangel an Aspiraten im Lateinischen, das Fehlen des R sowie des Unterschiedes von Tenues und Mediae im Chinesischen fällt auf und selbst die Dialekte des Deutschen zum Beispiel scheiden sich scharf gerade durch mehr oder minder grossen Reichthum an reinen Vokalen und an Doppellauten, schärfere oder geringere Trennung der Tenues und Mediae. So wird es denn nicht ohne Interesse und Wichtigkeit sein für die einzelne Sprache die Verhältnisse festzustellen, in welchen die Vokale untereinander, die Consonanten ebenso unter sich, so wie diese zu jenen stehen; welche Lautverbindungen erlaubt, und welche vorzugsweise beliebt sind. Solche bis ins Einzelnste gehenden und scheinbar kleinlichen Untersuchungen stehen doch offenbar in der engsten Beziehung zu den schon auf den ersten Blick bedeutsamen Fragen: ob eine Sprache überhaupt einen musikalischen Charakter habe und den Wohllaut besonders berücksichtige, oder andre Elemente bevorzuge; ob sie nach ihrer historischen Entwicklung noch in die organisirende, synthetische Periode gehöre, während welcher die Verleiblichung, das stoffliche Element, immer ein gewisses Uebergewicht hat, oder in die desorganisirende, analytische, wo die Vergeistigung, die intellektuelle Seite vorherrscht; ob die rauhen, harten Laute auf ein Gebirgsvolk voll strenger Kraft oder die milden, weichen Klänge auf ein freundliches Klima, einen sanftern Sinn und weichere Sitten des Volks hinweisen. So gewiss die philosophische

Sprachwissenschaft es mit zu ihren, wenn auch schwierigsten Aufgaben rechnen muss, in gewissen Lauten, Lautverbindungen und Lautclassen einen bestimmten Charakter zu ermitteln: so gewiss ist die Betrachtung dieser phonetischen Seite für die Charakterisirung jeder einzelnen Sprache unerlässlich. Beides bedingt sich gegenseitig; ohne Vergleichung können die Merkmale im Einzelnen nicht gewonnen, ohne die einzelne Untersuchung kann das allgemeine Resultat nicht erzielt werden. Specielle und, wenn man will, kleinliche Forschungen setzen eine gewisse, allgemeine Methode voraus, aber fördern sie auch.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient ferner, wie oben schon angedeutet wurde, die Accentuation einer Sprache, die Verhältnisse der Quantität, die Stärke der Betonung und die Art des grammatischen, logischen, rhetorischen Tones. In diesem Allem, das wieder mit dem Lautsystem und dem grammatischen System der Sprache aufs engste zusammenhängt, offenbart sich ebenfalls der eigenthümliche Geist auf eine wenn auch feine und gleichsam flüchtige, doch gerade sehr vernehmbare Weise. Selbst eine genaue Aussprache der einzelnen Buchstaben, Silben und Wörter macht noch nicht den richtigen nationalen Typus des Sprechens aus und das französische Wort: „pour bien parler il ne faut point avoir d'accent" zeugt, richtig verstanden, gerade von der charakteristischen Bedeutsamkeit der Betonung. Wie verschieden sind in dieser Beziehung die neuen Sprachen gegenüber den alten! Wie sehr muss im Griechischen die Quantität gleichberechtigt neben der Betonung zur Geltung gekommen sein! wie erscheint es uns, die wir mehr und mehr in unsrer Sprache das Gefühl für eigentliche Länge und Kürze verloren haben, fast unbegreiflich, wenn noch Cicero in gewissen Versfüssen eines Redeschlusses eine bedeutende Wirkung auf die Hörer erkennt! Wie scharf sticht noch heute unsre nachdrückliche, vorzugsweise logische Betonung der Stammsilben, der wesentlichsten Wörter im Satze gegen die flüchtigere, einförmiger zum Schlusse des Wortes und Satzes eilende der Franzosen ab. Dem Deutschen, der sonst alle Schwierigkeiten überwunden und im fremden Idiome sich correkt, geläufig und sicher auszudrücken weiss, wird meist zuletzt noch der Vorwurf gemacht, dass er zu viel, zu scharf betone. Diese Hindeutungen

auf bekannte Erscheinungen sollen nur zeigen, wie grosse Unterschiede also auch im Punkte der Accentuation die Sprachen trennen. Die Betrachtung einer einzelnen Sprache kann und muss zeigen, dass die Betonung ein wesentliches, charakteristisches Merkmal mit den andern ist. Insofern dieselbe gerade bei uns vorzugsweise auf dem logischen Princip beruht, finden wir in ihr auch am leichtesten den Uebergang zu dem charakteristischen Merkmale einer Sprache nach ihrer intellektuellen Seite. Unsre eigenthümliche Art der Betonung steht schon weit näher als etwa die Aussprache, das Lautsystem, im Zusammenhange mit unserem eigenthümlichen Denken.

Gedanken, geistigen Inhalt auszudrücken dient die Sprache. Um indessen Missverständnisse zu vermeiden, will ich hier ausdrücklich noch einmal berühren, was theilweise bereits oben angedeutet wurde, Sprache und Denken oder Geist sind keineswegs in dem Sinne identisch, dass eine völlige Congruenz Statt fände. Es ist vielmehr mit Recht kürzlich betont und ausgeführt worden (cf. Was spricht die Sprache? von Krüger. Archiv. XXIII. p. 221. etc. und besonders Dr. Lazarus im zweiten Bande seiner psychologischen Monographien), dass sich ganze Gebiete des menschlichen Geistes mehr oder weniger dem Ausdrucke durch die Sprache entziehen, dass das einzelne Wort nicht einmal völlig adäquate Form für die Vorstellung, geschweige denn für den Begriff ist. Darum bleibt aber die Sprache nicht minder ein Ausdruck, ein Spiegel des Geistes. Die charakteristischen Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen nach ihrer intellektuellen Seite, auf welche es hier zunächst ankommt, beruhn grossentheils darauf, dass verschiedene Völker nicht bloss verschiedenen geistigen Inhalt auszudrücken haben, sondern auch denselben Inhalt auf das verschiedenste geistig erfassen und wiedergeben müssen. Die eine Sprache wird nicht bloss reicher als die andre sein können, auf gewissen Gebieten sogar reicher sein müssen, sondern die Ausdrücke der einen werden auch niemals vollständig die der andern decken.

Der Reichthum einer Volkssprache wird bedingt und hervorgerufen durch den Reichthum der äussern Welt in der die Nation, wie durch den Reichthum der innern Gemüths- und Geisteswelt, die in der Nation lebt. Für das gänzlich Unbekannte

giebt es natürlich keinen Ausdruck; für das Fremdartige und Fernliegende nur einen allgemeinen, unbestimmten; für die reiche Mannigfaltigkeit des Selbstgeschauten, Erlebten und Durchdachten stellt sich auch eine Fülle von zart abgeschatteten Bezeichnungen ein. Als Erläuterung dazu mag es dienen, wenn A. v. Humboldt (Ansichten der Natur I, 320 ff. 338) sagt: „Der Menschen Rede wird durch Alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet: sei es in der Schilderung der von der Aussenwelt empfangenen sinnlichen Eindrücke, oder des tief bewegten Gedankens und innerer Gefühle.“ Um den linguistischen Reichthum zu beweisen, welchen ein inniger Contact mit der Natur und die Bedürfnisse des mühevollen Nomadenlebens haben hervorrufen können, erinnert er an die Unzahl von charakteristischen Benennungen, durch die im Arabischen und Persischen Ebenen, Steppen und Wüsten unterschieden werden, sowie an die auffallend vielen Ausdrücke alt-castilianischer Idiome für die Physiognomik der Gebirgsmassen. Aehnlich ist es, wenn unsere ältern Dialekte innerhalb ihrer beschränkten Sphäre eine erstaunliche Menge von Ausdrücken für gewisse Vorstellungen wie „Held,“ „Schiff“ „Kampf,“ „Fürst“ und dergleichen bieten.

Ja wenn auch vermöge gleichartiger Entwicklung und ähnlicher Befähigung der sinnliche sowohl als der geistige Gesichtskreis für zwei Völker ziemlich derselbe ist, deshalb ihre Sprachen im allgemeinen gleich reich genannt werden können, so sind es doch immer einzelne, bestimmte Gebiete, welche von verschiedenen Nationen mit verschiedener Vorliebe bebaut werden und dies kommt in der Sprache zum Vorschein. Nicht minder die Grundrichtung des Volksgeistes, in Folge deren bei der Aneignung und Wiedergabe der objektiven Welt die sinnliche Anschauung, wie bei den Griechen, oder die innere Empfindung, wie bei den Germanen, oder der abstrakte Verstand, wie bei den Römern, vorzugsweise in der Sprache wirksam erscheint.

Aus Allem geht hervor, eine wie reiche Ausbeute zumal die synonymische Seite der Wörterbücher für die Charakteristik der Sprache und des Volksgeistes gewähren kann. Der genauern Betrachtung zeigt sich bald, wie wenige Worte in verschiedenen Sprachen sich genau decken, wie leicht die traduttori zu traditori werden können. So hat die französische Sprache

keine genauen Aequivalente für „heim, daheim, Heimath, Heimweh, Wonne, Wehmuth, Sehnsucht, Innigkeit, Weiblichkeit, Gemüth, wandern“ und wieder können wir esprit, pointe, saillie, bonmot, trait d'esprit oder die Abschattungen von moquerie, raillerie, persiflage, ironie, sarcasme nur annährend wiedergegeben. So liess und lässt sich im lateinischen doch nur mit Mühe philosophiren; so weist auch in dieser Beziehung ein bestimmtes Gepräge der Sprache überall auf einen Zug im Charakter des Volkes, auf eine hervorstechende Seite in dessen Entwicklung deutlich hin.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist sodann die Art und Weise der ursprünglichen Sprachschöpfung und der Grad, in welchem eine Sprache sich das Bewusstsein über die erste Bedeutung der Wörter bewahrt. Eingehn auf einzelne Wörter ist hier so nöthig als lehrreich, ihre Etymologie wird bedeutsam für den Charakter der ganzen Sprache. Es erscheinen da die wesentlichen Unterschiede zwischen Stammsprachen und abgeleiteten und gemischten, zwischen primären, secundären und tertiären Sprachformationen. Je weiter nämlich eine Sprache sich von ihrem ursprünglichen Stamme entfernt hat, desto abstrakter, unsinnlicher, an sich minder poetisch und lebendig wird sie, während sie dabei an Klarheit und scharfer Bestimmtheit bedeutend gewinnen kann. Die einzelnen Worte werden immer mehr blosse Zeichen, feststehende Formeln für gewisse Vorstellungen und Begriffe; die Erinnrung an das einzelne concrete Merkmal, nach dem zuerst ein Ding benannt, eine Thätigkeit bezeichnet wurde, geht allmählich verloren. Wo dieselbe noch vorhanden oder wo wenigstens die Sprachforschung im Stande ist, mit Sicherheit die Geschichte eines Wortes zu ermitteln, treten eben darin bedeutsame Unterschiede hervor, dass ein Volk an dieses, das andre an jenes Merkmal den Namen für dasselbe Ding oder die ziemlich gleiche Gesammtvorstellung knüpfte. Schon die Vergleichung der altclassischen mit den modernen und unter diesen der romanischen Sprachen mit dem Deutschen in seinen verschiedenen Dialekten und Perioden zeigt dies aufs deutlichste und gewährt ein hohes Interesse. Der Anklang an vir, den der Römer in virtus vernehmen musste, ist natürlich dem Franzosen bei seinem vertu verloren gegangen;

dieser kann sich bei den Wörtern truie, foie nicht mehr des Zusammenhanges erinnern, der ursprünglich zwischen ihnen und der sus troia, dem jecur ficatum Statt findet; die Verbindung von foi und fier ist unsichtbar geworden und bei se gêner denkt Niemand mehr an Gehenna und das Thal Hinnon. Freilich findet Aehnliches im Deutschen grossentheils auch Statt; auch wir erkennen in dem „Wolf“ nicht mehr gleich den Zerreisser, in dem „Elenden“ den aus der Heimath getriebenen und zumal die Menge der Eigennamen sowie der eingebürgerten Fremdwörter ist uns undurchsichtig geworden oder geblieben, wo nicht durch assimilirende Sprachthätigkeit verdreht (wie wenn uns Armbrust, Liebstöckel und dergleichen heimisch anklingen, während sie ursprünglich der Fremde entnommen sind). —

Gerade diese Vorliebe zu Assimilationen aber, die zumal in der lebendigen Rede des Volkes noch immer wirksam genug unter uns erscheint, weist auf den eigenthümlichen Zug der deutschen Sprache hin, nach dem sie tiefsinniger, unmittelbar lebendiger, naturwüchsiger, anschaulicher und an sich poetischer als das Französische ist. In ihr als einer Stammsprache ist der Zusammenhang mit ihrem Alterthum und Grunde im Grossen und Ganzen unzerrissen und fühlbar geblieben. Darum haben wir noch immer bei aller Abschleifung und Vergeistigung eine Fülle von sinnlichen Ausdrücken und Bezeichnungen; eine Menge von Wörtern, die einen weniger scharfen Begriff haben, aber eine reichere Anschauung zurückrufen, tiefere und mannigfachere Gefühle erwecken als die etwa entsprechenden französischen Worte. Daher kommt es, dass uns die französische Dichtersprache leicht künstlich und rhetorisch, unsere Prosa sogar dem Franzosen unbestimmt, unklar und überschwenglich vorkommt; ja in der gewöhnlichen Unterhaltung ist es charakteristisch, dass es dem Franzosen nie am Worte fehlt, während wir dies immer mühsam für die vorhandenen Ideen suchen; wir wollen Jeder aus den reichen Barren seine eigne Münze prägen, während jener die ein für allemal geprägten und fertigen Stücke unbesehen ausgiebt und umlaufen lässt.

Dies führt uns weiter zu der verschiedenen schöpferischen Kraft und Bildsamkeit verschiedener Sprachen. Die Fähigkeit, neue Wörter zu schaffen, Ableitungen, Zusammensetzungen zu

bilden, kommt hier in Betracht. Dieselbe wird zunächst um so grösser sein, je weniger zerrissen und gelöst der Zusammenhang mit der ursprünglichen Sprache ist; abgeleitete und secundäre Idiome erstarren leichter in sich; doch gewinnen sie wieder, wenn sonst die Nationalitäten, von denen sie getragen werden, wirklich lebendige und der Weiterentwicklung fähige sind, von andrer Seite her zum Ersatze eine Kraft der Aneignung. Ja in ihnen wird eher die Mode, die von oben nach unten steigt, von grosser Bedeutung und von wesentlichem Einflusse sein können, während zunächst, in gewissem Sinne für jede lebende, vorzugsweise aber für jede Stamm-Sprache das Gesetz richtig ist: „Die Sprache steigt von unten nach oben; die niedrigsten Stände sind die produktivsten, weil sie dem Naturleben näher stehn, und was sie erfunden, bringen sie durch bis in die höchsten Regionen, trotz aller Grammatiker und Akademien."

Wie in der Laut- und Wortbildungslehre, in dem Wortschatze und der Synonymik, so treten weiter in der Formen- und Satzlehre uns charakteristische Merkmale der Sprachen entgegen, in denen sich die ganzen Nationalitäten abspiegeln und ausprägen. In dem grammatischen Systeme erscheint die eigentliche Logik eines Volkes und ein jedes Volk hat allerdings seine eigne. Es war der Fehler der alten Grammatik, jede Sprache nur unter das einmal aus der lateinisch-griechischen Philologie genommene Schema bringen zu wollen und derselbe wiederholte sich in der Betrachtungsweise Becker's in Folge der Voraussetzung einer Einerleiheit des verständigen Denkens. Freilich konnte hier auch erst ein weiterer Blick, die Vergleichung von grundverschiedenen, weit von einander getrennten Idiomen und Sprachstufen auf das Richtige führen. Die comparative und historische Sprachforschung musste bedeutende Fortschritte gemacht haben, bevor neben der allgemeinen Aehnlichkeit in der logischen Entwicklung, wie sie zum Beispiel alle Sprachen des indo-germanischen Stammes zeigen, die Unterschiede deutlich hervortreten und in ihrer wahren Bedeutsamkeit erkannt werden konnten. Dann aber stellte sich unleugbar heraus, wie dieselben Kategorien nicht überall passen; es zeigte sich, um an das schlagendste Beispiel zu erinnern, dass alle unsere gewohnten grammatischen Termini auf das Chinesische sich schlechterdings

nicht anwenden liessen. Andrerseits kommt man in der Classification der Sprachen nicht zu grosser Bestimmtheit, wenn man einzig das grammatische System der Eintheilung zu Grunde legt. Man gewinnt damit nur die allgemeinen — allerdings sehr wichtigen — grossen Gruppen von flexionslosen, affigirenden und flektirenden oder isolirenden, agglutinirenden, eigentlich flexivischen und einverleibenden Sprachen. Es muss eben der specifisch verschiedene innere Sprachsinn der verschiedenen Völker und die dadurch erzeugte innere Sprachform, die historische Entwicklung der einzelnen Sprache hinzugenommen werden, nach welcher diese aus der organisirenden Periode allmählich in eine desorganisirende übertritt, oder in dieser erst als ein besonderes Idiom sich neu bildet, mehr den synthetischen oder den analytischen Charakter zeigt. Wenn es sich daher um die Betrachtung einer der wichtigen neuern Sprachen Europas handelt und dabei natürlich zumal die nächst verwandten zur Vergleichung herbei gezogen werden, so werden sich die wesentlichen Merkmale in der verschiedenen Abstufung finden, welche die Desorganisation der ursprünglich sehr ähnlichen Flexionsformen zeigt. Aber näher betrachtet ergeben sich immer noch hinreichend grosse und bedeutsame Unterschiede daraus, ob und wie weit zum Beispiel an die Stelle der Deklinations und Conjugations-Flexionen Hilfswörter treten, ob und wie scharf noch überhaupt die in der Sprache bewusst gewordnen Kategorien durch deutlich getrennte Formen ausgedrückt werden. Je geringer der Formenreichthum wird, wie im Französischen oder selbst dem heutigen Deutsch gegenüber den classischen Sprachen und unsern ältern Dialekten, desto weniger positiv charakteristische Merkmale kann natürlich die Wortbiegungslehre bieten. Anders ist es mit der Satzlehre in den modernen Sprachen, in der sie auch unter einander deutlich abweichen, weil gerade in der Zusammenstellung, Beziehung und Ordnung der Wörter und Sätze der eigenthümliche Sprachgeist seine ganze Wirksamkeit entfaltet, selbst und gerade wenn der analytische Process im vollsten Gange ist und die organisirende Wortbildungskraft sich vorzugsweise nur noch in Ableitungen und Zusammensetzungen zeigt. Hier zeigt sich also in den bestimmten Regeln für Rektion und Congruenz, für Dependenz der Sätze

und Periodenbau, für Stellung der Wörter der Charakter der Sprache und der Nation. Selbst das scheinbar Aeusserliche, die Zeichensetzung kann hier nicht ausser Betracht gelassen werden, sowenig wie das Verhältniss der geschriebenen Wortform zu den Lauten, die Orthographie etwas ganz Willkührliches und darum Gleichgültiges ist.

Endlich dürfen als charakteristische Eigenthümlichkeiten einer Sprache nicht unerwähnt bleiben die Idiotismen, weniger der Grammatik als des Gedankens, der Denkungsart, die Wendungen, Redensarten, Sprichwörter, in denen das Wesen einer Nation sich gerade sehr deutlich kundgiebt, die aber freilich schon zum Theil in das Gebiet der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des Volkes hinüberspielen; sie dürfen noch als sprachliche Erscheinungen angesehn werden, stehen aber oft auf der äussersten Grenze, gehen auch, eben als Gedanken, leichter von einer Sprache und Nation zur andern über als die eigentlich lexikalischen oder grammatischen Idiotismen. Je weniger sie sich übersetzen lassen, oder je unverständlicher zunächst jede wörtliche Uebersetzung bleibt, desto charakteristischer erscheinen sie für die Nation, welcher sie angehören. Dennoch wird es hier immer weniger die sprachliche Ausdrucksform als der Inhalt, die zu Grunde liegende Idee, Anspielung, Vergleichung, bildliche Vorstellung sein, welche für die Unterschiede der Völker bedeutsam wird. In ähnlicher Weise steht der eigenthümliche und wesentliche Inhalt einer ganzen Nationalliteratur zwar in der innigsten Beziehung auch zu der Sprache, ohne jedoch, wenn man von dieser ausgeht, als charakteristisches Merkmal gelten zu können; wenigstens tritt da die Wichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks hinter der praktischen, künstlerischen Wirksamkeit zurück, die eine Nation zunächst in ihren Schriftwerken offenbart.

Dies werden keineswegs alle, mögen aber etwa die wichtigsten Gesichtspunkte sein, von denen aus eine Sprache betrachtet werden muss, um zu ihrem Wesen zu gelangen, um sie zu charakterisiren. Streng genommen und behufs einer erschöpfenden Behandlung würde man dann so zu verfahren haben, dass man ausgehend von allen den Untersuchungen speciellster Art sich allmählich zu einem weitern Gesammtblick

erhöbe und zuletzt ein übersichtlich allgemeines Bild der Sprache entwürfe, in dem zugleich der Nationalgeist lebendig hervorträte. Indessen einmal lässt sich dies, wie oben bereits angedeutet wurde, so ganz abstrakt kaum durchführen; die Betrachtung der blossen Lautlehre zum Beispiel wird erst wahrhaft fruchtbar und erquicklich, wenn fortwährend auch die andern Seiten der Sprache herbeigezogen und berücksichtigt werden, wird erst recht möglich, wenn man die ganze geschichtliche Entwicklung der Nation und ihrer Sprache hinzunimmt. Sodann aber erscheint hier, wo ich nur einzelne „Beiträge“ liefern will, eine vorläufige Orientirung wie bisher über die Sprache überhaupt, so über die bestimmte, englische Sprache, die ich wählte, unerlässlich. Ich werde deshalb zunächst ein allgemeines Bild ihrer Art, Entwicklung, Stellung und Bedeutung zu geben suchen und danach einzelne Theile zu ausführlicher und genauer Darstellung herausnehmen.

II.

„Keine unter allen neuern Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine grössere Kraft und Stärke empfangen als die englische und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, der germanischen und romanischen. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der grösste und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatze zur classischen alten Poesie — ich kann natürlich nur Shakspere meinen — gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Rechte eine Weltsprache heissen und scheint gleich dem englischen Volke ausersehn, künftig noch in höherm Maasse an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reich-

thum, Vernunft und gedrängter Fuge lässt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen."

J. Grimm. Ueber den Ursprung der Sprache p. 33.

Mag auch das hohe Lob, welches der englischen Sprache in den vorstehenden Worten gespendet wird, Manchem mit einem gewissen Anschein von Recht übertrieben vorkommen, das wenigstens wird Jeder von vornherein zugeben müssen, dass keine andere neuere Sprache mehr als die englische zu einer historischen, vergleichenden und charakterisirenden Betrachtung einladet und auffordert, das Interesse des Sprachforschers lebendiger weckt und die auf sie im Sinne des bisher Gesagten verwandte Mühe reichlicher belohnt. Denn die englische Nation ist doch einmal durch ihre Geschichte, Verfassung und Literatur, wo nicht die grösste, wenigstens eine der bedeutendsten aller Zeiten, geworden; sie besitzt eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, dass es unter allen Umständen der Mühe werth ist, dieselbe in der Sprache sich abspiegeln zu sehn, dass dieser Sprache schon a priori eine grosse Bedeutsamkeit zuerkannt werden muss. Weiter aber zeigt sich nun, dass eben diese Sprache auf eine kaum sonst dagewesene Weise aus der Verschmelzung zweier nationalen Elemente sich gebildet hat, welche in ihrem Gegensatze die ganze neuere Entwicklung der civilisirten Menschheit vorzugsweise bedingen, dass die wichtigsten Zweige des grossen sanskritischen Sprachstammes hier eine innige Verbindung eingegangen sind und sich ergänzend nicht ein wüstes Gemisch, sondern ein neues, eigenthümliches, lebendiges Ganzes haben entspringen lassen. Jünger nach ihrer bestimmten Gestaltung und Festsetzung als alle andern gewährt die englische Sprache dem Forscher den Vortheil, dass er die Vorgänge der sprachlichen Bildung an ihr näher und deutlicher als irgend sonst beobachten, meistentheils in dem hellen Lichte historischer Zeit betrachten, in einer reichen Fülle von Denkmälern Jahrhunderte hindurch verfolgen kann, wenigstens Lücken in der Entwicklung minder als anderswo und seltener zu bedauern hat. Daneben aber weisen die unvertilgbaren Spuren der sprachlichen Elemente immer wieder und auf allen Seiten nach den ältern Formationen hin, verlangen den weitern Blick auf die bedeutendsten Stammsprachen Europas, führen zwanglos die Berüh-

rung der entferntesten und schwierigsten Probleme der Sprachforschung und Sprachgeschichte herbei. Gerade weil sie die jüngsten sind, haben die englischen Wörter oft eine Geschichte wie die keiner andern Sprache und ein und dasselbe griechische, römische, keltische oder germanische Wort erscheint je nach der Zeit und dem Wege seines Eindringens verschieden, oft in mehrfachen Bildungen nebeneinander. Ein rascher Ueberblick der Geschichte englischer Nation und Sprache mag dazu dienen, einzelne charakteristische Züge hervortreten zu lassen.

Die ältesten Bewohner der brittischen Inseln, von denen wir wissen, gehörten zu den Kelten, dem westlichen und am wenigsten bekannt wie politisch bedeutend gebliebenen Zweige der grossen Völkerfamilie, welche mit dem Namen der indo-europäischen bezeichnet werden kann und ausser jenen in Europa die Graeco-Romanen, also auch alle romanischen Nationen und die neugriechische, die Germanen mit Einschluss der Skandinavier, die Slaven, in Asien aber die indischen und die iranischen oder persischen Völker umfasst. Seit Julius Caesar dringen die Römer nach dem heutigen England, unterwerfen es nach langem und hartnäckigen Widerstande, doch weniger vollständig und auf die Dauer als andre Provinzen, müssen um die Mitte des fünften Jahrhunderts es zuerst und ganz wieder aufgeben. Ihr Einfluss war, anders als zumal in Frankreich und Spanien, nicht sehr bedeutend; die Spuren davon sind gering und spärlich auch in der Sprache. „It is not probable," sagt Macaulay darüber, „that the islanders were at any time generally familiar with the tongue of their Italian rulers. From the Atlantic to the vicinity of the Rhine the Latin has, during many centuries, been predominant. It drove out the Celtic; it was not driven out by the Teutonic; and it is at this day the basis of the French, Spanish, and Portuguese languages. In our island the Latin appears never to have superseded the old Gaelic speech, and could not stand its ground against the German." Kaum einzelne Wörter sind es daher im heutigen Englisch, die sich mit Sicherheit auf die Zeit der Römerherrschaft zurückführen lassen, wie Chester (cester), street, coln (Lincoln) auf castra, strata (via), colonia. Um so gründlicher war die Unterwerfung und Vertreibung der Kelten durch die germanischen Einwanderer

und Erobrer, zunächst zum Nachtheil der Civilisation. Denn die Britten, wie die irischen Kelten hatten im fünften Jahrhundert eine nicht unbedeutende Bildung, waren längst Christen; nur die alte Tapferkeit hatten sie eingebüsst und mussten deshalb den Angeln, Sachsen und Jüten unterliegen. Diese kamen von den deutschen Küsten und Inseln der Nordsee, zumal aus Holstein herüber und wurden der Grundstock, aus dem eine neue Nation, doch erst nach langer Zeit der Verwirrung und unter den mannigfachsten Einflüssen entsprossen sollte. Ihre Abstammung und Sprache war niederdeutsch; deutsche Zunge, deutsches Wesen und Recht machte sich durch sie geltend, indem sie anfangs vielfach in sich gespalten, allmählich fast ganz England für sich allein in Besitz nahmen, endlich sich auch vereinten zu einem Gesammtstaate mit gemeinsamer Einrichtung und Sprache. Eine selbständige und zum grossen Theile uns glücklicher Weise erhaltene Literatur entwickelte sich, sobald die Angelsachsen mit dem Christenthum höhere Cultur aufnahmen und pflegten; die erhaltenen Werke, die Dichtungen zumal zeigen uns deutlicher als irgendwo anders, wie in Anschauungen, Stoffen und Sprache das ursprüngliche nationale heidnische Element allmählich von christlichem, römisch-kirchlichem Wesen bedrängt und verändert wird, ohne doch jemals ganz verloren zu gehn. Denn seit dem sechsten Jahrhundert beginnt Rom seinen zweiten, geistigen und nachhaltigern Einfluss auszuüben. Seit dem neunten Jahrhundert kommen die gewaltsamern und roheren Berührungen mit den Dänen hinzu, welche in wiederholten Raubzügen England verheeren, zeitweise unterwerfen, aber auch den Widerstand wecken, den gesunkenen Heldengeist neu erwachen lassen; gleichwohl im ganzen mehr störend als fördernd in das Staats- und Cultur-Leben der Angelsachsen eingreifen, ohne es zu zerstören oder nur wesentlich umzugestalten. Was insbesondere die Sprache anbetrifft, so ist sie also in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, wo zuerst Berührungen mit den normännischen Franzosen vorkommen, eine rein deutsche. Die alten Römer hatten, wie wir sahen, fast gar keine Spur zurückgelassen; das keltische Element darin kann ebenfalls nur als unbedeutend angesehn werden, ist vielleicht hier und da in dem veränderten Lautsysteme zu spüren.

Viele einzelne Wörter demselben zuzuschreiben, bleibt trotz mancher neuern Versuche immer bedenklich, wenn man die Urverwandtschaft des keltischen und des germanischen Sprachstammes gehörig in Betracht zieht und zugleich berücksichtigt, wie einzelne Uebergänge bis auf die jüngste Zeit Statt finden mussten, wo das Keltenthum wenn auch in immer mehr beschränkten Gränzen neben der angelsächsischen und später der englischen Nation ein kümmerliches Dasein gehabt hat. Auch dem Skandinavischen unmittelbar entnommen erscheint nur Weniges, in einzelnen Mundarten vielleicht deutlicher. Dagegen hatte das Latein als Sprache der Kirche und Wissenschaft bereits auf das Angelsächsische einen entschiedenen Einfluss geübt, der Nationalsprache eine besondere Färbung gegeben, die sich nie wieder gänzlich verwischen liess.

Die Normannen, welche seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts sich in Frankreich niedergelassen hatten und, in schneller Entwicklung die romanischen Elemente in sich aufnehmend, zu einem blühenden ritterlichen Volksstamme geworden waren, hatten bereits unter Eduard dem Bekenner Eingang in England gefunden; der Sieg bei Hastings machte sie zu unumschränkten Gebietern der Insel. Je strenger und gewaltsamer sie ihre Nationalität und Sprache geltend machten, desto zäher und eigensinniger hielten die Besiegten auch an den Sitten und der Rede ihrer Väter fest und zwei bis drei Jahrhunderte hindurch dauert der Kampf, bevor eine wirkliche Verschmelzung Statt findet, bevor von englischer Sprache und Nation in dem eigentlichen und heutigen Sinne die Rede sein kann. Während dieses Kampfes sank das Angelsächsische allmählich, seit ungefähr 1125 fast gänzlich, zur Volkssprache herab, sodass es weiter keine bedeutende Literatur mehr hat, das Französische dagegen den Schriftstellern dient, sowie allein bei Hofe, vor Gericht, in Schule und Kirche benutzt wird. Es würde ganz und gar obgesiegt haben, wenn nicht physische und historische Ursachen seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts unter Johann mächtig dahin wirkten, das Band zwischen England und Frankreich zu lockern, endlich zu zerreissen. Isolirt auf der Insel, den Stammverwandten jenseits des Kanals entfremdet, ja bald feindlichst gegenübergestellt, sahen die Vornehmen Englands sich genöthigt,

sich mehr und mehr dem unterjochten Volke zu nähern, mit ihm sich zu mischen. Die französische Sprache verfiel und in demselben Grade hob sich die ursprüngliche Volkssprache wieder. Wie auffallend schnell der Umschwung war, geht daraus hervor, dass noch 1350 Higden über den Verfall des Englischen und über die Bevorzugung des Französischen klagt, 1362 aber schon Eduard III. auf Verhandlungen in englischer Sprache dringt; oder um die charakteristischen Worte Macaulay's anzuführen: „The stages of the process by which the hostile elements were melted down into one homogeneous mass are not accurately known to us. But it is certain that, when John became King, the distinction between Saxons and Normans was strongly marked and that before the end of the reign of his grandson it had almost disappeared. In the time of Richard the First, the ordinary imprecation of a Norman gentleman was „May I become an Englishman.“ His ordinary form of indignant denial was „Do you take me for an Englishman?“ The descendant of such a gentleman a hundred years later was proud of the English name.“ Will man trotz der schwankenden Gränzen und natürlich fliessenden Uebergänge bestimmte Perioden unterscheiden und nach runden Zahlen bestimmen, so kann man etwa das eigentliche Angelsächsische bis 1150, von da bis 1250 das Halbsächsische, von 1250 bis 1350 das Altenglische, von 1350 bis 1550 das Mittelenglische ansetzen, welches mit dem Regierungsantritt Elisabeth's völlig zum Neuenglischen wird. Die frühsten englischen oder besser noch halbsächsischen Gedichte, das Ormulum, Nicolas v. Guilford's Oul and Nightingale und Layamon's Bearbeitung des Geoffrey von Monmouth c. 1200 zeigen nur einzelne französische Wörter; ebenso die Lieder aus der Zeit Eduard I und R. v. Gloucester's Chronik. Grösser wird die Mischung bei Laurence Minot, bedeutend im Piers Ploughman und ganz entschieden bei Chaucer, ohne dass dieser etwa allein oder vorzugsweise der Urheber davon genannt werden darf. Um 1300 also ist etwa die eigentliche Zeit der Verschmelzung der Sprachen wie der Nationen zu suchen. Damals nun war das Angelsächsische, das schon in seiner Blüthezeit gegenüber dem Gothischen und Althochdeutschen, ja selbst dem Altsächsischen formell gesunken und vielfach getrübt, abgestumpft und verwirrt

erscheint, völlig zu einer lingua rustica geworden, so dass es zum heutigen Englisch, abgesehn von der französischen Beimischung, in einem ähnlichen Verhältniss, wie das spätere Latein zu den romanischen Sprachen steht; im zehnten und elften Jahrhundert war die Literatur immer dürftiger geworden, die Mundarten mochten schon früher vielfach verändert und abgestumpft sein; die Schriftsprache eines König Alfred verstand man bei dem Entstehen des Englischen kaum mehr. Die Abstumpfung und Verkürzung der Formen, welche diesem im Vergleich mit allen andern germanischen Sprachen vorzugsweise eigenthümlich ist, war mithin schon vor dem französischen Einflusse nicht nur angebahnt, sondern sehr weit gediehen, wurde indessen durch den letztern ohne Zweifel noch mehr gefördert und gewissermassen aufs äusserste getrieben.

Die Veränderungen auf dem Gebiete der Laut- und der Formenlehre sind zwar im ganzen nicht gering und deutlich genug, im einzelnen aber oft schwer nachzuweisen, besonders auch weil sie meistentheils sich an Erscheinungen und Vorgänge des spätern Angelsächsisch anschliessen, vorhandene Keime nur weiter entwickeln. Dahin gehören die Einführung der Zischlaute ch und g, das Verschwinden des Gutturals ch, h, das eigenthümliche iú in vielen Wörtern, die vocalische Auflösung oder völlige Auswerfung des l, das allmählich verstummende e der Endsilben, bei dem die Betonung in's Spiel kommt und von dem die Einsilbigkeit mit bedingt wird, die endliche Entscheidung für den Plural auf s und dergleichen mehr. Für die Charakteristik der Sprache noch weit wichtiger sind diejenigen Veränderungen, welche in der Syntax, der Wortstellung, der Betonung, sowie dem ganzen Wortschatze die neue Sprache gegen die angelsächsische gehalten zeigt. Die ganze Construktion und Stellung schliesst sich weit enger an die französische als an die deutsche an; auf dem Gebiete des Accentes findet ein besonders interessanter Kampf Statt, in welchem bald dies, bald jenes Element bis auf den heutigen Tag obsiegt. Eine Vergleichung des Worttones zu Chaucer's Zeiten mit dem jetzigen, andrerseits wieder des Worttones mit dem Satztone und der rhetorischen Accentuirung ist in dieser Beziehung äusserst lehrreich und für die Erkenntniss des in der Sprache waltenden

Nationalgeistes von grosser Bedeutung. In dem Wortschatze halten sich im ganzen die beiden Bestandtheile die Wage; genaue Zahlenverhältnisse sind schwierig und misslich; dabei aber erscheint es charakteristisch, wenn rein quantitativ im Wörterbuche, in der Gelehrtensprache das Romanische, moralisch dagegen bei dem Volke und den Dichtern das Germanische überwiegt, wenn die unentbehrlichsten Wörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter, Zahlwörter, Vorwörter, Bindewörter, ebenso die Namen der nächsten Naturgegenstände, die Benennungen auf den Gebieten des Landes, Hauses, Meers, der Familie fast nur deutsch, dagegen die Ausdrücke für Hof und Staat, Titel, Würden, Künste, Wissenschaften, das feinere Leben und Abstraktionen aller Art fremden Ursprungs sind.

Wie innig aber die Verschmelzung beider Bestandtheile geworden, das zeigt sich theils formell, indem deutsche Wörter französische Bildungssilben und umgekehrt annehmen, theils materiell, indem aus der Aufnahme französischer Wörter neben den erhaltenen deutschen ein besonderer Reichthum entspringt. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass auch in andern Sprachen ähnliche Erscheinungen sich zeigen, allein das Verhältniss ist da ein ganz andres. Wenn wir z. B. im Deutschen neben unsrem „Schweiss“ das fremde „Transpiration“ vielfach und gern gebrauchen, so ist dagegen im Englischen perspire neben sweat gar kein fremdes Wort mehr; wenn bei uns die meisten Bildungen von Zeitwörtern auf „ieren“ Tadel verdienen, so ist das mit Formen wie talk-ative, duke-dom, en-light, under-value keineswegs der Fall. Damit ist nicht gesagt, dass nicht auch im Englischen sowohl eigentliche Hybridismen wie block-headism, als auch Fremdwörter, die der Sprachgeist als solche fühlt und betrachtet, zu allen Zeiten vorhanden gewesen sind, dass nicht auch da zuweilen eine im hohen Grade widerliche Sprachmengerei Statt gefunden hat. Dauerte es doch zunächst lange genug, ehe die aus der völligen Mischung entstandne neue Sprache wirklich Gesammtsprache wurde. Chaucer hatte wohl den Grund gelegt, aber blieb allein; die Bürgerkriege des fünfzehnten, die Religionskämpfe des sechszehnten Jahrhunderts wirkten vielfach störend; erst unter Henry VIII begann die Sprache sich fester zu gestalten, wie denn die meisten mittel-

englischen Erzeugnisse noch mundartlich sind; die völlige Niedersetzung trat erst in dem klassischen Zeitalter der Elisabeth durch die Dichter Spenser und Shakspeare, durch Prosaiker wie Ascham, Sidney, Raleigh ein. Seitdem sind zwar durch die classischen Studien, durch die Einflüsse der verschiedenen romanischen Literaturen, durch die mannigfachen Berührungen der Engländer gerade mit den verschiedensten Nationen bis auf den heutigen Tag eine grosse Menge von fremden Wörtern eingedrungen, aber eine wesentliche Veränderung des Sprachschatzes ist nicht mehr eingetreten. Dem eigentlich Fremden gegenüber hat das Englische meist mehr wie andre Sprachen dadurch seine Selbständigkeit bewahrt, dass es wenigstens seine Aussprache und seine Betonung geltend macht; die beiden ihm selbst eigenthümlichen und zu Grunde liegenden Elemente des Romanischen und des Germanischen haben den alten Kampf zuweilen in neuer Form, durch einzelne grosse Schriftsteller zumal, erneut und sich dabei einseitig geltend zu machen gesucht; aber im ganzen hat der Sprachgeist mit richtigem Gefühle gegen die Extreme nach beiden Seiten hin wohlthätig reagirt und der mustergiltige Stil eines Addison oder Macaulay ist gleichweit von dem französisirenden Gibbon's wie von dem, wenn auch auf andre Weise, germanisirenden Carlyle's entfernt. Der vor Jahrhunderten gewonnene Grundcharakter ist geblieben und haftet selbst unter den fremdesten und verschiedensten Einflüssen und Umgebungen mit bemerkenswerther Zähigkeit. In dieser Beziehung besonders wichtig und lehrreich ist der Blick auf Nordamerika. Während die vereinigten Staaten nicht bloss politisch, sondern durch Sitten, Volkscharakter und nationale Bestrebungen längst von dem Mutterlande getrennt sind, hat doch kaum ihre Literatur, geschweige denn ihre Sprache angefangen, selbständig zu werden, wiewohl natürlich auch in dieser einzelne und von Jahr zu Jahr mehr Spuren den Zusammenhang von neuem beweisen, der überall und stets zwischen Volks- und Sprachgeist Statt findet, und in Folge dessen eine politische nationale Trennung auf die Dauer ohne eine allmähliche, aber zuletzt durchgreifende Scheidung auch der Sprachen kaum denkbar erscheint.

So hat sich auf eine wunderbare Weise die jüngste aller

gebildeten Sprachen Europas entwickelt und tritt uns in ihrer jetzigen Erscheinung bedeutsam und mächtig entgegen. Nach allen Gegenden des Erdkreises haben die Engländer sie mitgeführt und fast an allen den Punkten ist sie heimisch geworden, welche von der europäischen Kultur berührt sind. Nicht bloss für die Gelehrten wie seiner Zeit das Latein, nicht bloss an den Höfen und in den feinergebildeten Kreisen, wie später das Französisch, auch nicht einmal allein für kaufmännischen Verkehr, sondern für alle aussereuropäischen Länder ist sie schon jetzt die allgemeine Sprache, durch welche die verschiedensten Nationen, wie sie immer häufiger und leichter fern vom Vaterlande zusammentreffen, sich mit einander verständigen. Daneben ist die in ihr vorhandene Literatur so grossartig, vielseitig und einflussreich schon längst gewesen und in der jüngsten Zeit noch mehr und mehr geworden, also dass ihre Kenntniss eine dringende und allgemein anerkannte Forderung an jede höhere Bildung ist. So verdient sie jedenfalls mehr als jemals irgend eine andre eine Weltsprache zu heissen, und dass sie vorzugsweise dazu tauge, dass ihre ganze Entwicklung darauf angelegt sei, sodass der weltbeherrschende Volksgeist der Engländer sich in ihr ein passendes Organ geschaffen habe und fort erzeuge, das wird aus der Betrachtung ihres eigenthümlichen Wesens sich ergeben.

Ihrem lexikalischen Stoffe nach, dies erhellt aus dem Vorigen, ist die englische Sprache vielleicht die gemischteste aller gebildeten Sprachen Europas; aber „eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung ist es, wie der kräftige, englische Volksgeist und der klare praktische Verstand dieser Nation diese verworrene, dem Stoffe nach so ungleichartige Masse bewältigt und zu einer einheitlichen Sprachform ausgeprägt hat, die sich durch grosse Einfachheit des grammatischen Systems und strenge Beschränkung auf den formellen Ausdruck der durchaus erforderlichen logischen Kategorien bei grosser Feinheit in der Nüancirung der Begriffe durch umschreibende Hülfswörter auszeichnet.“*) Gerade weil wir in den meisten Fällen

*) „System der Sprachwissenschaft von K. W. L. Heyse. Herausgegeben von H. Steinthal. Berlin. 1856.“ p. 207. Das ganze in echt wissenschaftlichem Geiste, mit grosser Besonnenheit und Klarheit geschriebene Werk ist

mit Leichtigkeit nachzuweisen vermögen, dass das englische Wort dem Deutschen, dem Französischen, dem Lateinischen entnommen ist, tritt uns die individuelle Eigenthümlichkeit der Bedeutung um so lebendiger entgegen, welche ihm der Volksgeist verliehen hat, in welcher er sich offenbart. Wie prägt sich der praktische, realistische Sinn des Engländers deutlich aus in der Art, wie er sein „philosophy" gegenüber dem deutschen Philosophie, oder selbst dem französischen philosophie verwendet! Wie wenig decken sich dem Begriffe nach die etymologiseh gleichen oder ähnlichen Ausdrücke common sense und sens commun, spirit und esprit, gentleman und gentilhomme, comfort und confort. Und so hat das Englische eine Menge von Ausdrücken, welche sich strenggenommen nicht übersetzen, höchstens umschreiben lassen, weil sie Anschauungen bezeichnen, Charakterzüge andeuten, welche der englischen Nation eben eigenthümlich sind. Darin allein schon liegt der Beweis dafür, dass es kein chaotisches Gemengsel, sondern etwas wahrhaft Neues, Lebendiges, organisch Gestaltetes ist, dass es seinen bestimmten Charakter und hohen Werth neben, in mancher Hinsicht über andern Sprachen hat, die mit ihm verglichen werden können. Bei einer solchen Vergleichung ist auch für das Englische von principieller Bedeutung der Unterschied zwischen Stammsprachen und abgeleiteten, wie er oben, wenn auch nur kurz, angedeutet wurde. Im Ganzen kann es gerade dazu dienen, die späteste Sprachperiode zu charakterisiren. Bei seiner Entstehung war, wie sich ergab, bereits der deutsche Dialekt der Angelsachsen in der vollsten Auflösung begriffen und eine Sprache trat hinzu, welche von Hause aus Tochtersprache des Lateinischen wieder mit germanischen Elementen vielfach selbst gemischt war. So war es natürlich, dass grosse Verwirrung und Zerrüttung der ursprünglichen Lautgesetze Statt fand, dass

in hohem Grade anregend, verdient die dringendste Empfehlung und ist von mir zu meinem Versuche vielfach und dankbarst benutzt worden. Um jeder Missdeutung vorzubeugen, will ich nicht unerwähnt lassen, dass mir ausserdem besonders folgende Bücher lehrreich gewesen sind und gedient haben:

Fiedler „Wissensch. Grammatik der englischen Sprache." Zerbst. 1850.

Maury „On the distribution and classification of languages" in dem Werke Indigenous races of the earth; or new chapters of ethnological inquiry etc. by Nott and Gliddon. Philadelphia. Lippincott 1857.

in der Anwendung und Behandlung der von verschiedenen Seiten aufgenommenen Wörter der abstrakte Verstand herrschend ward, dass die grammatischen Formen sich auflösten, abschliffen, verloren gingen, die Aussprache mit der Schreibung in Widerspruch gerieth, das rein geistige Element über das sinnliche entschieden die Ueberhand gewann. In allen diesen Punkten geht nun das Englische weit, weiter als irgend eine andre Sprache; nur das Neu-Persische bietet ähnliche Erscheinungen. Die alten einfachen Lautreihen sind gestört und geschwunden; zumal die Vocale haben meist eine trübe Färbung angenommen, selbst unter dem Accente, und werden ausser demselben zu unbestimmten, deshalb mehr lern- als lehrbaren Mitteltönen; das Knochengerüst der Consonanten tritt schärfer und nakter hervor als irgendwo anders, der sinnliche Wohllaut ist verloren gegangen. Das Englische ist keine musicalische Sprache, nicht für den Gesang geschaffen, wie das Italiänische; aber was sie an Weichheit und schöner Form eingebüsst, hat sie an Kürze und gedrungner Kraft gewonnen. Mag es richtig sein, dass man das Englische am besten ausspricht, wenn man am wenigsten ausspricht, so ist doch wieder der Sylbenaccent im einzelnen Worte so scharf, als er nur sein kann, die ganze Aussprache beruht auf ihm; er drängt die Formen zusammen, verkürzt sie zur Einsilbigkeit. Es offenbart sich der derbe praktische Sinn, welcher nicht spricht, um zu sprechen, sondern soviel als zum Handeln nöthig ist, welchem der kürzeste Weg der Mittheilung nicht nur genügt, sondern gerade der liebste ist.

Derselbe Charakterzug ist es, der in dem Aufgeben der grammatischen Flexionen zu Tage tritt. Verglichen selbst mit den jüngsten Bildungen andrer deutschen Dialekte oder den romanischen Tochtersprachen ist im Englischen die Deklination und Conjugation nach ihren Flexionsformen bis aufs Aeusserste zusammengeschrumpft, der Formenunterschied selbst zwischen Substantiv und Verbum verwischt, der alte kräftige und sinnliche Ausdruck der logischen Kategorien völlig aufgegeben. Nach dieser Seite hin stehen unbedingt Sprachstufen wie das Gothische oder das Baskische höher; ja, man muss zugestehn, dass selbst bei einer hohen geistigen Vollendung und Durchbildung die sinnliche Fülle, Kraft und Schönheit keineswegs

verloren zu gehn braucht, wie das Griechische beweist. Dennoch scheint es ungerecht, das Englische deshalb herabzusetzen, weil es sich in seiner einsilbigen Flexionslosigkeit wieder den Sprachen tieferer Stufe, dem Chinesischen genähert zu haben scheint. Denn genau betrachtet ist es eben nur Schein. Jenes bleibt „trotz der Reduktion und Auflösung seiner grammatischen Formen doch immer noch dem innern Sprachsinne nach eine flektirende Sprache. Die grammatischen Kategorien liegen in völliger Klarheit im Sprachbewusstsein; es genügt nur dem Verstande die leiseste Andeutung, um das grammatische Verhältniss zum Bewusstsein zu bringen„ (vgl. Humboldt p. CCCI flg.). Dabei ist nicht zu übersehn, dass in ihrer jetzigen Gestalt alle Sprachen der gebildeten Völker an grammatischer Formfülle bedeutende und unersetzbare Einbusse erlitten haben und was sie davon bewahrten, kaum in Anschlag gebracht werden darf gegenüber der Freiheit, Fülle, Feinheit und geistigen Kraft, welche in der englischen Syntax überwiegend hervortritt.

Wie es aber ein wesentlicher Charakterzug der englischen Nation ist, in langsamer, stetiger Entwicklung auf dem alten Grunde weiterzubauen und, wenn man will, an dem alten Gebäude schonend zu bessern, statt in stürmischer Umkehr auf geebnetem Boden Neues zu errichten; wie das englische Gesetz, Recht und Herkommen das wunderlichste Gemisch von Altem und Neuem und dennoch im Ganzen vortrefflich genannt werden kann: so zeigt auch in der Sprache zähes Festhalten an dem Ursprünglichen sich auffallend neben und unter den grössten Veränderungen und Fortschritten. Aeusserlich am deutlichsten und zugleich am unbequemsten erscheint dies in dem Gegensatz, der zwischen der Schreibung und der heutigen Aussprache vorhanden ist, sodass in zahllosen Fällen die Laute an andre Zeichen als ursprünglich geknüpft oder ganz unterdrückt sind. Aber es ist selbst dies ein bedeutsames Symbol eines Sinnes, der an seiner Vergangenheit festhaltend jeder eigentlichen Revolution abhold ist, und darin mag der Grund liegen, dass bisher noch alle Versuche scheiterten, die zurückgebliebene Orthographie mit den wirklichen Lauten in Uebereinstimmung zu setzen.

Es ist dann weiter trotz aller gewaltsamen Eroberung, Mi-

schung und Aendrung der Grundcharakter der Sprache wesentlich der alte germanische geblieben und das gereicht ihr in hohem Grade zum Vortheile; das Englische hat an den Vorzügen einer Stammsprache noch immer wesentlichen Antheil, so sehr es gerade auf der andern Seite die späteste Sprachbildung repräsentirt; es steht, wie das Volk in gewisser Beziehung in der Mitte zwischen dem Deutschen und dem Französischen, für die unbefangene Betrachtung meist nicht zu seinem Schaden, gewiss nicht zum Beispiel hinsichtlich des Reichthums und der Bedeutsamkeit seines Wortschatzes. Noch immer steht vermöge des unverwüstlichen germanischen Elements die englische Sprache in einem engen Zusammenhange, ja in einer gewissen lebendigen Verbindung mit ihrer Muttersprache; sie ist von dem natürlichen Grunde nicht so abgelöst wie die romanischen Idiome. Nach ihrer ganzen deutschen Seite besitzt sie noch eine gewisse Unmittelbarkeit und Tiefe des Ausdrucks, innre Lebendigkeit und Bildsamkeit. Daher kommt es, dass zumal in der Dichtersprache so viel sinnige Worte sind, denen im Gegensatze zu den romanischen oder neben ihnen die Bildlichkeit und Tiefe der sinnlichen Grundbedeutung sich noch abfühlen lässt; die Sprache an sich ist noch poetischer und philosophischer. In Folge der Mischung tritt dann eine reiche Fülle ein, welche die Wahl des passenden Ausdrucks in den feinsten Abschattungen möglich macht, sehr häufig mehrere Worte besitzt, wo unserm Worte die scharfausgeprägte Bedeutung fehlt, die das Französische in seiner abstrakt-conventionellen Weise für gewisse Gebiete so tauglich macht, während es wieder des tiefsinnigen, beziehungsreichen Inhalts deutschen Ausdrucks entbehrt. Es muss einer besondern, eingehenden Behandlung überlassen bleiben, dies im Einzelnen nachzuweisen, Wörter z. B. wie love, charity, amour unserm Liebe gegenüber zusammenzustellen. Zum Beweise nur, wie tief Engländer selbst das Bemerkte fühlen, mögen hier die Worte von Bosworth stehen, die dieser allerdings in der Begeistrung für und zur Empfehlung von der alten angelsächsischen Sprache sagt: „Where is the Englishman that does not feel his heart beat with conscious pride and independence, when he considers his Freedom? He feels he has a free doom province or jurisdiction, in which none dare interfere, —

he is entirely free, — free to enjoy, and do all the good of which his benevolent nature is capable. How tame is the Romanised liberty, in comparison with the old Gothic, Germanic and English Freedom! With boasted liberty superficially on the lips, there is often licentiousness, and consequent oppression, — but we feel Freedom to be more deeply seated, even in the heart: — here Freedom is not only enjoyed, but cordially permitted, and extended to all. This is true, heartfelt Freedom, and we derived it from our Anglo-Saxon forefathers. Every Englishman who glories in the vigour of his Father-land, — who would clearly understand, and feel the full force of this Mother-tongue ought to study Anglo-Saxon. . . . . Though a word of Latin or Anglo-Saxon origin may be equally well understood, the one will impart the most vivid, and the other the most frigid conception of the meaning. The difference is that of the winter's and summer's sun. The light of the former may be as clear and dazzling as that of the latter, but the genial warmth is gone." (A Compendious Anglo-Saxon And English Dictionary. Preface. III. IV.). Wie hier darauf hingewiesen wird, dass das Freiheitsgefühl und die innerlich tiefe Gemüthlichkeit des Nationalcharakters sich in der Sprache wiederspiegelt, so hat bereits Addison einen andern Zug in dieser ausdrücklich nachgewiesen (vgl. The English Language bei Herrig, The British Classical Authors p. 188. flg.). Er berücksichtigt vorzugsweise die Einsilbigkeit der Wörter, Verkürzung durch den Accent, Verwischung der Beugungsendungen, Zusammenziehung mehrerer Wörter, Verstümmlung andrer bei der Aufnahme, Bildung von Deminutivformen, Auslassung von syntaktischen Fügewörtern: dies Alles führt er darauf zurück, dass der Engländer is „a man who is sparing of his words, and an enemy to loquacity," dass „the English delight in silence more than any other European nation."

In dieser Weise kann und soll die Sprache als Spiegel des Nationalgeistes charakterisirt werden. Eine strenge, einfache, mathematisch genaue und kurze Formel für die englische oder für irgend eine andre Sprache aufzustellen, ist natürlich ebenso schwer oder unmöglich, wie der Charakter eines Volks oder eines Individuums trotz noch so scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit

nie so leicht und erschöpfend in kurze Worte gefasst werden kann. Darum bleiben die Grundzüge dennoch nicht minder deutlich und sicher. Wenn wir sonst aus Sitten und Benehmen, Recht und Verfassung, Geschichte und Literatur, wie aus den physischen Bedingungen der klimatischen Verhältnisse oder des Schädelbaus und des körperlichen Temperaments ein Resultat gewinnen für den Engländer, so kann und soll dasselbe auch in seiner Sprache nachgewiesen werden. In der Mitte stehend zwischen dem celtisch-romanischen und dem germanischen Stamme verbindet er die Eigenschaften beider zu einer höhern Einheit, besitzt er weder die Vorzüge noch die Mängel eines jeden in gleich hohem Grade; er kommt an Lebendigkeit, Enthusiasmus, Witz und Lebensgenuss nicht dem Franzosen, an idealem Tiefsinn, speculativem Wissen, Gelehrsamkeit und treuherziger Gutmüthigkeit dem Deutschen nicht gleich — er ist abgeschlossen, wie sein Land, voll grosser Selbstachtung, auf sich bauend und sich im Auge haltend, kalt, ruhig, verständig, praktisch, melancholisch wie sein Nebel, stolz wie das Meer, welches ihn umbraust. Erscheinungen in der Sprache, die dies bestätigen, sind eben nicht zufällig und Bemerkung derselben, wenn in dem rechten Lichte stehend, mehr als eine blosse Spielerei. In dem grossgeschriebenen F verkörpert sich das sichre, stolze Selbstbewusstsein, in den Participialconstruktionen tritt die gedrungne Kraft und Energie des Wesens an den Tag, wie in manchem Gebrauche der persönlichen und besitzanzeigenden Fürwörter der Werth, der auf die Persönlichkeit gelegt wird; die Interpunktion selbst verräth dem aufmerksamen Beobachter den praktischen Sinn gegenüber unsrer abstrakten Logik und eine sprachliche Wendung mag die ganze Geistesrichtung verrathen. Während wir uns meistens bescheiden zu sagen: „Ich bin aus Deutschland," spricht der Franzose: „Je suis Français;" wir haben eben nur die natürliche Nationalgemeinschaft hervorzuheben, dieser fühlt und nennt sich gleichsam als Attribut und Theil der grossen Nation als seiner Lebenssubstanz; der Engländer stellt seine individuelle Persönlichkeit voll Selbstbewusstsein hin und ruft: „I am an Englishman."

Die gegebene Uebersicht, welche leicht weiter ausgeführt werden konnte, sowie die einzelnen Bemerkungen, die sich vielfach

vermehren lassen, sollen und können nicht eine erschöpfende Charakteristik sein. Sie werden aber genügen zu zeigen, in welcher Weise eine solche entworfen werden kann, wie die in dem ersten Abschnitte gegebenen Gesichtspunkte auf die bestimmte englische Sprache ihre Anwendung finden. Dass diese Art der Behandlung sich im Einzelnen durchführen lasse, will ich in den folgenden Beiträgen zu beweisen suchen, indem ich „das charakteristische Lautsystem“ und „den Reichthum des Englischen in Folge seiner Mischung“ zu Gegenständen specieller Untersuchung wähle.

Jedenfalls hoffe ich, dass eine derartige Charakteristik geeignet ist, von übertriebener Lobpreisung wie von einseitiger Herabsetzung gleich weit entfernt, die Sprache möglichst objectiv und parteilos zu würdigen. Denn je mehr man ein Ding in seinem organischen Zusammenhang und nach allen seinen Beziehungen betrachtet, desto weniger läuft man Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, nur die Schatten- oder nur die Licht-Seiten des Bildes hervortreten zu lassen. Selbst an praktischem Nutzen aber wird es nicht fehlen, wenn es überhaupt Gewinn bringt, in das Wesen der Dinge einzudringen und sich des Grundes und Zusammenhangs der Erscheinungen bewusst zu werden. Nur im längern Umgange mit Fremden lernt sich die fremde Sprache vollkommen; der erste Schritt zu wahrem Verständniss und wirklicher Fertigkeit ist der, dass der Schüler nicht mehr in sie übersetzt, sondern in ihr denken lernt; „indem ich die Sprache wechsle,“ sagte Mezzofanti, „setze ich gleichsam eine neue anders gefärbte Brille auf, die mich Alles in einem eigenthümlich gefärbten Lichte erblicken lässt:“ auch in der Praxis also wird gerade das bedeutsam, worauf es bei der wahren Charakteristik ankommt, der innige Zusammenhang zwischen der Sprache und der ganzen Nationalität eines Volkes.

Köthen. E. Müller.

Beiträge
zur englischen Lexicographie.

(Zweite Sammlung.*)

A.

accordion, a musical instrument.

advice, according to Mrs. Gaskell, Company Manners, the end: a kind of game.

aflame, glühend, flammend. Wilkie Collins, After dark p. 238 Tchn. The same, Hide and Seek I, p. 297 Tchn. Kingsley, Two years ago I, p. 329 Tchn.

aglow, Longfellow, The Golden Legend. The Castle of Vautsberg: The hill-tops all aglow with silver and with amethyst.

alms-knigths, twenty-six salaried knigths of the garter, invalid officers of the army, residing at Windsor and being under an obligation to say prayers for the other members of the order.

Amber-stream, name of the Ohio on account of the yellow colour of this river.

ambeer. Cpt. Mayne Reid, The hunter's feast, chpt. 1. A swarth complexion, aided, no doubt, by several lines of „ambeer" proceeding from the corners of the mouth in the direction of the chin.

any one, employed as an adjective noun, frequently in Tristram Shandy f. i. any one soul living.

arguments, proofs alleged by a person to show the justice of his opinions, in order to persuade another to do something: Vorstellungen.

assembly. In Smollet, Roderick Random, it is always synonymous with a ball, a dancing-party. See chpt. 37, where the two words alternate.

associations, thoughts raised by the objects round us by way of association of ideas, and thence: Erinnerungen.

---

*) Sind Seitenzahlen ohne weiteren Zusatz angegeben, so sind es stets die der Tauchnitzer Ausgabe. — Mitunter sind Wörter aufgeführt, die auch schon in der ersten Sammlung vorkommen, sie erscheinen alsdann hier mit neuen Erklärungen oder Belegen.

awoke, participle, not mentioned in any grammar: Lady Blessington, Country Quarters 1, p. 317 Tchn. From this dream-like happiness he was awoke by a letter from his mother. Lever, The Dodd family III, p. 158 Tchn. Byron, Don Juan. — — at his door arose a clatter might awake the dead, if they had never been awoke before.

B.

bablative = talkative. Fluegel, Herrig Arch. VIII, p. 258.

baby, a picture in a book. Sylvester, Dubartas ed. Lond. 1621, fol. p. 285. We gaze but on the babies and the cover,
The gaudy and flowerd edges painted over,
And never further for our lesson look
Within the volume of this various book.

Badger. Emmerson, English Traits Chpt. IV. I found(in Tacitus) abundant points of resemblance between the Germans of the Hercynian forest and our Hoosiers, Suckers and Badgers of the American woods.

baking-peers. Dickens, My country town, chpt. I.

ballast to, to spread a substratum of gravel, before the rails of railway are laid. Americanism. Kohl.

banian-days, sailor's term for fasting-days, thus called after the caste of the Bannians, Indian merchants, who abstain from animal food.

banjo. Wilkie Collins, Hide and Seek I, p. 292 Tchn. A bad piano to which were occassionally added, by way of increasing the attractions, performances on the banjo and guitar.

bark the, substantive. Macaulay, Hist. of E. VII. p. 5 Tchn. The bark of a shepherd's dog or the bleat of a lamb.

Bastile the, la Bastille.

basket, place of a stage-coach, where the guardian is seated. (Strathmann.) Goldsmith, She stoops t. c. I, 1. London's fopperies come down not only as inside passengers, but in the very basket.

bedrabbled, soiled. Kingsley, Two years ago II, p. 210 Tchn.

beluted, splashed with mud. Tristr. Shandy b. II. chpt. 9.

bender, affectedly for leg, Americanism. Longfellow, Kawanagh. Young ladies are not allowed to cross their benders in school.

Berlin wool, wool of the very best kind.

between = together. Tackeray, Hist. of S. Titm. chpt. 9. We were but forty years old between us. Thack., Vanity F. Let us abuse the company which, between them, this pair of friends did perfectly.

beholding. For Brutus's sake I am beholding to you. (Shak. J. C.) Collier in speaking of this passage, quotes the following lines from Buttler, author of an english grammar (1633), not mentioned by Mr. Sachs, Archiv XXIII, p. 404: „Beholding to one of to behold or regard: which by a synecdoche generis, signifyeth to respect and behold, or look upon with love and thanks for a benefit received, etc. yet some now adays had rather write it — beholden — i. e. obliged, answering

to that: teneri et firmiter obligari: which conceipt would seem the more probable, if to behold did signify to hold, as to bedeck to deck; to besprinkle to sprinkle. But indeed neither is beholden english, neither are behold and hold any more all one than become and come, or beseem and seem." Vide Strathmann.

bestrided for bestridden. Tristr. Shandy b. 1, ch. 10, as sorry a jade as humility herself could have bestrided.

bind the. Americanism. Large reservoir for corn. See under elevator. Kohl.

bingy milk, sourly milk. Mrs. Gaskell, Charl. Bronte I, p. 63 Tchn., where the author calls it a provincialism.

bird's eye, a sort of tobacco.

bishopess, wife of a bishop, Thackeray, Vanity Fair p. 113 Tchn.

black jack, word used in America and signifying: ore containing zinc. Kohl.

blot to. Wilkie Collins, Hide and seek 1, p. 214. Here Mr. Thorpe carefully blotted the first page of the letter, and went on to the other side.

blotting book, case for letters and papers to be kept safe and clean. Briefmappe.

Bluchers, a species of boots.

blue. Tackeray, Vanity F. III, p. 204 Tchn. Some of the ladies were very blue and well informed.

bosom, Chemisette.

bowpot (Archiv XXI, p. 160). Mrs. March, Time the avenger chpt. 19. Under (the willow-trees) was a bench and a table before it, where we used to lay cut flowers, and where we used to dress the beau pots, as they were called in those days.

box-turtle? Emerson, English traits, chpt. 13. Englishmen alk with courage and logic, and show you magnificent results, but the same men who have brought free trade or geology to their present standing, look grave and lofty, and shut down their valve, as soon as the conversation approaches the English church. After that, you talk with a boxturtle.

brandenburgs, formerly button-holes trimmed with gold-lace

bulse. Macaulay, Hist. of E. VI, p. 230 Tchn. bulses of dia monds and bags of guineas.

burr-oak, a species of the oak. Cpt. Mayne Reid, A hunter's feast, chpt. 29.

brant = brantfox. Longfellow, Hiawatha. I have given you brant and beaver.

brattle to. Omission in Webster and Flügel. Lucas: donnern (North). Smollet, Humphrey Clinker p. 38 Tchn. The bursting, belching and brattling of the French horns in the passage.

brass-jack? Tristram Shandy, b. II, ch. 2. The print will be as unlike the prototype as a brass-jack.

brethren. (Flnegel: Brüder im kirchlichen Sinne, oder von Bulndesgenossen, Freunden. Lucas: Brüder im kirchlichen Sinn.) Fluegel, Lucas and all grammarians are wrong; Webster is right in saying: brethren is used almost exclusively, in solemn and scriptural language, in the place of brothers. Indeed there is only between these words, brothers and brethren, a difference of style, and in solemn language, brethren signifies as well real brothers, as brothers. This appears from the following passage, where the question is merely of real brothers. Thackeray, Vanity Fair II, p. 133 Tchn. So that the Baronet and his brother had every reason which two brothers possibly can have for being by the ears. — — — These money-transactions, these speculations in life and death, these silent battles for reversionary spoil make brothers very loving towards each other in Vanity Fair. I, for my part, have known a five pound-note to interpose and knock up a half century's attachment between two brethren. — p. 136 Mr. Crawley's brother, the Baronet, with whom we are not, alas! upon those terms of unity in which it becomes brethren to dwell etc. p. 141 Miss Crawley had fled there in a fit of rage against her impracticable brethren.

brooch 1) Brosche. 2) Busennadel für Herren.

bro' for borough. Hambro', Scarbro'.

C.

cabbage-rose, a species of rose.

caggy mutton. Marryat, Rattlin the Reefer 14, mutton which tastes of the cag (keg)?

cap-pudding, a species of pudding, showing, when on the dinner-table, a cap of raisins on its round top.

catch, to, catch me doing so again. (I'll never do so again). Catch me coming here again.

cat-squirrel, sciurus cinereus. Cpt. Mayne Read, The hunter's feast chpt. 19.

caveson, Macaulay, History of E. VI, p. 273 Tchn.

Cawdie. Smollet, Humphrey Clinker p. 249. There is at Edinburgh a society or corporation of errand-boys, called Cawdies, who ply in the streets at night with paper-lanterns and are very serviceable in carrying messages. — They are particularly famous for their dexterity in executing one of the functions of Mercury.

cawl of a wig, that part of a wig to which the hair is sewed on, Tristr. Shandy II, ch. 33.

chaplet to = to adorn with flowers. James, Castle of Ehrenbr. p. 180 Tchn.

chapter of accidents, often ludicrously for accidents. Smollet,

Humphrey Clinker p. 15 Tchn. Let us trust to time and the chapter of accidents.

cheatery, fraud. Strathmann.

check, checked, being cross-lined like a chess-board. Gewürfelt. Carrirt. (Eigentlich schachartig.) Strathmann.

check-clerk, clerk, commissioned to write down the votes on the hustings. Strathmann.

check-book, cheque-book, port-folio of an english gentleman containing his cheques. Strathmann.

chelsea, vases of old chelsea. Mrs. Gore, Castles in the air p. 22 Tchn.

chick. Warren, Ten thous. I. The old gentleman had neither chick nor child.

chided for chid. Lady Blessington, Meredith p. 104 Tchn.

chicker-berry, Amer. Cooper, The spy pg. 340 Tchn.

chiefest. Byron, Manfred A. I, sc. I. From thy own lip I drew the charm, which gave all these their chiefest harm. Sardan. A. III, sc. 1. My chiefest glory shall be to make me worthier of your love.

to chivy. (Fluegel and Lucas have only: chiving-lay.) To cut the cords with which the trunks are tied in a mail-coach and to rob the passengers in the disturbance which ensues. Punch Nro. 818, 1857. Mr. Cobden was not so gracious, and demanded that somebody should chivy the Indian mail, now on its way, and give the postman a note a. s. o.

choke, the, a large neckcloth. Tackeray, Snobs chpt. I.

chunk the, quid of tabacco. Americ. Cpt. Mayne Reide, The hunter's feast, chpt. 2.

chunk-lead, clumps of lead which detach themselves from the rocks. Americ. Kohl.

chutney, an Indian fruit. Thacker., Van. F. III, p. 164 Tchn.

churr to. Kingsley, Two years ago II, p. 183 Tchn. The night-hawks chirred softly round their path.

claim the. Americ. A spot of land, claimed as his own by a squatter, but not yet conferred upon him by act of government.

claim-club, club formed by several squatters to repel invasions of their „claims."

clavers the. As yet there is only in Lucas: to claver, beschwatzen (North.). Tackeray, V. F. III, p. 204 Tchn. Emmy, it must be owned, found herself entirely at a loss in the midst of their clavers (importune talk).

cloop, Thack., Snobs ch. 14 and 15. Interjection serving to denote the noise of the fluid, made in pouring out a glass of wine.

coach to. Tacker., Snobs: sometimes coaching a stray gentleman's son at Carlsruhe or Kissingen.

cock to, to move a thing a little from its ordinary position. Bulwer, Lucret. Prolog. The second Beau cocked his handsome head

on one side. Pilgrims of the Rh. chpt. XII. the pie, cocking down her left ear. (Strathmann: Marryat, Japhet. He cocked his eye at me).

cock the, the moving a thing a little from its ord. pos. W. Scott. Ronan's Well I. 3, A knowing cock of the eye to his next neighbour, Dickens, Bleakhouse. An unearthy cock of the eye.

cohorn, a species of gun. Smollet, Roderick Random p. 198 Tchn. (Str.)

collection, examination in a college at the end of the term. The further adventures of Mr. Verdant Green chpt. 7.

colt to, beat with the colt (a rope's end, Marryat, Mr. Midshipsman Easy chpt. 12.

come, to come round a person = to establish one's self in a person's good graces. Thackeray, V. F. p. 134. The governess has „come round" every body. The signs of quotation mark it as vulgar.

commemoration, publication at the university of the names of the students who have been graduated.

commission, the persons elected for the office of a justice of peace. He is in the commission = he is a Justice.

compursions of the mouth, wry faces, pursing up of the mouth. Smollet, Tristr. Shandy b. 4, ch. 27.

condemn to, naval and military term, to c. a ship, a piece of ordnance = to declare her or it unfit for further use. (Str.)

condiddle to, (Lucas only: condiddled) = to steal. W. Scott, St. Ronan's well b. 1, ch. 4. He is condiddling the drawing.

convenience a (Lucas and Fluegel: Ludicr. a leathern convenience eine Kutsche.) It is not at all ludricrous, and signifies „any thing contrived for our convenience." Therefore it is 1) a waggon or chair. In this sense it occurs frequently in Smollet, Roderick Random. 2) a spitting-box. Rod. Random p. 239 Tchn. A convenience to spit in, appeared on one side of her chair. 3) a close-stool. 4) a tinder-box. Now it grows obsolete and is supplanted by the word contrivance.

coon, coony, Americ., familiar abbreviation for racoon.

counter to? Kingsley, Two years ago I, p. 336. His left hand countered provokingly, while his right rattled again upon Trebooze's watch-chain.

cover to, military term, to stand the hindmost in a file, to be the

covering file.

cow-catcher, in America a contrivance at the locomotives, to imenace away cows and cattle from the rails.

craddy? Mrs. Gaskell, Ruth p. 25 Tchn. I'll set thee (bet you) a craddy.

Crescent-city, epithet of New-Orleans. Cpt. Mayne Reide, The Hunter's feast chpt. 1.

culverkey, for culverkin? diminutive of culver in imitation of the french name „colombine“ of the same plant.

cut-away a, a species of coat.

D.

dab a, a clever fellow. Wilkie Collins, Hide and Seek p. 188 Tchn. — — who's the greatest dab at toasting muffins. (Str. Thos. Hook. At this harmless diversion I was what Etonians call a dab.)

daddypole, blockhead. Tristr. Shandy b. 9, ch. 25.

day-tall, a „day-tall“ critic. Tristr. Sh. b. 4, ch. 13.

debativeness. Warburton, Darien I, p. 333 Tchn.

demi-pique. Smollet, Humphrey Clinker p. 9 Tchn. = a demi-peaked saddle. Tristr. Shandy.

dene. Kingsley, Two years ago, p. 52 Tchn. Great banks and denes of shifting sand.

derrick. 1) a crane to lift wares. 2) a floating derrick, a ship to raise foundered vessels from the ground of the ocean.

dingey the, a species of boat, (dingy). Kingsley, Two years ago II, p. 53 Tchn, Warburton, Crescent and Cross II, 2 Tchn.

disrespectability. Thack., V. F. III, p. 252 Tchn.

do to = to overreach. James, Stepmother p. 304 a. 306 Tchn. A horse couper and his cully, said Mr. Prior. He'll do him. — That jockey will do him, if he doesn't look sharp.

dove, imperf. of to dive, not mentioned anywhere. Longfellow, Hiawatha: (Kwasend) dove as if he were a beaver. (Cooper, The two Adm. p. 302 Tchn.)

drive to. To drive trees. Americ. Headley, The Adirondack, Lett. 3. Five as good choppers as ever swung an axe, have made the woods ring for the last three hours with their steady strokes, and yet not a tree has fallen. But look, now one begins to bend and a whole forest seems falling. Those choppers worked both down and up the hill, cutting each tree half in two, until they got twenty or more thus partially severed. They did not cut at random, but chose each tree with reference to the other. At length a sufficient number being prepared, they felled one that was certain to strike a second that was half-severed and this a third and so on, till fifteen or twenty came at once with that tremendous crash to the ground. The process is called driving trees.

draw to. To draw the curtain? Macaulay, H. of E. VIII, p. 7. Halifax died with the serenity of a philosopher and of a Christian, while his friends and kindred, not suspecting his danger, were tasting the sack posset and drawing the curtain.

droop, the. John Halifax, Gentleman I, p. 287 Tchn. Yes, said Miss March, with a little droop of the head.

dug-out the, a canoe made out of the trunk of a tree. (Marryat, Diary in Amer. chpt. 25.)

duntle? Kingsley, Two years ago I, p. XVI Tchn. His cap was duntled in.

E.

elevator. Americ. Great storehouse for corn into which the corn is lifted by steam-engines. (Kohl.)

emperor of Marocco the. (According to Dickens, Two college friends chpt. 2.) the popular name of a certain butterfly.

épergne. Smart is the first who gives this word and explains it thus: An ornamental stand for a large dish in the centre of a table. (Without reference.) He calls it french (from épargne?). But no french dictionary gives épergne, and the pronunciation of the word is quite english. Fluegel did not admit it. Lucas has it. It is still in use. Mrs. Gaskell, Company manners. I prefer an honest way-side root of primroses in a common vase of white ware to the grandest bunch of stiff-rustling artificial rarities in a silver épergne. (Str. Mrs. Gore, Castles in the air, ch. 34.)

euphemize to. Kingsley, Two years ago p. 51 Tchn.

extenuating circumstances.

F.

fair, frequently synonymous with female, fair reader = female reader, fair correspondent = she-correspondent etc.

far from, emphatical negation, far from rich = not at all rich.

farcical, labouring under the farcy (malady), Tristr. Shandy V, chpt. 1.

farrantly, comely, pleasant-looking. (Lancash.) Mrs. Gaskell, Mary Barton p. 5 Tchn.

fancy the, art of fighting. A gentleman of the fancy = a prize-fighter.

fashionist. Fuller, A Pisgah sight of P. 1650 p. 1, b. 1, c. 14, p. 16.

fatherland, first made use of by Isaac Disraeli. (Fluegel. H. Arch. VIII, p. 260.)

fence to. To fence again = to defend. Tristram Shandy Dedic. I live in a constant endeavour to fence against the infirmities of ill health and other evils of life, by mirth. — b. I, ch. 10. This evil has been sufficiently fenced again by the prudent care of the Yorick family.

feeder, tributary streamlet of a great river.

fex, i'fex, a popular oath.

fibster, feminine of fibber. Thacker., V. F. II, p. 352 T.

fig. Dickens, Little Dorrit I, p. 27 T. Whenever I see a beadle in full fig. (fig for figure.)

filly-folly = filly. Tristr. Sh. b. 8, ch. 31.

firework a, a hoop, Crinoline. Invented by Punch, adopted by the nation.

flemish to? (To bungle??) Marryat, Peter Simple p. 228 Tchn. to flemish down the ropes. Kingsley, Two years ago II, p. 119. The hounds have overrun the scent and are back again, flemishing about the plashed fence on the river brink.

float-mineral. Americ. Such lead-ore as is found without the veins. Kohl.

florentine a, a meat-pie. Omitted by Lucas. Goldmith, She stoops to conquer Act II.

flushing, a kind of cloth for sailor's jackets.

fly-away-pigeon, a children's play.

flying-machine. It appears to have been the name of a sort of stage-coach in Smollet's time. Smollet, Humphrey Clinker p. 73. Shall I commit myself to the high-roads of London or Bristol, to be stifled with dust, or pressed to death in the midst of post-chaises, flying-machines, waggons and coal-horses.

fogram, fogey? Lady Blessington, Marm. Herb. I, p. 61. The old fograms of a college take a very different view of such matters from what military men do.

fox-squirrel, sciurus niger. Cpt. Mayne Reide, A hunter's feast, ch. 19.

frabbit, peevish. (Lancash.) Mrs. Gaskell, Mary Barton, p. 35.

french-polish to? Dickens, Sketches p. 271.

fret. On the fret. Smollet, Humprey Clinker p. 12: My uncle is an old kind of humourist, always on the fret.

futilitous. Tristr. Shandy b. 8, ch. 13.

G.

Garden-city, epithet of the town of Chicago.

garden-gate, a children's game.

gazer a, an individual employed by shopkeepers to gaze at the hings exhibited in the window and to allure the public by going in as if to make commands.

gesticular. Emerson. English traits chpt. 13. Electricity cannot be made fast, mortared up and ended like London Monument or the Tower . . . it is passing, glancing, gesticular — —.

give, to give away. In nuptials after the english rite the bride before the altar is conducted to the bridegoom by her father or any person representative of her father with the words: She is given away.

goody = sweet meat.

grass, at the next grass = next summer. Sylvester, Dubartas p. 228. Swift. (?)

graze, substant. Lever, Gwynne III, p. 19. Paul had been touched — a mere graze — skindeep.

grind. To grind latin and greek. Tackeray, V. F. p. 116 Tchn.

ground-grinder = teacher. Tristr. Shandy b. V, ch. 32.

guffaw, loud laugh. Thack., Vanity Fair II, p. 135.

H.

hackle (Fluegel: hackle-feathers. Lucas: hackles). Kingsley, Two years ago I, p. 164. You're a cock from a different hackle from old Heale, then?

haglet. Emerson, English traits. Gulls, haglets, ducks, petrets, swim, dive and hover around.

hive to, to gather honey for the hive. Byron, Sard. A. IV. sc. 1. Happier than the bee which hives not but from wholesome flowers.

hominy. Luc. and Flueg. give it as an americanism. Smollet, Humphrey Clinker p. 141.

honey-dew, a species of tobacco. Kingsley, Two years ago I, p. 119 a. 110.

horde to. Byr., Sardan. Act V.

> My father's house shall never be a cave
> For wolves to horde and howl in.

Hopeful denotes very often a young man not yet of age (contrary to „old Squaretoes"). Smollet, Humphrey Clinker p. 15. (Mat. Bramble is speaking of his nephew.) Hopeful was equally obstinate. Generally: Young Hopeful.

hum, a prefix giving to words an emphatical sense, humgumption from gumption, humdudgeon from dudgeon.

humguffin. Punch Nro. 830 from hum and guffin (guffer.)

hundreds. Roderick Random p. 299, At length it was proposed by Bragwell that we should scour the hundreds. (?)

(I. vacat.)

J.

Jim Crow, a Jim Crow hat.

jingle a, a species of hackney-coach. Knight of Gwinne 1, p. 86.

K.

kind. In kind = similar, in a similar manner. (In the same kind.) Washington Irving, Oliver Goldsmith chp. 33. Oglethorpe's retort in kind was taken in good part. (O. had poured the contents of a full wineglas in the face of the prince of Wurtemberg who had besprinkled him with wine.) Ibid. This story . . . appears to have been credited by both, Johnson and Goldsmith each of whom had something to relate in kind. Goldsmith, Retaliation:

But let us be candid and speak out our mind.
If dunces applauded, he paid them in kind.

kiss a, a sort of cake, the french méringue, the german baiser.

L.

ladger-machine?

lady's grace, a sort of cheese-cake. James, Heidelberg p. 425.

lad's love, provincialism for southern wood. Ruth p. 242.

lagend = lagan. Kingsley, Two years ago I, p. 81.

lay cord. James, Stepmother I, p. 291. There was moreover the strong string, which boys call lay cord.

lights. A round game. Mrs. Gaskell, Company manners, The end.

live and learn, proverb.

liver-grown. Smollet, Rod. Rand. p. 306. She was only liver-grown (not with child).

loosener. Tristr. Shandy 9, ch. 19 (wor. ch. 26). Love wrought neither as an astringent or a loosener.

luffy, sugardrop.

M.

main, adverb = very. Mackenzie, Man of feeling. The morning is main cold, sir. — Mrs. Gove, Castles in the air p. 18. Poor old Nicholls being main poorly after his cold journey.

malstick the, the german Malerstock. Wilkie Collins, Hide and seek I, pp. 66 and 321.

Manton a, a kind of gun called after the name of a famous gunsmith.

mast the. The Hunter's feast, Cpt. Mayne Reide, chpt. IV. The staple food for the passenger-pigeon is the beechnut or „mast" as it is called.

meet the. Thackeray, Vanity Fair II, p. 39. When shall we have a meet? p. 310 to appear at the public meet.

merestead. Longfellow, Courtship of Miles Standish.

— — the men were intent on their labours,
Busy with hewing and building, with garden-plot and with merestead.

mess to = to make a mess of. Wilkie Collins, Hide and seek II, p. 160. I've messed them (a pair of trowsers).

mill-head. Smollet, Humphrey Clinker p. 344. There was such an accumulation of water that a mill-head gave way just as the coach was passing under it.

mineral-weed. Kohl: „Die Einwohner von Minesota haben auch ein Kraut, das sie the mineral-weed nennen, weil es da wachsen soll, wo Blei unter dem Boden liegt."

mince-pies. There is a proverb about these pies that he who

wishes to be happy in the new year, must eat eleven of them between Christmasday and the last day of the year.

miserable. Commercial term. Husks of the grains of cacao. (Verhandlungen der Berl. Polytechn. Gesellsch. 1857. 1. Quartal.)

mither to (Lancash.) = to trouble, to perplex. Mrs. Gaskell, Mary Barton 64.

Mo. = Missouri.

monkey, a monkey's tail, naval expression, a short bar of iron.

Monumental city = Baltimore.

moral. Smollet, Humphrey Clinker p. 350. He has got the trick of the eye and the tip of the nose of my uncle; and as for the long chin, it is the very moral of the governors. Ibid. p. 387. They said I was the very moral of Lady Rickmanstone, but not so pale.

Mound-city = St. Louis. (Cpt. Mayne Reide, The hunter's feast chpt. 1.)

mover the, Americ., emigrant for the „far west."

mug to? Dickens, Little Dorit II, p. 24. The low comedian had „mugged" at him in his richest manner fifty nights for a wager and he had shown no trace of consciousness.

Mumbo Jumbo. Dickens, Little Dorrit 1, p. 311. He did homage to the miserable Mumbo Jumbo (would be gentility?) they paraded.

music-box, (barrel-organ?), Goldsmith, She stoops to conquer. Aminadab that grinds the music-box.

N.

Nash, name of a celebrated beau of the past century whose name occurs frequently in the authors of the period. (See Walter Scott, St. Ronan's Well I, ch. 13.)

nauseate to with the accusative. Smollet, Humphrey Clinker p. 22 to nauseate the smell of another's excretions.

night-hawk. American. A great black tinglobe suspended from the mast of an american steamer and serving for the pilot to steer his course. (Kohl, Reisen im N.W. der Ver. Staat. p. 19.)

nimini-pimini. Mrs. Gore, Castles in the air p. 99.

nugget, a lump of mere gold, australian expression.

nurr and spell, a game. (Bell's Life.)

O.

olden to. Thackeray, Vanity Fair I, p. 252. In six weeks he oldened more than he had done for fifteen years before. II, p. 280. His feelings are not in the least changed or oldened.

oranges and lemons, a children's game.

original. Sometimes like origin. Smollet, Humphrey Clinker p. 189. She is really a good sort of woman in spite of her low original. Locke. The mind is backward in itself to be at the pains to trace

every argument to its original and to see upon what basis it stands and how firmly.

osage-orange, americanism, plant serving for fencing, first found in the country of the Osages. (Kohl.)

otiosity. Thackeray, Vanity Fair III, p. 182.

out-edge. Tristr. Shandy 1, ch. 13. Her fame had spread itself to the very out-edge and circumference of that circle of importance.

oxonians, a species of boots.

P.

parliament? Thackeray, Vanity Fair II, p. 204. He gorged the boy with apples and parliament.

paspy, an old dance.

passamezzo, an old dance.

pass-book, book containing one's account at the banker's. Dickens, Two college friends chpt. 4.

Pan-handle. Geogr. Popular name of that narrow strip of land belonging to Virginia which inserts itself wedge-like between Ohio and Pennsylvania. (Kohl.)

pawpaw, an eatable fruit in North-America.

peg in the ring, a children's game.

philosophate to. Tristr. Shandy b. VII, ch. 38.

pined, a pined leg, Tristr. Shandy b. 8, ch. 5.

pipe = curl. Tristr. Shandy b. 8 ch. 28. I'll put your white ramillie-wig fresh into pipes.

pixy. „Die Benennungen der Riesen und Unterirdischen fällt zusammen mit den Namen besiegter, zurückgedrängter Volksstämme. Die pixies sind die Picten, Peohtas.“ Grimm, Gesch. d. d. Sp.

pocket. (Austral.) Grains of gold (contrary to nugget.)

post-oak, a kind of oak in America. (Kohl.)

pot-pie. Americ. species of meat-pie.

powan, a delicate kind of fresh-water herring peculiar to Loch Lomond. Smollet, Humphrey Clinker p. 273.

preraphaelite, adherent of a modern artistical sect who despise all rules in art handed down to us by tradition.

propensely = with malice aforesought. Tristr. Shandy b. 4, ch. 27. A real and substantial oath propensely formed against Yorick.

prospect, prospecting. Supposition that there is ore under ground. Muthung. (Americ. Kohl.)

puss-in-the-corner, a children's game like the german Verwechsele das Bäumchen. Four children or more take the four corners of the room and one stands in the middle and tries to get one of the corners, when the keepers change their places in crying: Puss, puss, give me a glass of water.

pshaw to = to say pshaw at a thing. Tristr. Shandy b. 1, ch. 17.

Q.

quaff, a drinking-cup in Scotland, „a curious coup made of different pieces of wood, such as box and ebony, cut into little staves, joined alternately, and secured with delicate hoops, having two ears or handles. It holds about a gill, is sometimes tipped round the mouth whit silver and has a plate of the same metal at bottom, with the landlord's cipher engraved." Smollet, Humphrey Clinker p. 263.

Queen-city = Boston.

Queen of the West = Pittsburg.

query, the english spelling of the latin imperative quaere, and in this form the word occurs Tristr. Shandy b. 3, ch. 41, with one single quaere of three words unseasonably popping in full upon him in his hobby-horsical career.

quiddle. Emerson, English Traits chpt. 6. The Englishman is very petulant and precise about his accommodations at inns and on the roads, a quiddle about his toast and his chop and every species of convenience. — —

quile? John Halifax, gentleman: The hay-fields lay, either in green swathes or tedded, or in the luxuriously scented quiles.

R.

Ravenstone, the german Rabenstein. Byron, Werner, Act II. Do not think, I'll honour you so much as save your throat from the Ravenstone by choking you myself.

redargue to. Smollet, Humphrey Clinker p. 5. The objections you mention, are such as may be redargued.

renowner, the german „Renommist." Longfellow in Hyperion. Thackeray, Vanity Fair III, p. 278.

renverse to. Tristr. Shandy b. 8, ch. 19. (Spenser is the latest authority quoted by lexicographists).

repose to. Smollet. Roderick Random p. 354 (I) shot his horse under him. The fellow got upon his feet and began to repose me, upon which I charged my bayonet breasthigh and ran him through the body.

rhubarbtart, a species of tart garnished with the stems of the rhubarb.

ruck a, a great quantity. (Provinc.) Mrs. Gaskell, Mary Barton p. 110.

S.

sap = sapiens, learned man.

sarsen. Emerson; English traits. Stonehenge: How came the stones here? for these sarsens or Druidical sandstones are not found in the neighbourhood.

secretive. Emerson, English traits ch. 15. In England the power of the newspaper stands in antagonism with the feudal institutions and it is all the more beneficent succour aggainst the secretive tendencies of a monarchy.

shame to. Byron, Sardan. IV, 1. The queen is gone. Thou need not shame to follow.

shandygaff, a beverage composed of ale and gingerbeer.

shop to = to imprison. Smollet, Humphrey Clinker p. 168. They would find matter enough to shop the evidence himself before the next jail delivery.

sipple to. Smollet, Roderick Random p. 293.

slosh to, to be thoroughly drenched. Eothen p. 28. Then, on we went, dripping and sloshing and looking very like men that has been turned back by the Royal Humane Society as being thoroughly drenched.

smooth a, Thackeray, Van. Fair III, p. 264. She gave one smooth to her hair.

sobeit, albeit. Longfellow, Hyperion. The heart of his friend cared little wither he wend sobeit he were not too much alone.

soss, interjection marking the noise produced by a falling object. Tristr. Shandy II, ch. 24.

stand to, a sort of auxiliary verb, when connected with the participle past. 1) Tristr. Shandy 2, ch. 17. He stands self-accused. 2) Stand you affected to his wish. (Shak., G. V. 1, 3.) I stand affected to her. (Sh, G. V. 2, 1.) 3) Tristr. Sh. 1, ch. 18. and stood moreover deeply concerned for the public good. 4) Tr. Sh. 1, ch. 9. all which shall stand dedicated to your Lordship. 5) Tr. Sh. 1, ch. 18. the argument may stand as much distinguished for ever . . . as . . 6) Tr. Sh. 1, ch. 3. To my uncle stand I indebted for the following anecdote. (Debted Sh. C. E. 4, 1.) 7) Byron, Foscari 1, 1. but thou may'st stand reproved. 8) Dryden: Accomplish what your signs foreshow. I stand resigned. 9) Tr. Sh. 1, 6, 2. The homunculus stands confessed a being guarded and circumscribed with rights. It reminds one of the spanish estar = esse and stare.

staragan = tarragon. Tristr. Sh. 8, ch. 12.

stoke. Thack., V. F. III, p. 274. That was a lucky stoke of her's about the child torn from her arms.

streel to. Thack., Van. Fair I, 291. A yellow satin train that streeled after her like the tail of a comet.

stretch, on a = at a stretch. Thack., Hist. of Sam. Titmarsh I.

Swedeland. Tristr. Sh. 2, ch. 20.

T.

tancy = tancycake. Smollet, Roderick Random p. 273.

thermic. Emerson, English Traits, the same thermic belt, Wärmegrad.

toffy, sugar and butter boiled together.

topside-turvy = topsy-turvy. Trist. Sh. 4, ch. 19.

tremble a. Thack., Van. F. III, p. 273. There stood Emmy in a tremble.

trend = trending, direction. Longfellow, Courtship of Miles Standish: along the trend of the sea-shore.

turn about, alternately. Ibid. II, p. 256. The remains which they watched turn about.

twitterboned. Trist. Sh. 1, 10. His horse was twitterboned.

U.

unforgetable. Emerson, Engl. Tr. ch. 1.

V.

value, to value of. Smollet, Humphrey Clinker p. 6. His minatory reproaches which I value not of a rush.

W.

wed to. Contracted verb. Imperf. wedded or wed. Participle: wedded or wed. — Imperf.: Byron, Werner, Act 4. Sir, you wed for love. — I did. Byr., Foscari Act II, Sc. 1. This ducal ring with which I wed the waves. — Partic.: Longfellow, Sweet April! — many a thought is wedded unto thee, as hearts are wed. — Longf., Hyperion. In cities there is danger of the soul's becoming wed to pleasure and forgetful of its high vocation. (Not to be found in any grammar.)

will to. This infinitive occurs, in spite of grammarians, in Walter Scott, St. Ronan's Well II, 3. A manly and well constituted mind, which is in itself desirous to will its freedom.

X. (vacat.)

Y.

yacht. Evelin's Diary, Oct. 1, 1661. I sailed this morning with his Majesty in one of his Yachts (or pleasure-boats vessels not known among us till the Dutch East India Company presented that curious piece to the king, being very excellent sailing vessels).

yester'evening. Byr., Werner, Act II. whom he ne'er saw til yester'evening.

Z.

zoggy. Thack., Van. F. 1, p. 279. She was calling the poodle a little darling and a sweet little zoggy.

G. Büchmann.

Französische Etymologien.

Abyssus.

Das französische abîme, dem das spanische und portugiesische abismo entspricht, während der Italiäner abisso sagt, wird von Diez für einen substantivischen Superlativ erklärt, in seiner romanischen Grammatik, 1. Aufl. II. Thl. S. 48, noch mit einem „vielleicht", im romanischen Wörterbuche aber ohne irgend eine Beschränkung und mit Vergleichung von oculissimus (Plautus), dominissimus (Mittelalter), casissimo (italiänisch).

Es ist allerdings eine interessante Thatsache, dass Substantive comparirt werden; wir sehen daraus ihre ursprünglich adjectivische Natur, vermöge welcher sie nämlich Ein Merkmal des Dinges herausheben und als das Ding selbst bezeichnen. Sie sind somit wieder zu Adjectiven geworden: oculus = ac-utus (vgl. acies!), oculissimus eig. acutissimus, oculatissimus, dann pulcherrimus, carissimus; dominus = superus, dominissimus = supremus, summus. Auch ipse, ipsus scheint aptus zu sein, wie pulsare von pulsus (pultus) erst pultare hiess; also ist ipsissimus = aptissimus, was nicht einmal scherzweise verstanden zu werden braucht, sondern von Plautus aus der Volkssprache genommen sein kann.

Sonach wäre abyssus = profundus, wie es denn wirklich im Griechischen diese adjectivische Bedeutung auch hat, abyssimus = locus profundissimus.

Aber müsste das doch nicht abyss-issimus heissen, wie oculissimus, domin-issmus? So ohne Weiteres machte man doch später keine Superlative mehr auf imus, wie optimus u. dgl. Abyssimus wäre daher wohl zuerst als abyssissimus, syncopirt abyss'ssimus, zu erklären! Dies nochmals syncopirt gibt abyss'ss'mus, woraus abisme, abîme entstanden wären.

Allein diese Herleitung scheint mir nicht ohne Anstoss zu sein, weil die Bedeutung von abyssus, Abgrund, keine Steigerung verlangt. Mit diesem dürren Worte ist Alles gesagt; wer also hier eine Steigerung annimmt, die nicht einmal durch andere Wörter im Romanischen sehr zu belegen wäre, ist anderer Ansicht, als ich sein kann.

Es scheint in Erwägung gezogen werden zu müssen, dass das Wort abyssus im Kirchenlatein die Bedeutung Hölle angenommen hatte. Dies ist für die Volkssprache, in welcher man anfangs noch dem lateinisch in der Kirche agirenden Priester antwortete oder einfiel, von Wichtigkeit; es ist ausgemacht, dass die lat. Kirchensprache noch wohl verstanden wurde. Wirklich heisst auch noch im Englischen abyss unter Andrem „Hölle", abysm „Abgrund". Darum nehmen wir an, abîme ist abyssismus, nicht die Hölle, sondern eine Art Hölle, ein Abgrund wie die Hölle, eine höllische Tiefe, wie wir sagen. Archaismus, Organismus u. s. w., Wörter auf ismus sind ja beliebte Bildungen gewesen.

Was nun endlich die Betonung anbelangt, so ist auch hierin die Sache nicht anders, als bei abyssissimus. Auch dies muss als abyss- mit iss'mus erklärt werden, so dass ein is dem andern Platz gemacht hat, so gut wie in dem übrigens viel einfachern abyss-ismus, das wir vorschlagen und das sich auch als abyss'smus erklären lässt, indem das i von ismus wegen des voraufgehenden yss, is nicht mit angesetzt worden.

Wir geben zur Vergleichung schliesslich nochmals zu bedenken, dass eine Superlativirung eine Ausnahme, eine Seltenheit, ein angehängtes ismus hingegen etwas ganz Geläufiges zu nennen bleibt.

Aqua.

Die Entstehung von eau betreffend, ist die Herleitung, welche Diez im rom. Wb. S. 611 versucht, einer näheren Prüfung werth. Aus aqua wurde, das steht fest, eve. Dies erkläre ich mir, indem ich eine Aussprache acba, woraus euphonisirt aba entstanden, annehme. Soweit ist keine „starke Umbildung" vorhanden; aus equa wurde auch yve.

Nun aber bildet Diez aus eve, mit Vergleichung von bel, eau auf folgende Art:

eve, ieve	bel, biel
iave	bial
eaue	beau
eau	

Dies ist aber doch schwerlich eine richtige Parallele. Dass auslautendes ll und l zu u wurde, ist bekannt und beau ganz in der Ordnung. Dass aber v auf die obige Weise wieder zu u geworden, ist noch zu beweisen, wenigstens für das Französische, wo für auslautendes v überall f eintritt: boeuf, brief u. s. w., inlautendes aber, bei folgendem Vokal, wie wir dies in iave haben, sich eher zu b verhärtet: courbe, übrigens aber sich hält: brève, grève. Bei folgendem Consonanten ist die Sache natürlich anders, wie outarde aus av(is)tarda, prov. daus aus de-abs u. s. w. (Ueber daus weiter unten!) Sonach wäre eaue aus iave nur als Syncope: iae (vgl. paon pavon-em, viande vivenda) und nachmalige Diphthongisirung: iaue,

eaue, erklärbar; woraus eine Künstlichkeit der Deduction entspränge, die ihres Gleichen suchen müsste, abgesehen davon, dass a sonst nicht zu au wird, sondern nur vor einfachem m und n zu ai. Auch wenn man das Provenzalische, wie breu aus brev-is m., zu Hülfe nähme, wäre Verwandlung von v in u doch nur für den Auslaut, nicht für den Inlaut darzuthun.

Dem eau muss nicht unmittelbar aqua zu Grunde liegen.

Zur Erklärung stehen uns zwei Weiterbildungen zu Gebote: aquella und aqualis, die zu avel und aval, wie aqua zu eve, aquarium zu évier, geworden wären; aus aval aber avau, wie vau aus val: à-vau-l'eau stromabwärts, opp. d'amont.

Für aquella spricht mehr, als für aqualis, die Bedeutung. Aqualis, dem Genus nach Commune, ist ein Waschnapf, Wassergefäss; man hätte anzunehmen, dass das Gefäss dem Inhalte den Namen gegeben, was uns nicht recht zusagt, da das Gegentheil eher üblich.

Gegen aquella könnte aber das Genus von eau sprechen. Aquella selbst kommt bei den Lateinern nicht vor, wohl aber aquula, bei Cicero; das aber ist Nebensache oder von gar keinem Belang. Man erwartet avella, evelle. Vergleichen wir indessen oiseau! Dieses entstand aus avicella, aucella, aucellus. Die Deminutiven verändern wohl das Genus: bouleau betulella, boulet bulletta (betulus ist ein Edelstein). Wäre nun eau ebenfalls m. wie oiseau, also aus aquella aquellus geworden, so wäre alle Schwierigkeit gehoben. Auch stände wohl Nichts im Wege anzunehmen, dass man wirklich zuerst avellus, avel, evel, eel, eau gebildet und eine Zeit lang männlich gebraucht habe, dann ein Schwanken im Genus, wie bei automne, und endlich wieder das Feminin eingetreten sei, wie bei aigle f. (m. von aquilus) in der Bedeutung „Feldzeichen". Vgl. seau sitella (situlus) m.

Indessen scheint hier nicht so genau für die alte Zeit getrennt werden zu müssen, wie für später, zwischen el und elle; aus fabulella ward fablel, chèvre capra bildete caprella, chevrel, chevreau, und als Feminin war für die Endung eau oder au das Beispiel in peau, pellis nicht zu entlegen. Unsere Meinung ist also, dass so gut wie ellus zu ell, el, ebenso auch wohl ella zu elle, ell, el, werden konnte, in der Regel aber nicht geworden ist. At nulla regula sine exceptione!

Obliquus.

Dass man bigot wohl unrichtig von bi got (bei Gott!) ableite, da das wahrscheinlich bigoi ergeben hätte, ferner, dass die Ableitung von Visigothus, auf die „Normannen" ausgedehnt, zu künstlich sei, hat Diez (rom. Wb. S. 569 f.) recht deutlich entwickelt. Aber viel treffender ist seine Schlussbemerkung über das Wort bigot: „Bei der Untersuchung wird man festhalten müssen, dass es eigentlich ein gemeinromanisches ist." Es hätte seine Stelle im

ersten Theile des Wörterbuches einnehmen sollen; aber sein Ursprung war freilich noch zu ermitteln.

Diesen haben wir schon anderwärts (Originationis latinae liber memorialis, Leipzig, Teubner 1857) angedeutet und suchen ihn hier festzustellen.

Wir vergleichen das ital. bieco, sbieco, schielend, schief, das von obliquus stammt und regelrecht obbico, bico zu bilden war, wie sich denn auch im Reim bico findet. Auch sagt (hieher gehörig, wie wir vermuthen, obgleich noch Niemand die Etymologie der Wörter erkannt hat) der Italiäner sbigottire, gleichsam exobliquottire, aus der Fassung bringen, und der Spanier nennt den quergehenden Knebel- oder Schnurrbart bigote.

Demnach halten wir bigot für obliquottus, das den schielenden oder, wie man wohl sagt, mit den Augen himmelnden, etwa auch den kopfhängerischen, schräg mit dem Kopf dastehenden oder einherschreitenden Frömmler, übertrieben andächtigen oder scheinheiligen Betbruder bezeichnen sollte, gerade wie von uns durch: „Augenverdreher, Kopfhänger", das Schiefe des Innern mittels Benennung des äusseren Erscheinens desselben bei der nämlichen Klasse von Menschen bezeichnet wird. Ableitung durch Anekdoten oder von Völkernamen sind meist sehr bedenklich. Das Volk hat nicht so auf's Gerathewohl hin Wörter gemacht.

Also die eigentliche Heimath des Wortes bigot scheint Spanien (und warum nicht gerade?) oder, wenn das g ja so gut in bigote wie in sbigottire eingetreten ist, Italien, nicht aber Frankreich zu sein. Dass man bisher nicht auf obliquus gekommen war, daran ist, wie an allen verunglückten ausführbaren Versuchen der verkehrte Standpunkt, eine falsche Annahme (das Wort sei französischen Bürgerthums und deutschen Ursprungs) Schuld.

Aër.

Dass air in der Bedeutung „Luft" von aër stamme, wird Niemand bezweifeln. Aber in Bezug auf die Bedeutungen „äusseres Ansehn" und „Liedweise" ist man wohl versucht, andere Aushülfe zu suchen. Auch Diez sagt ausdrücklich, dass air, sowie ital. aria u. s. w. in diesen Bedeutungen Nichts mit aër gemein haben können (rom. Wb. S. 25). Allein unsere Ansicht ist das durchaus nicht.

Wir müssen wohl zusehen, welchen Umfang der Bedeutung ein Wort bei den Lateinern selbst gehabt hat.

Aër heisst gar nicht bloss „Luft".

Es heisst überhaupt „Luftkreis, Dunstkreis", wie bei Virgil im Landbau 2, 123:

Extremi sinus orbis, ubi aëra vincere summum
Arboris haud ullae jactu potuere sagittae,

von der hohen Luftregion, zu welcher Indiens Bäume mit den Wipfeln hinaufgehen. Oder: „Dunst, Witterung". Lucan 4, 438:

— Sic dum pavidos formidine cervos
Claudat odoratae metuentes aëra pinnae —
Venator, tenet ora levis clamosa Molossi.

Oder „Nebel, Nimbus". Valerius Flaccus 5, 400:

— Ille (Jason) protinus urguet
Aëre septus iter, patitur nec regia cerni
Juno virum.

Virgil Aeneis 1, 411:

At Venus obscuro gradientes aëre sepsit.

Diese letzte Bedeutung „Nimbus" war gar nicht so abgelegen und ungebräuchlich. Auch wir sagen ja: „sich mit einem gewissen Nimbus umgeben" — warum sollte nun air nicht auch „Betragen, Gebärde, Anstand" als Bedeutungen annehmen, abgeleitet von aër? Stimmt oder verstimmt nicht auch Luft, Wetter, heiterer oder trüber Himmel oft Launen, Mienen, Aussehen zur Heiterkeit oder Betrübniss? Wir sagen: „Hofluft," air de la cour, vom Lebenskreis und seinen Manieren. Auch sagen wir: „Die Luft ist nicht rein (bei ihm), es ist schlechtes Wetter bei ihm heute" und dgl.

Aehnlich haben wir für être à l'abri unsere Redensart „im Trockenen sein" angezogen. (Osterprogramm der Realschule zu Siegen 1858. S. 5.) Das Volk drückt sich unter allen Himmelsstrichen ähnlich aus, da die natürliche Anschauung nicht viel verschieden sein kann.

Auch für die Bedeutung „Liedweise" glauben wir die Wurzel ar (wovon unser „Art", womit Diez das nicht „Luft" heissende air dem Sinne nach vergleicht) nicht erst zu Hülfe nehmen zu müssen. Auch hier genügt aër „der Luftzug", hinsichtlich welcher Bedeutung bekannt ist, dass aër und ventus für einander gebraucht wurden. Man hat also nur an die Weite der Blasinstrumente und den dadurch bedingten Ton zu denken, um auf die rechte „Melodie" zu kommen, „Luft, Ton" oder „Blasart, Singweise" sind wie die Bedeutungen von canere, „musiciren, blasen, singen", eng zusammengehörig. Auch von der Farbe sagt man „Ton", wie vom Menschen: „Er spricht in hohem Tone"; das Auftreten des Menschen ist gleichsam sein Farbenton, und wir sehen also, wie auch sogar „Nimbus" und „Ton" zusammenhängen.

Interessant ist eine Stelle bei Seneca in den Quaestiones naturales, 3, 24, wo man fast um des Kaisers Bart streitet, ob es aere oder aëre heissen muss: fistulae aere tenui, aëre tenui. Zum Beweise, wie genau Weite und Ton beim Blasen (Luftausstossen) in Verbindung stehen! Auch ohne Instrument können Manche recht fein im Leben blasen, wie man sagt, und das hilft auch meist; grob blasen aber ist nicht die Art des Auftretens, welche weiterbringt. Diese Redensarten auch zum Beleg für die verschiedenen Bedeutungen von air; sonst wären sie überflüssig.

Addere.

Im rom. Wb. S. 18—21 hat Diez den höchst interessanten Versuch gemacht, das ital. andare, span. und port. andar, franz. aller auf die nämliche Quelle, auf das lateinische aditare, zurückzuführen. Aus ander nämlich entstände durch Syncope des d aner, wie bénir aus benedicere (ben'dire), und aus aner wäre dann aler, aller enstellt. — Eine andere Ableitung werden wir versuchen.

Beiläufig hier die Bemerkung, dass für bénir aus benedicere das alte benistre, das Frisch anführt, ohne Belang ist; beide haben zwar Syncope des d erlitten, aber bénir entstand aus ben'dire, wie angegeben, benistre aus ben'dic're, benisre, wie être aus ess're, esre, ancêtres aus ant'cess'res, ancesres.

Vor Allem sei nicht verschwiegen, dass man eine Entstehung von aller aus ambulare, also von aller aus ambler nicht zugeben darf. „Möglichkeit einer Umbildung aus ambulare" glaubt freilich Diez einräumen zu müssen; aber womit wäre denn die zu erweisen? Konnten amblare, amlare, allare auseinander entstehen? Ich glaube das nicht. Die Assimilation von ml wurde durch mbl umgangen; sembler, humble, u. s. w. Wie sollte denn ein vorgefundenes mbl abgewiesen worden sein! Ein anderes Beispiel! — sonst ist diese Ableitung null und nichtig. Vgl. ambler! (Diez' rom. Wb. S. 664. Houblon.)

Aber auch aditare, auf das Muratori nach Ferrari's Andeutungen rieth und das Diez unbezweifelt für richtig erklärt, hat ein formelles Bedenken zu bestehen, das weniger in dem Einschieben des d, als in dem abgehauenen Schluss (dem eigentlichen Worte!) itare auftaucht. Zudem: aditare, anditare, and'tare, antare soll andare geworden sein? Das alte ital. und span. renda aus reddita ist durch die Aehnlichkeit des Stammwortes rendere erklärlich; an dessen d denkend, sagte man renda statt rend'ta, renta, franz. rente; oder vielleicht hiess es, unmittelbar von rendere, renda, wie tenda von tendere, span. prenda von prendere, franz. tente von tendre. Und wodurch wäre dann andare statt antare zu rechtfertigen? Cantare, vantare u. dgl. sprechen entschieden nicht für Bevorzugung eines ndare vor ntare. Von der Seltenheit oder vielmehr Seltsamkeit des Wortes aditare, von der Bedeutung „besuchen" (nicht „gehen") in ihm wie in adire, wollen wir sogar noch absehen.

Lautlich passt kein Wort besser als addere. Wie nämlich reddere zu rendere, rendre wurde, um dem Worte mehr Umfang zu geben, so muss aus addere ein andere hervorgegangen sein (vgl. das altital. Perf. andiedi, andetti, altsp. andide, andude). Dies trat, wie consumare, tremare, zur ersten Conjugation über, um die Form voller zu machen, und so haben wir denn andare. Hieraus nun anare, aner, aler, aller zu bilden, scheint uns nicht durchaus geboten zu sein. Ein andulare (vgl. ital. crepolare von crepare, franz. mêler misculare von

miscere und dgl.), daraus anulare, allare, würde einfacher vorausgesetzt.

Aber nun — was soll addere?

Virgil sagt im Landbau 1, 513: quadrigae addunt in spatia, Silius Italicus ahmt ihn 16, 374 nach. Man übersetzt in spatia richtig wie in dies: „von Raum zu Raum", addunt aber erklärt man: „sie fügen immer hinzu", d. h. sie vermehren ihren Lauf — auch nur so zu billigen. Die Lesart addunt se hat weder Hand noch Fuss.

Andare, aller ist ein gar sinnreicher Ersatz für proficisci „sich fortmachen": spatium addere, voranmachen, doubler le pas. Sehr bekannt ist addere gradum (= accelerare, wobei ja auch gradus zu suppliren ist). Also allez, addite sc. gradum! agite! immerzu! macht voran! fürbass! Virgil nimmt schon das, vielleicht im Volksmunde vorhandene, elliptische addere für proficisci, ferri, agi.

Niemand wird andito, schmaler Gang, von aditus, zu andare ziehen wollen; dies gab andata, wie passata, cantata u. s. w. Auch Diez führt andito nur wegen der Einschiebung des d an. Aber hieher gehört uns andain, Mäherschritt, das wir für andamen, eig. addamen (vgl. additamentum), entsprechend dem Worte airain, von aeramen, erklären. Es ist der Raum, den der Mäher in der Arbeit jedesmal zusezt oder weiter kommt. Ableitung mit men und mentum ist gewöhnlich und scheint auch dem vielverbreiteten „Visimatenten", von visitare (visimatenta statt visitamenta), zu Grunde zu liegen. Die südwestlichen Formen andana, andaina wären dann der pl. andamina; andamio, andaimo aber eine Weiterbildung: andaminus (vgl. port. soar, sonare), wenn nicht vielmehr für en von andam-en hier ius gesetzt worden. Das Suffix -anus scheint nicht mit im Spiele zu sein. Vgl. umgekehrt ital. saime von sagina, sain-doux; guaime gain.

Wem addere zuerst noch nicht recht zusagen wollte, wird sich vielleicht schon damit befreunden, wenn er bedenkt, dass andare und aller nicht umsonst den Etymologen so viel zu schaffen machten. Ein addere gradum für proficisci liess sich nicht im Sturm gewinnen! Vgl. noyer necare sc. undis. Gehen ist eine Art Addiren!

Wohl könnte auch Jemand an ante denken und davon, wie superare von super, ἀντᾶν von ἄντα, ἀντιᾶν von ἀντί, ein antare, antulare bilden; aber das d in andare würde opponiren. Dagegen scheint es uns noch nicht ganz ausgemacht, dass vanter von vanitare kommt. Es kann auch abantare, d. h. prae se ferre, extollere, sein. Vanitare kennt nur Augustin und möchte eher von vannus, begrifflich ventilare, als von vanus (vanum reddere? gerade das Gegentheil!) abzuleiten gewesen sein. Da würde die ältere Ableitung von venditare, übertragen gleich ostentare, auch mitsprechen dürfen. Denn dem vanitare trauen wir gar nicht. Ganz der Bedeutung „sich vordrängen, breit machen, herausstreichen" würde aber abantare se entsprechen, und der Form nach vergleiche man nur ital. vantaggio für

avantaggio! Das Prahlen freilich ist noch kein vantaggiare, es ist aber der Anlauf dazu, der Wunsch zu glänzen. Ist vantaggio der wirkliche Vorrang, Vortheil und Glück, so ist vantagione, die Prahlerei, der vermeintliche Vorzug, und besonders sind die beiden Bedeutungen von vantaggioso, vortheilhaft und eigennützig, treffende Belege für das Ineinandergreifen von Form und Inhalt bei den genannten Wörtern.

Dirimere.

In Bezug auf trancher und die entsprechenden Formen der übrigen romanischen Sprachen sagt Diez: „Wie bei vielen andern lässt sich auch bei diesem Worte nur verneinen“ und verwirft mit Recht truncare und ein von unserem „trennen“ zu bildendes trennicare.

Hätten wir es mit trancher allein zu thun, so wäre die Erklärung leicht, nämlich aus einem vorauszusetzenden transsecare durchschneiden. Aber damit sind die übrigen Formen: trinchar (span., port., prov.), trinciare (ital.) u. s. w. schwerlich zu einigen. Altfranzösisch ist trenchier.

Es liesse sich an tremere denken, so dass tremicare „springen machen, sprengen“ hiesse, wie denn im Portugiesischen trincar wirklich „platzen“ heisst. Aber theils gesucht in Hinsicht der Bedeutungsentwicklung, theils lautlich nicht ohne Tadel wäre diese Ableitung, da e in der Position wohl in ie, nicht aber in i übergeht. Auch bei tricare = extricare (nach Tiro's Noten), mit eingeschobenem n, ist nicht wohl möglich stehen zu bleiben, da manche Bedeutungen der romanischen Wörter aus trahere, tricare sich nur herauskünsteln liessen.

Es muss demnach wohl eine kleine Unregelmässigkeit vorliegen.

Wir schlagen dirimere vor, woraus d'rimicare, drincare, nicht aber, wird man sofort einwenden, trincare entstehen konnte.

Die Regel soll auch nicht angefochten werden, dass insgemein anlautendes d unverändert bleibt. Aber, wie alle Regeln, hat auch sie sich Ausnahmen gefallen lassen. Der Italiäner sagt: Tertona aus Dertona, Trapani aus Drepana; wie es scheint, weil er vor unmittelbar oder in der Nähe folgendem r die Tenuis vorzog, zumal wenn die folgende Silbe mit einer solchen anlautet. R scheint wirklich Einfluss gehabt zu haben: Die Tartsche, targe, von tergum, nennt der Spanier und Portugiese darga, adarga; das Kraut Dragun, targon, hat seinen Namen ja auch von dracunculus, heisst auch estragon; unser „Dachs“ heisst taisson (ohne r); von τραγήματα „Naschwerk“ stammt dragée; „dreschen“ ward altfranzösisch trescher tanzen; „Druck“ heisst prov. truc; tulipe vom persischen dulbend, woher auch turban, mag nebenbei, ohne Rücksicht auf r, die Reihe schliessen.

Ist nun auch zuzugeben, dass t aus deutschem d auf älteres, ursprüngliches th im Deutschen zurückweist, so sind doch aus anderen Sprachen Tertona, Trapani, darga, estragon, dragée, Belege genug für die doppelte Art des Ueberganges von anlautendem d in t und um-

gekehrt, um irgend eine andere Ausnahme stützen zu können; dagegen, wie wir gerne zugeben, viel zu wenig, um die oben erwähnte Regel umzustossen.

Das begrifflich vollkommen passende dirimere also hat trotz eines kleinen Formfehlers so lange Zutritt, bis ein höher stehender Staatsbürger Einsprache thut. — Schienen „ziehen“ und „schneiden“ nicht zu entfernt von einander, so wäre, wie gesagt, tricare, trincare, vielleicht aber auch trahicare, traicar, traincar, trincar (prov. trencar), auch eine zu beachtende Art, hier die Ableitung zu versuchen; oder auch mittels trainer: trahinare, trainicare, wenn nicht (s. Diez, rom. Wb. S. 351) trahimare richtiger ist, was sich aber hier gleich bleibt.

Uebrigens fällt mir noch interimere ein, aus dem sich regelrecht: interimicere, intrimcare, trincare (nach tra von intra) gewinnen lässt.

Bellus.

In Bezug auf beau-père, belle-mère u. s. w. ist keinenfalls an andere Herkunft, als aus bellus, zu denken. Auch der Niederländer, aus dessen Sprache einmal Jemand das beau erklären zu können glaubte, sagt schoonvader. Unser „Stief“ soll „Waise“ bedeuten; aber das schweizerische „stief“, steif, strack, schmuck, möchte doch nicht verdienen, so ganz bei Seite geschoben zu werden.

Ursprünglich, meint nun Diez, (rom. Wb. S. 563) habe man die gute Stiefmutter im Gegensatz zu den bösen schmeichelnd, beschönigend, hypokoristisch so genannt und diese Benennungsweise auf père, frère, fils, u. s. w. übertragen. Diese Art Uebertragung eines Beiwortes mit bösem Vorurtheile auf Andere will uns aber nicht recht zusagen. Das Beiwort lässt sich vielleicht, einfacher gedeutet, eher rechtfertigen, also dass es seinen sämmtlichen Trägern mit Recht zustehen könnte.

In meinem Heimathlande, dem Bergischen, heist der Grossvater Bestevader und die Grossmutter Bestemoder. Dies ist im Ernst gemeint; man weiss ja, wie lieb die Enkel den Grosseltern sind und umgekehrt.

Auch beau-père, beau-frère u. s. w. wird wohl ernst gemeint sein. Alles Neue hat einen gewissen Reiz; man findet es leicht schöner, als das Bekannte. Aus einem neuen Familiengliede, einem neuen Schwager u. s. w. wird im Anfange ein ganz besonderer Staat gemacht; man sucht Etwas darin, sie und dadurch sich mit ihnen herauszustreichen und zu heben. Die neue oder zukünftige Mutter ist eine „brave, gute Frau“, wie der Vater mit den Kindern von ihr spricht; sie müssen ihr hübsch ein Händchen und die Kleinen ein Küsschen geben, dann hat sie ihnen auch was mitgebracht!

Es ist immer die alte Geschichte auf dieser Welt hienieden. Am objectivsten hat sich freilich der Grieche gehalten; er sagt: ἐπιπάτωρ

und *μητρυία*. Aber schon der Lateiner hebt mehr das Neue hervor: vitricus, wie wir glauben: v-itericus, und nov-erca d. i. noverica (an arcere ist nicht zu denken). Das Neue ist beliebt, ist schön; der Franzose also nahm stellvertretend „beliebt, schön“ für „neu“ und empfahl dadurch die Personen nachdem Grundsatz des Theognis:

Ὅττι καλὸν, φίλον ἐστί, τὸ δ'οὐ καλὸν οὐ φίλον ἐστίν.
Τοῦτ' ἔπος ἀθανάτων ἦλθε διὰ στομάτων.

Tripus.

Das Wort tripe, Wanst, ist noch nicht genügend gedeutet worden. Wir machen auf tripus aufmerksam, das freilich m. ist. Das italiänische treppiéde m. (woneben die Form treppiè, franz. trépied, vorkommt), scheint zu beweisen, dass das lat. tripes den Vorrang hatte. Die gallischen Landleute aber nannten den tripus (tripes) tripetia f. (s. Forcellini). Es gab also schon sehr früh Nebenformen.

Nehmen wir nun an, dass die Suffix-Endung von trip-oda, der griech. Form, wegfiel, wie in ange, évêque u. s. w., so wäre ital. trippa, span. und port. tripa, tripe, lautlich ganz angemessen aus tripus, das f. geworden zu sein scheint, da a in tripoda irre führen konnte oder tripetia vorschwebte, entwickelt, indem im Ital. nach der Regel, aber auch im Franz. p sich hielt, wie in sapin, propre, couple u. s. w.

Der Kessel an sich (mit oder ohne Füsse, mit langen oder kurzen Füssen versehen, die sich leicht wegdenken lassen) ist ein Bild, das auf den Wanst sehr gut passt. Man nennt diesen auch scherzhaft „Trommel“ (auch ist eine „dicke Trommel“ die Person selbst, besonders Frau) und Balbini Epigramma auf einen Dickwanst mag die Anschauung aus älterer Zeit belegen:

Pelle sua moriens fieri vult tympana Zisca:
Tu de pelle tua tympana vivus habes! —

Im Siegerland heist ein einfältiger Mensch Driwes (Dreifuss). — Hierher ist tripot mit tripoter, tripotage zu rechnen, das man zu tripudium, auch zum ital. olla potrida hat stellen wollen, sintemalen die etymologische practica est multiplex.

Tripottus zeigt wieder das eig. Genus. Der tripot ist der Kessel, worin Allerlei gebraut wird, das Element des Pöbels, die Kneipe: Il est dans son tripot, in seinem Elemente. Tripoter durcheinanderbrauen, tripotage Allerlei durcheinandergekocht.

Die Bedeutung von tripot „Ballhaus“ scheint eine abgeleitete (Kneipe, Kegelbude), wenn man nicht unmittelbar daran denken will, dass sich hier, als in einem Kessel, die Ballspieler gleich wie Kraut und Rüben durcheinander einfinden.

Mancus.

Prov. und altfr. hiess mancus manc, ital., span. und port. heisst

es manco; davon manquer, manchot. Im Ital. ist auch monco, moncare vorhanden, worin der Uebergang von a in o auffällt, vielleicht aber Anbildung an tronco anzunehmen ist. Vgl. soldo saldo, talpa topo.

Sollte aber nicht auch mince hierher gehören?

Rinceau ist rainceau, ramicellus; also gäbe mancius maince, mince. Von minutius wäre allerdings menuce zu erwarten; der ahd. Superlativ minnisto aber, wovon Diez mince ableitet, würde einer richtigen Ableitung aus dem Lateinischen nachstehen. Vgl. Diez' rom. Wb. S. 405 über ius!

Pingere.

Dem franz. pincer würde hinsichtlich der Bedeutung pungere entsprechen, ist aber in Bezug auf die Form nicht wohl damit in Verbindung zu bringen. Denn punctiare von punctus (wie directiare, dresser, von directus) ergäbe poincer, was sich allenfalls in paincer, pincer abändern liesse, da ja auch frayer aus dem alten froyer von fricare stammt und die Laute ai und oi schon durch die frühere Schreibart (j'avois) als sich nahe berührend bestätigt sind. Von unregelmässigen Uebergängen gibt es noch andere Beispiele, wie frotter statt froiter von frictare und vielleicht auch froisser von frictiare statt frisser, fresser, ital. frizzare, wenn man die Ableitung von fressus (zu frendere) nicht für nöthig hält. Vgl. fumier von fimus, altfr. frumer = fermer. Allein wir thun immer besser, dem Regelmässigen, wo es angeht, den Vorrang einzuräumen. Die Vergleichung des venetianischen pezzare, ital. pizzicare, führt auf pictiare, von pingere, und wir haben nicht nöthig, eine neue Regel, nämlich Uebergang von u in i (punctiare, pincer) aus oi anzunehmen.

Freilich ist etwas auffallend, dass pingere der Bedeutung nach nicht unmittelbar genügt; und das kann auch der Grund sein, warum man nicht darauf gekommen ist, sondern, wie immer oder meist, wo das Lateinische nicht sofort helfen wollte, über den Rhein ruderte und niederländisches pitsen, pfetzen, pitzeln (Frisch), herbeiholte.

Aber pingere heisst ja nicht bloss „malen"; es ist Scheideform zu pangere, pungere und heisst ursprünglich „stecken, sticken", also auch „stechen". Aus pictus entstand pictiare, davon pizzare, aus pinctus (vgl. peint! peinture pictura) aber pinctiare, pincer, und „malen" heisst daneben peindre pingere, „stechen" poindre pungere. Dass „sticken" in peindre nicht mehr zu suchen ist, hat dabei Nichts zu sagen; broder ist doch faire à l'aiguille un point (peinture), und die Bedeutung des „Stechens" müssen wir also in pingere als fortdauernd annehmen dürfen, da man nicht bloss mit dem Pinsel, sondern auch mit der Nadel malt. Warum der Franzose pinctiare nicht pictiare vom regelmässigen pictus, nahm, hat, ausser der Form peint, auch eine Zweideutigkeit vielleicht zu rechtferigen, die nothwendig entstanden wäre.

Ringere.

Ein dem pangere, pingere, pungere ganz entsprechendes Trio: rangere, ringere, rungere, findet sich zwar nicht; rancare, ringi, runcare aber sind vorhanden. Rancare gebraucht der Autor Philomelae, wenn die Lesart raucare, wie wir glauben, ohne Gewicht ist, von der Tigerstimme. Es liegt in allen dreien das frangi, frangere, wie auch rancidus mit fracidus, ringi mit frangi, infringi und runcare mit frangere (glebas), fricare, vergleichbar sind. Runcina heisst der Hobel, griech. ῥυγχανή. (Beiläufig die Frage, ob das Adj. franc nicht auch von frangere, wie parc von parcere u. s. w., abzuleiten ist? Kurz abgebrochen, einsilbig, entschieden ist das Wesen des Aufrichtigen, dessen Stammbaum weit höher reicht, als der Bund der Franken. Unser „frank, frech, frei“ würden freilich wurzelhaft verwandt sein.) —

Wie nun das feinere Stechen mit pingere, statt mit pungere, das allgemeiner ist, gegeben wurde, so nahm man, wie es scheint für rungere, runcare eine Nebenform ringere, rincare, um das leisere Abschaben und Abkratzen anzuzeigen.

Von rinc(i)are, d. i. runcare ollas, leiten wir rincer spülen. Die alten Stämme hatten sich erhalten; es musste den Romanen freistehen, sie, für verschiedene Begriffsnüancen modificirt, im Gebrauch zu entfalten. Und was würde auch eine Herleitung aus altnord. hreinsa frommen? Nichts weiter, als zu zeigen, dass im blendenden Schimmer der Eisfelder Naturausdrücke dieselben bleiben, wie im lachenden Grün der Matten.

Humanitus.

Audentes Fortuna juvat. Wo ausserhalb des Lateinischen der scheinbar beste Vorrath noch nicht ausreichte, um eines Wortes Zurückführung zu seinem Ursprung in überzeugender Weise darzustellen, da ist oft ein kühner Entschluss und beharrliches Suchen am Platze, das von Erfolg gekrönt werden möchte. Mit dem Gedanken: „Das Wort muss lateinisch sein!“ wird das ersehnte Land, die Küste, endlich gefunden, und: „Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor!“

Wir behaupten, maint ist humanitus, wie moite hu-mectus.

Humanitus ist „menschlicher Weise“, also: insgemein, gewöhnlich, manchmal. Ferre humana humanitus, si quid mihi humanitus accidisset i. e. si obiissem und dgl. sind bekannte Beispiele. Das Wort ist jedenfalls ein sehr übliches gewesen.

Lautlich ist unsere Ableitung den bisherigen vorzuziehen, da sie in jeder Weise genügt. Das kymr. maint heisst „Grösse“, vom deutschen „Menge“ oder „manch“ ist nicht ohne Sprünge auf maint zu

gelangen. Es ist nur übrig, zu beweisen, dass Adverbia von den Romanen zu Adjectiven gemacht wurden.

Hierüber sehe man tôt, vite, alerte nach, wie dieselben von uns im Osterprogramm der Realschule zu Siegen 1858, S. 12, abgeleitet und zusammengestellt sind. Vgl. noch altfr. romans aus romanice.

Dux.

Was die Herleitung des Wortes douane anbelangt, so hat Diez (rom. Wb. S. 126) darüber so erschöpfend gehandelt, dass es nur noch einiger Bemerkungen bedarf, um bisherige Versuche gegen einander zu wägen und einer alten Etymologie vielleicht wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die, wie es scheint, von Diez bevorzugte Ableitung vom arab. dîvân, Staatsrath, hat, von formellem Bedenken abgesehen (die Herstellung des ou scheint uns sehr künstlich oder vielmehr zweifelhaft, da hier der oben bei Aqua berührte Fall vorliegt, dass ein Vokal nach v folgt), doch auch die Bedeutung gegen sich. Denn so eine vereinzelte Bedeutung wie „Rechnungsbuch" ist verdächtig und kann gegen die allgemein bekannte, die aber nicht passt, wohl nicht in Anschlag gebracht werden.

Am Ende hat der alte Frisch hier doch ungefähr das rechte Wort getroffen. Von seinem ducere, einführen, wollen wir indess douane gerade auch nicht abgeleitet wissen, sondern von dux, das dem Suffix anus nicht widerstreben kann.

Angenommen also, domus ducana oder mansio ducana (ital. dogana) liege zu Grunde, so entstände die Frage, was heisst hier: domus ducis, domus ducum? Es ist eine Gentileinrichtung, um so zu sagen, und das Suffix anus (romanus, venetianus u. s. w.) daher wahrscheinlich recht an seinem Platze. Freilich die Zollhäuser ursprünglich als herzogliche zu nehmen und auf irgend einen Herzog oder den Dogen von Venedig, das jedoch das England des Mittelalters war, zurückzuleiten, wäre eine Arbeit, die dem Geschichtsforscher Ehre machen könnte, wenn sie anginge und man sie von ihm verlangen dürfte.

Soweit brauchen wir vielleicht aber nicht zu gehen. Die duces können die Zolleinnehmer selbst sein, welche die Ein- und Ausführer der Waaren unter ihre Oberhoheit nehmen und hinführen, wo untersucht werden soll. Sie sind eine Art duces so gut wie andere, die Grenzhauptleute, Aufseher an den Grenzen, Führer des internationalen Verkehrs, und duc hiess ja auch ehedem „Heerführer". So ein „Heerführer" war auch bei den Zollbeamten der Oberaufseher, und von ihm speciell könnte die Bezeichnung zuerst genommen sein, da wohl annehmbar, dass die mansio ducana auch seine Wohnung enthielt.

Studium.

Nur langsam schreiten wir Sterblichen die Stufen hinauf, die zur Wahrheit führen. Wo einmal Jemand einen leichten Tritt gemacht hat, da klimmen ihm die Anderen nach — der Tritt ist ja so leicht! Aber wir kommen nicht hinauf, wohin wir wollen. Wir haben nur den Tritt hinter uns, aber zur Wahrheit ist beinahe noch weiter, als früher.

Wenn ich nicht irre, war es Frisch (nicht zuerst Adelung, wie Diez angibt), der auf „Stauche" hinwies; in Frisch' Dict. des passagers 1746 steht bei étui „Stauche, stecken" eingeklammert (im genannten Jahre war Adelung aber erst 12 Jahre alt). Genug, es ist deutscher Ursprung beliebt worden, weil die Hinleitung auf das Lateinische, wie häufig, eine Meditation verlangte, die nicht sofort zu Gebote steht. Es liegt, wie wir sicher glauben, ein lat. Wort zu Grunde, das mit étui eine nahe verwandte Bedeutung hat. Und dieses Wort ist?

Studium — studjum, studj, estuj, etui, wie
appodium — appodjum, appudj, appuj, appui.

Lautlich untadelhaft; denn étude ist ohne Frage eine neuere Form. Beiläufig möchte auch auf étai, étaie als Wörter ähnlicher Bildung aufmerksam gemacht werden können, die wir auch nicht aus dem Deutschen, sondern eher aus stadium, stadia, ableiten würden, wenn stadium als *τὸ στάδιον* von *στάδιος* stabilis gegenwärtig geblieben ist. Dann ist stadium „Anhalt, Halt, Stütze" ganz allgemein und nicht bloss ein feststehender Raum, in welcher Bedeutung es freilich einmal ganz üblich gewesen war; doch lag stare sehr nahe, und es ist an exagium zu denken, das auch aus exagere neben examen aufkommen konnte.

Welche Bedeutung von studium ist nun entscheidend?

Man gebraucht auch étudiole, Papierschränkchen, von studiolum, Studirstübchen, wie aus einer Inschrift hervorgeht (s. Forcellini: statualis). Auch studium hiess bei den späteren Schriftstellern „Studierstube", museum. Ursprünglich mag also étui den „Bücherschrank" bezeichnet haben oder auch ganz allgemein das Behältniss für jede Lieblingsbeschäftigung, so dass selbst die Deckflügel der Käfer, als fliegender Wesen, mit gutem Sinn ihre étuis, studia, heissen, und das Wort als arma, instrumenta u. dgl. zu erklären ist.

Nehmen wir nur den ganz auf der Hand liegenden Fall, dass z. B. die Arbeit der Frauenzimmer, wie wir auch sagen, eigentlich ihr Arbeitszeug, in ein Behältniss gelegt, studium hiess, so war die Benennung des Behältnisses vom Inhalte von selbst gegeben. Oder denken wir, um an die Männerstudien auch zu erinnern, etwa einmal an ein Cigarren-Etui, allenfalls auch an eine grosse Schnupftabaksdose (es bleibt sich ja gleich, was für eine Sitte wir wählen, Altes oder

Neues, der Stoff macht hier keinen Unterschied, wenn das Wort auch älter ist, als Columbus), so liesse sich ja die Frage: „Was sieht da aus ihrer Tasche heraus?“ ganz verständlich von einem Raucher oder Schnupfer beantworten: C'est mon étui, Studium meum.

Vielleicht nicht angelegentlich genug lässt sich die Untersuchung empfehlen, wie weit die ursprüngliche Bedeutung der Wörter in die späteren Zeiten eingegriffen hat. Man hat mit Recht dringend daran gemahnt, dass die lateinische Sprache so gut aus der romanischen, als diese aus ihr, sich Raths erholen müsse und kein klassischer Philologe die romanischen Sprachen, wenn er Sprachforschung bezwecke, ungestraft bei Seite schieben könne. Couper ist wahrscheinlich culpare = alapare, wie wir im Osterprogramm von Siegen 1858 behaupten (S. 22). Culpare „beschuldigen“ hatte den Sinn bewahrt: „Einen hernehmen, rechts und links um die Ohren schlagen“ u. dgl.; daraus bildete sich wieder die ursprüngliche allgemeine Bedeutung in couper.

Ebenso ist studere eigentlich tundere, tuditare, tudiculare, also „stossen, hineinstossen, einstecken“ und also auch studium eigentlich „Stauche“. Jedoch soll damit nicht einmal gesagt sein, dass diese ursprüngliche Bedeutung von studium für die Ableitung von étui erforderlich sei. Nur so viel ist klar, dass die Romanen vielfach zu den natürlichen Grundanschauungen, die in den Wörtern lagen, auf natürlichem Wege, vielleicht unbewusst, zurückgekehrt sind. Altfr. heisst étuier „verwahren“, also auch „einstecken“, gleichsam studiare, sich einer Sache mit Fleiss annehmen.

Das ital. astuccio ist entweder als adstudicium, eine Weiterbildung mit icius, oder sofort als adstudium, woraus astutium, astucium geleitet wären (vgl. mezzo von metius aus medius, Galuzzo neben Galuccio), zu erklären und hilft unsere Ableitung bestätigen, da es zu „Stauche“, mhd. stûche, nicht recht stimmen will.

Asturius.

Die Form asturius für astur kommt freilich bei den Alten nicht vor; indessen auch astur ist der spätesten Latinität angehörig — freilich ob es den „asturischen Vogel“ bezeichnet, wie Diez erklärt, möge dahingestellt bleiben. Ebensogut könnte vultur, vulturius den Vogel vom Berg Vultur in Apulien, von welchem man auch den Wind vulturnus benannt wissen will, bezeichnet haben Hängt vultur, vulturnus vielleicht, wie vultus, mit volvere, volutus, zusammen und bezeichnet den „Tummler“, so ist astur wohl auf arire (ferire), artus oder astus, zurückzuführen und bedeutet den „Taubenstösser, Stossvogel“. Jedoch dies nur beiläufig.

Diez läugnet die Herkunft von autour aus astur; das hätte, meint er, astre gegeben. Dagegen ist Nichts zu sagen. Sobald wir

aber eine dem vulturius von vultur entsprechende Form asturius setzen, ist Alles in Ordnung und autour eine Anbildung zu vautour, wie bei der Verwandtschaft in der Natur auch für die Sprache natürlich erscheinen muss.

Dazu kommt, dass die von Diez vorgeschlagene Ableitung von einer Form acceptor für accipiter ihre nicht geringen Bedenken hat.

Erstens fragt sich noch, ob das Volk acceptor ōris oder blos accepter (syncopirt für accipiter) tris gesagt hat, welches Letzere wahrscheinlicher ist. Eine Umdeutung von accipiter in acceptor wäre wenig zusagend. Wir leiten accipiter von ancus (aduncus) und petere „Krummgreifer", da die Eigenthümlichkeit des Habichts beim Fange in dem Stossen von unten herauf im Bogen besteht. Es wird wohl bei Flavius Caper accepter, nicht acceptor, heissen sollen, wie Priscian auger für augur anführt, was beweisen mag, dass man eher or in er, als umgekehrt, verändert hätte.

Zweitens aber, wenn auch wirklich acceptor gesagt wurde, so ist dessen Verwandlung in astóre doch noch nicht so leicht. Regelrecht hiesse es doch accettóre, wie das Diminutiv accertello (accipitrellus) im Italienischen auf das Schlagendste darthut; im Franz. erwartet man achetour (vgl. amour) oder acheteur, was freilich „Käufer" (acceptator) heisst. Wir wissen wohl, wie astóre aus acceptor-em (acç'ptorem) entstanden sein soll; aber wir zweifeln sehr an einer derartigen exemplarischen Syncope.

Bei der Herleitung aus asturius ist allerdings in den einzelnen Formen einiges leicht Auffallende; aber dieses Nämliche ist auch bei der Herleitung aus acceptor auffallend, wie prov. austor statt astor, altfr. ostor statt astor. Von austor sagt Diez, dass es sich wie austronomia verhalte. Autour ist jedenfalls aus ostor, austor zu erklären.

Wäre asturius, astur aber ein zu entlegenes Wort gewesen, hätte man astur oder asturius vielleicht doch nicht wohl gekannt; nun, so ist noch ein anderer Ausweg, als durch acceptor. Es lässt sich nämlich ein avis taurus denken, wodurch die Formen austor, ostor sofort erklärt werden; denn aus ist Nominativform von avis, wie im prov. austarda, franz. outarde.

Avis taurus, Stiervogel, Stossvogel, wäre eine ganz volksmässige Anschauung. Aus austóro hätte sich astore gebildet, wie aus vulturius avoltóre, avoltojo.

Vergleichung von outarde avis tarda, Trappe, und autruche avis strucea — denn so glauben wir struthio, strucio umgebildet, wie peluche aus pellucea entstand — liegt nahe. Jedoch wollen wir mit avis taurus nur sagen, dass es etwa nebenher eine volksmässige Erklärung oder Deutung von dem doch wohl wirklich zu Grunde liegenden asturius sein mochte.

Ad.

Bekannt ist die grosse Menge von Nachkommen, deren sich das

lat. ante im Romanischen zu erfreuen hat. Sie sind leicht zu erkennen, meist leicht gefunden worden und liegen vor Jedermanns Augen offen da. Aber mit ad, dem vielgeschäftigen, dativbildenden, hat man noch sehr wenig etymologische Freundschaft schliessen wollen; wie die Amphibien den Naturforscher wenig anziehen, weil er ihnen nicht traut, so scheint man dem ad nicht zu trauen. Mit grossem Unrecht, wie wir sicher glauben.

Aus ante ward ante-s, das im Spanischen und Portugiesischen noch vorliegt, prov. und altfranz. ans; das ital. anzi ist ante-s-i mit vokalischem Zusatz, wie senza sine-s-a. Nun sagt der Provenzale az — also: ads! So gut wie sine und ante, hätte demzufolge auch ad ein adverbialisches s erhalten; es ist dies ein gewiss berechtigter Schluss, den wir aus az ziehen und auf dem wir also vielleicht mit Glück weiterbauen.

Betrachten wir zuerst dès. Aus de ipso ist dies wohl schwerlich zu deuten; besser sagt de-ex zu, weil dès eine durchaus präpositionale Anwendung und daher auch wohl Zusammensetzung hat. Wie stimmt aber hierzu das im Gebrauch ganz entsprechende ital. da? Dès ce temps-la heisst ital. da quel tempo. Da ist de-ad, warum soll dès nicht de-ads sein? Der Provenzale sagt daus, was Diez, wenn ich ihn recht verstehe, vom lateinischen de-abs leiten will (rom. Wb. S. 1); wir glauben, es ist de-apuds (waldensisch ist au apud, altfr. und prov. heisst apud ab, so dass also in der Form kein Unterschied entsteht, sondern nur in der Erklärung!) und also wirklich ähnlich dem dès (wenn dies de-ads = de-ad = da, churwälsch dad), dem es in der Anwendung ganz entspricht. Denn einmal ad, dann dessen Gegentheil lateinisch ab, für Wörter ganz gleicher Bedeutung anzusetzen, ist sehr bedenklich.

Es steht demnach Nichts im Wege, dès für de-ads, von-an, zu erklären; ja, die Vergleichung von da scheint diese Herleitung gebieterisch zu fordern. Dès lors ist dann de-ads illam horam von der Zeit an, désormais de-ads horam magis, von Stunde zu Stunde mehr, von Stund' an. Und wir stimmen désormais und essorer? Man erwartet dessormais, wenn's mit dem ex scharf genommen würde.

Gehen wir aber noch einen kleinen Schritt weiter, so wird sich der schwierigsten Wörter eins aufklären, die es im Romanischen geben mag, vielleicht ohne Hazardspiel, das auch in der Etymologie verboten ist, aber nicht ohne — hazard!

Ante-s-are, antsare mit ab gibt avanzare, avancer (abansare, nicht abanticare, was wohl auch möglich wäre, oder abantiare, wie man glaubte; denn eben ans schwebte schon vor, nicht mehr ante, wie auch bei ancien, ital. anzi-ano). Nun ads ebenso fortgebildet, gibt: adsare, azar (catalanisch atsar), das im Span., Portug. und Prov. vorliegt und in den beiden ersteren Sprachen „Unglücksfall", in der letzeren „Glücksfall" heisst; vgl. casus Zufall, Unfall, fortuna Ungefähr, Glück, (adversa) Unglück.

Ad heisst „zu“, demnach adsare, azar „zufallen“ accidere. Den Zufall nennt der Italiäner azzardo, der Franzose hasard. Eigentlich ist dies das Verbum azar, wie loisir licere, plaisir placere, und das d zugesetzt (s. Diez, rom. Wb. S. 33). Formell genügender kann wohl keine Ableitung gedacht werden.

Was nun aber von dem ital. zara (alt zaro) zu halten sei, will ich nicht entschieden beantworten. Ob zara, Wurf von drei Assen, Pasch, doch nicht vielleicht von as stamme und für sara stehe (as-saria), demnach mit azzardo Nichts gemein habe, ist eine Frage, deren Bejahung am Stande der Dinge, für oder gegen unsere Ableitung von hazard, im Uebrigen nicht das Geringste ändert. Zaro kann azzardo sein, braucht es aber gar nicht zu sein.

Hier wäre über dé noch ein Wort am Platze.

Die Ableitung von datus ist lautlich so vollkommen genügend, (dare ist ital. Verb), dass nur die richtige Erklärung noch fehlt, um datus über allen Zweifel zu erheben. Dieses soll „geworfen“ (ad terram datus, wie man ja z. B. sagte) bedeuten. Allein gegen eine solche durch Auslassung des wichtigsten Begriffes (ad terram oder dgl.) erzwungene Auslegung, ist sehr zu protestiren; warum denn nicht geradezu jactatus, jeté? Der Wurf heisst jet, so könnte der Würfel jeté heissen.

Nein, datus ist ganz einfach: „Der Gegebene, Uebergebene, Zugefallene,“ allgemeiner „Zufallende“, indem er geworfen dem Spieler gleichsam angehört, sein Geschick entscheidet: Jacta est alea = Data mihi est sors futura. Es ist der Spielerantheil, destin, das destinatum selbst, das in datus liegt: der Schicksalsstein.

Datus, dado, dé von ad als adatus herzuleiten, ist abzurathen. Es hiesse eher adsatus, azzado, zado, zé, da man einmal azar sagte. Uebrigens stimmen die Bedeutungen von dari und azar (accidere = dari) sehr gut zusammen; und wenn im Altfr. hazart „Würfelspieler“ heisst, so ist dies nur ein Zeichen, dass der Zufall besonders als im Würfelspiel herrschend (vgl. alea eig. Glücks-, dann Würfelspiel) gedacht wurde. Uebrigens ist die Erklärung mit dem Masculin datus willkührlich. Viel richtiger ist: dé datum, eig. das Zugefallene, der ganze Wurf; dann pars pro toto: Der einzelne Würfel. Vgl. blé ablatum, das ganz ähnlich gebildet ist!

Sancire.

Man ist der Ansicht, dass saisir im Lateinischen kein Etymon finde (s. Diez, rom. Wb. S. 301), also leitet man es vom deutschen „besetzen“, ahd. bi-sazjan. Allein der Vordersatz des Schlusses, dass nämlich saisir nicht aus dem Lat. komme, könnte unrichtig sein, und so gut daher das deutsche Wort passen mag, so zufällig wäre dann die Uebereinstimmung zu nennen und nachgerade wieder aufzugeben.

Ursprüngliche Bedeutung ist „in Besitz setzen“, ital. sagire, altfr. saisir, wie auch jezt noch se saisir de quelque chose und dessaisir nachweisen.

Nun hat aber das lat. sancire gerade häufig die Bedeutung firmare, confirmare, welche Wörter auch dabei erscheinen, s. Forcellini. Schlagend sind besonders Stellen, wie bei Silius 1, 304: Verba ocius acer Intorto sancit jaculo, bei Claudian Bell. get. 573: Haec mundo pacem victoria sancit, und bei Statius und Anderen vor Allem sancire = dicare, wie sancire alicui carmina, cibaria ruris sancire operariis u. dgl. Das ist ganz die Bedeutung „Besitz verschaffen", wo man früher „Anderen" meinte (Besitz geben), später „sich" hinzudachte (Besitz nehmen). Es handelt sich nur noch um einen kleinen Lautwechsel, den zu begründen vielleicht nicht schwer fällt.

Aus sancire ward sansire, wie aus placere, plasere, plaisir u. s. w. Sansire gab sasire nach der bekannten, schon den Lateinern geläufigen Behandlung des ns; daraus ital. sagire, franz. saisir. Ganz ähnlich ist z. B. im Ital. das aus concinnare, consinnare entstandene congegnare; port. comezar aus comenzar, commencer (com-initiare) u. s. w. Für sagire ist allerdings genauer ein sanctiire, sansiire, sasiire, wo, mit Syncope des einen i, regelrecht si in gi überging (mansion-em, masion-e, magione), und für das ai in saisir eine ähnliche Form anzunehmen, so dass i in die erste Silbe versetzt wurde.

Corbis, raptare, bucca, catus, refutare.

Wenn geringfügige Unregelmässigkeiten, die übrigens nicht ohne entsprechende Beispiele sind, unbeachtet bleiben, lassen sich die folgenden Wörter auf das Lat. zurückführen.

Groupe von corbis, umgestellt crobis, ganz wie troupe von turba. Corbeille und tourbe sind Nebenformen. Der Höcker ist etwas Korbartiges, der Bucklige trägt gleichsam eine Kiepe (croupe, vgl. croupir, hocken, stocken, grouper intrans.), und so ist die Bezeichnung besonders für einen Bergrücken (croupe), noch eigentlicher für ein Packet oder eine Geldrolle (group), ganz angemessen aus corbis zu entnehmen.

Gratter von raptare, cor-raptare; dazu mit Umlaut gredin, gleichsam kratzig, woneben ital. gretto, Kratzerei, Schrapperei, Knickerei, zu halten ist. Vgl. lisse und g-lisser, die wir auf pro-lixus zurückführen; auch regretter, das wir von recorreptare ableiten.

Bocal m. von bucca, ital. bocca, span., port. und prov. boca — also buccale (vgl. span. bozal Maulkorb). Das mittellat. baucalis ist wahrscheinlich eine gelehrte Falle. Denn gäbe *βαύχαλις*, baucălis f. nicht bocala, bocla, ital. bocchia, franz. bocle? Das franz. bocal ist dem Süden entlehnt und bezeichnet ein Ding für den Mund, den mundgerechten Trinkbecher, ital. boccale, span. bocal.

Chat von catus schlau, dem charakteristischen Merkmale des Thieres. Cātus, cattus, catta (Aurelia Catta) zeigen, dass das Wort schon den Lateinern geläufig war und in späterer Zeit, der es angehört, die Quantität, wie andere (statim), vertauscht hatte.

Refuser scheint refutiare, wie chasser captiare, hausser altiare,

coiser quietiare, pousser pulsiare (gäbe sonst pouser; soulager unserer Meinung nach sublaticare von sublatum, denn subleviare gäbe soulèger), exaucer exaltiare, dresser directiare, alléger alleviare statt allevare u. s. w., da Einschieben eines i vor der Verbalendung are beliebt gewesen; also statt refucer, womit man exhausser, exaucer, hausser und prov. ausar vergleiche und etwa eine Form futum, refutum zu Grunde gelegt denke. Eine Vermengung von recusare und refutare anzunehmen, wäre daher überflüssig. Auch im ital. rifiutare zeigt sich Einschiebung eines i, wenn auch an anderer Stelle. Ob nun ruser aus rehuser, reüser (Winkelzüge machen, sich drücken wollen) zu erklären sei, ist nach Diez (rom. Wb. S. 289 fg.) nicht zweifelhaft.

Patere.

Manche Wörter wurden aus dem Lat. noch nicht nachgewiesen, weil zufällig andere Sprachen näher zu liegen schienen. Mehr oder minder sind dies Naturausdrücke (λισσός lisse, πάτος patte u. s. w.), die aber auch dem Lat. nicht abgehen.

Patte wird (wo nicht pacta, compacta, was weniger stichhaltig sein möchte) eine Schwester von patina, patena, patella sein und, gleichwie cattus aus catus, wovon chat, wie oben vermuthet, durch Verlängerung oder Schärfung des Vocals mehr Umfang und Ausdruck haben gewinnen sollen. Es wäre demnach patte aus pata, patta von patere, wie tente als tenda von tendere, zu erklären.

Hier kommen wir auf patois zurück, das wir schon im Osterprogramm der Siegener Realschule 1858 S. 13 für pattense, Ausdruck des breiten Volkstones, Platt, erklärten. Neuerdings, ohne diese Ableitung übrigens noch erfahren haben zu können, hat freilich Büchmann (Archiv, XXIII. Bd.) patois für pagense (pagens, pages, pagois, paois, patois), also für eine Scheideform von pays genommen. Allein die Einschiebung des t wird ihre Schwierigkeit haben. Es scheint nämlich, t wurde nur vor Endungen eingefügt, wenn das Wort selbst schon bekannt war, wie in: abri-t-er, bijou-t-ier, cafe-t-ier, caillou-t-eux, filou-t-er, ju-t-eux, sonst nahm man v: veu-v-e, glai-v-e. Nun heisst pa — Nichts, aber freilich pavois Schild (aus Pavia). Allein es ist ausserdem nicht einleuchtend, warum man nicht auch die platte Sprache geradezu pays nannte, welche Form ja vorhanden war und, wie so manche andere, noch eine oder die andere Bedeutung recht gut mitnehmen konnte.

Torquare.

Ein Verbum torquare anzunehmen, sind wir durch den Beinamen Torquatus vollkommen berechtigt. Selbst wenn unsere „Rave“ oder „Bender“ ihren Vorfahren hätten, dem entweder einmal ein Rabe im Zweikampfe geholfen oder der einem Gegner ein Band (quel bonheur!) genommen, so möchten die Märchen von einem Valerius Corvus oder Manlius Torquatus noch schwer glaublich sein. Rave's und Corvi sind schwarzhaarige und Torquati, gleichviel wie sie genau zu Deutsch heissen

müssten, Kurze's u. dgl., etwa gedrungene Leute, beide von einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Geschlechts benannt, so gut wie Scipio „Stock", Paetus „Scheele", Fronto, Capito u. dgl. „Breitkopf" u. s. w.

Dieses alte Verbum torquare scheint sich in der Volkssprache erhalten und, wie wir glauben, stark entwickelt zu haben.

Dahin gehört uns ital. torciare, altfr. torser, neufr. trousser (aus trociare) aufschürzen, trousse Bündel, wie trousseau; torche gewundene Fackel (Docht), Strohwisch, torcher abwischen (vgl. chercher circare). Die Verwandlung der Verbalendung are in iare kann nicht auf Bildungen aus dem Supin beschränkt gewesen sein (allé-ger). Wenn uns ein tortiare von tortum auch für trousser hilft, so ist es für torche doch nicht ausreichend; Diez will dies aus dem c eines torctus (wo findet sich dies?) erklären, zieht aber doch eine Form torca vor, womit er denn auf eine Form torcare (prov. torcar) kommt, ohne in dieser torquare zu erkennen. Kurz, statt torquēre hat sich torquare in der rustica erhalten; das ist am Ende so einfach, wie sich nur wünschen lässt.

Hierher wird auch wohl troquer verdrehen, vertauschen, gehören (Scheideform von trousser, torcher), mit umgestelltem r und beibehaltenem Kehllaut. Also nicht transvicare, travicare, wie Diez meint; dies scheint vielmehr trafiquer zu sein, vgl. fois von vices.

Wie nun tosta in testa, wovon tête, überging, wozu sich tergum (torquens se) und tergere (auch ein torquere) vergleichen liessen; so könnte etwa (!) später torcare, torciare in toercare, tercare terciare umgewandelt sein, wodurch wir dann tricher verdrehen, betrügen (wegen ital. treccare nicht auf tricari zurückzuführen, nur im Nothfalle auf niederl. trekken), tric Betrug und triquer herausdrehen, herauslesen, so wie auch tresse (torcia, tercia, trecia) Flechte erhalten würden, die zu torquere wie geschaffen sind, wenn man der Bedeutung nach schliessen will. Soll übrigens tresser einmal „dreitheilig machen" heissen, so lässt sich zwar, wie Diez will, τρίχα zu Grunde legen, aber ein tertiare wäre nicht schlechter. Ob für tricher auch an tergere „Einem Einen wischen" gedacht werden könne, ist zu überlegen. Am Ende wird's begrifflich auf torquare hinaus müssen!

Schliesslich ziehen wir trouer trocare (wie louer locare) hierher und erklären es „ausdrehen, bohren", trou torcum, trocum „das Ausgebohrte, Bohrloch".

Was die Mär von Torquatus anbelangt, so will ich beiläufig noch eine deutsche Anekdote zum Besten geben. Im Siegerland sagt man, „zickeln", d. h. zitternde Bewegung der Hände u. s. w. zeigen. Die Volksetymologie ist nun fest überzeugt, dass es von „Zicke", Ziege, kommt, weil die so mit dem Schwänzchen mache. — Als wenn man dann nicht auch „hundelen, pferdelen" u. s. w. erdacht haben könnte! — Es ist „zückeln" von zucken, ziehen, vgl. Zickzack; „Zickzack machen".

Aehnlich leitet man „vergellen“ unrichtig auf Galle, anstatt auf gellen, zurück und schreibt auch „vergällen“; es ist: misstönend machen (Einen Fisch „vergallen“, bitter machen, ist etwas Anderes). Belehrend übrigens für eine Umlautung von torquare in terquare, tirquare könnte eben unser „ziehen“ sein, das in allen Vokalen, Umlauten u. s. w. spielt: Zacken und Zickzack; Zäcke, Zecke, Zickwolf u. s. w.; zochen und gezogen, zögern; Zug und Zucken, Zucht, züchtigen; zeugen, zaudern u. s. w. Ob nicht auch zeigen (so dass zugleich alle Diphthongen vertreten wären) als „herausziehen“ dahingehört, liesse sich noch in Frage ziehen. Wie mit „ziehen“ wäre also auch mit torquare, um für etwas verschiedene Begriffe etwas verschiedene Formen zu haben, alles Erlaubte vorgenommen worden: torcare, torcher; i eingeschoben und r umgestellt: torciare, trociare, trousser; e nicht verändert: torcare, trocare, troquer; umgelautet: terciare, treciare, tresser und tercare, trecare, tricare tricher, dessen i in ivre ebrius, pays pagense u. s. w. seine Erklärung finden wird. Tordre ist torquĕre, torcere, torsdre.

Debere.

Dass ital. vedetta, franz. vedette, nicht von videre stammen kann, hat Diez (rom. Wb. S. 445) deutlich genug begründet. Wenn aber, wie unser Altmeister will, vedetta und veletta (von vigilia) ganz das nämliche, gleichdeutige Wort wären, so liesse sich nicht absehen, wozu die beiden Formen geschieden worden.

Es scheint mir vielmehr, dass wir in vedetta eine eigenthümlich gebildete Form vor uns haben. Es heisst auch „Anrede in Briefen, Titel“.

Demnach scheint es vice debita, Ablösung, in Briefen: Standesschuldigkeit (s. v. v.) zu sein. Vgl. dette debita, vicomte, vidame, ital. vidame, vece von vice u. s. w.

Ante.

Ich habe die Ansicht ausgesprochen, dass ainsi ante-sic, al-so, sei (Osterprogramm von Siegen S. 4). Es möchte aber genauer: ante hoc sic sein.

Wir müssen auf das altfranzösische ainc zurückgehen. Dieses wird auf unquam, adhuc, hanc von Diez (rom. Wb. S. 16 f.) in der Weise zurückgeführt, dass adhuc für das passendste Etymon zu halten sei. Wir glauben aber ainc ist ante hoc: auch, noch, welche Bedeutungen es aufweist. Alle entsprechenden romanischen Formen, ital. anche, anco, prov. anc, anc mais, anc sempre u. s. w. würden völlig stimmen. Ein rhinistisches adhuc, also adhunc, hat doch für ainc sein Bedenken, wenn auch das altfr. ainsinc für ainsi allerdings einigen Anhalt gewähren möchte; die Betonung wäre dann doch adúnc, nicht ádunc, also eine Syncope des u nicht annehmbar, während ántoc, anc wohlbegründet ist. Allein Diez schliesst auf adhuc vom spanischen aun, das gar nicht zu ainc gehören mag.

Aber das span. aun führt uns vielleicht auf eine andere Form, die im Franz. entspricht.

Adhuc.

Bei der Herleitung von ainsi aus aeque sic stützt sich Diez auf das Spanische, wo auslautendes c wohl als n erscheint, wie eben in aun aus adhuc. Ich glaube aber, dass ital. così mit ainsi nicht gleichen Ursprungs ist, sondern von come sì stammt, ainsi aber (wie altfr. ainsinc, das Diez auch auf aeque sic zurückführt), wie obengesagt, von ante hoc sic. Ist aber così nicht ae-quesic, so fällt schon ein guter Grund weg, ainsi dafür zu halten; denn eine ebenmässige Entstehung von così und ainsi scheint für Diez bei der Herleitung beider aus aeque sic massgebend gewesen zu sein.

Auffallend entweder muss es scheinen, dass der Spanier für donc keine lautlich entsprechende Form hat — oder es muss dies eben aun sein. Ist aber aun adhuc, so wird auch wohl donc adhuc sein.

Ital. heisst donc dunque, adunque, alt dunche, adunche. Dies ist nicht de-unquam, noch weniger donec, wie man auch vermuthet hat, aber kaum auch ad-tunc, wie Diez will. Eine Composition ad-tunc wäre lautlich nicht wohl zu billigen, da áttunc schwerlich Abkürzung erlitten hätte; begrifflich vielleicht auch nicht, da man das ad wohl entbehren könnte. Schon Muratori schloss auf ad-hunc (sc. modum), was sehr wohl lautlich, nicht aber begrifflich geeignet scheint.

Demnach bleibt nur adhuc, rhinistisch adhúnc, übrig, das auch dem Begriffe nach wohl passt. Altfranz. hiess es auch adunc, prov. auch adonc. Qu'a-t-il donc? Quid habet adhuc? Was hat er noch? Je pense, donc je suis, cogito, adhuc igitur sum, so bin ich auch noch. Die Entstehung der Bedeutungen „doch, denn, demnach, folglich, also" aus „noch, dann" ist somit klar genug; eigentlich Zeitpartikel ist ja unser „dann", wovon „denn", auch, wie Diez für ad-tunc schon anführt.

Bijugus, calculus, felis.

Bijou, ein dem Franz. eigenthümliches Wort, wird von bijocus, gleichsam bis jocans, auf zwei oder mehreren Seiten spielend, glänzend, abgeleitet und, wie joyau, gaudiale, Kleinod, Edelstein, gedeutet. Es ist aber die Annahme eines Wortes bijocus willkürlich. Viel entsprechender wäre bijugus, das lautlich leicht in bijocus überging, und „zweijochig, zweiseitig, doppelt geschliffen, mit doppeltem Rücken", auch wohl „über beide Schultern herabgetragen" (also ein reiches Geschmeide) bedeuten sollte. An binio (binjon-em, bijon? oder Nominativform?) ist wohl nicht zu denken.

Ist in bijou die Endung ou durch ocus richtig erklärt, so sind auch caillou und filou vielleicht zu deuten. Diez (rom. Wb. S. 630) bemerkt nämlich, dass über die Natur des Suffixes ou nicht leicht zu entscheiden sein möchte. Nehmen wir Poitou und Anjou beiläufig dazu. Poitou ist Pictavum, Anjou Andegavum, also für unseren Fall beider Entstehung nicht von Belang. Caillou aber könnte calculus, calcolus, callocus, caljocus sein. Ueber filou ist weniger leicht zu urtheilen.

In frühem Mittelalter findet sich filo, dass dem Romanischen seinen Ursprung bereits verdanken wird und daher bekanntlich nicht durchaus massgebend in Bezug auf die Beurtheilung der Form sein kann, wenn nicht etwa der römische Beiname Philo durch unrichtige Schreibung dem Lateinischen entfremdet worden ist (Liv. 9, 7). Diez will ahd. filon, feilen, unterlegen und den expolitus (affilé) in filou erkennen; an das lat. filare, spinnen, erinnert er mit dem Bemerken, dass die Bedeutungen nicht stimmen. Es scheint aber felis, die schlaue Mauserin, bête filoutante, zu Grunde zu liegen; Felicula, Felicla, Feliculus waren römische Beinamen. Aus felicolus, fel'colus, felocus ist filou gedeutet: „der listige Stehler."

Carruca, genu, scapha, adjutare, mulcare, mutilare, sedere, vaccula.

Zum Schluss einige Ableitungen, die wir zum Theil schon bei anderer Gelegenheit angedeutet haben und hier etwas näher motiviren wollen.

Wir glauben, dass jachère für charchère steht und carrucaria ist, ein Land, das den Pflug bedarf und erwartet, das gebrochen werden soll: Brach-Land. Die Formen garquière, ghesquière, gaquière sind picardisch und zeigen das Verschwinden des r. Aber auch altfranzösisch ist gaschière (jedenfalls wohl aus garchière) neben gachière. Diez fragt: „Woher?" Seit Frisch, der jacere zu Grunde legt, hatte man nichts Ordentliches beibringen können. Ghesquière und gaschière, sind übrigens auch Belege für chaise aus chaire cathedra und Aehnliches, wenn carruca zu Grunde liegt.

Die von Diez versuchte Herleitung des Wortes jambe von camur, camurus (beide Nominative sind nach den vorliegenden Stellen möglich) wird der unsrigen von genua insofern nachstehen, als dies üblich und bezeichnend ist und leicht zu genba, gemba, gamba (auch mittellateinisch: Bein) wurde. Vergleichen lässt sich ganache von gena, gleichsam genacea, und gamache, das aus dem Altfranzösischen mit erhaltenem Guttural herübergenommen ist. An das spätlateinische gamba, Huf, anzuknüpfen, ist deswegen nicht so empfehlenswerth, weil genua ein viel geläufigeres Wort sein musste und der Bedeutung wegen eher passt, wenn auch in beiden Fällen pars pro toto genommen wäre. Nicot's Herleitung des Verbs regimber wird wohl nicht mit Recht von Diez bezweifelt; es ist doch höchst wahrscheinlich von jambe (also regenuare) und steht für rejaimber, wie rinceau für rainceau. Das Bedenken wegen des altfr. regiber ist allerdings zu beachten; allein dass auch einmal ein Nasal ausnahms- und zeitweise inlautend geschwunden sei, wie regelmässig auslautend: jour diurnum, besser noch prov. nô non, wäre schwerlich zu genau zu nehmen, wo übrigens Alles buchstäblich und dem Sinne nach passt, zumal wenn man folgende Entstehung annähme: regimber, regimer, regiber; so dass b für m eingetreten

wäre. — Vgl. recalcitrare, recalcare von calx, die ganz entsprechend gebildet sind.

Auch bei sabot fragt Diez: „Woher das Wort?“ Die Ableitungen von sabaudus, sappinus, dem slavischen sabogi (Frisch) hält er, wohl mit Recht, der Erwähnung nicht werth Sollte es nicht scapha sein? Also: scaphottus mit verändertem Genus, will man nicht scaphus zu Grunde legen. Buchstäblich sind ja auch σκάφη, σκάφος etwas Ausgehöltes, von σκάπτειν, woher man auch saper leitet. Den Holzschuh ein Schifflein zu nennen, ist eine recht volksthümliche Art der Metapher. Wegen Umwandlung des ph , f in b vgl. ital. fórbice von forfex, span. Esteban von Stephanus, Etienne u. s. w. Savate, abgenutzter Schuh, wird vom Arab. hergeleitet (Diez, rom. Wb. S. 99) und kann mit sabot dann Nichts gemein haben, als einigen Gleichklang. Ob's aber nicht scaphata, ausgehöhlt, löchrig, heisst? Vgl. span. zapa = franz. sape, zapata = savate! Die Ableitung aus dem Arab. scheint ohnehin nicht so sehr gesichert.

In Bezug auf die Bildung von aider und guider ist Folgendes zu beachten. Aus adjutare ward ajtare und, weil ein Consonant folgte, nach Vocalisirung des j: aitare, aidare, franz. aider. Dass letztes aber auch sein d nach der Regel verlieren konnte, zeigt das altfr. manaier manu adjutare (Diez, rom. Wb. S. 680). Aus coadjutare wurde, indem o in co überwog, cojtare, coidare, guidare, guider, nicht gaider; das „mit“, co, sollte hervorgehoben werden. Eine andere Entstehung des Anlautes g, aus lat. v, ist seltener, wie in gâter vastare; übrigens rechnen wir dazu auch gauche, das wir als valga sc. manus, die ungeschickte, linkische (vgl. dexteritas Geschicklichkeit) erklären, indem valgus nicht blos „krummbeinig“, sondern überhaupt „schief“ hiess.

Morgner ist nach Diez (rom. Wb. S. 691) „unbekannter Herkunft“. Sollte es nicht mulcari sein? Prügeln macht trotzig. Buchstäblich entspricht remorquer remulcare, und das lat. remulcum gibt für morgue ein Adjectiv mulcus, das den „Beleidigten, Geschlagenen“ bezeichnen konnte, wenn nicht vielmehr den „Zurückschlagenden, Abstossenden.“ Oder ist's maurgue, mauricus, mohrenschwarz?

Wenn mouton von mutilus stammt, so wird auch wohl émousser lateinisch sein können. Ist mouton mutilo, mulito, multo, so lässt sich auch aus mutilare bilden: mutiliare, mulitiare, multiare, mozzare, mousser (émousser), und das deutsche „mutzen“ muss zurücktreten, wiewohl es wurzelhaft verwandt sein kann. Pousser, nicht direct von pulsare, sondern von pulsiare, verglichen, würde auch mulciare für mulcare zulassen („abstossen“); aber die Bedeutungen decken sich dann nicht so gut. In Bezug auf die Ableitung aus dem Deutschen wird auch Diez schon zweifelhaft, indem er fragt (rom. Wb. S. 233 fg.): „Oder ist span. mocho (wovon mochin Scharfrichter, eig. Verstümmler) von mutilus, wie man cachorro aus catulus leitet? Das bask. mutila Knabe (kleiner Stümmel) könnte diese Ansicht unter-

stützen." Ist aber mochin mutilinus, so hat mocho (auch franz. mousse) gleich begründete Ansprüche auf mutilus, mulitus, multus (multius), wie ja auch aus dem eig. multus nichts Anderes, als span. mucho wurde, engl. much. Im Bergischen habe ich, beiläufig bemerkt, von älteren Leuten noch „motsch, mottalsch" gehört, ganz in der Bedeutung des engl. much, muchel, muckle, mickle.

Wegen siége, assiéger ist Diez (rom. Wb. S. 312) im Zweifel, ob er es durch ein assedium, assediare erklären könne, „da, wie er sagt ein unmittelbares sedia von sedes kaum anzunehmen ist." Dies Letzte ist gewiss richtig; aber warum wollen wir nicht, die viel gebräuchliche Frequentativendung icare benutzend, ein sedicare annehmen? Wie ital. pareggio, pareggiatura zu pareggiare (paricare) gehören, indem aus Verbis auf icare sich vielfach Substantive bildeten, so ist siéger, assiéger sedicare, assedicare und siége etwa sedicum. Das ital. sedia neben seggia zeigt uns noch den Uebergang von sedica in sedija, sedja, aus welchem letztern regelmässig seggia entstand, aber auch sedia werden konnte, wenn j zum Vokal gemacht wurde, um nach dem Konsonanten die Aussprache zu mildern. (Bei iave und divan geht aber auch ein Vokal vorher, s. o.).

Das schwierige Wort bachelier, welches wir bis zum Schluss zurückbehielten, lässt sich vielleicht einfach als vaccularius deuten, indem für die Verwechselung des Anlautes brebis, ital. berbice, vervex, als Beleg dienen kann. Baccalaria hiess nämlich seit dem 9. Jahrhundert ein grösseres Bauerngut (vgl. Diez, rom. Wb. S. 34), wo also besonders Kühe gehalten wurden, welche den Hauptbestandtheil der zur Betreibung der Landwirthscaft wesentlichen Viehheerden ausmachen. Möglich auch, dass baccalaria früher den Kuhstall, étable à vache, und dann erst den „Kuhhof" bedeutete. Im Bergischen bildet Hippekoten (Ziegenkothe) eine Art Gegensatz. Zunächst nun bezeichnete baccalarius den Besitzer eines ansehnlicheren Bauerngutes, etwa einen „Dorfherrn", aus welcher Bedeutung sich die übrigen: „Dorfjunker", dann „Dorfgelehrter (Dorfschulmeister)", ohne Schwierigkeit hervorbildeten. Vgl. franz. magister „Dorfschulmeister". Walther von der Vogelweide klagt:

Die stolzen ritter tragent dörperliche wât,

und zeigt uns in diesem Verse, wie die beiden Stände sich in späterer Zeit assimilirt oder äusserlich genähert haben. Wie poetisch man zuletzt das Wort umdeutete, ist bekannt: Baccalaurei nomine insignitur (sagt Gumprecht in einer Anmerkung zu Erasmi Coll. 1713), qui in facultate academica primum gradum et publicae doctrinae testimonium est consecutus: forte, quod illi olim corolla ex lauri baccis nexa imponeretur. „Vielleicht" also übersetzt aus: Beer-lorer, statt Lor-Beerer! Denn die etymologischen „Vielleicht" sind wie die Sterne nicht zu zählen und übersehen.

Siegen. Dr. Langensiepen.

Das provenzalische didactische Gedicht

Breviari d'amor

des

Matfre Ermengau de Breziers.

Die mittelalterliche Literatur liebt es vielfach, sich mehr oder weniger eng an die Religion anzulehnen und von ihr entlehnte Gedanken oder Worte in ihrem profanen Sinne zu verwenden. So wurde auch der Name des seit 1050 unter dem Titel Breviarium Romanum gebrauchten Erbauungsbuches der catholischen Kirche frühzeitig benutzt für Zusammenstellungen encyclopädischer Art, die in den eben erblühten Volksidiomen der Menge überantwortet werden sollten und die, von religiösen Betrachtungen in Poesie oder Prosa ausgehend, sich auf diejenigen Kenntnisse erstreckten, welche die romantische Richtung von einem vollendeten Liebenden forderte. Denn nicht blos in späterer Zeit nannte man jene im weitschichtigsten Umfange angelegten Poetiken Leys d'amor, und die Liebe, in der sich das ganze Wesen des ritterlichen Dichters concentrirte, ward zu ihrer schwärmerischen Anbetung des Geliebten erst durch die Vermittlung des Marien - Cultus; also auch hier die 2 Gebiete im engsten Vereine. Im Ms. Bibliothèque Impériale 7093 fol. findet sich ein traité de la concorde oder wie es p. 243 genannt wird l'art d'amours, welcher handelt 1) d'amours, 2) des vertus, 3) de beneureté und im cap. 3 erklärt, combien amors est necessaire en tous estas und pag. 50 untersucht, se amours est vertu ... il semble que oui. Hier ist amour als Krone und Beförderin aller Tugenden ebenso an die Spitze gestellt wie in einem in Versen verfassten Buche dieser Gattung in der Bibliothek des Britischen Museums (Harlej. 4390, XIV s. klein

Fol.), das in seiner Anordnung mit dem in den folgenden Blättern näher zu besprechenden provenzalischen Gedichte viele Verwandtschaft zeigt und dessen Autor sich und seinen Zweck auf Fol. 4 folgendermassen zu erkennen gibt:

Qui que velt enquerre de mun noun,
un clers su de petit renun,
de poi de valur verreiment
en dreit del cors e de l'entendement,
mes por iceo que preire me put valer
de bone gent, si me voil nomer,
dunt jeo por l'amor Jhesu Crist
por Pieres priet qui ceste livre fist.

La Lumere a Lais ici comence.
Lumere a Lais l'ai nomé
por ceo qu'en poent estre enluminé;
ne mie pur ceo verreiment
que clers ne puent ensement
estre enluminéz par regarder
en dreit de saver e en dreit d'amer.

Der Verfasser handelt von Gott nach seinen 3 Personen, der Erschaffung der Welt, den verschiedenen Ordnungen guter und böser Engel, vom Sündenfall [warum Gott den Menschen geschaffen, da er doch wusste, dass er sündigen müsse; ob Adam oder Eva mehr gesündigt], von den verschiednen Sünden; von der Menschwerdung, den Glaubensartikeln, den 10 Geboten, den 7 Sacramenten, dem jüngsten Gericht und den Strafen der Hölle und Freuden des Himmels — alles in weitschweifiger Form und einer nur in jener Zeit erklärlichen Ineinanderwirrung des Kirchlichen und Profanen. Nicht anders steht es mit dem Breviari d'amor in provenzalischer Sprache, das wegen seiner gewaltigen, oft ermüdenden Ausdehnung noch nie edirt, aber auch selbst noch weniger besprochen ist als es verdiente, wenn man auch nur die sprachliche Seite berücksichtigen und von den vielerlei auch sonst interessanten Beziehungen darin absehen wollte. Ich habe das Gedicht in den besten Handschriften collationnirt und will hier zunächst eine nothwendige diplomatische Notiz über dieselben geben (das Ms. der Lyoner Bibliothek 1223 wie ein in Catalonien befindliches standen mir nicht zu Gebot, das von Raynouard vor Ms. Supplement français 2001

genannte Ms. 1247, welches er collationnirt zu haben angibt, existirt wenigstens unter dieser Nummer nicht als Breviar).

1) Ms. Colbert Bibl. Impériale 7226. 3. 3. gross folio: Poesies de Masre Armengeud (sic) enthält hinter den lateinischen z. Th. unvollständigen Berichten über die Passion Jesu Christi nach den 4 Evangelisten (1 — 7) auf 234 fol. das reich mit Bildern gezierte und durchgängig stets auf 2 Spalten gut geschriebene Breviari, abgeschlossen durch einen Brief des Verfassers an seine Schwester. Das Ms. ist sehr genau im Festhalten des Nominativ-s und wendet h sehr oft an, als lh, nh, und zu Anfang der Worte.

2) Bibl. Imper. 7227. 4° Pergament, mit zahlreichen Bildern, der Anfang etwas unleserlich. Es enthält 1. das Breviar auf fol. 1 — 246; dann ayso es la pistola que trames frayres Maffres (sic) menres ... 3. fol. 246 b. Salve regina en romans. 4. petit traité du péché naturel: 247 b. Hier finden vielfach Zusammenziehungen von Worten statt, quez statt que, ez statt et, qu statt c, sh statt ss sind gewöhnlich, das Nominativ-s weniger streng festgehalten als in 7226.

Aus diesem Ms. corrigirt ist das vielfach unvollständigere 3) Ms. 7619 li Breviaris d'amors de messier Matfrets Ermengau de Bezen de l'an MCCLXXXVIII, dessen Anfang correspondirt mit Ms. 7227 fol. 25 verso 2 unten (Mus. britt. 19 C. XXV recto 2 unten) und vor sich die Note hat: manque ici deuanz 22 feuilletz de l'escritture de Ms. de Bourieulz oultre la table des chapitres et une chanson avec les notes de musique. ensemble un siruentez ou satyre du mesme autheur mis en teste du mesme volume.

4) Mus. Brittann. Bibl. reg. 19. C. fol. 242 fol. membr. XV s. ist ein sehr gutes genaues Ms., das vielfach den besten Text aufweist, aber wie vers 798 zeigt, nach 7226 corrigirt ist.

5) Eine Copie von 7226 ist Suppl. franç. 2001, zu Anfang unvollständig, cf. meine Beiträge pg. 71.

6) Harlej. 4940 fol. XV. membr. 240 fol. weniger gut als das unter 4 angeführte.

7) Ms. Bibl. Imper. 7693. 4° petit parchemin. Ayssi comessa la taula de totz los capitols del libre de uicis e de uertutz. En la primeyra carta comesso los mandamens de la

ley. Die sämmtlichen Tugenden, die Bitten des Vaterunsers etc. werden durchgenommen. Auf 36 recto 1 heisst es: la sancta escriptura compra arma bona ad un bel jardi plen de verdura e de bells albres e de bos frutz perque dieus dis els cans d'amors: ma sor e ma amiga tu es un bell jardi ben claus de doas clauzuras so es de dieu e de sos angels. Aquest jardi plantet lo grans ortolas so es dieus lo payre ell mezeys et aisso es cant apparelha lo cor e lo fay gratios e tractable coma cera amolegada et aparelhada recebre bona semensa e bonas plantas. Nun wird der albre de vida ausführlich durchgesprochen; fol. 105 verso 2 nennt sich der Autor: aquest libre fes un frayre prezicador a la requesta del rey Felip de Franssa. en l'an de nostre senhor de l'encarnation que hom comtaua M.CC.LXXIX. Auf fol. 106 recto folgt eine versifizirte Passionsgeschichte, in deren Anhang der Autor sagt:

Jeu Eneas magestre dics
dels ebrieus ay trobatz l'escrigz
lo fagz que fero li juzieu
a Jhesu Crist lo fil de Dieu
e Nicodemus qui ho vi
ho escrius tot em pargami
en ebrays segon sa razo,
pueys un en grec car mi fom bo
ho translatieu e ho escrips
si com la letra departys ...

122 folgen los XV signes, 125 los VII gaugz de la mayre de dieu; 130 recto 2: ayssi es de contricio cossi deu hom auer contricio de sos peccatz e de las penas infernals. Diese und die folgenden Abschnitte sind aus dem Breviari d'amor entnommen; 134 verso 2 und 135 recto sind frei, dann folgt die von Bartsch publicirte Arlabeca „Dieus vos salua trastotz essems," ein Gedicht religiösen Inhalts — 136 verso. Von 137 verso 1 — 144 recto 1 steht eine versificirte passio de nosta dona sancta maria ayssi co nos retras S. Augusti, dann geht das Ms. wieder in Prosa über und enthält noch von verschiedner Hand und aus verschiedner Zeit mancherlei interessante Abschnitte, z. B. 148 — 153 einen Calender, 157 recto 2 eine Alba an die Jungfrau Marie: Esperansa de totz ferms esperans, 158 — 166 la vida de Sant Alexi, 170 — 181 Nicodemus mit

der Notiz zum Schlusse: Symon bretelli de tornaco ... scripsit anno 1378 ...

Zeit und Namen des Autors gibt uns am besten der Anfang des Gedichtes, den wir nach Ms. 2 hier folgen lassen: Matfres eszenha los aymadors els trobadors. aysi comenssa lo breuiari d'amors. Auf einem Bilde steht Matfre links und hält mit der Rechten ein grosses Blatt nach der rechten Seite hin, wo 3 Männer stehn, um es in Empfang zu nehmen.

E (1. el) nom de Dieu nostre senhor
quez es fons e payre (1. 4. 5.) d'amor
ez es cenes (1. 4. senes) comenssamen (4. commensament)
essez (1. et ses) fi sera esshament (1. ysamen, 4. isshament)
e l'escriptura per ayso
l'apela alpha et o (1. et alfa)
quez es sustantia unitat (1. qu'es en)
et en persona trinitat,
Matfres Ermengau (1. 5.; 4. Eymengau) de Beze (1. 4. 7.)s,
Senher en lyeys (1. 4. leys) e d'amor cers (1. 4. sers)
e no solamen sers d'amor,
mas de tot fizel aymador
en l'an quez om ces falhenssa
comptaua de la nayshensa
de Ihesucrist miel (4. mil) e dozens
uchanta VIII. ces mays ses mens
domentre qu'als no fazia,
comencec (1. comenset) le primier (4. prumier) dia
de primauera sus l'albor
aquest Breuiari d'amor
per declarar las figuras
de l'albre d'amor obscuras
lo qual es mezeyhs compilec
ayssi co Dieus lo menistrec (1. ministrec)

(1 r°.2) Ayso es lo prolix (1. prolec, 4. omis.) del breuiari d'amors.

Ges nom platz ossios estar
ni riquesza en home auar
ni sauieza en home mut
ni saber qu'om te rescondut,
car repaus seguon que dit Cat (1. ditz Catz)
es gran noyimen de pecat
et auars a (r)riqueza gran
si ben cossirat a(s)son dan
e(s)sauieza en home mut

sabetz be qu'es tezaur perdut
ni sabers prezi yeu un dat (1. sabers no — hieu —)
en home qu'el te amaguat,
quar say per sperienssa (1. esperiencia)
que natura yeis de siensa (1. ys de scientia)
que aytant quant hom pus l'espan
e l'abandona essenhan,
aytant mays creyhs e s coferma.
D'autra part sapiatz qu'amerma
ez es cenes frugz qui l'escon
que fan cels que canatz en son.
Doncx dieus per la gran bontat
m'a un pauc de saber donat
aquel mezeyhs uolh despleguar (1. uuelh)
(1. v° 1) e uolh la prezent obra far
per ubrir los entendemens
e declarar los pessamens
de cels que no son apriuat
ni fort entendent ni fundat (1. fondat)
en las santas scripturas (4. escripturas)
ni en leys ni en naturas
satisfazen a(b 4.) preguieyras
mot corals e plazentieyras
a me fachas per aymadors
e per diuerçes (4. diuersses) trobadors
que m son uengut souen denan
de cor humielmen sopleguan (4. humilment)
qu'ieu de lor dubitatio
ab uera declaratio
doctrina de se uertadieyra
dizen en aytal manieyra:
Messier Matffre pus de cosselh (4. gosselh)
entre nos no us trobam parelh
en fay d'amors en quel dubtam (4. duptam),
per amor queran e preguam
quar uos et prims e subtiels (4. etz — subtils)
e sabetz d'amors los dreytz fiels (4. fiels),
que no ls denbat declarar
e far entendre e mostrar
souen qu'auem lonctemps dubtat
e mot enquist e demandat
ses trobar certificament
veray, clar ni sufficient,
so es a saber d'esta amor
de que an quantat li trobador (4. de quanton —)
quinha causa es e don nay(h)s.

e quar yeu soy ayman uerays
e soy cert que naturalmen
ueray aymans de tot so sen
voluntiers cossira d'amors,
en parla a(m)b autres amadors
et escouta de bon talen
autres qu'en parlo eshamen
e uolontiers se trebalha
(1. v° 2) per amors senes ualha
ez ondra (4. et hondra) de cen e de cor
ez obezihs ces tot demor
cels que z entendo en amor
et en ben dir et en ben far
per amors e fuguon lo mal,
car ayso son ueray cenhal
d'aymador complit e ueray.
e car yeu conosc (4. reconosc) e say
qu'yeu soy en uera amor complit
e sobiranament grazit
por amors no s mes lunhs perilhs (4. nulhs)
quar yeu soy d'amors ueray filhs
ni trebals si m coue pessar (4. simp)
en lo dir dubte trebalhar (4. digz — declarar)
e per so que no posca dir
ni cossirar ni presumir
que yeu m'en lau(h)s per mesprezamen
o per orguelh (4. erguelh) o per noscen (4. nossen)
o qu'ieu m'en layhs per no saber,
lor eu diray ces pec lo uer,
declaran la drecha uia
de la genorologia
d'amor e la diuizio
ez on fag sa estasio
quan en creatura se met
e ls bes e ls guanhs que amor tramet
e fis aymans per ben amar
ez en que deu sa amor pauzar
e las cauzas per que pura
amors nayhs e ereyhs e dura
entre las gens ses preterir
e las occaysos de partir
e de rompre lo liam d'amor
lequal guardo mal li pluzor.

Ein Bild mit der Erklärung Matfres pregua nostre senhor. qu'el do grascia de ben dir e de l'obr' acomplir leitet das folgende

Stück ein; nach vers 260 steht die Rubrik: aysi comensa la materia del albre d'amors en general, nach 378 aquest tractat es de la natura e de las proprietat de l'albre d'amors, nach 432 l'expozicio de las dichas proprietatz del' albre d'amors . und nach 527 folgt in Prosa ein langes Stück l'entendement de l'albre d'amors abreuiat cenes rimas (4 vº 1) — 6 rº 2, wo der Baum in einem grossen, reich mit Gold verzierten Bilde dargestellt ist.

In welchem Verhältnisse hierzu steht nun das Breviarium Amoris Alberti Brixiensis der Bibl. St. Germain F. 137 klein fol. pergam., das nach dem Catalog spanisch, genauer aber catalonisch ist? Es beginnt: En nom de nostre senyor ihu-crist e d'-la gloriosa vergen madona sancta M. commencen les rubriques del libre aquest qui es apelat breviari d'amor. primerament lo maestre prega nostre senyor deus que li don gracia de ben a dir e de la obra acomplir. amen. Per ço cascun la ley el enteniment el saber e la subtilitat el enginy ha e pren d' la trinitat sancta qui es solament enuer deu en qui es tot poder.... In ähnlicher Weise schliesst sich diese prosaische Bearbeitung des Gegenstandes ziemlich nahe an die poetische Behandlung des Matfre: das Ms. ist sehr sauber gehalten, mit gut gemalten Bildern; die Bibelstellen sind vielfach am Rande noch lateinisch, oft sogar auch ebräisch, aber ohne Vocale geschrieben; p. 112 steht am Rande bei oracio al sagrament del altar ein lateinisches Kirchenlied Salve sancta caro dei.... Die Capitelüberschriften sind fast ganz gleich in beiden Werken, nur dass einige Male das catalonische durch e dels altres seguens zusammenzieht; einzelne kürzere Abschnitte finden sich nur im Catal., dagegen 7 Capitel über die 7 Bitten nur im provenz. stehen, wie 5 dort in 1 zusammengezogne des Textes bei Matfre. 3 Artikel d'la fe und 1 de la passio de jhesucrist sind im catal. Texte zugesetzt, der gegen das Ende sehr abgerissen ist, denn während nach dem Capitel de la sancta cosseptio e de la encarnacio del filh de dyeu in F. 136 bis zum sermon de l'aveniment del sant spirit nur 8 Capitel folgen, enthält 7227 hierüber 19 und dahinter noch 45 Capitel und den Brief Matfres. F. 137 fol. 192 rº 1 correspondirt mit 7227 fol. 188 rº 1 oben und lautet: en aytal manera vendras per aytal camin [e can er complit tos camis] a la gloria de paradis un estan e habiten los sans

e auras ab els ensems gloria e benuyrança sens fin ab aquel qui viu e regna sus al cel per infinita secula seculorum. amen. Laus honor virtus gloria potestas et imperium atque graciarum actio deo patri et filio sanctoque sunto paraclito nunc et semper et in secula seculorum. amen.

In welchem Zusammenhange stehn diese beiden besprochnen Werke? Ist das catalonische eine prosaische Umarbeitung des provenzalischen Gedichtes in der Weise, wie so oft die mittelalterlichen Epen in späterer Zeit behandelt sind? So sehr auch der Styl des Ganzen darauf hinführen möchte, müssen wir uns doch aus den folgenden Gründen dagegen erklären und vielmehr annehmen, dass beide Autoren aus einer und derselben uns verlornen lateinischen Quelle geschöpft haben. 1) Albert citirt nie eine andre als lateinische Quelle, 2) die höchst dürftigen Notizen, die sich über den Autor Albertus Brixiensis ermitteln lassen (bei Fabricius biblioth. latina mediae et infimae aetatis I. 40) nennen ihn einen Schüler des heiligen Thomas und Autor von 3 lateinischen Schriften: de casibus conscientiae, de sacerdotum instructione und Sermones: das nach Possevinus angegebene Jahr 1314 würde allenfalls erlauben, ihn als Uebersetzer eines im Jahre 1288 geschriebenen Werkes anzusehen, aber 3) im Ms. F. 137 steht auf fol. 193 r° 1 Folgendes: Açi comença lo libre de consolation e de conseyl loqual Albert saui en dret ciutadan de Brixa compila el burch de sancta Agata en l'ayn de M.CC.XLVI en los meses d'abril e de may. Car molts homens son qui son turmantats en tal guisa en lurs contrarietats e en lurs trebayls que per lo torbament loqual els han en lur cor no reheben en si conseyl ne consolacion ne la esperen aver d'altres ... dones segons la qualitat de la mia sciencia yo he procurat d'escriure alscunes paraules de consolacion e de doctrina a tu fyl meu Iehan qui uses pensant e studiant en la art de cirurgia e alcuna vegada trobes moltz aytals de consolats. Das Buch beginnt mit einer Erzählung, die an Chaucer erinnert, von Melibeus und Prudencia und belehrt den Sohn des gelehrten Mannes durch Belegstellen aus Ouidi de remey d'amor, Seneca, Tullius, Ihesus Sirach, Salamo, Seneca en les sues epistols, Sent Pol, Pere Amphos (geb. 1060, Verfasser

der disciplina clericalis ed. Val. Schmidt), Caton, Pamphili,*) Seneca en la doctrina de honesta vida, Iustinian l'emperador el primer libre del codi; Innocent papa; el philosoph (d. h. Aristoteles), Cassiodorus, Marcian, Ysopus (gewöhnlicher Name Aesops im Mittelalter cf. Marie de France), Salustius, Boeci, Socrates; zu diesen kommen im zweiten Theile des Buches (217 v° 1 etc.) Açi comença lo libre de la amor e de la caritat laqual hom deu aver envers son proysme noch Platon, Terentius, Ecclesiastes und besonders Kirchenväter, unter denen Isodorus, Ieronimus, Gregorius, Augustinus, Bernardus, Hugo de Sto Victore; übrigens ist von 231 r° 1 an nicht klar, ob die unter der Rubrik aquestz son los ensenyamens que dona un savi a un seu dexeble qui estava ab un rey e castigal axi noch demselben Verfasser angehören: bei diesen 12 Regeln in catalanischer Sprache findet sich am Rande die Jahreszahl M.CCC.XLVIII, p. 233 v° 1 folgt: incipiunt meditationes beati anselmi canthuarensis archiepiscopi, unvollständig, lateinisch, mit wenig Catalanisch dazwischen.

Die obigen Notizen liefern das Wesentlichste zu einer literarhistorischen Einleitung in das Breviari d'amor, aus dem wir im Folgenden bedeutendere Proben mit, wo es nöthig erscheinen sollte, critischen und exegetischen Anmerkungen geben wollen in der Hoffnung, dass wenn auch hier und da der Text etwas ermüden sollte, doch das Interesse an der Sprache genügend sein werde, um über dergleichen Stellen fortzuhelfen. Wir beginnen auf fol. 2 r° 1 Ms. 7227.

Matfres pregua nostre Senhor qu'el do grascia de ben dir e de l'obra complir.
Empero car cascus lo cen (= sent),
el saber e l'entendemen,
l'engen (ingenium) e la subtilitat
pren de la sancta trinitat
qu'es tant solament us Dieu(s) vers
en cuy per cert es tot poders,
local fay los petit effans (enfans),
enrazonatz e gent parlans
e sa gratia liberalment
tramet aondozament (abondamment)

*) Chaucer 11422: than ever did Pamphilus for Galathee, und in seinem Meliboeus bezieht sich auch auf dies liber Pamphili, von dem Leyser p. 2071 nähere Auskunft gibt.

tot jorn a cels que s vol el platz,
monda los de lors malvestatz
ez enlumina del cieu (sien) be
tot home qu'en aquest mon ve;
e quar yeu say cert que non suy (Ms. soy)
poderos d'ayso far ces (ses = sans) luy,
quar lunhs (= nulhs) homs nos pot re far be(n?)
si de Dieu lo payre no l ve(n?) (vient),
yeu per so de cor humielmen
prec le payre homnipoten*)
quez el sa grassia en trameta
per sa gran bontat e meta
e mi per sa gran pietat
seu poder e voluntat
quez ieu a la sua honor
a(s)sa gloria, a(s)sa luzor
et a estructio de la gent
quez an d'amar cor e talent,
r°. 2 parle d'amors en maniera
profechan e vertadiera
en la sua amor abrassan**)
totz cels que ayso legiran.
Et adonex er complit en mi
so que ditz lo salme Davi
que ditz lauzan nostre senhor:
Senher tu complihs ta lauzor
per boca de lacchis effan. (= allaité von lac Rayn. IV. b.)
car sitot yeu hoymay soy gran
en etat, yeu soy paux e nutz
etz effant lacchis enve(z) tutz, (Ms. falsch vetutz.)
don sapiatz, qu'ieu re dic be,
aquo ven de Dieu, non de me,
e si eu re de mal dizia,
aquo sapiatz que vendria
de ma suffecientia***)
(de vertutz e de siensia):†)
Venet donc tug fin aymador,

*) Das öfter wiederkehrende h ist ein Zeichen, dass der Copist ein Gaskogner war, was auch sonst der Dialect vielfach zeigt.

**) So geschrieben = embrasser s. Raynouard Lexique II. 253, doch steht es nach der im Ms. gewöhnlichen Orthographie für abrasar = embraser cf. id. II. 252.

***) Die Bedeutung suffisance (Ray. III. 268) passt nicht, es steht wohl statt insuffisance.

†) Dieser Vers, im Text ausgelassen, steht unten.

car Dieu lo payre es font d'amor
e de savieza payres
e de tot cant es creayres (créateur),
vera veritatz e vida
e vera salut complida
e verays lumps tot poderos (lumen),
veray misericordios,
qu'es en sub(s)tantia unitat
et en persona trinitat
ses comensament, senes fi,
non trasmudables atersi
e vers solehs*) de drechura
que per sa gran bontat pura
semblans asi nos volc crear
qu'el poguessem partissipar (Ms. 4. participar)
et al sobira gaug venir
amb ben amar etz ab sevir (Ms. 4. servir),
e per enlumina(s)tio (Ms. 4. illuminatio)
nos a dada cogni(s)tio
et en sa amor nos aviva (Ms. 4. avia)
et en be far nos abriva (presser, hâter Rayn. II. 259)
e ns fay lo sieu be dezirar
2 v°. 1 sobre autras res e demandar
e us fay al sieu sobira be
que deziram part tota (r)re
partessipar e(s)ser dignes
quar li play, tant es benignes,
e quar per nostra gran folor
em endevengut pecador (nous sommes devenus),
nos adutz a penedenssa
et en be far nos adressa
e nos met en via de salut
e nos coferma en sa salut (Ms. 4. e ns coferma pueys en vertut)
e per sa grassia nos vezita
et apres en nos vezita**)
e viore en (2. 4. nos) fay am drechura
et de mort nos assegura
e l'arma del cors partida***)
dona ns perdura(l)bla vida.
aquest veray Dieus ques a faytz
moltiplican sos bemfaytz,

*) Soleil: hier zeigt sich schon der son mouillé.

**) So in allen Mss, aber in 2. habita, 4. abita corrigirt.

***) Absolute Participial-Construction.

nos vezira novelamen
et espessialmen laygua gen (laica),
quar per mot gran bontat sia
aquest libre lor envia (envoie),
en loqual si volo legir,
pogran Dieu vezer e auzir:
vẽzer, si liezon le tractat (lisent)
noble de sancta trinitat
ab los autres IIII seguens;
et auzir lo pot eshamens (= eyssamens)
hom que del tractat s'aproyme (s'approche)
d'amor de Dieu et de proyme;
quar tot hom que bel ligira,
aqui Dieu per cert auzira.
A Dieu fay gratias donc del be
que y trobaret e non a me,
quar ges non es obra mia,
ans es per cert obra (s)sia,
mas que Dieu las escriu per mas mas (par mes mains),
donc yeu en soy sos scrivas,
et escriu e parli lo be
2 v°. 2 qu'eu aquest libre se conte
tot dreg ensemb la maniera
que trobam de la saumiera
de Balam la qual trop vi yeu (Numeri 22. 28. asina Balaam)
que parlec per vertut de Dieu,
qui'eu no soy teol(o)gias (Ms. 4. hat wieder die richtige Form)
ni soy ges estronomias,
quar nul temps astronomia
non auzi ni geumetria (geometria)
ni las santas scripturas
ni fizicas ni naturas,
donc no pora parlar lo be
quesz en est libre si conte,
per mi mezeyhs, si no m fos dat
per vertut de la deitat
laquals a tot plenier poder
de far tot so que pot voler
e quar sperit er, so say,
Dieus spira la on li play
e tramet grascia ses falhir
e de ben far e de ben dir.
e per so no volc apelar
home saben az ayso far
le maystre de tot cant es
per so quez om miels conogues

que non era la doctrina
d'ome carnal mas devina.
Comensem donc nostre tractat
e(n)nom de santa trinitat.
Aysi comensa la materia del albre d'amor(s) en general.

Brandenburg a. d. H. Dr. Sachs.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

In der Sitzung vom 14. December 1858 unterzog Herr Städler die neu erschienene italienische Grammatik von Fabrucci einer vernichtenden Kritik. Er wies zuerst die Unwissenschaftlichkeit der Behandlung nach, sodann die Unselbständigkeit des Verfassers und zuletzt den grossen Mangel an Sachkenntniss so wie an Sorgfalt, der diese Sprachlehre zu einer völlig unbrauchbaren macht. Mit einer Blumenlese aus den der Grammatik beigegebenen Beispielen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Italienische erheiterte der Vortragende die Versammlung.

Als Gast anwesend, sprach darauf Herr Prof. Röber in einem längeren, freien Vortrage über die Lauterzeugung. Von der Theorie des Schalls in der cylindrischen Röhre ausgehend, kam er zu den Willis'schen Experimenten der Vocalproduction durch einen über der frei schwingenden Zunge tönenden Cylinder. Er übertrug die so gewonnenen Resultate auf die Verhältnisse und Bedingungen der menschlichen Mundhöhle und zeigte, wie jene physikalischen Erscheinungen durch den organischen Körper hervorgebracht werden. Nach den musikalischen Lauten der Vocale wurden die Consonanten und die Uebergangsbildungen aus Vocalen in Consonanten durchgenommen und nach erfolgter Classificirung dargelegt, wie durch die Entstehungsorte und Hervorbringungswerkzeuge der einzelnen Classen und durch die mannigfachen Combinationen jener Factoren die verschiedenen Buchstaben sich mit physiologischer Nothwendigkeit aus der Einrichtung der menschlichen Sprachwerkzeuge ergeben.

Nachdem Dr. ph. et med. Rosenberg, der gleichfalls als Gast zugegen war, das Gesagte bestätigend, interessante Beobachtungen mitgetheilt hatte, die er selbst und Andere neuerdings am lebendigen Körper angestellt haben, entspann sich eine Discussion über den Vortrag, an welcher die Herren Michaelis, Döbbelin, Prince-Smith und Petermann Theil nahmen.

Die Sitzung vom 4. Januar 1859 eröffnet Herr Philipp mit einem Referat über eine von Herrn Emil Preusser in Leipzig als Manuscript eingeschickte Uebersetzung der Urania des Tiedge in's Englische. Er

erkennt den beharrlichen Fleiss des Uebersetzers an, weist jedoch in der Arbeit Schwerfälligkeit der Constructionen, Unverständlichkeit des Ausdrucks, Willkür im Versbau und Unreinheit der Reime nach. — Nach ihm hält Herr Kannegiesser folgenden Vortrag:

Ueber ein italienisches Volkslied und Goethe's Nachbildung desselben.

Als ich vor meiner Aufnahme in die hochgeehrte Gesellschaft, der ich jetzt als Mitglied angehöre, den Wunsch äusserte, die bisher, wie es scheint, unbeachtet gebliebene italienische Sprache und Literatur einzuführen, und mir dieser gewährt wurde, beschloss ich, die Erlaubniss auch sogleich zu einem längeren Vortrage, namentlich über Dante oder Metastasio zu benutzen, oder da ich diesen hinlänglich vorzubereiten verhindert wurde, eine Abhandlung über einen Dichter, der der italienischen verwandten spanischen Sprache vorauszuschicken. Indess ich fürchtete, die Ausführlichkeit derselben werde zu viel Zeit wegnehmen und kehrte desswegen zu meinem früheren der italienischen Sprache den Vorzug gebenden Vorsatze zurück, muss nun aber wegen der Kürze und Unbedeutendheit meines Vortrages um Nachsicht bitten. Er betrifft ein kleines Gedicht von Goethe, zu welchem ein italienisches Volkslied die Veranlassung gegeben hat. Ich lasse das letztere, auch für den der Sprache unkundigen Zuhörer oder Leser leicht verständliche, dem deutschen vorangehen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Tu sei quel dolce fuoco,
L'anima mia sei tu!
E degli affetti miei —
Dormi, che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tieni le chiave tu!
E di sto cuore hai —
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu!
E mi vedrai morire —
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire
Se lo comandi tu!
Dormi bel idol mio —
Dormi, che vuoi di più?

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele —
Schlafe, was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Diess in der Goethe'schen Liedersammlung „Nachtgesang" überschriebene Gedicht ist, wie schon aus der Vermehrung um eine Strophe hervorgeht, eine sehr freie Nachbildung des vorstehenden italienischen Volksliedes. Caspar Poggel sagt in seiner sehr empfehlungswerthen Schrift „über den Reim und die Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Goethe, Hamm 1834," S. 52: „derselbe Reim geht durch alle Strophen hindurch. Eine lieblichere Nachtmusik lässt sich nicht denken. Denn Musik ist das ganze Gedicht. Das zarte, dringende Verlangen, in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süsse Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flössen und Himmel und Erde, innere und äussere Natur mit dem reinen Gefühle des

Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und seligsten Begeisterung unsers Wesens zu läutern, verbunden mit dem Wunsche, dass auch die Geliebte von dieser Seligkeit des Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewusstseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden; diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit diese Verse uns berühren. Weil es immer nur Ein Gefühl ist, was mit leisem Wechsel sich äussert und aufgibt und dann wieder einholt, so bleiben auch dieselben Klänge gern im Ohr, besonders da sie eine für die ganze Empfindung so malerische Bewegung haben." — Heinrich Viehoff urtheilt dagegen in seiner Erklärung der Goethe'schen Gedichte II, 492 mit Beziehung auf Poggel etwas weniger günstig, wenn er sagt: „So gern ich im Ganzen in diess begeisterte Lob einstimme, so möchte ich doch Eines zu bedenken geben: ob nicht das Gedicht in den beiden Schlussstrophen etwas zu sehr sinke. Der Dichter stellt eine edle, entsagungsreiche Liebe dar, die nicht auf Aeusserung der Gegenliebe Anspruch macht, die sich an sich selbst erlabt. Der Liebende verlangt nur ein „halb Gehör," der Refrain „Schlafe, was willst du mehr?" vergegenwärtigt immer auf's Neue die Bescheidenheit seiner Wünsche. Der reine, ruhige Sternenhimmel, zu dem er aufblickt, gibt seinen Empfindungen eine religiöse Weihe (Str. 2), es sind keine flüchtigen, eitelu Empfindungen, die ihn bewegen, es sind „ewige Gefühle." Sie heben ihn zu hehren Höhen empor (Str. 3), und lassen allen Tand des irdischen Gewühles hinter ihm versinken. — Nach einem so edlen und würdigen Inhalt der drei ersten Strophen will die Klage in Str. 4 und 5, dass die Geliebte ihn „nur zu sehr" vom irdischen Gewühle trenne und in die Abendkühle banne, nicht recht gefallen; jedenfalls möchte den beiden Endstrophen ein reicherer, bedeutsamerer Inhalt zu wünschen sein."

Wenn Viehoff mir und vielleicht auch Andern hinsichtlich seines Tadels Recht zu haben scheint, so fragt es sich, ob die beiden letzten Strophen des Goethe'schen Gedichts nicht zu verbessern, oder — ob nicht überhaupt eine ganz neue deutsche Nachbildung zu versuchen wäre. Freilich bleibt es eine der schwersten Aufgaben. Der Kehrvers am Schlusse jeder Versreihe ist fast das Einzige, was Goethe beibehalten hat; und da er kaum anders als wörtlich zu übersetzen ist durch: „Schlafe, was willst du noch mehr?" so ist damit die Nothwendigkeit des viermaligen Reimes auf mehr verbunden, während im italienischen dieselben Reimwörter tu und più wiederkehren. Was dürfte nun in dieser Hinsicht, wie überhaupt beizubehalten und was aufgeopfert werden können? Die Aufgabe ist aber wohl der Berücksichtigung werth, und ich lade durch folgenden leicht zu übertreffenden Versuch zum Wettstreit ein:

Du, Wonne meines Lebens,
Du süsse Hoffnung mein!
Darf ich in nächtger Stunde —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Darf ich in nächtger Stunde —
Wirst du mir hold verzeihn?
Bei meiner Laute Tönen —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Bei meiner Laute Tönen,
Darf ich ein Lied Dir weihn?
Du wohnest, Du gebietest —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Du wohnest, du gebietest
In meines Herzens Schrein.
Dein bin ich lebend, sterbend —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Darauf las Herr Schmidt die Fortsetzung seines Aufsatzes über die literarischen Clubs in England während des 18. Jahrhunderts. Nachdem er die englischen essays mit der satira der Römer verglichen, theilte er Auszüge aus Goldsmith's essays mit, in denen das Clubwesen der damaligen Zeit mit launiger Uebertreibung geschildert wird. Dann ging er näher auf den im Jahre 1714 gestifteten Scribblerusclub ein, gab eine Inhaltsübersicht der unvollendet gebliebenen Transactionen dieses Vereins und las nach einer kurzen Schilderung des Streites über die Authenticität der Phalarisbriefe ein paar Proben aus dem gegen Bentley's Emendationen des Horaz gerichteten Virgilius restauratus vor. — Herr Strack bespricht und empfiehlt eine Abhandlung der Herren Wigger über die unregelmässigen Verba der zweiten Conjugation im Französischen. An einer sich hieran anknüpfenden Debatte über die Eintheilung der französischen Verba betheiligten sich die Herren Lazarusson, Kleiber, Mahn, Michaelis und Städler.

In der Sitzung vom 18. Januar trug Herr Kleiber eine von Herrn Sievers, corresp. Mitgliede des Vereins, zugeschickte Abhandlung vor, in welcher der Verfasser in geistvoller Weise die Geschichte der inneren Entwicklung Shakspeare's aus den ethischen Anschauungen, die in seinen Dramen enthalten sind, zu gewinnen sucht; speciell sucht er an zwei Stücken aus der Zeit, die er Shakspeare's Sturm- und Drangperiode nennt, Richard III. und Hamlet, seine Ansicht zu begründen. — Der Vorsitzende spricht im Namen der Gesellschaft dem Einsender Dank für die höchst anregende Zuschrift aus, bestreitet aber selbst die Möglichkeit, in dieser Weise aus der Betrachtung der einzelnen Dramen zu einem untrügerischen Urtheil über die Individualität des Verfassers zu kommen. Herr Lazarusson macht geltend, dass die geistige Entwicklung des dramatischen Dichters nur an den jedesmaligen Fortschritten in der Gestaltung und Darstellung der Charaktere gemessen werden dürfe. Herr Kleiber führt aus, wie die Charaktere eines Dramas nicht zu einem Schlusse auf den sittlichen Gehalt des Dichters, wohl aber auf den Umfang seiner genialen Kräfte und Anlagen berechtige. Herr Schmidt findet die Methode der Sievers'schen Beurtheilung ungenügend. Es müsste der Wechsel in Shakspeare's Empfindungen und Ideen zuvörderst aus seinen Sonetten festgestellt werden, und nachdem man so, hauptsächlich für seine reiferen Jahre, einen Kern von Anschauungen gewonnen, könne man dieselben mit dem ideellen Gehalte der gleichzeitigen Dramen zusammenstellen und zu einer Analyse seiner gesammten geistigen Entwicklung fortschreiten.

Dann begründet Herr Mahn in einer etymologischen Untersuchung über den Namen Rhein die keltische Herkunft dieses Wortes.

Den Schluss bildet die Mittheilung eines literarischen Curiosums von Seiten des Vorsitzenden. Derselbe liest sehr detaillirte Auszüge aus der Broschüre eines spanischen Arztes, Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon, über den Don Quixote. In dieser

wird alles Ernstes die medicinische Genialität des Cervantes in der Darstellung der Verrücktheit und ihrer einzelsten Symptome an der Person des Don Quixote verherrlicht und zwar in einer dem Gegenstand durchaus entsprechenden Form.

Die Sitzung vom 1. Februar eröffnete Herr Kannegiesser durch Mittheilung „Einiger Spracheigenthümlichkeiten in Goethe's Schriften," in denen derselbe zuerst eine reiche Lese ganz ungewöhnlicher Wörter, danach auffallende und der Sprache nicht geläufige Wortbildungen von bekannten Stämmen (z. B. echoen, pasteten) zusammenstellte.

Der zweite Vortrag, den Herr Hartung hielt, betraf die Methode des Sprachunterrichts.

Er unterwarf die bisherigen Sprachlehrmethoden einer ausführlichen Kritik und suchte zu zeigen, wie einerseits die abstract-grammatische Methode die Mittheilung des Stoffs, andererseits die Conversationsmethode die Erzeugung des Formbewusstseins der Sprache ganz dem Zufall überlasse. Nachdem er ferner die Frage, ob blosses Uebersetzen oder blosses Hören und Nachsprechen die geeigneten Mittel zum lebendigen Eindringen in eine fremde Sprache seien, mit Nein beantwortet, leitete er aus den von ihm zusammengestellten Ansichten der philosophischen Sprachforscher W. von Humboldt, Heyse, Steinthal u. s. w. folgende Forderungen und Vorschriften für eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende praktische Methode her:

1) Sie soll durch harmonische Entwicklung der geistigen Kräfte beitragen zur Gewinnung einer neuen Weltanschauung im Schüler.

2) Dies ist nur möglich, wenn die zu erlernende Sprache im Geiste des Schülers eine lebendige Wiedererzeugung erfährt nach denselben Gesetzen, wie sich in ihm die Muttersprache entwickelt hat.

Demnach muss 3) vom einfachen Satz ausgegangen werden als dem Ursprünglichen und zwar so, dass nicht todte Vocabeln und Formen oder todte grammatische Beispiele dem Gedächtniss übergeben werden, sondern so, dass mit Hülfe eines sowohl sachlich, als nach dem Leitfaden der Grammatik geordneten Gedankenstoffes, Urtheile im eigenen Geiste des Schülers erregt werden, die er nun als Antwort auf vom Lehrer ihm vorgelegte Fragen sogleich in der fremden Sprache ausspricht, wobei auf richtige Betonung (Wort- und besonders auch Satzaccent) zu halten ist.

4) Die Flexion wird so als inneres Bedürfniss gefühlt werden, und (was sie soll) dem Satze dienstbar sein. Sofern diese technische Seite der Sprache auch durch technische, d. h. mehr mechanische Mittel angeübt werden muss, darf man Schemata für Declinationen und Conjugationen nicht von vorn herein geben, sondern muss sie vielmehr durch Hinweisung auf Sprachanalogien und Gewohnheiten den Schüler selbst finden lassen.

5) Für die Syntax ist die bisherige Eintheilung derselben nach sogenannten Casusregeln ganz zu verwerfen, und vielmehr der Sprach-

stoff unter die Kategorien des Denkens unterzuordnen, welche die eigentlichen Formen des Satzes sind.

Sitzung vom 15. Februar. Zum Andenken an den hundertsten Geburtstag Friedrich August Wolf's las Herr Büchsenschütz einen Aufsatz, in dem er darlegte, wie die moderne Philologie ausser den allgemeinen und mittelbaren Beziehungen, derentwegen sie dem berühmten Schöpfer der neueren Philologie auch ihrerseits zu Dank verpflichtet ist, ihn noch speciell wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache zu den Ihrigen zu zählen hat, und wie er durch seine geistvolle und namentlich in der Nachahmuug der metrischen Erscheinungen ungemein treue Uebersetzung der Wolken des Aristophanes in's Deutsche einen begründeten Anspruch darauf hat, dass auch auf dem Felde der modernen Philologie sein Gedächtniss gefeiert bleibt. — Alsdann begründete Herr Heller in einem Vortrage über die Formation der starken Verben im Deutschen, namentlich über die Unterdrückung des Bindevocals e im Präsens bei vorhergehendem Ablaut aus dem Gebrauche der Gebildeten, aus dem Gesetze der Analogie und aus entsprechenden Erscheinungen in der englischen Sprache folgende, bisher in den deutschen Grammatiken vermisste Regel: „Der Bindevocal e in der zweiten und dritten Person des Präsens muss weggelassen werden, wenn der Vocal des Stammes eine Modification erleidet.“ Als Ausnahme sei zu betrachten, wenn, weil der auslautende Consonant des Stammes ein Zischlaut ist, ein in diesem Falle als euphonisch anzusehendes e eintritt, wie in du liesest. Die vielen Abweichungen von dieser Regel, die sich factisch in Schriftstellern vorfinden, seien als durch Analogie entstandene Irrthümer zu betrachten, wie wenn wegen der Analogie von mischet für drischt „drischet“ geschrieben wird. — Sowohl die Regel, wie Einzelheiten des Vortrags stiessen bei den Anhängern der historischen Schule auf Widerspruch; namentlich sprachen gegen Herrn Heller die Herren Sachse, Davvis, Michaelis, Mahn. Der Vortragende wird ersucht, bei der Wichtigkeit der Sache seine Arbeit zu eingehenderer Erörterung dem Druck zu übergeben.

Herr Lazarusson las darauf den ersten Theil einer Vergleichung der Dramen Othello und der Arzt seiner Ehre.

Er geht davon aus, dass diese Tragödien passend erscheinen, um daran die Gegensätze des Shakspeare'schen und Calderonischen Stils überhaupt zu entwickeln, insofern das poetische Motiv beider dasselbe, die Durchführung durchaus verschieden sei. Er wolle dies an den Charakteren und Situationen sowie an der ganzen Handlung der Dramen nachweisen. Was zunächst die Charaktere betrifft, so handelt Mencin überlegt aus Princip und fällt als Opfer des in ihr verkörperten Princips, der Ehre. Desdemona, ein durchaus naiver Charakter, wird ein Opfer der sich arglos hingebenden Natur. Jede von beiden trägt den Keim ihres Untergangs in sich und zwar grade in dem, worin ihr eigentlicher Adel und höchster Vorzug besteht. So wie dem eng-

lischen Dichter in Bezug auf das Opfer seines Stücks der Vorzug lebensvollerer Schilderung gebührt, so auch mit Rücksicht auf Othello selbst, den Herr Lazarusson als eine gewaltiger Aeusserungen fähige, blinde Naturmacht charakterisirt im Gegensatz zu dem Spanier Gutierre, welcher fortwährend reflectirt und selbst weiss, dass er eine Maschine in der Hand seines Princips ist. Nach einer kurzen Schilderung der um die Helden gruppirten Charaktere geht Herr Lazarusson besonders auf Jago näher ein, weist die glänzenden Seiten seiner Persönlichkeit neben der furchtbaren Gemeinheit seines Innern sowie die verschiedenen Triebfedern seiner Handlungsweise nach und deutet an, dass die Freude Shakspeare's an der Darstellung des Bösen darauf beruhe, dass in gänzlicher Verruchtheit, im Abfall von allem Göttlichen sich die formelle Unendlichkeit der Willensfreiheit am gewaltigsten enthüllt. Der Gegensatz der Situationen und der die Helden beider Stücke umgebenden Welt besteht darin, dass sich das Calderonische Stück ganz und gar in der unmittelbaren Wirklichkeit des spanischen Nationallebens und der dadurch bedingten gewöhnlichen Verhältnisse bewegt, dass uns dagegen Shakspeare in eine fremdartige, phantastische Welt versetzt, dessen ungeachtet aber in den Kreis wahrhaft und ursprünglich menschlichen Daseins erhebt.

Zum Schluss erheiterte Herr Strack die Gesellschaft dadurch, dass er aus einer Haitischen Zeitung eine französisch geschriebene, höchst bombastische und verstiegene Schilderung eines öffentlichen Examens in einer höheren Töchterschule auf St. Domingo mittheilte.

Am Schlusse jeglicher Sitzung wurden von dem Vorsitzenden die eingegangenen Schriftstücke vorgelegt und die Namen der durch Ballotage neu aufgenommenen Mitglieder der Gesellschaft mitgetheilt.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1857, 8.

Der als Dichter, als Literarhistoriker und Kritiker wohlverdiente Verfasser beschenkt uns hier wieder mit einem Buche, welches ebensowohl geeignet ist, eine Lücke in der Literaturgeschichte auszufüllen, als den guten Geschmack zu fördern und ein gesundes ästhetisches Urtheil zur Geltung zu bringen und zu befestigen. Schon von letzterem Gesichtspunkte aus betrachtet verdient dasselbe in unsrer Zeit die grösste Beachtung, eine grössere als von Seiten seiner Verdienstlichkeit für die genauere Kenntniss der dänischen Literaturgeschichte.

Das Buch ist Dahlmann gewidmet nicht bloss zum Dank für Anregungen, die der Verfasser von jenem erhalten, sondern auch, weil er wünscht und hofft, dass der Name „des alten gefeierten Vorkämpfers der Schleswig-Holsteinschen Rechte“ dem Buche ein Schild sei, Missverstand und Vorurtheil davon abzuwehren.

Laut der Vorrede ist Holberg seit mehr denn 20 Jahren ein beinahe täglicher Begleiter des Verfassers gewesen. Gleich bei der ersten Bekanntschaft gefesselt durch die komische Kraft des Dichters und entrüstet über das falsche Bild, das die Romantiker von ihm entworfen, fasste er den Entschluss, das deutsche Publicum mit Holberg genauer bekannt zu machen. Als erste Frucht dieser Studien erschien im Jahre 1843 ein Aufsatz über „Ludwig Holberg“ im zweiten Jahrgange des literarhistorischen Taschenbuchs von Prutz. Das vorliegende grössere Werk sollte unmittelbar darauf folgen und wurde schon im Messkatalog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt. Dass es durch die lange Verzögerung in jeder Hinsicht nur hat gewinnen können, ist nach dem umfassenden und gründlichen Studium des Verfassers von vornherein als gewiss anzunehmen. Noch mehr überzeugt uns davon der Einblick in den reichen Inhalt des literarhistorischen Theils des Werkes, sodann die Uebersetzung selbst von 6 Komödien und die denselben beigefügten Anmerkungen.

Die literarhistorischen Untersuchungen werden eingeleitet durch ein Raisonnement über allgemeine Beziehungen der dänischen und der deutschen Literatur. Wie schlecht auch die Dänen oft sich zu Deutschland gestellt haben, wie sehr wir Ursache haben, ihre Politik zu hassen, wie sehr wir die rohe Gewaltthätigkeit verabscheuen, mit der sie in Schleswig-Holstein (oder meinetwegen, wenn das ein Anderes sein sollte, in Schleswig und Holstein) — Gesetz und Recht mit Füssen treten, das Alles darf uns nicht ihre Literatur, ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft gehässig werden, lassen. Trotz der nahen Verwandtschaft, zumal der innerlichen, geistigen

theilt sie das Schicksal mit der schwedischen und niederländischen Literatur, in Deutschland nur wenig gekannt zu sein.

Die deutsche Wissenschaft hat von der skandinavischen Literatur so gut wie keine Notiz genommen; oder, wo sie es gethan, erstreckt sie sich nur auf die ältesten Zeiten. Dies ist Unrecht und weder durch wirkliche, noch durch Scheingründe zu beschönigen. Es ist vielmehr Pflicht, dankbar dessen zu gedenken, was wir überhaupt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders in der Gestaltung der deutschen Komödie durch Holberg gewonnen haben.

„Holberg hat in Deutschland wunderliche Schicksale gehabt. Vor hundert Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wohl gar ein Nebenbuhler und Muster unsrer Geschichtschreiber, vor Allem der unbestrittene König unsrer komischen Bühne, die Lust unsers Publicums, der Stolz unsrer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unsrer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung eben so tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der ekle Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Derbheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruss zurück, man warf seinen Namen zu denen der Possenreisser und unanständigen Gesellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch grösserem Unrecht) dreissig Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidungen selten und so zu sagen heimlich zugelassen."

Erst die Romantiker stellten den vergessenen oder verurtheilten Holberg in der Erinnerung wieder her; Tieck las ihn vor, man ahmte ihn nach, wenn auch nicht in seiner gesunden und derben Komik, seiner lebendigen Charakteristik, seinem warmen Nationalgefühl, seiner behaglichen Bürgerlichkeit, sondern umgekehrt: Die fremden romantischen Elemente der dänischen Komödie, die ironischen Capricen und Wunderlichkeiten, die Holberg selbst erst den Italienern und Franzosen entlehnt hatte, nur die ahmte man nach. Selbst Oehlenschläger's Uebersetzung misslang. Und als vollends Hegel in seiner Aesthetik sich gegen Holberg, als einen nüchternen, langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach, da war das Todesurtheil unterschrieben, so dass gegenwärtig bei uns von Holberg nirgends mehr die Rede ist, und sein Name so gut wie verschollen.

Unter diesen nicht besonders günstigen Umständen wagte Prutz sich zuerst 1842 mit seinem Versuch über L. Holberg im zweiten Jahrgange des damals von ihm herausgegebenen literarhistorischen Taschenbuchs hervor. Der Versuch fand wohlverdienten Beifall, namentlich auch in Dänemark, so dass schon dadurch diese umfassendere Arbeit und die Uebersetzung einiger Stücke vollkommen gerechtfertigt wäre. Noch mehr wird sie es dadurch, dass weder in deutschen, noch in dänischen Werken dem Gegenstande eine erschöpfende und der heutigen Wissenschaft entsprechende Behandlung zu Theil geworden ist.

Der zweite Abschnitt (S. 22 — 42) behandelt die Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg; der dritte (S. 43 — 102) Holbergs Leben; der vierte (S. 102 — 126) Holberg's wissenschaftliche Schriften; der fünfte (S. 126 — 218) Holberg's poetische Werke; der sechste (S. 219 — 227) die Einwirkung der Holberg'schen Komödie auf die Deutschen.

Es ist nicht meine Absicht, hier nach der umfangreichen und gründlichen Darlegung des Verfassers auch nur in kürzester Darstellung das vielbewegte und mitunter von schweren Prüfungen heimgesuchte Leben Holberg's zu zeichnen. Er hat ein in vielen Beziehungen anderen bedeutenden Männern ähnliches Loos gehabt: Noth, Kampf, Verkennung, unstätes Leben, bis er endlich in dem Hafen der Ruhe anlangte und einen ehrenvollen Wirkungskreis fand. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die poetischen Werke Holberg's. Nach einer kurzen Uebersicht und Eintheilung

derselben gibt der Verfasser eine möglichst genaue Auskunft über ihre Entstehung und erstes Erscheinen, über Ausgaben, Bearbeitungen, Uebersetzungen u. dergl.

Dem literarhistorischen Abschnitte folgen zunächst zur besseren Würdigung des poetischen Werthes der Holbergischen Werke einige allgemeine Bemerkungen über die Natur und das Wesen des Komischen überhaupt, so wie über den Entwickelungsgang der komischen Literatur bis auf Holberg. Sodann — und das dürfte wohl bei Weitem der wichtigste Theil der Untersuchung sein — werden die Resultate derselben an Holberg's poetischen Werken und ihren Einwirkungen auf Mit- und Nachwelt im Einzelnen nachgewiesen. Er stellt die Prinzipien Holberg's dar und bewahrheitet sie durch die eigenen Worte des Dichters. Der Charakter der Komödie, wie er sich theils aus gelehrten Studien, theils durch Bekanntschaft mit volksthümlicher Komik anderer Völker gebildet hatte, wird von Holberg in seine Rechte eingesetzt, und das Ursprüngliche und Frische, was dieselben durchzieht, wird ihnen nicht bloss für alle Zeiten Reiz und Werth verleihen, sondern muss gerade für unsre schwächliche, in materielle oder überspannt ideelle Richtungen auseinandergehende, dem gesund Klassischen nicht eben günstige Zeit von besonderer Wichtigkeit sein.

Die grössere zweite Hälfte des Buches enthält als Auswahl aus Holberg's sechsunddreissig Komödien eine Uebersetzung von sechs Stücken derselben nebst Anmerkungen. (S. 229 — 611.) Diese sechs sind: der politische Kanngiesser; Jean de France oder Hans Franzen; Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer; der elfte Juni; die Wochenstube; Ulysses von Ithacia oder Eine deutsche Komödie.

Die Uebersetzung selbst ist, wie sich das von dem Verfasser erwarten liess, in ihrer Art musterhaft. Niemand würde sich beikommen lassen, die Komödien für übersetzt zu halten, wenn nicht in einer Menge von Einzelnheiten nach Ort und Zeit manch' Fremdartiges enthalten wäre, was der Uebersetzer trotz seiner Meisterschaft nicht ausmerzen konnte oder durfte.

Möge der Verfasser in der allgemeinen Anerkennung seiner höchst verdienstlichen Arbeit den Lohn finden, auf welchen er für seine umfassende Thätigkeit die gerechtesten Ansprüche hat!

Dr. Sachse.

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Giessen. Ritersche Buchhandlung. 1858.

Unter so manchen Blumensträussen deutscher Dichtung begrüssen wir mit besonderer Freude den vorliegenden, als dessen Herausgeber sich der ehrwürdige Geschichtsforscher Paul Wigand ankündigt, der Gründer des seit sieben Jahren aufgelösten werkthätigen Wetzlarschen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Und Wigand hat sich nicht damit begnügt, jüngere Kräfte zum schönen Bunde zu sammeln und unter seiner Fahne in's Feld rücken zu lassen, er hat sich selbst daran mit einer bedeutenden Anzahl Lieder, Distichen und Elegien betheiligt, aus denen ein noch immer frisches Gemüth, männlicher Edelmuth und ein besonders an Goethe gebildeter anschaulichklarer, gesunder und feiner Formsinn uns freundlich ansprechen. Die Gegend, welche uns diesen freundlichen Dichtergruss sendet, ist dieselbe, in welcher Goethe seinen idyllischen Werthersommer verlebte, in welcher die wonnigsten und lieblichsten Natureindrücke sich in sein empfängliches Herz prägten, in welcher seine Dichtung so manchen frischen Lebenssaft in sich sog. Auch die hier gespendeten Gedichte zeugen von jener lieblich den Geist umspielenden, ihn auf sanften Blumenpfaden leitenden,

innig erwärmenden und beseelenden Natur, und gehören die dieser Richtung zugewandten Stücke zu den vorzüglichsten, hinter denen die geschichtlichen meist sehr zurückstehen. Fünfzehn Dichter haben sich zu dieser Sammlung vereint, die zuerst nach gewohnter Weise in alphabetischer Folge ihre Gaben uns bieten, dann aber noch einmal gleichsam im Chor sich vor uns vernehmen lassen; denn am Schlusse folgt ein fast ein Fünftel des Albums bildender „Bunter Liederkranz," worin die Namen der Dichter verschwiegen sind. Dass alles hier Gebotene mustergültig und neu sei, wird man nicht erwarten; aber meistentheils erfreut uns ein frischer, heller Sinn und eine das Gefühl in lieblichem Flusse wiederspiegelnde Form; die falsche Verfeinerung und das eitle Haschen, durch die Form oder den Gedanken schlagartig zu wirken, ist den Dichtern meist fern geblieben. Ausser Wigand heben wir besonders hervor Heinrich Sixt von Arnim, Wilhelm Birnbaum, Carl Otto von Fransecky, Carl Ernst Kohlhauer, von dem F. Hiller mehrere Lieder gesetzt hat, Adolph Menk, Christian Müller von Wittgenstein und Erwin Wester. Dürften wir einen Wunsch äussern, so sähen wir Uebersetzungen, so gelungen sie auch sein mögen, von diesem lyrischen Album gern ausgeschlossen. Möchte dasselbe mit diesem Jahrgang nicht geschlossen sein, sondern Jahr aus Jahr ein uns erfreuen, wo wir denn, da der Führer sich einmal gefunden, auch einer grössern Zahl von Dichtern zu begegnen hoffen dürfen. Und so schliessen wir mit Wigand's Ausspruch:

Es schliesst sich nie das Buch der Lieder,
Die Sänger ziehn und kommen wieder. D.

Die Braut der Kirche. Lyrisch-epische Dichtung von Carl Stelter. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1858.

Im Spätherbst, wenn die Blumen verblüht und die Früchte des Jahres eingeerndtet sind, sieht sich Mancher in der Literatur um, der bisher an den Freuden der Natur seine volle Weide und sein Genüge hatte, und wenn die langen Abende Unterhaltung verlangen, horcht Mancher auf Erzählungen, der sich sonst an Erfahrungen begnügt. Zugleich erkundigt er sich, ob die Leipziger Messe, die in Masse Neues bietet, den Leib zu schmücken, ihm nicht auch ein hübsches Buch gebracht habe, den Geist damit zu zieren, und es den Seinigen an den bevorstehenden Festen zum Geschenk zu bringen. Ein Buch, das zu dieser Zeit erscheint, hat immer einen Vortheil, und wir freuen uns, dass dieser dem neusten Gedicht unsres C. Stelter zu Theil wird, dessen lyrische Dichtungen eine so grosse Verbreitung gefunden haben. Würde die Geschichte, welche den Gegenstand dieser lyrisch-epischen Dichtung ausmacht, in gewöhnlicher schlichter Weise erzählt, so würde jeder Zuhörer mit Theilnahme der Begebenheit folgen, und sich den Personen mit Liebe zuwenden; die Erzählung in Prosa würde ihn unterhalten. Sollte es die gebundene Rede nicht mehr thun, die gefällig daher fliesst und dem lyrischen Erguss des Dichters freies Feld gibt? Wir sind überzeugt davon, dass das zierlich ausgestattete Bändchen den Beifall findet, der sonst, nach der Meinung mancher Verleger, heute besonders dicken Büchern zugewendet ist, und um nicht so viel zu bringen, dass der nach neuen Erscheinungen in der Literatur Lüsterne zu seiner Kenntnissnahme genug hat, aber doch hinreichend, um eine Probe zu gewähren, theilen wir eine Stelle mit, die, aus dem Zusammenhang genommen, verständlich ist:

In Ketten liegt die ganze Welt,
Dem schmiedet Glauben sie, dem Hoffen,
Den hat sie jählings einst getroffen,
Und selbst mit Rosenketten hält
Die Liebe Herzen fest umschlungen.

Wie Mancher hat sein Leben lang
Bis an den letzten Tag gerungen,
Doch ist die Kette, die ihn zwang,
Erst mit dem letzten Hauch gesprungen.
Ob sichtbar oder unsichtbar,
Ob schwer, ob leicht die Kette war,
In Fesseln leben mehr und minder
Auf Erden alle Menschenkinder.
Doch eine Kette, hart und schwer,
Das ist die drückendste von allen,
Die Sklavenkette —

Sie umschlang Alphons, den Helden der Erzählung, welche die Entsagung feiert, bei ihm und seiner geliebten Marie im dritten Gesang „Sklavenketten.“ Ganz anders sind die Liebesketten im ersten Gesang, der aus 5 Romanzen besteht und die Geistesketten des zweiten Gesanges in drei Romanzen; aber doch einheitlich in Plan und Form, was weiter im Gedichte nachzusehen wir die Leser dringend bitten.

Dr. C. A. W. Kruse.

---

1. Tannhäuser. Zweite verbesserte Auflage. Ein Sohn der Zeit. Aphorismen aus der Gegenwart. Dichtungen von Carl Siebel. Iserlohn. Jul. Bädeker.

2. Gedichte von Carl Siebel. Zweite vermehrte Auflage. Iserlohn. Jul. Bädeker. 1859.

Wenn auch der Gesang des Sängers Lohn, so ist doch seine Freude, dass sein Lied gehört wird, und die Weise, die er anstimmt, bei verwandten Seelen Anklang findet. Diese Freude ist dem jungen Sänger in reichem Masse zu Theil geworden, dessen Gedichte in zweiter Auflage vor uns liegen, nachdem wir erst nach verhältnissmässig kurzer Zeit die erste begrüsst hatten. Unter allen Kritiken, welche beide Bändchen, sowohl die Gedichte, wie den Tannhäuser, entweder mit kurzen Worten charakterisiren oder eingehend besprechen, ist uns keine einzige bekannt geworden, welche das Talent des Dichters gering geschätzt oder den Ton verkannt hätte, den er in frischer Originalität anschlägt; dagegen sind uns so viele zu Gesicht gekommen, welche des Lobes so voll waren, dass sie dem Dichter hätten nachtheilig werden können, wenn nicht Bescheidenheit, — nicht die falsche, welche Goethe gebrandmarkt hat, — sondern die echte, die Bescheidenheit des Genius, auch eine seiner Gaben wäre. Der Tannhäuser erschien unter einem Pseudonym, den der Dichter jetzt mit seinem wahren Namen vertauscht, indem er die schöne Jugenddichtung in der neuen Ausgabe in der Form abgerundeter und feiner vorlegt. Der neue Geist in der alten Sage ist so warm und lebenswahr, dass der Versuch, den Alfred Meissner selbst beim ersten Erscheinen einen gewagten nannte, als ein gelungener bezeichnet werden kann. Wir rufen ihm den Schluss seines lyrischen Epos zu:

Strebt voran, haltet nimmer still!
Der Mensch mag streben, was er will;
Es ruht ein Gott in seinem Streben,
Und ohne Streben ist kein Leben!

Dass der „Sohn der Zeit“ in einem Bändchen mit dem Tannhäuser gebunden ist, konnte als eine Zusammenstellung heterogener Stoffe erscheinen, —

der Minnesänger und der Ritter neben dem Maler aus der haute bourgeoisie der Gegenwart: — aber die Verwandtschaft der Idee tritt in Geist und Form unverkennbar hervor: es ist hier wie dort der Conflict im Leben und mit dem Leben, der Kampf mit herrschenden Vorurtheilen und Gewalten, die stärker sind oder zu sein wähnen. Im Sohn der Zeit ist die leider nur zu alltägliche Geldaristokratie, die schlimmste von allen, ein Hinderniss des Glücks und der freien Entwickelung, und die Geschichte spielt in Dresden während des Aufstandes. Das ist das einfache epische Moment: das lyrische ist an und für sich und noch mehr für den, welcher den Dichter kennt, von besonderm Interesse: Die Liebe ist der Mittelpunkt.

Nur der ist gottverlassen,
Der nicht mehr lieben kann.

Die Gefühle äussern sich klar und ohne Rückhalt, und hell und durchsichtig fliessen die Verse, in denen auch der nach einzelnen Ausstellungen suchende nur einen unreinen Reim findet, wenn er Ziele — fühle nicht passiren lässt, was bekanntlich bei Schiller noch zu den bessern gehört; aus diesen zum erstenmale gedruckten Gedichten nehmen wir als Probe aus des Malers Nachlass:

Wein und Brod.

Wein und Brod und Geist und Stärke,
Frohen Muth zu gutem Werke
Gibt Natur zu jeder Frist,
Die die Mutter Gottes ist.

Gib, o Mutter, alles Lebens,
Die du nichts uns gibst vergebens,
Dass wir, als dein wahres Kind
Wahrhaft rein natürlich sind.

Nacht.

Es ist so friedlich, ist so still umher.
Nicht eine Woge, die sich leise regt;
Vor Anker liegen ruhig, unbewegt
Die goldnen Gondeln in des Himmels Meer.

O Zeit der Nacht, o wärest du der Tag!
Der Morgen kommt; leer ist des Himmels Port;
Es treibt ein Sturm die goldnen Gondeln fort;
Der Frieden flieht dem Sturm des Morgens nach.

Diejenigen Gedanken, welche die höchsten und heiligsten Angelegenheiten betreffen, wie der

Choral

Der Du Himmel, Meer und Land
Wunderbar bereitet;
Der Du uns mit starker Hand
Immerdar geleitet;
Der Du über Land und Meer
Herrschest herrlich, gross und hehr:
Woll' uns nicht verlassen!

Was wir lieben, lassen wir,
Kommt der Tod gegangen.
Wolle Du, dass nur nach Dir
Stehe all' Verlangen.
Was wir lieben, lassen wir;
Wolle Du, dass nur nach Dir
Stehe all' Verlangen!

legen die Seele des Dichters offen und geben den Geist kund, der in ihm lebt, einen kräftigen, liebenden, ringenden, wie er sich auch in den Gedichten offenbart, die in der neuen Ausgabe vollendeter und abgerundeter vor uns liegen. Sie sind nach vier Klassen geordnet: Bilder aus dem Leben, aus der Innenwelt, Erzählendes und Liederbuch, das in drei Ordnungen zerfällt: a. Liebes-Leid und Lust, b. Wein und Wandern, c. Natur und Naturstimmung. Ueber die meisten der in der Empfindung lautern, im Ausdruck sichern Gedichte haben Leser und Kritiker ihr lobendes Urtheil ausgesprochen; die neu hinzugekommenen erhöhen in Stimmung und Form den Werth der Sammlung, die alle Freunde der Dichtkunst mit freudiger Zustimmung begrüssen. Wie seinem Freunde, Carl Rittershaus, von dessen Gedichten ebenfalls jetzt eine neue Auflage erschienen ist, der Tannhäuser, so sind die Gedichte Alfred Meissner gewidmet, und wie viele kleine Gedichte vollendete Devisen sind, so tragen sie alle gleichsam als Devise den Schluss des ersten Gedichtes:

Lass eine Hoffnung nichts verdrängen,
Halt einen Glauben fort und fort:
„Es löst aus wirrverworrnen Klängen
Versöhnung sich, als Schlussaccord!“

Es wird einem Dichter, der so mitten im Leben steht, so sicher um sich blickt und seine poetischen Schätze so aufrichtig aus seinem vollen Busen greift, der eine so edle Gesinnung hegt und sie natürlich, frei und schön ausspricht, nicht an Kränzen fehlen, die auch in seinem heimathlichen Thale gewunden werden und nicht bloss in schönen Mädchenherzen, an die er in dem Gedichte „In dem Thal, wo ich geboren“ appellirt, sondern von allen für das Wort der Kunst empfänglichen Gemüthern, selbst unter den in manchen Richtungen Befangenen; denn wahre Poesie siegt eben so unwiderstehlich, wie wahre Humanität. Die zierliche, geschmackvolle Ausstattung beider Bändchen gereicht der Verlagshandlung zur Ehre und muss dazu beitragen, den Eingang in die Büchersammlungen zu vermitteln.

Dr. C. A. W. Kruse.

Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache. Von Franz Heinrich Strathmann, vierte Lieferung. (Goll bis Lace.) Bielefeld. August Helmich.

Herr Franz Heinrich Strathmann hat nun die vierte Lieferung seiner „Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache“ von goll bis lace herausgegeben. Die früheren Sammlungen sind Archiv XXI p. 153 und p. 208 besprochen worden. Wir müssen dem Verfasser für die Veröffentlichung seiner mühevollen Sammlungen in einem Gebiete, das so brach liegt, und das man erst jetzt wieder in England zu beackern anfängt, Dank wissen; zugleich müssen wir ihm zu jener Gemüthsruhe glückwünschen, die es ihm ermöglicht, die nicht unerheblichen Ausstellungen, die an seinen Sammlungen gemacht worden sind, mit der grössten Gleichgültigkeit von der Welt zu ignoriren. Und so machen wir uns denn abermals mit der kränkenden Gewissheit, auch diesmal über die Achsel angesehen zu werden, an die Arbeit, des Verfassers Fehler zu rügen. Noch immer fehlt zuerst seinen Arbeiten jegliches Princip. Denn in dem Vorwort zur ersten Lieferung heisst es nur, dass der Verfasser zehn Jahre lang mit dem Plane umgegangen sei, ein möglichst vollständiges Wörterbuch der englischen Sprache, „der Art etwa wie das treffliche deutsche Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm“!! (ein kühnes Wort, und gelassen ausgesprochen) zu schreiben. Da

die Arbeit aber über des Einzelnen Kräfte gehe, so habe er sich entschlossen, das gesammte Material als Nachtrag zu den vorhandenen Wörterbüchern herauszugeben, um dem augenblicklichen Bedürfniss abzuhelfen. Man sollte nun daraus schliessen zu dürfen meinen, der Verfasser werde sich nicht erlauben, Ausdrücke als neue Beiträge drucken zu lassen, die in den vorhandenen Lexicis bereits stehen. Weit gefehlt! Denn Flügel und Lucas sind für ihn kaum vorhanden, und der Leser staunt über das, was er für neu zu halten gezwungen werden soll. Um nicht von den früheren Lieferungen, die von solchen vermeintlichen neuen Angaben strotzen, zu reden, citire ich aus der jetzt zu besprechenden to make good, ersetzen, was bei Luc. p. 1062 zu finden ist, the good people (Luc. p. 781); good gracious, ja good bye!!! wenn dies nicht beigebracht ist, um zu sagen, dass good hier für god steht, welche Vermuthung für den Verfasser den Reiz der Neuheit zu haben scheint, für uns aber doch wenigstens aus Flügel (p. 186 unter bye) alt ist. Ebenso hält der Verfasser gossip für eine neue lexikologische Entdeckung; denn dass er bloss, um die alten Formen godsib und gossib aus Chaucer und Holinshed anzuführen, das Wort aufgenommen, dagegen sprechen drei höchst überflüssige Citate aus modernen Schriftstellern. Neu soll ferner sein: Grandiloquent (Flügel p. 605), grange (Flüg. 606) grasp als Substantiv (Fl. 606), grate! (Fl. 607), gratify (ebendaselbst), und ohne nun weiter Flügel zu citiren, greatly, grecian, greedy, green room, green wood, gridiron, grievance, grieve, wenn es nicht dem Verfasser bei manchem dieser Wörter nur um die angeführte Etymologie zu thun war, worüber er seine Ansichten nirgend geäussert hat, grievously, grim, guess in other guess, gull. Dies ist, aber nicht ganz, das, was uns auf dem ersten Bogen als neu geboten wird. Danach wird mir der Leser wohl glauben, dass der Verfasser auch auf den folgenden Bogen und in seinen früheren Lieferungen ähnliche Dinge unbegreiflicherweise als neu anbietet, und wohl in nachfolgenden Lieferungen auch anzubieten fortfahren wird. Denn er verhält sich zur Kritik, wie nach dem arabischen Sprüchwort die Karawane zum Hunde. Das armselige Geschöpf bellt und die Karawane zieht stolz vorüber. Die vorhandenen Wörterbücher sind für den Verfasser also nicht vorhanden, oder vielmehr, er versteht unter vorhandenen Wörterbüchern nur die in seiner Bibliothek oder für ihn vorhandenen. Deren sind aber nicht viel. In allen Lieferungen finden wir fast ausschliesslich, neben den aus Selbstlectüre gewonnenen Citaten, die den wirklich nicht geringen Vorzug dieser Sammlungen bilden, Citate aus Halliwell, Franke, Spiers, Streit und hin und wieder aus noch andern Lexikologen. Was in aller Welt kann nun den Verfasser bewogen haben, sich auf eine gegebene Anzahl von Wörterbüchern zu beschränken, andre, vorzügliche Wörterbücher mit dem consequentesten Stillschweigen auszuzeichnen? Ueberzeugung von ihrem Unwerthe? Laune? Der zufällige Umstand, dass er sie für seine Bibliothek nicht gekauft hat? Und was in aller Welt kann den Verfasser bewegen, dass er, als Nachtrag zu den vorhandenen Wörterbüchern, aus den vorhandenen Wörterbüchern wie Beil ruhig abschreibt? Man sollte meinen, weil es in Beil steht, brauche es eben nicht als neu angeführt werden. Zu welchen vorhandenen Wörterbüchern ist denn nun seine Sammlung ein Nachtrag?? Ich komme wieder darauf zurück, dass es für eine erspriessliche Thätigkeit auf lexikologischem Gebiet unumgänglich nothwendig ist, ein brauchbares, gutes Lexikon als Ausgangspunkt anzunehmen, wie ich am Ende meiner ersten Sammlung im Archiv Lucas als einen solchen Ausgangspunkt anzunehmen vorgeschlagen habe. Dieser Vorschlag ist freilich von keiner Seite adoptirt worden, offenbar weil sich nur Wenige überhaupt mit englischer Lexikologie befassen. (Der Einzige, der sich damit befasst, Strathmann, steht zu hoch da, um Bestrebungen, die ein gleiches Ziel verfolgen, einige Aufmerksamkeit zu zollen, selbst dann, wenn ihm, worüber ich Archiv XXI etc. unter acting, beady etc. nachzusehen bitte, manche unrichtige Auffassungen eines Wortes nachge-

wiesen werden.) Wenn wir Nachträge liefern, müssen wir Nachträge zu irgend Etwas liefern. Nachträge aber zu einem schlechten Taschenwörterbuch zu liefern, wird wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen.

So viel nun über den hauptsächlichsten Fehler Strathmann's als neu aufzutischen, was nicht neu ist.

Wir gehen auf seine Etymologien über. Zuerst ist es sehr fraglich, ob Etymologie überhaupt in ein Wörterbuch gehört. Wohl eben so wenig, als die Syntax. Wie man aber nun syntaktische Regeln alphabetisch ordnen kann — für das Englische ist das geschehen, — so auch etymologische Sammlungen, wie Diez in seinem etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprache verfuhr. Ein onomatisches Lexikon und ein etymologisches Lexikon sind doch nun aber die heterogensten Dinge der Welt. Jenes liefert das Material, um die Schriftstücke in ihrem ganzen Zusammenhange verstehen zu können; es gibt die Bedeutung. Dieses kümmert sich um den Zusammenhang nicht; es untersucht die Form des einzelnen Wortes. Nun ist eine etymologische Rücksicht allerdings selbst in dem englischen Wörterbuch zu nehmen, und zwar nicht der Form, sondern der stylistischen Bedeutung wegen. Es ist nämlich wichtig zu wissen, ob ein Wort sächsischer oder normännischer Herkunft ist, und zwar deswegen, weil das normännische Wort wie to commence, für sich betrachtet, allerdings so viel bedeutet als das sächsische to begin, jedoch der Färbung und dem Tone des Satzes einen ganz andern Werth verleiht, als der entsprechende sächsische. (Mrs. Gaskell behauptet, ein ganz naturwüchsiger, sich in sächsischen Ausdrücken behaglich fühlender gentleman fange gewöhnlich an, in normännischen Wörtern zu reden, wenn er beim Genuss des Weins über die Schnur gehauen habe.) Es wäre daher eine nicht unbedeutende Verbesserung sämmtlicher Lexika, wenn sie durch ein Zeichen oder den Schriftsatz selbst zu erkennen gäben, ein Wort sei sächsischer oder normännischer Herkunft. Diese Neuerung wäre in einem Lexikon hoch anzurechnen, für den Verleger wäre sie vielleicht Gold werth. Doch weiss ich wohl, aus eigner Erfahrung, dass, was auch über Lexikologie vorgeschlagen wird, in den Wind geredet ist. Der Verfasser geht nun aber, — freilich ist er der erste nicht, — über besagte Forderung weit hinaus, wie aus beifolgendem Beispiele ersehen werden mag: Goose, angls. gôs, f., schwed. gås, dän. gaas m. u. f. (gasse, m.) nd. gaus, f., hd. gans, f., russ. gusi, m., gr. χάν (anst. χάνς), χήν, m. u. f. sanskr. hansa, m. hansi, f. (Bopp, p. 397.) Warum steht nicht auch die böhmische, polnische etc. Benennung daneben? Steht das Alles für den Linguisten da? Der weiss es entweder so, oder wenigstens informirt er sich darüber nicht aus einem englischen Lexikon. Oder steht es für den da, der Englisch lernen soll? Wie lernt er daraus mehr englisch? Ich glaube, es ist kein gewagtes oder zu scharfes Wort, diese Zusammenstoppelungen, diese polyglottischen Brimborien, als höchst unsinnig zu bezeichnen. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass Strathmann wiederum ganz hübsche Ideen hat, wie wenn er gollop auf gulp zurückführt; aber die rechte Mitte, wenn er doch einmal etymologisiren will, zwischen dem Ueberflüssigen und dem Nutzbaren zu finden, darum kümmert er sich nicht. Auch das ist ihm schon früher gesagt worden, aber, wie es sich von selbst versteht, ganz vergeblich.

Wir haben Herrn Strathmann ferner gebeten, uns gnädigst mit der Erklärung des seinen Citaten so oft angefügten N. N. zu beglücken. Beispielsweise gibt er ein allerdings neues Substantiv the impel mit der Erklärung the steam which impels the piston. Dieser Erklärung nun ist ein N. N. hinzugefügt. Heisst das nun, der Verfasser bürgt mit seiner Kenntniss des Englischen für die wirkliche Existenz dieses Wortes? Oder aber, er erinnert sich, es einmal gehört zu haben, wisse aber nicht, wo? Oder, es stehe in seinen Collectaneen ohne Angabe der Quelle? Herr Strathmann sieht, dass es sich hier ganz einfach um seine Glaubwürdigkeit handelt, man kann nämlich seinen N. N. Citaten überhaupt erst trauen, wenn er sich durch

öffentliche Erklärung zu ihnen bekennt. Ich gestehe, gegen anonyme Citate bei einem Sammler sehr misstrauisch zu sein, der die Lexika mit einem Worte wie bouterosity!!!!! beschenkt hat, wenn er gleich statt der fünf Ausrufungs- ein Fragezeichen setzte. Aber auch diese Bitte hat er nicht zu erfüllen geruhen zu dürfen gemeint. Und deswegen flehen wir ihn abermals, und gewiss wiederum unnützerweise, an, erstens: um weniger Altes, zweitens: um weniger Etymologie, drittens: um weniger N. N.

Bevor ich nun auf die Besprechung einiger Einzelheiten übergehe, muss ich noch bemerken, dass, was Vielen erfreulich sein mag, bei einer grossen Anzahl von Wörtern, die dem Verfasser bekannten dialectischen Formen beigefügt sind.

Gope, ein Cumberlandprovincialism soll eine Form für grope sein, was doch nichts als eine Behauptung ist. Analoge Fälle sind nicht beigebracht. Eine Quelle ist nicht citirt. Es könnte aus Lucas aufgenommen sein. Gorbelly soll aus gorell entstanden sein, wogegen der Accent spricht. Gorble und gorle, ohne Quelle, könnten aus Lucas aufgenommen sein. Goss, ohne Quelle, ebenfalls Gousty-frightful, ohne Quelle. Goul, ohne Quelle, vielleicht, wie hundert andre, aus Lucas. Bei dem allbekannten Ausdruck in grain steht in dem Satze: my father was a philosopher in grain das Wort „(echt?)“!! Dass the graze (turning him out for a graze on the common) nur in Berkshire gebräuchlich sei, ist eine schwerlich haltbare Vermuthung. In den Lexicis fehlen Hunderte solcher substantivirten Infinitive, worüber ich meine früheren Sammlungen nachzulesen bitte. Das zahlreiche Vorkommen derselben beweist, wie sehr es im Geiste der Sprache liegt, sie zu bilden. Unter grecian fire wird behauptet: „Jetzt greek fire.“ Dass letzteres heut allein gebräuchlich sei, glaube ich nicht. Unter gruff führt der Verfasser an: „on the very day we so inexcusably grufled you away (durch grobe, unhöfliche Behandlung wegtrieben?)“ Es ist wohl kein Zweifel, dass es so heisst.

Nachträge zu diesen Beiträgen sind, wie für g, so für die folgenden Buchstaben in den von mir mitgetheilten Verzeichnissen zu finden.

Wir gehen zu h über. Hab or nab wird erklärt durch have or not have. Liegt es nicht näher es aus have or nab, habe oder nimm, herzuleiten? Mitunter findet sich auch ein aus Lexicis bekanntes Wort ohne jegliche Erklärung, als ob der Verfasser von vorn herein daran verzweifle. So ist aus Warren citirt: ... saw a hatchment suspended from the house, ohne jegliche Erklärung. Das Wort ist sehr gebräuchlich. Was es ist, kann der Verfasser aus Webster, Fluegel, Lucas etc. etc., auch aus der Lecture des Shakespeare erfahren. Oder weiss er es, wozu das Citat? Oder hält er es gar für eine neue Entdeckung? Haze heisst Nebel, also hazy light, trübes, nicht mattes Licht, wie der Verfasser will. Mattes Licht braucht nicht trübes zu sein. Unter jestee führt er aus Sterne an jester and jestee, erklärt aber letztere Form nicht, was man doch von einem Lexicologen erwartet. Joe und Joey hat er meinen Beiträgen entlehnt. Ich übersetzte es, Marryat folgend, mit eight dollars, er ohne jeglichen Grund mit guinea.

Hätte ich hier immer notiren wollen, was für neu geboten wird, so würde ich diese Recension zu dem drei- oder vierfachen Volumen habe anschwellen lassen müssen und häufig das Staunen oder die Heiterkeit des Lesers erregt haben.

Wie scharf ich nun auch den Verfasser angegriffen habe, so weiss derselbe trotzdem sehr wohl, dass ich auch mit dem Lobe der guten Eigenschaften seines Buches nicht sparsam gewesen bin. Denn da er mich unter head citirt, wofür ich meinen gefühltesten Dank hiemit abstatte, so hat er auch meine frühere Arbeit Archiv XXI. gelesen. Auch diesmal empfehle ich das Buch seiner guten Eigenschaften wegen. Man wird viel Neues uns Hübsches darin finden. Aber allerdings wäre es wünschenswerth gewesen, wir hätten statt der vier Lieferungen jetzt e i n e ohne Ballast und gelehrten Wust

und nur Dinge enthaltend, die wir für wirkliche Bereicherungen anzusehen genöthigt wären.

Ich wünschte angelegentlichst, mit meinem hochgeschätzten Collegen, der mit Glück und Eifer sich demselben Gegenstand gewidmet hat, für den auch ich nach schwachen Kräften zu wirken gesucht habe, auf dem Gebiete der Lexikographie in innigster Collegialität hinfüro zusammenzutreffen. Allerdings wird man empfindlich, wenn man in einem öffentlichen Blatte vor der ganzen Welt seine Ansichten ausspricht und den geäusserten Wünschen auch nicht die geringste Folge gegeben wird. Ja, meine Empfindlichkeit geht so weit, dass, wenn der Verfasser auch für die nächste Lieferung mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle gänzlich unbeachtet liesse, er es sich zuzuschreiben haben würde, wenn ich ihn und seine lexikographischen Arbeiten der — — „bouterosity" zeihe, über welches tiefe, aber unverstandene Wort ich den Nichteingeweihten auf Archiv XXI verweise.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Wiggers, Dr. Julius, Die unregelmässigen Zeitwörter der zweiten Conjugation im Französischen. Probe aus einer Grammatik der französchen Sprache. Rostock, 1858. Druck von Adler's Erben.

Julius und Moriz Wiggers, die Söhne des würdigen Consistorialraths und Professors Dr. Gustav Friedrich Wiggers in Rostock, hatten sich im Jahre 1848 in Mecklenburg politisch so weit vergangen, dass man sie zu zehnjähriger Einzelhaft verurtheilte. Drittehalb Jahre haben sie diese Strafe in aller ihrer Strenge ertragen: von da ab gewährte man ihnen wenigstens den „Trost, dass sie sich zwei Stunden täglich, wenngleich unter strenger Ueberwachung, sehen und sprechen konnten." Sie haben diese „langen, trauervollen Jahre," zu sprachlichen Studien benutzt und Grammatiken der spanischen, der italienischen und der französischen Sprache ausgearbeitet, die völlig druckfertig daliegen, über deren Veröffentlichung aber noch verhandelt wird. Eine Probe aus der französischen Grammatik, „die unregelmässigen Zeitwörter der zweiten Conjugation," hat nun Herr Dr. Julius Wiggers zur Feier des 23. August herausgegeben, an welchem Tage funfzig Jahre vorher sein Vater in das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie eingeführt worden war. Ein unter so ausserordentlichen Umständen entstandenes und veröffentlichtes Buch verdient wohl eine nähere Besprechung, als vierundzwanzig nicht zu eng gedruckte Seiten sonst in Anspruch nehmen dürfen.

Eine Erörterung der „Methode, nach welcher die Verfasser den grammatischen Stoff zu ordnen und zu gliedern versucht haben," lehnt Dr. Wiggers mit den Worten ab: „Dieser einzelne Paragraph erhebt den Anspruch nicht, auch schon für sich ein Ganzes zu sein. Erst wenn die eine oder die andere dieser Grammatiken vollständig vorliegt, wird beurtheilt werden können, ob durch unsre Methode die erstrebte Verbindung des wissenschaftlichen und des praktischen Charakters einer Sprachlehre verwirklicht wird, und ob es uns gelungen ist, etwas Genügenderes zu leisten als die beiden in der Grammatik der neueren Sprachen noch immer dominirenden Richtungen, von denen die eine praktisch zu sein glaubt, wenn sie zu einer lediglich mechanischen Aneignung der fremden Sprache Anleitung gibt, und die andere wissenschaftlich, wenn sie eine Menge von Regeln aufthürmt, die aus Beobachtungen äusserlichster Art entsprungen sind."

Nach diesen Aeusserungen darf sich ein billiger Beurtheiler nur an den dargebotenen Lehrstoff halten.

Der Lehrstoff aber ist ein völlig anderer, als man erwarten sollte. Unter Zeitwörtern der zweiten Conjugation im Französischen haben wir Alle bis-

her die Verba verstanden, deren Infinitiv sich auf ir endet, und anders wissen es bekanntlich auch die Franzosen selber nicht. Bei Wiggers aber erscheinen als Verba der zweiten Conjugation die Zeitwörter auf re und auf oir, mithin diejenigen, die wir bisher als Zeitwörter der vierten und der dritten Conjugation gekannt haben. Mit welchen Gründen die Verfasser diese, so viel ich weiss, ihnen allein eigenthümliche Umänderung der Benennung rechtfertigen, ist aus dem hier gegebenen Bruchstücke nicht ersichtlich. Hier sagen sie nur: „Wegen des gemeinsamen Ursprunges mit den Zeitwörtern auf re gehören die Zeitwörter auf oir zur zweiten Conjugation, und zwar mit nicht minderem Recht als z. B. boire und croire, bei welchen nur durch den Gebrauch, nicht aus inneren Gründen, die Schreibung mit angehängtem e statt des blossen oir geltend geworden ist.“ Wahrscheinlich haben die Verfasser die Verba auf er und die auf ir gleichfalls zusammengefasst und stellen demgemäss überhaupt nur zwei Conjugationen für das Französische auf; sonst wäre gar nicht abzusehn, warum die Zeitwörter auf ir den Verben auf oir und re ihren so lange behaupteten Namen haben abtreten müssen.

Wenn wir aber zu Gunsten der Herren Verfasser diese Annahme auch wirklich machen, so müssen wir ihnen das Recht zu solcher Namenveränderung dennoch aus inneren und äusseren, aus historischen und pädagogischen Gründen auf das Entschiedenste bestreiten.

Abgesehen hiervon bieten die Verfasser auch in diesem Bruchstücke ihres Werkes so manches Gute, Belehrende und Interessante, dass man der Veröffentlichung des Ganzen mit Spannung entgegensehen kann. Sie classificiren die Verba in eigenthümlicher, aber höchst geschickter, das Lernen erleichternder Weise, wobei sie sich meistentheils durch etymologische Gründe leiten lassen. Sie geben die Formen nicht bloss an, als seien dieselben willkürlich so gebildet oder zufällig so geworden; sie erklären dieselben kurz, aber ausreichend und überzeugend, aus dem Lateinischen, oder durch Analogien aus anderen romanischen Sprachen und geben dem Lernenden so das Bewusstsein von einer selbst in den scheinbar wunderlichsten Formen vorhandenen Gesetz- und Regelmässigkeit.

Dies sind bedeutende Vorzüge, die gross und eigenthümlich genug sind, dass die Verfasser ihnen bei Veröffentlichung der ganzen Grammatik die verfehlte, weder historisch noch methodisch zu begründende Eintheilung in zwei Conjugationen gern zum Opfer bringen können, ohne dass sie besorgen dürfen, ihre Arbeit werde dadurch den Werth der Eigenthümlichkeit verlieren.

Zum Schluss noch ein paar einzelne Bemerkungen.

Bei pleuvoir brauchten die Verfasser zur Erklärung des darin vorkommenden v nicht auf das Italienische piovere und auf das Spanische llover aufmerksam zu machen; sie konnten einfach auf das Lateinische pluvia, den Jupiter pluvius und auf das Perf. pluvit statt pluit, dessen u stets lang ist, verweisen.

Das Futurum verrai leiten die Verfasser „von der (doch nur spanischen) Infinitivform ver ab, mit unregelmässiger Verdoppelung des r.“ Richtiger ist wohl die Ableitung von der Infinitivform vedere, vederai, oder, mit Ausstossung des e, vedrai, woraus dann nicht unregelmässig, sondern durch gewöhnliche Assimilation verrai entstanden ist.

Bei asseoir schreiben die Verfasser der allgemeinen Regel gemäss i statt y vor jedem stummen e. So schreibt auch die Grammaire des Grammaires. Es wäre aber doch zu sagen, dass viele der besten französischen Schriftsteller grade bei diesem Worte eine Ausnahme zu machen pflegen.

Dr. M. Strack.

Die französische Sprache und Literatur, als Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht. Programm der höheren Töchterschule in Elberfeld vom Director H. H. Friedländer. 1859. Commission der Bädeker'schen Buchhandlung.

Diese Schrift, welche mit ihren 67 Seiten weit über den gewöhnlichen Umfang der Programme hinausgeht, gibt Zeugniss dafür, dass der Verfasser viel und fruchtbar über die Aufgabe der Töchterschule und die des französischen Unterrichts insbesondere gedacht hat. Diese Blätter haben sich natürlich nur mit dem letzteren Gegenstande zu beschäftigen, finden indess auch in diesem Theile der Arbeit Veranlassung genug, sie der sorgfältigen Beachtung der Lehrer dringend zu empfehlen.

In seinem gerechten Eifer gegen das Bonnenwesen lässt sich der Verf. S. 10 zu weit hinreissen, indem er sagt: „Gilt es nicht gleich, ob ihnen Vocabeln und Sätze vorgesagt, oder ob sie von ihnen selbst gelesen werden? Auch von dem schlechtesten Lehrer kann man etwas lernen, und ich dächte wir lernten von den Bonnen gerade das Vorsagen statt des Lesens, mit andern Worten, wir wendeten die Sprech-, Schreib-, Lese-Methode, die sich in unseren Elementarschulen ja längst Bahn gebrochen hat, auch etwas allgemeiner, als es bisher geschehen, auf den Unterricht in fremden Sprachen an. Referent verweist zur Begründung dieses Wunsches auf die Vorrede zu seinem heuristischen Elementarbuche der englischen Sprache. (Zweite Auflage. Erfurt, Villaret. 1859.)" — Vollkommen stimmt Ref. dem bei, was der Verfasser gegen die Behandlung der Sprache als Gedächtnisssache vorbringt. Nur das hat für die Schule einen didaktischen Werth, was, indem es gelernt und angewendet wird, die geistige Kraft ausbildet und stählt. — Unsre Dankbarkeit erwirbt sich der Verfasser, indem er Mädchenpensionen, namentlich ausländische, und Conversationsstunden in ihrer Halt- und Werthlosigkeit hinstellt. —

Als Probe, wie der Verf. die Aufgabe des französischen Unterrichts in seiner Gesammtstellung zur Geistesbildung auffasst, geben wir folgende Entwickelung.

„Die Sprache hat es mit Wörtern und deren Verknüpfung zu Sätzen zu thun. In den Wörtern haben wir die konkrete Erscheinung von Vorstellungen und Begriffen und in den Sätzen die Verknüpfung derselben zu Urtheilen oder Gedanken, diese, wie jene, Bestandtheile des Seelenseins. Die Sprache ist also ein Aeusseres für das Innere, und zwar in so inniger Verknüpfung, dass dieses erst durch jenes fixirt und reproducirt werden kann, und dass jenes die eigenthümliche Beschaffenheit von diesem reflectirt. Unsre Vorstellungen und Gedanken existiren für uns nur, das Gebiet der Empfindungen und Gefühle, die Welt des Gemüths findet seine bewusstvolle Begrenzung erst innerhalb des sprachlichen Ausdrucks. Durch die Sprache sind wir allein im Stande, mit den erworbenen Vorstellungen die mannigfachsten Combinationen vorzunehmen und zu den höchsten geistigen Operationen zu gelangen. Auch abgesehen, dass sie das sicherste Mittel der Mittheilung ist, könnten wir ihrer nicht entbehren, ohne die Kontrolle unsers Innenlebens aufzugeben.

Die elementarischen Gesetze für die Auffassung der Aussenwelt sind bei allen Menschen dieselben; die Form der Auffassung jedoch ist verschieden, je nach dem Moment, welches bei derselben hauptsächlich thätig war. Machen wir dies an einigen Beispielen klar! Nach der Form unsrer Auffassung sehen wir in der Schlange das sich schlingende, schlanke Thier, während es im französischen Worte als das kriechende gesehen wird. Im Worte „Obst" bezeichnen wir das Erzeugte, im französischen fruit wird das Zugenießende bezeichnet. Bei dem deutschen „spaziren" fassen wir den zurückzulegenden Raum auf, bei dem se promener wird ein Sichvorführen aufge-

fasst. In unserm „gesunden Menschenverstand“ liegt die ungetrübte Kraft des praktischen Verstehens, in dem französischen „bon sens“ die gute Beschaffenheit der Sinne ausgedrückt. Auch im Italienischen heisst in buon senno bei vollem Verstande, und da Erkennen und Wollen zusammenhangen, heisst da buon senno, mit festem Willen.

Weist schon das Wort einer fremden Sprache auf eine eigne Gedankensphäre für das Bezeichnete hin, so sehen wir, wie innerhalb derselben die zahlreichen Modificationen der ursprünglichen Auffassung durch Flexion, Ableitung, Zusammensetzung, Verbindung, Stellung etc. der Wörter ebenso viele eigenthümliche Formen entstehen.

Das Innere ist es, welches die Form der Auffassung bestimmt; sie hängt von der Art und dem Umfange der innern Erregung ab; den Ausdruck derselben nennen wir Sprachform. So hat jede Sprache ihre eigenthümlichen Sprachformen, und sie sind um so abweichender von einer andern, je mehr sie von dieser durch die Schranken der Zeit, des Raumes und der gegebenen Verschiedenheit beider Völker auseinandergehen.

Die Formen der Muttersprache fixiren sich in der Seele des Kindes, wie Kristalle, ohne sein Dazuthun, auch ohne absichtliche Einwirkung von aussen, durch einfache Uebertragung mittels des Gehörs. Das Kind empfängt sie auf so empirische Weise nach der Beschaffenheit und der Anzahl, wie sie dem Kreise seiner näheren und weiteren Umgebung, insofern letztere in erstere lebendig hineinreicht, eigenthümlich sind, und gebraucht sie instinctmässig zum Ausdruck seines Vorstellungsinhaltes. Es vollzieht mit der Sprache und ihren Formen alle die Denkprozesse, deren seine Entwickelung fähig ist, und es ist interessant zu beobachten, wie das der Sprachbildung vorauseilende innere Leben sich entweder der gegebenen Form accommodirt, oder dieselbe zu sprengen und fortzubilden sucht.

Das Kind bedient sich bei seinen geistigen Funktionen der Muttersprache ebenso, wie der Luft beim Athmen, wie der Muskeln bei seinen Bewegungen; die Sprache selbst ist niemals Gegenstand seiner innern Erregungen. Sobald es aber eine andere Bezeichnung für einen Vorstellungsinhalt erhält, tritt es aus seiner sprachlichen Isolirtheit heraus, und die Sprache selbst fängt an, Objekt seines Denkens zu sein.

In dem fremden Worte, in der fremden Form, erhalten wir nicht bloss einen Klang mehr für unser Ohr, sondern eine Form der Auffassung mehr, und zwar eine solche, die unter dem Einflusse einer andern innern Erregung stattgefunden hat. Wir finden da andere Formen des Vorstellens, Denkens, Empfindens; wir sehen auf die unsre; wir vergleichen, unterscheiden, wir ergänzen und bestimmen; unser geistiger Horizont erweitert sich; für unser Erkennen sind neue Bahnen eröffnet, neue Interessen kündigen sich an; das Leben des Gemüths erhöht und vertieft sich; das Wollen ist auf edle, geistige Zielpunkte gerichtet, kurz das ganze innere Leben findet eine Erweiterung und Umstimmung, wie sie in solcher Vielseitigkeit und Energie von keinem andern Unterrichtszweige für die Form unsres innern Seins ausgehen kann.“

Wir machen dabei nur darauf aufmerksam, dass, wenn der Verf. den ersten Satz so fasste: Die Sprache hat es mit Sätzen und deren Zergliederung in Wörter zu thun, er schwerlich der Grammatik den wiederholten Vorwurf der Trockenheit machen würde. Trocken ist doch nur das, woraus der Geist keinen erfrischenden, nährenden, belebenden, befruchtenden Saft saugen kann. Ist denn aber die Grammatik trocken, wenn sie auf dem Gebiete des gesprochenen Wortes, wie die Mathematik auf dem Gebiete der gemessenen Grösse, einführt in das geheimste Weben des Gedankens und anleitet, die gefundenen Fäden mit eignem Sinnen, eigner Kunst zu neuen Gebilden zu verschlingen?

Von S. 30 ab gibt der Verf. eine vortreffliche Zusammenstellung von manchen gleichartigen und verschiedenen Ausdrucksweisen der deutschen

und französischen Sprache, die jedem Lehrer eine willkommene Grundlage bilden werden, durch deren Erweiterung und Vervollständigung er in den Stand gesetzt wird, seinen Schülern die Erkenntniss der Charaktereigenthümlichkeit beider Sprachen zu vermitteln. Zu beklagen ist nur, dass typographische und orthographische Incorrectheiten und Inconsequenzen, welche überhaupt die Schrift verunzieren, sich auf diesen Seiten in gar zu störender Weise häufen. Wir haben ferner zu erwähnen: S. 31 Je l'ai gorgé d'or heisst nicht: ich habe ihn bestochen. S. 35 und 36 beruhen die Erklärungen von dévorer des yeux, nous commençames de bon appétit, c'etait à qui, à l'envi, de son mieux, auf mangelhafter Erkenntniss der Präpositionen de und à. S. 36 Force lui fut de céder heisst nicht: es wurde ihm sehr schwer, nachzugeben. S. 40 ebenso wenig: on a dû vous dire, man hätte Ihnen sagen sollen. S. 48 ist der Dativ der Person zur Vermeidung des doppelten Accusativs nach faire und laisser fälschlich auf den Wohlklang zurückgeführt.

Das Buch schliesst mit einer Abgrenzung des aus der französischen Literaturgeschichte für Töchterschulen zu Behandelnden und einem daraus sich ergebenden Verzeichnisse von 44 Werken, „welche die französische Bibliothek der Gebildeten des weiblichen Geschlechts bilden können." Ref. erklärt sich im Allgemeinen mit beiden einverstanden und erinnert nur Folgendes: Der Verfasser sagt S. 60: „Les aventures de Télémaque werden noch immer von der Schuljugend gern gelesen." Ref. macht sich zum Wortführer vieler Collegen und Schüler, indem er den Télémaque für die langweiligste Lecture erklärt, die man in die Schule bringen kann. S. 63 wird über des moderne französische Theater doch gar zu absprechend geurtheilt. Der Bataille de Dames z. B. von Scribe, so wie der Philiberte und Diane von Augier wird doch Niemand den Zugang zu den Töchterschulen verwehren, der in denselben das verre d'eau liest. Noch möchten wir bei Corneille den überhaupt gar zu wenig beachteten Polyeucte und bei Voltaire Zadig nachtragen.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, das Publicum, namentlich die Aeltern seiner Schülerinnen, für den französischen Unterricht zu gewinnen, hat er mit Einsicht, wir wollen hoffen und wünschen, auch mit Erfolg gelöst. Im Interesse des Verf. bitten wir noch, es möge sich Niemand durch den etwas breiten Styl des Eingangs abschrecken lassen; der positive Theil der Schrift ist mit löblicher Kürze behandelt.

van Dalen.

Miscellen.

Goethe und Gödeke.

Eine Abfertigung.

Es muss denjenigen, der gewissenhaft von wissenschaftlichem Standpunkte aus anspruchsvoll hervortretende Erscheinungen der Literatur beurtheilt, höchst unangenehm berühren, wenn der Getroffene eine solche Beurtheilung kleinlicher Rechthaberei und bösen Willens zu zeihen sich verleiten lässt; dass er mit triftigen Gründen, wo es Noth thut, sich seiner Haut wehre, das wird ihm niemand verdenken, wenn er nur den vom Beurtheiler selbst gewählten Ton anständiger Besprechung inne hält. Dagegen muss es als der ärgste Missbrauch freien Gedankenaustausches gelten, wenn eine ernste Besprechung mit böswilliger Schmähung oder verächtlicher Grosssprecherei erwiedert und stichhaltige Gründe durch Verdrehungen aller Art abgefertigt werden. Eines solchen Missbrauches, ja des offenbarsten Luges und Truges hat sich neuerdings Herr Karl Gödeke gegen mich schuldig gemacht. In seinem „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“ hat derselbe eine Biographie Goethes geliefert, wie er behauptete, „auf dem umfassend gesammelten und kritisch gesichteten Material“ aufgeführt, die es „an Zuverlässigkeit der Angaben“ mit jeder andern aufnehmen dürfe. Niemand würde eine grössere Freude empfunden haben als ich, hätte sich diese Behauptung bewährt; da sich aber bei genauerer Betrachtung ergab, dass Gödeke nichts weniger als überall zuverlässig sei, dass er oft das Material nicht vollständig kenne, andern unbedacht folge oder sich zu falschen Schlüssen hinreissen lasse, dass seine Beurtheilung oft schief und meistentheils darauf ausgehe, dem Dichter etwas anzuhaben, so glaubte ich mich verpflichtet, vor einem solchen Vertrauen auf diesen Abriss, der sich so anspruchsvoll hervorthat, zu warnen, und zwar zunächst die Lehrer, in deren Besitz oder Gebrauch dieser Grundriss sich befinde. Diese durchaus in anständigem Tone geschriebene, Gödekes Kenntnisse im allgemeinen ehrenvoll hervorhebende Beurtheilung erschien in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“ LXXVIII, 320-324. Dawider hat sich nun soeben Herr Gödeke in der nachgelieferten Vorrede zu jenem „Grundriss“ in einer nicht bloss unverständigen, von lächerlicher Ueberschätzung zeugenden, sondern, was das Schlimmste ist, völlig unwahren, auf Lug und Trug sich stützenden Weise erhoben, welche die entschiedenste Zurückweisung von meiner Seite verlangt. Wenn Herr Gödeke sich wundert, dass mein Urtheil durchaus abweiche von allen öffentlich und vertraulich ihm mitgetheilten Lobsprüchen, so hätte er sich wohl sagen können, dass sehr wenige im Stande sind und sich die Mühe nehmen, eine solche Arbeit genau zu kontrolliren, dass dies am allerwenigsten von meist rasch gefertigten öffentlichen Beurtheilungen, zumal in politischen Blättern gilt, beson-

ders wo Freunde zu Gericht sitzen und dass briefliche Lobsprüche, wenn sie nicht von durchaus Kundigen, nach gewissenhaftem Studium erfolgen, nur den allgemeinen äussern Eindruck bezeichnen. Alle wahren Kenner müssen mit mir zunächst darin übereinstimmen, dass Gödekes Biographie auf das Lob der Zuverlässigkeit keinen Anspruch habe.*) Freilich hat er einen grossen Haufen Quellen zusammengebracht und besonders in bibliographischer Hinsicht manches Gute geleistet, aber weder ist gewissenhaft alles an Ort und Stelle benutzt, noch ist das Material kritisch gesichtet, nicht einmal dasjenige gehörig verwandt, was in letzterer Beziehung, besonders von mir selbst, geschehen war. Wenn Herr Gödeke gesteht, dass ihm die bedeutende Schrift von Strauss über Schubart entgangen ist, so sieht man, wie wenig vollständig sein Material gewesen, und wenn er die Briefe Goethes an Herder — unter Herder wird die Sammlung „Aus Herders Nachlass" freilich angeführt — bei Goethe selbst gar nicht angeführt, viel weniger benutzt hat, so spricht dieser eine Umstand mit beredter Stimme über das „umfassend gesammelte Material" das Urtheil.

Die harte gegen Gödeke gerichtete Beschuldigung, dass sein ingrimmiger Angriff gegen mich aus Lug und Trug zusammengewoben, fordert den strengsten Beweiss, und diesen gedenke ich hier durch urkundliche Darlegung der Unwahrheit der sämmtlichen von ihm gegen mich aufgebrachten Bemerkungen zu liefern. „Düntzers Insinuation, dass ich eine Darstellung des Jahres 1775 aus seinen Frauenbildern geschöpft haben möge, erledigt sich durch meinen Aufsatz in den Blättern für literarische Unterhaltung," bemerkt Herr Gödeke. Die Sache liegt aber ganz anders. Herr Gödeke hatte behauptet, nirgends sei bisher eine fehlerlose Darstellung des Jahres 1775 gegeben worden. Das erklärte ich für unwahr, da ich bereits in meinen „Frauenbildern" (1852) die Lebensereignisse Goethes während dieses Jahres so festgestellt hatte, wie sie bei Gödeke erschienen — und dies wagt er nicht zu bestreiten. Wenn ich hinzufügte, Gödeke habe daraus schöpfen können und ohne Zweifel geschöpft, so war ich im entschiedenen Rechte, da ich nicht vermuthen konnte, ihm sei die betreffende weite Ausführung in meinen „Frauenbildern" entgangen. In welches Jahr gehört denn Gödekes ohne weitere Angabe genannter Aufsatz? Hat er in demselben etwas entdeckt, was schon längst von mir mitgetheilt war, ohne dass es ihm, bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Goetheliteratur, bekannt geworden? Uebrigens kann ich selbst jetzt jene damalige Darstellung mit neuen, bei Gödeke fehlenden Angaben vervollständigen, die ihm sehr wohl, mir zu jener Zeit noch nicht bekannt sein konnten.

Herr Gödeke wirft mir vor, ich habe in meiner Darstellung — ich bediene mich seiner Worte — auf vermeinte Fehler förmlich Jagd gemacht, und dabei Böcke auf seinem Gehege entdeckt, die ich selbst hineingetrieben. Hiergegen habe ich zunächst zu bemerken, dass ich nur einzelne Versehen beispielsweise hervorhob, da es mir leicht gewesen wäre, die Zahl derselben auf das Dreifache, um nichts mehr zu sagen, zu vermehren, wie ich denn eine hier gar nicht erwähnte falsche Vermuthung Gödekes in diesem Archiv XXIII, 204 f. zurückgewiesen. Ferner hat Gödeke einen Theil meiner Ausstellungen stillschweigend hingenommen oder verbessert. Das Schlimmste für ihn aber ist, dass alle seine Gegenbemerkungen auf Verdrehungen und

*) Einer der allergenauesten Kenner Goethes schrieb mir, ehe er meine Beurtheilungen kannte: „Glauben Sie mir, Gödekes Buch wimmelt von Irrthümern und schiefen Urtheilen", und er freute sich später, dass ich ihm sein Recht habe widerfahren lassen. Die schiefen und verwirrenden Urtheile Gödekes nachzuweisen, erforderte ein eigenes Buch; ich darf ihnen gegenüber auf meine eingehenden Erörterung der meisten goetheschen Werke diejenigen verweisen, welchen es Ernst um die Sache ist.

Fälschungen beruhen, im besten Falle nichts gegen mich beweisen, obgleich er mich gerade des Irrthums zeihen will, der ganz auf meiner Seite sei.

„Zu Seite 714 berichtigt er," so beginnt er, „dass Goethe am 6. August 1771 nicht Doctor, sondern Licentiat geworden. Ich habe einfach nur mit Goethes eigenen Worten gesprochen, und dem Dichter nach der Promotion nur den Namen des Doctors gegeben, mit dem er in Sesenheim und fortan Jahre lang schlechthin benannt wurde." Dass Goethe am 6. August 1771 nicht Doctor wurde, sondern Licentiat, muss er zugeben; als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, trug ihm Salzmann an, Doctor zu werden, was er anfänglich abwies; zu Wetzlar aber war er schon Doctor. Es bleibt also ein Irrthum, wenn Gödeke „den jungen Doctor Goethe" im August noch einmal nach Sesenheim gehn, wenn er den „Doctor Goethe" Ende August nach Frankfurt zurückkehren lässt, da er damals nur Licentiat war. Offenbar war dies Herrn Gödeke unbekannt, und wenn er sich darauf beruft, er habe mit Goethes eigenen Worten gesprochen, so fragen wir, sollten denn Goethes nachweislich irrige Angaben einfach von Herrn Gödeke fortgepflanzt werden, der doch anderwärts selbst gesteht, die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" könne nicht entscheidend sein, wo die Urkunden widersprechen! Mit dieser Beschönigung eines durch Unkenntniss entstandenen Fehlers ist es also offenbar gar seltsam bestellt.

Viel schlimmer steht es mit der zweiten Bemerkung: „S. 715 wird es „ganz irrig" genannt, dass der Götz schon in Wetzlar concipirt sei. Irrt hier jemand, so irrt Goethe selbst, dessen Angabe (S. 878 zum J. 1771) ich einfach nur wiederholt habe. Goethe irrt aber diesmal nicht, wie die Vergleichung von Gone's Masuren mich belehrte, und Herrn Düntzer belehren könnte, wenn er den Götz nicht schon vor Jahren commentirt, und damit jede weitere Belehrung abgeschnitten hätte." Wie kann man die Wahrheit frecher ins Gesicht schlagen! Herr Gödeke braucht mich nicht zu belehren, dass Götz schon in Wetzlar concipirt war; ich habe ja gerade das Umgekehrte bemerkt von dem, was er mich sagen lässt, dass Götz nicht später, sondern früher schon concipirt und im ersten Entwurf vollendet war. Aeussere ich ja bestimmt genug: „Der erste Entwurf fällt 1771, wo er in Frankfurt weilte (Herr Gödeke wird sich doch wohl erinnern, füge ich jetzt hinzu, dass Goethe erst 1772 nach Wetzlar ging), die Umarbeitung in das Jahr 1773."

„Zu S. 717 glaubt H. Düntzer nicht, dass Goethe die Episode vom Bauernknecht als künstlerischen Contrast in den Werther eingeschoben habe. Da dieser Unglaube ästhetischer Natur ist, bedarf es gegen Herrn Düntzer keines Versuchs der Erschütterung." Herr Gödeke übersieht aber völlig, dass diese Geschichte in die Werthers eingreift und als ein Moment hervortritt, worin sich Werthers eigene Zerrüttung enthüllt, ja diese wird dadurch noch beschleunigt. Also kein blosser künstlerischer Contrast ist es, weshalb sie eingeschoben ist, sondern sie steht in innigster Beziehung zur Geschichte Werthers. Freilich darf man sich die Augen nicht verschliessen, wenn man etwas sehn soll, und wäre es noch so offenbar.

„S. 720 wird bemerkt, Goethe habe sich nicht nach, sondern vor seinem Abgange von Wetzlar in Giessen aufgehalten. Da Goethe selbst (S. 878) die Hauptepochen verzeichnet, und Frankfurt, Wetzlar, Giessen in dieser Folge nennt, wollte ich die Folge nicht ändern, zumal da gar nichts darauf ankommt." Freilich, wenn überhaupt auf die Genauigkeit nichts ankommt! Worauf beruft sich aber Herr Gödeke? Nicht auf die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung," welche die Zeitfolge ganz richtig angibt, sondern auf das frühere rasch hingeworfene, in manchen Punkten die Zeiten verwechselnde autobiographische Schema. Was aber das Seltsamste ist, so wird in diesem Schema Giessens gar nicht gedacht, und soll in der dortigen Zusammenstellung „Darmstadt — Die Schlosser. Merck — Wetzlar," wie Gödeke in unglaublicher Verblendung anzunehmen scheint „Die Schlosser.

Merck“ auf den giessener Besuch gehn; da diese Bezeichnung doch offenbar nur seine erste Bekanntschaft dieser Männer andeuten soll, so müsste Gödeke ja den Dichter, ehe er nach Wetzlar ging, Giessen besuchen lassen. So ergibt sich diese Beschönigung als grösste Albernheit, Gödeke musste, wie es in „Wahrheit und Dichtung“ geschieht und es der sonst bestätigten Geschichte gemäss ist, Goethe vor seinem Abgange von Wetzlar nach Giessen gehn lassen.

Wenn er weiter bemerkt: „Zu S. 719 wird die Ausdehnung der Recensionen, die Goethe in die frankfurter gelehrten Anzeigen lieferte, bis zum 21. April 1775 um zwei Jahre beschränkt; was mit den Thatsachen nicht übereinstimmt,“ ist das wieder eine der gröbsten Unwahrheiten. Herr Gödeke behauptet, die Recensionen der frankfurter gelehrten Anzeigen gingen bis zum 21. April 1775: dies ist irrig. Goethes letzte Recension findet sich im Blatte vom 17. August 1773. Goethe lieferte keine weitere Beiträge, nur dass seine Erklärung vom 9. April 1775, dass er nicht Verfasser des „Prometheus“ von H. L. Wagner sei, auch hier abgedruckt wurde. Gödekes Angabe: „Im Ganzen ziehen sich diese 36 Recensionen vom 11. Februar 1772 bis zum 21 April 1775“, ist demnach irrig; freilich sehe ich jetzt, dass es sich hier nicht um einen blossen Druckfehler handelte, eben so wenig wie eben bei dem Aufenthalte in Giessen, wo ich nach für nichts weiter erklären wollte. Gödeke macht eine Erklärung zur Rezension, und lässt Goethe sich zwei Jahre länger an jener Zeitung betheiligen.

„Zu S. 720 bemerkt H. Düntzer bescheiden, die Angabe, dass Hans Sachsens poetische Sendung ins Jahr 1774 zurückverlegt werde, „scheine durchaus haltlos.“ Für 1776 spricht nichts als die Erwähnung eines Pappdeckels, auf dem Goethe das Gedicht begonnen, für 1774 innere und äussere Zeugnisse.“ Solche innere und äussere Zeugnisse hat aber Gödeke nicht beigebracht! Ueber die Zeit der Abfassung kann vernünftiger Weise kein Zweifel obwalten; denn wenn Goethe im Juni 1776 an Frau von Stein einen Pappdeckel sendet, auf dem er, wie er sagt, reisend nach Leipzig (im März 1776) die Zettelchen unterwegs an sie geschrieben und mitunter das Gedicht Hans Sachs (doch wohl auf derselben Reise und nicht zwei Jahre früher) angefangen, so muss jeder Zweifel schwinden. Dazu kommt — und auch diesen Umstand hatte ich nicht unerwähnt gelassen —, dass Riemer aus dem Tagebuche Goethes berichtet, Hans Sachs sei am 27. April 1776 vollendet worden.

„S. 723 habe ich das Lustspiel mit Gesängen, das Goethe im Spätherbste 1773 beendet hatte und in einem Briefe an Kestner erwähnt, ganz willkürlich auf Erwin und Elmire gedeutet. Die Willkür besteht in der zwingenden Nothwendigkeit, da Goethe kein anderes Lustspiel mit Gesängen nachgewiesen ist.“ Das also wäre eine zwingende Nothwendigkeit! Herr Gödeke sieht also wirklich die Möglichkeit nicht ein, dass irgend ein goethesches Stück uns verloren gegangen sein könne! Und ist denn wirklich Erwin und Elmire nachweislich 1773 gedichtet? Nein, im Gegentheil gehört es in den Anfang des Jahres 1775, wie ich gleichzeitig bemerkt habe. Die Arie „Ein Schauspiel für Götter“ in „Erwin und Elmire“ ward Ende Februar 1775 gedichtet, und alles zeigt, dass das Stück aus der Liebe zu Lili hervorgesprossen, gleich der etwas spätern Claudine. Meine Bemerkung, dass der betreffende Brief an Kestner nicht aus dem Spätherbst, sondern offenbar am 25. December 1773 geschrieben sei, woher sich auch die Zeit jenes Lustspiels etwas ändert, hält Gödeke, so offenbar die Sache auch ist, keiner Erwähnung werth.

„S. 724 sagt Gödeke, als Goethe in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel von Dr. Faust gesehen, habe ihn die Gewalt des Stoffes gefasst; Herr Düntzer lässt mich sagen, Goethe habe den ersten Plan zum Faust gefasst. als er 1773 das Puppenspiel gesehen, und meint, das sei „durch nichts zu begründen.“ Die kleine düntzersche Wortverdrehung

lässt sich freilich durch nichts begründen." Wenn Gödeke sagt, 1773 habe ihn, als er jenes Puppenspiel gesehen, die Gewalt des Stoffes erfasst, und hinzufügt: „Und nachdem er sich durch frühere Entwürfe glücklich durchgearbeitet, mit andern vergeblich zu vertragen gesucht, wurde Faust seine liebste Lebensaufgabe," so ist es doch wohl klar, dass nach ihm der Anblick des Puppenspiels den Gedanken an eine dramatische Bearbeitung des Stoffes hervorgerufen, und mehr sollte auch der von mir gewählte Ausdruck nicht besagen; von einem Entwurf des Plans ist keine Rede. Wenn in der Frühjahrmesse 1773 wie gewöhnlich ein Puppenspiel in Frankfurt sich befand, wie Goethes Brief an Kestner Nro. 67 beweist, so folgt daraus mit nichten, dass Goethe es besucht — ja man könnte aus dem Briefe eher das Gegentheil schliessen —, noch weniger, dass er den Doctor Faust darin gesehen, am allerwenigsten, dass dieser ihn damals besonders ergriffen habe. Das Puppenspiel hatte er wohl schon als Knabe gesehen, besonders angereizt durch das Volksbuch, und die „Puppenspielfabel summte in ihm wieder," ohne dass er nöthig hatte, in seinem vierundzwanzigsten Jahre diesen Eindruck zu erfrischen.

„Die Aeusserung S. 725, dass wer den Prolog im Himmel gelesen und bedacht, keines andern Faustcommentars bedürfe, nennt H. Düntzer eine „ungerechtfertigte Phrase;" ich glaube, sie ist durch H. Düntzers Commentar mehr als gerechtfertigt, der doch wohl nach des Verfassers Urtheile der beste ist." Es bedarf keines Wortes zum Beweise, dass eine Erläuterung der verschlungenen Räthsel in beiden Theilen des „Faust" dadurch keineswegs erreicht sei, wenn man den Grundgedanken nach jenem Prolog richtig gefasst hat. Und gar manche scharfsinnigere und gewandtere Geister als Herr Gödeke haben sich meines Faustcommentars gefreut, der auch bereits in zweiter Auflage, trotz mancher anderweitigen Ausbeutung seines reichen Inhaltes, erscheinen konnte. Mag Herr Gödeke sich immer zu den Bequemen zählen, die ein tieferes Studium eines so grossartigen Dichtwerkes mit dem Prolog abthun, kein Verständiger wird glauben, über den Homunkulus, die Mütter, die klassische Walpurgisnacht und hundert andere Dinge sein Licht am Prolog im Himmel anzünden zu können. Dass dieser Prolog 1806 hinzugekommen sei, wird von Gödeke jetzt nur insofern geändert, als statt 1806 1805 zu lesen sei. Warum gedenkt aber Gödeke nicht seiner eigentlichen viel frühern Entstehung (1797)? Die Freude an seinem puerilen Witze lasse ich ihm gern.

„Die gelegentliche Bemerkung S. 726, dass Goethe Ende März 1775 Claudine von Villa Bella der Beendigung nahe gebracht, nennt Herr Düntzer „ungenau" und belehrt die Leser mit der genauen Angabe, dass Goethe am 14. April beinahe damit fertig gewesen ist. Ende März ist freilich unbestimmter als 14. April, aber aus der genauen Angabe erfährt man genau dasselbe, wie aus der ungenauen, dass Claudine im Frühjahr 1775 in Arbeit war." So beschönigt es Gödeke, das ihm die betreffende Stelle entgangen war. Dass „Goethe am 5 Juni davon schon Abschriften verlieh," ist, um dies gleich mit zu bemerken, ebenfalls ungenau. Goethe hatte, wohl Anfangs Mai, eine Abschrift der Schwester gesandt, wahrscheinlich die einzige Reinschrift, und dieselbe theilte er am 4. Juni an Knebel mit. Sollen genaue Nachrichten geboten werden, so muss man auch durchaus möglichst genau sein.

Einen neuen Absatz beginnt Herr Gödeke, um zu einer ungeheuerlichen Fälschung einen Anlauf zu nehmen. „Die Anmerkung zu S. 726 behauptet nach H. Düntzer Unmögliches; indessen räumt H. Düntzer ein, dass Goethe am 23. Juni nicht zugleich in Offenbach und in der Schweiz gewesen sein könne. Genau dasselbe behauptet die Anmerkung." Man höre den Wortlaut der betreffenden Anmerkung: „Zu den mannigfachen Selbsttäuschungen Goethes über sein Verhältniss zu Lili muss auch das angebliche Scherzspiel: „Sie kommt nicht" gehören. Am 23 Juni, den er in Offenbach zugebracht haben will, war er in der Schweiz." Die Anmerkung bestreitet

demnach nicht allein die Möglichkeit, dass dieses („angebliche") Festspiel zum 23. Juni in Offenbach (oder vielmehr in Frankfurt) gedichtet sei — und hierauf hatte ich zuerst, längst vor Gödeke, aufmerksam gemacht, sondern sie leugnet dasselbe geradezu, indem sie den falschen Schluss macht, weil dieses Scherzspiel am 23. Juni nicht gedichtet sein kann, worauf es Goethe verlegt, hat er ein solches gar nicht geschrieben. Wie hätte aber Goethe sich dergestalt täuschen können, da er genau den Gang des Stückes aus dem Gedächtnisse wieder herstellte! Und sagt er uns ja, dass er sich oft nach einer Abschrift oder dem Concept des Stückes erkundigt. Eine Vermuthung, wann das Stück gedichtet worden, habe ich in meinen „Frauenbildern" gewagt.

„S. 738 wiederhole ich urkundliche Worte über das „ins Conseil sitzen vom Sonntag 11. Februar." (1776), und suche dieselben zu deuten; H. Düntzer nennt das „irrig," aber nicht die Deutung, sondern die Anführung der Quellenstelle nennt er irrig, da dieselbe, wie er schon irgendwo dargethan, dem folgenden Jahr (1777) angehöre; 1777 fiel aber der 11. Februar nicht auf Sonntag." Die Sache ist einfach die, dass Schöll das Billet in ein falsches Jahr gesetzt. Gödeke aber greift zu einer Fälschung, um mich zu widerlegen, indem er behauptet, es stehe urkundlich fest, das Billet sei am 11. Februar, einem Sonntag geschrieben, woher es nicht dem Jahre 1777 angehören könne Nun aber trägt das Billet, wie man sich durch Augenschein überzeugen kann, bloss das Datum „den 11. Februar;" den Wochentag hat Schöll in Klammern beigefügt, weil er es ins Jahr 1776 versetzte. Offenbar ist es aus seinem Gartenhause geschrieben, das aber Goethe erst ein paar Monate nach dem Februar 1776 bezog. Auch stimmt es ganz zu dem Billet vom 4. Februar 1777. Ein „Gastiren" im Conseil, wovon Schöll spricht, ist ein Unding, und auch Gödekes Erklärungsversuche konnte nur die Verzweiflung eingeben. Zur Vertheidigung greift er jetzt zu einer Fälschung. Immer weiter treibt es ihn auf seinem Wege abwärts, die Fälschung wird immer kecker. „Die S. 743 gegebene Bemerkung, dass Rastlose Liebe (dem Schnee, dem Regen) am 11. Februar 1776 entstanden sei, nennt H. Düntzer ein „Versehen:" er hat die Briefe an Frau von Stein nachzuschlagen, um sich von dem Versehen auf seiner Seite zu überzeugen." Das ist die unverzeihlichste Unwahrheit, die einen Literarhistoriker auf Zeitlebens um alles Vertrauen bringen sollte. In den Briefen an Frau von Stein findet sich auch nicht die allergeringste Spur jenes Gedichtes, dagegen steht, wie ich in meiner Beurtheilung bereits bemerkt, um Herrn Gödeke zurecht zu weisen, unter dem 12. Februar 1776 „Wanderers Nachtlied." Ein Irrthum ist verzeihlich, aber eine so dreist wiederholte Unwahrheit muss jeden rechtlich Gesinnten entrüsten. Hatte Gödeke sich ein falsches Citat gemacht, darauf hingewiesen, musste er die Briefe an Frau von Stein nachschlagen, um sich der Sache zu versichern.

„S. 755 bin ich nach H. Düntzer über die Iphigenie (ich sage „über die drei ersten Gestalten der Iphigenie") im Unklaren; H. Düntzer ist nur über die klare Bedeutung meiner Worte im Unklaren." Gödekes Worte sind klar genug, um seine völlige Verwirrung in der Sache nachzuweisen. Den wahren Verhalt habe ich unzweifelhaft in meiner Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen festgestellt. Aber Herr Gödeke hat keine Zeit, der Sache eine ruhige Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn er weiter bemerkt: „Auf S. 781 ist es H. Düntzer auffallend, dass ich Goethe nachschreiben konnte, die Iphigenie sei auf der ersten italiänischen Reise mehr Entwurf als Ausführung gewesen. Ich denke, Goethe wusste doch, was er sagte, wenn er Entwurf und Ausführung unterschied. H. Düntzer meint freilich, die Iphigenie sei in Italien ja nur in geregelte Verse gebracht." Herr Gödeke hätte hier nicht denken d. h. meinen, sondern die jetzige „Iphigenie" mit der zu Grunde liegenden Gestalt vergleichen sollen, wie es von mir in ausführlichster Weise geschehen. Von derselben Sorte ist die folgende

Bemerkung: „S. 785 begehe ich nach H. Düntzer einen Irrthum, indem ich mit Goethes Worten sage, was Er über die Nausikaa sagt. Der Irrthum ist wie bisher immer auf H. Düntzers Seite.“ Freilich ist es immer wie bisher d. h. Herr Gödeke übersieht gerade das, worauf es ankommt, und sieht nur, was er wünscht. Goethe soll den Plan der „Nausikaa“ verzeichnet, aber nichts davon aufgeschrieben haben. Woher kommen denn nun die wirklich aufgezeichneten Scenen, die uns erhalten sind? Oder kennt Gödeke diese nicht? Sie stehen am Ende der dramatischen Paralipomena. Goethe sagt auch keineswegs, er habe nichts, sondern er habe „wenig oder nichts“ davon aufgeschrieben.

Endlich kommt Herrn Gödeke einmal der Gedanke, ich könne mit einer Behauptung Recht haben, „obgleich Burgs Lebensbeschreibung keinen Anhalt dafür bietet,“ was ich auch nicht im mindesten behauptet, die italiänische Reise und Goethes Briefe an Fritz von Stein und Herder beweisen hier sattsam.

„S. 798 ist meine Bemerkung über die nach innen wirkende Kälte der äussern Erscheinung „ganz willkürlich“ und die Entfremdung Wielands und Herders von Goethe ein „entschiedener Irrthum.“ Was ich behauptet, liegt dem Sehenden in den uns erhaltenen Mittheilungen offen vor. Von einer Entfremdung Wielands und Herders ist im Jahre 1789 noch keine Spur, und gerade davon ist die Rede.

„Ebenso ist das, was ich S. 829 über „das erste der famosen Sonette“ sage, „irrig,“ da das Sonett, das Goethe an Schlegel schickt, das erste aus Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue sein soll. Goethe schickte sein Sonett am 2. April 1800 an Schlegel; die Ehrenpforte war ihm im December eine neue Erscheinung.“ Dass Sonette Schlegels gegen Kotzebue früher gedichtet und Goethe bekannt sein konnten, ehe die „Ehrenpforte“ erschien, darauf war es freilich Herrn Gödeke unmöglich zu verfallen. Wie man seiner eigenen Ansicht in gleicher Weise den Umstand entgegenstellen könnte, dass das Sonett Schlegels, worauf das von ihm angezogene goethesche eine Erwiederung ist, erst in Schlegels Gedichten erschien, wovon das erste Exemplar erst im Mai 1800 in Goethes Hände kam, entgeht ihm. Die Beziehung der beiden betreffenden Briefsteller auf ein Sonett Schlegels gegen Kotzebue muss ich aus andern Gründen jetzt aufgeben, aber auch Gödekes Deutung auf Goethes bekanntes Sonett ist eine reine Unmöglichkeit. Die „famosen“ Sonette Goethes, von denen nur eines vollendet ward, müssen von derber Art gewesen sein. Jenes Sonett konnte unmöglich am Eingange einer Reihe von Sonetten stehn, da der Dichter hier ja dieser Kunstform ganz entsagt.

„S. 842 werde ich desselben Irrthums geziehen wie Lewes. Dieser hatte als Theilnehmerin des goetheschen Clubs eine Gräfin Egloffstein genannt, ich ganz allgemein „Einsiedels.“ H. Düntzer weiss genau, dass die Gräfin Egloffstein genannt werden musste, vergisst aber, dass eine Gräfin kein Mann, und noch weniger ein Paar ist, wie das Stiftungslied es andeutet.“ Der schlechte Witz zeigt, dass Gödeke, als er dieses schrieb, nicht im geringsten wusste, worauf es denn eigentlich ankommt. Lewes und Gödeke folgten hier beide Viehoff, der in dem Berichte Falks, in dem Club hätten sich ausser Schiller, Goethe und Meyer meist weibliche Mitglieder gefunden, unter denen er die Gräfin und Hofmarschallin von E. unter andern nennt, irrig E. durch Einsiedel ergänzte, da es gar keine Hofmarschallin von Einsiedel gab. Wir wissen durch Ludecus, dass eine Gräfin Egloffstein gemeint sei, und dies wird durch Kundige bestätigt. Herr Gödeke lässt sich aber nicht belehren und spricht ins Blaue hinein von „Einsiedels,“ ja er thut, als ob ein Gattenpaar nothwendig erforderlich wäre. Die Gräfin Egloffstein war gerade Goethes Partnerin. Vgl. meine Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I, 151 f.

Zu guter Letzt holt Herr Gödeke noch zu einem tüchtigen Luftschlage

aus, nachdem er meine Berichtigung wegen des Marschalls Augereau einfach bemerkt hat: „Von der Bemerkung zu S. 882 möchte ich zu Ehren H. Düntzers schweigen. Ich führe aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel an, dass Goethe am 28. Mai 1798 ein Gedicht an Schiller gesandt habe, und füge den Namen Amyntas bei. H. Düntzer findet es unbegreiflich, wie ich den Amyntas, der schon im September 1797 entstanden, in den Mai 1798 setzen könne. Begreiflich ist mir dabei nur, dass H. Düntzer zwischen der Entstehung eines goetheschen Gedichtes und der Uebersendung an Schiller keinen Unterschied begreift.“ Wir haben hier einen wahren Knäuel gödekescher Verwirrung. Da ich Herrn Gödeke die ihm entgangene, sonst allgemein bekannte Entstehungszeit des goetheschen Amyntas nachgewiesen, so will er seine Unkenntniss unter der Bemerkung verbergen, er habe bloss gesagt, das Gedicht sei im Mai 1798 an Schiller gesandt worden, ohne zu bedenken, wie wunderlich ein Literarhistoriker sich ausnähme, der die bekannte Entstehungszeit eines Gedichtes verschwiege und nur die der Uebersendung desselben an einen Freund anführte. Offenbar musste Gödeke den Amyntas unter den Erzeugnissen der Schweizerreise anführen (S. 825), wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, er gehöre in den Mai. Wie wenig aber Gödeke selbst wusste, was er eigentlich behauptet hat — oder verdeckt er die Sache wissentlich? — ergibt sich daraus, dass er, den Druckfehler 1798 statt 1797 in meiner Anzeige missbrauchend zu behaupten wagt, nach seiner Ansicht habe Goethe am 28. Mai 1798 den Amyntas an Schiller gesandt. Der gemeinte Brief ist am 28. Mai 1797 geschrieben, wie Herr Gödeke sich aus beiden Ausgaben des Briefwechsels überzeugen mag; da nun Amyntas nachweislich erst im folgenden September gedichtet ist, so kann er in diesem Briefe unmöglich gemeint sein. Gödekes Leichtfertigkeit tritt hier auf das glänzendste zu Tage; kein Schatten eines Scheins spricht dafür, dass das in jenem Briefe gemeinte Gedicht Amyntas sei, ja die Unmöglichkeit liegt vor, und dennoch wird die Sache als unzweifelhaft hingestellt. Das Gedicht, welches Goethe am 28. Mai 1797 an Schiller sandte, war wohl das Lied An Mignon.

Wir stehen am Ende von Gödekes Beweisen, dass ich Böcke in sein Gehege hineingetrieben, dass meine Angaben, er wolle nicht sagen selten, aber doch nicht immer mit den Urkunden übereinstimmen. Und was haben wir gefunden? Dass Gödeke mir nicht die allergeringste Unrichtigkeit nachgewiesen, dagegen seine Widerlegungen meist auf offenbarem Lug und Trug beruhen. Hiernach brauche ich kein Wort über sein weiteres Missurtheil gegen mich noch über seinen durch nichts, ich sage nicht berechtigten, sondern nur veranlassten unanständigen Ton hinzuzufügen. Ob Herr Gödeke oder ich die Kenntniss Goethes gründlicher gefördert, wen von uns beiden des Dichters Geist inniger angeweht, darüber mögen die wenigen Kundigen, es möge darüber die Folgezeit entscheiden. Wenn Herr Gödeke auf meine „philologische Mikrologie“ mit einer gewissen Verachtung herabblickt, so geziemt einem Literarhistoriker wohl nichts weniger, der — und das hatte ja Gödeke selbst bei seinem Grundriss angestrebt — auf „philologische Akribie“ angewiesen ist. Und eines solchen Strebens darf ich mich wohl rühmen jenen Bequemen gegenüber, die nur das am Wege Hängende leichter Hand abpflücken, und alle mühsamen Untersuchungen scheuen. Von solchen werden denn auch meine Studien oft undankbar genug ausgebeutet, indem sie meine Entdeckungen als gute Prise aufnehmen, ohne meiner zu gedenken, dagegen reichlich in angefügten Noten an dem und jenem, meist unverständig genug, mäkeln. Wenn aber Herr Gödeke und andere, denen ich im Wege bin, meine Thätigkeit für Goethe gern auf den Kreis „philologischer Mikrologie“ beschränken möchten, so ist dies den Thatsachen gegenüber lautere Thorheit; denn glaube ich auch das Geringste nicht unbeachtet lassen zu dürfen, so zeigen doch meine Schriften dem, der die Wahrheit sehn will, zur Genüge, dass mir über dem Buchstaben der Geist nicht

entgeht, ich vielmehr stets bemüht bin, diesen lebendig zu erfassen, wobei ich aber statt in beliebter Weise mit leichtfertigem Räsonnement mich über die Dichtwerke hinwegzusetzen, sie aus sich selbst und dem goetheschen Geiste, der sich immer mehr der in ihn sich versenkenden Betrachtung offenbart, zu begreifen bestrebt bin. Und ich weiss, dass mein Streben schon jetzt, trotz Neider und Gegner, nicht ohne schönen äussern Erfolg geblieben; diese Ueberzeugung, nebst dem Bewusstsein treuen und redlichen Forschens, tröstet mich auch über alle Angriffe, denen mein Weg ausgesetzt ist. Wenn aber die Lüge in solcher Maske, wie bei Gödeke, gegen mich auftritt, da gilt es sie zu entlarven. Möge denn Herr Gödeke die Beschämung hinnehmen, die er im vollsten Masse verdient. Ehrlich währt am längsten!

Köln. H. Düntzer.

Ein lexicographischer Nachtrag zum Dictionnaire de l'Académie und dem Complément du Dictionnaire de l'Académie.

Seit einer Reihe von Jahren hatte ich bei der Lecture von Zeitungen, Romanen, Theaterstücken u. a. m. alle Neologismen, besondere Bedeutungen und Wendungen in einem zu diesem Behufe durchschossenen Exemplare des Dictionnaire de l'Académie gesammelt, welche dieses Werk nicht enthielt. Ich war im Begriff, diese umfangreiche Sammlung durch diese Blätter mitzutheilen, als ich erfuhr, dass seit 1856 ein Complément du Dictionnaire de l'Académie française unter Leitung eines Mitgliedes der Académie und unter Mitwirkung von zwanzig namhaften Männern herausgegeben sei.*) Eine Einsicht in dasselbe überzeugte mich, dass meine mühselige Arbeit zum grössten Theile umsonst gewesen sei: denn das neue Werk umfasst auf 1281 Seiten gross Quart, zu 4 Spalten jede, ausser den im Dictionnaire fehlenden Wörtern und Wendungen auch eine mir und vielen Andern gewiss willkommene Sammlung geographischer und geschichtlicher Namen und Ausdrücke.

Erst nach geraumer Zeit hatte ich wieder Lust und Muth genug, meine Sammlungen mit dem neuen Complément zu vergleichen, über seinen Werth ein höchst günstiges Urtheil zu gewinnen, aber auch mich zu überzeugen, dass eine kleine Nachlese übrig blieb, welche ich hier unten beifüge. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine lexicographische Arbeit nie zum Abschlusse gelangt, wenn es sich um lebende Sprachen handelt: denn neue Begriffe erfordern neue Ausdrücke oder ältere Ausdrücke erhalten neue Bedeutungen und Verwendungen. Die Besitznahme Algiers und die Berührung mit den Arabern, der russisch-englisch-französische Krieg, die englische Allianz, vor Allem aber zahllose Verbesserungen und Erfindungen auf industriellem Gebiete haben eine Menge Néologismes erzeugt. Dazu kommt das Bekanntwerden deutscher Philosophie, Literatur und Wissenschaft, noch mehr aber die Vorliebe neuerer Schriftsteller für Darstellung volksthümlichen Lebens und der Nachtseiten der Gesellschaft. Seit dreissig Jahren hat sich die französische Sprache, gewiss nicht zum Vortheil in Bezug auf Eleganz, verändert. Wenn schon der Exécuteur des hautes-oeuvres aus der Revolutionszeit in den dreissiger Jahren den Verfall der Sprache beklagte und in seiner Vorrede mit bitterer Ironie sagt: „Man spreche nicht mehr französisch, sondern Hugotisme, Arlincourisme und Argot," so hat sich erst in diesem Jahre der Staatsminister veranlasst gesehen, „de signaler aux directeurs des théâtres avec beaucoup de justesse l'abus, dans le langage du théâtre, des locutions vulgaires et brutales, ainsi que de certains termes grossiers empruntés à l'argot. Danach ist die Censur mit Anweisung ver-

*) Das hier erwähnte Complément existirt im Brüsseler Nachdrucke bereits seit 1843. Red.

sehen worden und diese Massregel hat selbst unter Autoren Beifall gefunden. Ein Feuilletonniste sagt im Courier de Paris: „Dans telle pièce que je pourrais citer, les personnages ne disent plus: „je m'en vais," mais „je me la casse ou je me la brise." Si l'on vient annoncer la mort du héros, on a recours aux formules suivantes: „il a cassé sa pipe; il a lâché la rampe; il a dévissé son billard." Les plus scrupuleux et les mieux élevés se contentent de dire: „Il a éteint son gaz." Le verbe dormir est devenu „pionser ou piquer un chien." On ne mange plus, on béquille. Veut-on exprimer cette idée qu'un homme est devenu fou, on vous dira: „Un tel a une araignée dans le plafond" et ainsi de suite pendant une multitude d'alinéas.

Wie hat sich die Lexicographie dem Allen gegenüber zu verhalten, insbesondere die für deutsche Leser französischer Werke, z. B. der Schriften Paul de Kock's, Sue's, A. Dumas', Musset's und der Vaudevillisten? —

Ich denke, sie hat einfach das Factum zu constatiren und kritische Bedenken mit der Note: pop. oder fam. zu beseitigen. Der Leser, der mein Lexicon consultirt, will belehrt sein über die Bedeutung, seltener schon über den Werth oder Unwerth und den Grad der Nachahmungswürdigkeit. Oder würde ein Franzose nicht auch unter „empfehlen" oder „Armée" nachschlagen, wenn er läse: „Er hat sich empfohlen," „Er ist zur grossen Armée abgegangen" und dergleichen mehr?

„Wann soll ein Wort aufgenommen werden?"

Ich meine, sobald es in der Schriftsprache angeführt wird oder erscheint, denn im lebendigen Verkehr ist das Lexicon unnöthig, da man auf Fragen belehrt wird, auch nicht wohl wie die angesehenen Bürger Graff und Kohle aus Pirna in den fliegenden Blättern mit Quartanten auf Ausstellungen reist. — Ein andrer Punkt ferner ist es, ob Worte zugelassen werden können, deren Bildungsfähigkeit voraussetzbar ist?" Ich sage „nein." Nach éclairage, macadamisage etc. könnte man sonst auch mariage statt maniement, nach rente, vente, entente nicht battage, sondern batte erwarten, abgesehen davon, dass rente nicht rendement ist u. s. w. Es kann also ein Wort erst von uns aufgenommen werden, sobald es wirklich nachweisbar erscheint. Noch wären einige Worte über Ausdrücke zu sagen, welche andern Sprachen entnommen sind. Sie scheinen unter zwei Bedingungen aufgenommen werden zu müssen: einmal, wenn sie unverändert von den Gebildeten gewöhnlich zur Bezeichnung desselben Begriffs gebraucht werden, wie: turf, spleen, landwehr etc., oder — und dann unzweifelhaft — wenn ihnen der Sprachgeist eine veränderte Form aufgedrückt hat, wie in „loustic, feldzeugmestre" etc. Jedenfalls ist ein wenig mehr dem Nachschlagenden willkommener.

Ich füge im Folgenden die Stellen aus Zeitungen und Büchern wörtlich bei und gebe theils französische Erklärungen, theils — für deutsch-franz. Lexica bestimmte — deutsche. Dinge, die ich — hier fast alleinstehend — nicht feststellen konnte, habe ich mit Fragezeichen versehn.

Acté, ée p. p. La déclaration du témoin actée dans l'instruction écrite etc.
affermage, s. m. Pachtung.
aiguillage, s. m. Das Stellen der Weichen auf Eisenbahnen.
albacore, s. m. = Espadon. Schwertfisch.
américaine, s. f. Espèce de voiture. — Vol à l'a. voyez Vol au bon jour.
amure, s. f. Ajoutez: Naviguer bâbord amures. Mit Presswind links segeln.
animique, Adj. T. d. philos. Le principe a. (la justice) et intelligible est immanent à la nature humaine. Proudhon.
antiquaille, s. f. fig. Altes Weib. P. de Kock. Ni Jamais ni Toujours.
apiculteur, s. m. Eleveur d'abeilles.
apiculture, s. f. Bienenzucht.
approchant. A. six semaines (sans la prép. de). P. de Kock, Moustache.

arabesque, Adj. Des feux arabesques. Farbenspiel von Linien, Kreisen etc. des Chromatotrops.
arachnide. Des huiles d'olive, d'a. et de sésame.
arbre de couche. L'eau entrait par l'ouverture de l'arbre de couche et par des bordages disjoints.
astiqué. part. p. Tu as une figure autrement astiquée que les nôtres. P. de Kock, Sanscravate. Pop. Gewichst.
attaché, s. m. Petit tableau formant le dessus d'une tabatière. Voyez Fixé. P. de Kock.
audience, s. f. Ajoutez: audience tenante.
aunage, s. m. Ajoutez: magazin d'aunages.
avant-projet, s. m. L'avant-projet d'un jardin d'hiver.
avenant. Ajoutez: Porteur d'un énorme ventre et d'un corps à l'a. P. de Kock.

Baderne, s. f. T. injurieux. Une jeune b. Le dernier des flibustiers par G. de la Landelle.
bas-bleu, s. m. Femme auteur. P. de Kock.
batteuse, s. f. Une de ces b. mécaniques (Dreschmaschine) est de l'invention de M. B., décédé à Tournai.
bavette, s. f. Une b. d'aloyau. T. de Boucherie. Ende eines Rückenstücks vom Ochsen, welches einer b. gleicht.
béarnaise, s. f. Espèce de voiture.
beauté Elle a la b. du diable. Pop. P. de Kock. „Elle n'a point d'attraits, mais ce qui plaît en elle, cest la jeunesse.“
benzoline, s. f. La b. Rimmel enlève à l'instant les taches sur la soie, le velours, le drap etc.
bézigue. Une partie de b. (Espèce de jeu).
bibi, s. m. Pop. Elle était fort agaçante avec son petit b. rose. P. de Kock.
biche. Il appelle sa femme ma b. ou ma chouchoutte. Pop. P. de Kock. Pied de b. als Ende eines Klingelzugs.
bigrement, Adv. Tu es b. ennuyeux avec ta pipe. P. de Kock. Pop.
bisquine, s. f. Espèce de vaisseau. La b. „la Créole“ se trouvait à la hauteur du Grinez à mi-canal.
bizeauté, s. m. Travailler dans le b. = Tricher au jeu. Pop.
blanquette, s. f. Blanquette de crapaud.
bleu. Faire des bleus à qu. P. de Kock. Ihm blaue Flecke kneipen.
blond. Des cheveux blonds — pure. P. de Kock.
blondinette, s. f. Liebkosend bei P. de Kock.
blosse, s. f.? J'effectuai ma retraite ne trouvant pour me substanter que des blosses, des carottes, des queues de betteraves et des pommes de terre. Indépendant du Luxembourg.
bombancer. Aller b. chez les traiteurs. Pop. P. de Kock.
bonjour. Vol au b. — Argot. Diebe treten offen früh in's Haus, als hätten sie dort Geschäfte; sie gehen in offene Zimmer und stehlen Schlafenden ihr Geld, ehe diese erwachen oder es bemerken. P. de Kock.
bordereau, s. m. Anschlag eines Baumeisters. L'entreprise des travaux d'entretien, à exécuter, sur b. de prix, au bâtiment de l'entrepôt général de commerce d'Anvers. E. de B.
borne-poste, s. f. Gusseiserne Säulen, inwendig hohl zur Aufnahme von Briefen, welche dann von der Post weiter besorgt werden.
bouffarde, s. f. Pop. Fumer une b. P. de Kock.
bouillie, s. f. Avoir de la b. dans la bouche. Pop. P. de Kock. = Avoir la voix empâtée.
bouge, s. m. Bien remplir ses bouges. Pop. „Pochette s'est insensiblement changée en bogète, bougette, vieux mots dont le dernier a été conservé par l'Académie, avec son augmentatif bouge qui garde encore son

acception primitive dans cette locution: bien remplir ses bouges, c'est à dire bien garnir ses poches ou faire un gros gain et qui partout ailleurs signifie un petit endroit propre á resserrer divers objets dans une maison, comme la poche dans un habit. Bulga (enveloppe, bourse) est la racine de tous ces termes: bogète, budget. E. de Br.

bougonneur = bougon. P. de Kock.

bouilloter. P. de Kock. Jouer à la bouillotte.

boulivari, s. m. Faire du b. (tapage). Pop. P. de Kock.

bouloter, v. P. de Kock. = flâner?

bourgeron. Un pantalon d'un b. bleu. P. de Kock.

brassier, s. m. Arbeiter beim Keltern des Weines. E. de Br.

brise-neige. Le traîneau b. fonctionne pour déblayer les rues.

broches-frisettes. Voyez frisettes.

broker. On a vu le b. du gouvernement acheter des bills de l'Échiquier en quantités importantes.

budgétaire, adj. Le travail b. de 1859.

buffet, s. m. En face des deux terrasses latérales, on remarque, dans des cabinets de verdure deux buffets d'eau avec gerbes d'environ huit mètres, dont l'eau retombe en nappe dans des bassins inférieurs. Le Parc et les grandes eaux de Versailles. Paris 1855. p. 11. — Springbrunnenaufsatz.

buisson, s. m. Un magnifique b. d'écrevisses. P. de Kock.

Cachet de correspondance, s. m. Marke, um mit Omnibuswechsel zum nämlichen Preise grössere Strecken in Paris machen zu können.

cachet-loup, s m. Espèce de cachet.

cacolet, s. m. Les mulets de cacolets. Espèce de bâtards.

cager, v. Des cellules pour cager les prisonniers.

calé. Nous t'avons rencontré mis en monsieur calé. Pop. Fein. P. de Kock.

caler, v. réfl. Monsieur S. se cale (baisse) après une console. P. de Kock.

callé = calé? Riche d'argent. P. de Kock.

calorgne. T. injurieux. Bei P. de Kock gegen eine triefäugige, alte, dürre Dame.

calot grec. Käppel. P. de Kock.

cap-de-bious. Juron de matelot (gascon. Red.).

capitolade. Mettre qu. en c. (rosser). P. de Kock. Mettre qu. à c. Courrier de Paris.

capitonné. Drap gris capitonné.

carcelle (carcel. Red.). Une lampe c. dont il brise le globe et le verre.

carre, s. f. Argot. Dans ses poches profondes, disposées comme celles des voleuses à la carre, on trouva différents articles. — Art Diebstahl, gewöhnlich von Frauen verübt. Dieselben kommen mit schweren Koffern in einem Hôtel an, borgen daselbst, verschwinden endlich und man findet Steine und Stroh statt der Werthsachen in den Koffern.

carrik. Couvert d'un vieux c. noisette dont les collets sont parsémés de taches d'huile très-étendues. P. de Kock.

carteau. Il a descendu dans ma case avec un martinet, il s'est amusé à tirer de ce vieux c. que j'avais mis en réserve, et il s'en est tapé, mais j' dis tapé. Poisson chez Colbert. Vaud. p. Moreau et Lafortelle.

casse-bras. Charlot Casse-bras. L'exécuteur des hautes-oeuvres eut ce nom pendant la révolution de 1789. Mémoires de l'exécuteur des hautes-oeuvres.

casse-poitrine, m. Du piqueton, de mauvais vin. P. de Kock.

casse-tête, s. m. Dasselbe. P. de Kock. – A life-preserver. Gazette des tribunaux.

cassine. Le plus souvent que j'enverrai qu. dans une pareille cassine. Je la connais votre dame du troisième! c'est une rogneuse de portions. P. de Kock.

castorine. Il portait une redingote de c. marron. P. de Kock.
caulis. Elle ne jouissait pas d'une meilleure santé, malgré les c. qu'elle avalait tous les soirs.
cavas. Tout en face du café d'Espagne à Galata se trouve un poste de cavas. (Police turque.)
ceinture. Chemin de fer de c. Ringeisenbahn zur Verbindung der verschiedenen Linien, welche von einer Stadt ausgehn.
chamarreur, -euse. P. de Kock.
chameasie. ? On avait quelque crainte que le ch. rajah de Sherapoor méditât une révolte.
charançon du palmier. Nicht bloss Hornwurm.
charge. Il crayonnait facilement la ch. de chaque personne de la société. P. de Kock.
chemin de fer. Jeu prohibé.
cherche-fuites, s. m. Instrument pour découvrir les fuites de gaz dans les tuyaux de conduite.
cheviot? On y verra des moutons ardennais améliorés par le croisement avec le cheviot.
chic. Sais-tu que te voilà mis comme un propriétaire de l'île St. Louis... Bigre... quel chic! (Putz). — Ça donne un certain chic! (Ansehn). P. de Kock.
chicard — chichard? Un déjeuner assez chicard. P. de Kock
chipie. Zimperliches Frauenzimmer. P. de Kock.
chiqué. Des coutumes un peu chiquées (trop libres et sans décence). P. de Kock. Avec un physique chiqué comme ça, on doit avoir des maîtresses dans toutes les rues. Id. Sanscravate.
chorégraphe. Une artiste chorégraphe.
chouchoute ou chouchoutte. Liebkosend vom Mann zur Frau. Pop. P. de Kock.
chouette. Une annonce un peu chouette. — Un emploi un peu chouette. Nicht ehrenvoll? — P. de Kock.
chouetteau Voilà ma femme... hein... c'est gentil... c'est coquet... c'est chouetteau, comme on dit maintenant dans le beau monde. P. de Kock, Mon Ami Piffard.
chromolithographique, adj. Les presses... chr. de l'imprimerie impériale.
cigarier, s. m. Ouvrier cigarier.
cipaye, adj. Une défroque cipaye.
circulaire. Ajoutez: Scie circulaire.
clapotement, s. m. J'aime à entendre le cl. de l'eau contre le bâtiment. P. de Kock.
clipper, s. m. Espèce de navire.
clissoir. P. de Kock. Clysoir. Académie.
clôturer une lettre, l'école, une séance.
codifiable. On a reconnu la nécessité de cette loi; mais à titre de loi tout à fait transitoire, et non pas de principe codifiable.
colimaçon. Colimaçon borgne... montre moi tes cornes... Si tu ne me les montres pas, tu ne connaîtras pas ton père, ni ta mère. Kinderlied.
colombophile. Un c. anversois.
commémoratif, -ive. Médaille c. de St. Hélène.
comtat, -e. Les familles comtates et princières.
concasseur. Un c. de grains.
convoi de grande vitesse. Schnellzug.
corde. T. de manége. Dans cette course ce cheval avait la c. et l'avance.
cornette. Sa femme peut se flatter d'être joliment cornette. (Dumm.)
corpsé. Du vin c. — Contraire de vin léger.
cotonnier, -ère. L'industrie cotonnière.
couêne, s. m. Argot. Un filou qui s'est défait de ses mauvaises habitudes.

coulage, s. m. Das Bluten des Weinstocks. La Gironde de Bordeaux.
coupe-bourse. Espèce de voleurs de jadis. P. de Kock. Ils coupaient lestement les cordons de la bourse que l'on avait l'habitude de porter à sa ceinture.
coupe-racines, s. m. Un coupe-racines à disque.
cracovienne, s. f. Danse nationale des Polonais. P. de Kock.
crânement, adv. Pop. C'est c. joli. P. de Kock.
cré! Pop. Abréviation pour sacré. Cré coquin de sort! Maurice et Madeleine p. Couailhac et Bourdot.
Credié, pop. Abréviation et corruption pour „sacredieu!“ P. de Kock.
crépé = crêpé? s. m. Le coiffeur fait du crêpé. P. de Kock.
crépiter, v. Une liqueur qui crépite.
crinoline, s. f. Robe bouffante; jupon bouffant.
crinolinistique, adj. Une boutade crinolinistique. (Scherzhaft.)
croquemitaine, s. m. Rotomago ou c. qui vient ici pour fouetter tous les petits enfants qui ne sont pas sages. Knecht Ruprecht. Ni jamais ni toujours p. P. de Kock.
croustillant = croustilleux. P. de Kock. Son petit mot qui est ordinairement fort c. excite le gros rise de celle à qui il s'adresse.
cuffat, s. m. Ils étaient occupés à réparer la bure de cette fosse lorsqu'un mouvement de bascule imprimé au cuffat dans lequel ils se trouvaient, les fit tomber etc.
culasse, s. f. Un fusil à culasse (qui se charge par le bas). T. d'arquebusier.
cuvette, s. f. Des mâts de cocagne, des jeux de c. et vingt autres divertissements nationnaux. (En Belgique.)
cylindre, s. m. Le c. d'une pendule (verre qui sert à la couvrir).

dame, s. f. = dame-blanche. (?) Espèce de voiture. P. de Kock, Mon ami Piffard.
débarcadère, s. m. = embarcadère. Bahnhof.
débarras, s. m. Rumpelkammer. Un cabinet noir qui sert de débarras.
débordé, part. p. T. de Bourse. Les primes vendues depuis la reprise pouvaient du reste seules faire question; car les autres étaient tellement débordées (offertes?) que leur sort, fixé depuis longtemps, ne donnait plus lieu à aucun intérêt.
débraillé, -ée, part. Un homme tout débraillé en chemise.
débusquer, v. intransitif. Tout à coup, un homme armé d'un bâton, débusque d'un massif d'arbres ...
dégoiser, v. réfléchi. Il faut espérer qu'il s'y dégoisera. P. de Kock, Moeurs parisiennes. Sich abschleifen, verfeinern, nicht mehr so tölpisch sein.
dégrats, s. pl. m. Terme de Boucherie.
dégringolade, s. f. Fig. Ruine, banqueroute.
déjuger, v. réfl. Se contredire, changer d'opinion. — La chambre n'est pas disposée à se déjuger.
déluré. Un gaillard plus déluré que toi. P. de Kock.
demander confirmation ou rétractation d'un bruit accrédité.
déplié, part. employé substantivement. Ses regards se tournent vers un magazin de toile où un commis lui fait des signes tout en ayant l'air de faire son déplié. P. de Kock.
déposant, s. m. Einleger. Celui qui confie de l'argent à une caisse d'épargne.
dépromettre, v. refl. Je me suis promise à Pierre. — „Tu te dépromettras.“
Derby, s. m. Cette course (de chevaux) n'était qu'un prélude au D. continental, pour lequel vingt-six chevaux avaient été inscrits.
désopilant, -e. Assister aux fêtes désopilantes offertes à la population par les ouvriers tanneurs, à propos de la kermesse. (Eröffnungsfeier? —)
deux. Pourvu qu'il ne soit pas tous les deux (hypocrite et sot). Auffallend. P. de Kock.

déverser. La métallurgie belge déverse chaque jour 720 mille Kil. de fonte sur les marchés de l'étranger.
dia. En acquittant la d. ou prix du sang, le meurtrier arabe est à l'abri de toutes les recherches.
distancer, v. Le Constitutionel est certainement distancé. fig. T. de manége.
dondaine, s. f. Fam. Allons, de la bière à moi, grosse d. P. de Kock. = dondon.
donner lecture de qch. à qn.
dormeuse, s. f. Une paire de dormeuses. (Espèce de coiffure.)
drowski, s. m. Espèce de voiture.
dynothérium, s. m. Un d. fossile.

ébouter, v. Un couteau ébouté (dont la lame a été brisée).
écarquiller, v. réfl. S'écarquiller les gens. P. de Kock.
échangiste. Financier échangiste ou libre-échangiste. Anhänger des Freihandelssystems.
écrabouiller. Si tu ne fais vite ma commission, je t'écrabouille si bien le nez avec, que je te défierai ensuite de te moucher. Pop. P. de Kock. —. Une pomme nullement écrabouillée. Id.
effiloquer, v. réfl. Ce gilet s'effiloque par les entournures P. de Kock.
égalitaire, adj. Un emblême égalitaire. — Paris, pays de confusion égalitaire.
électoral, -e. Liste électorale.
embarbillonner, réembarbillonner la Seine. Expressions hasardées par le Charivari parisien.
embarcadère, s. m. Bahnhof.
émincé, -ée. Fig. Avoir la taille plus émincée qu'un autre. P. de Kock.
emprise, s. f. Les emprises pour la construction du chemin de fer sont faites. Grundinbesitznehmung; Expropriation.
énéphrégie, s. f. La mort a été la suite d'une é., dont il était atteint.
enfoncer. Fig. Enf. un cheval = courir plus vite que ce dernier. P. de Kock.
enjolivé. Il ne se dit point en parlant des personnes. Académie. Un petit menton rond enjolivé d'une légère fossette. P. de Kock.
s'ennuyer à bouche que veux-tu? — Bournou-Ginestoux.
enrubanné, part. D'un ténor léger on exige un chant léger, brodé, enrubanné, plein de fioritures et d'ornements. Fig.
enseigné, part. Une maison enseignée l'hôtel de France.
ensemencé, s. m. Les ensemencés sont magnifiques. Journal de Maine et Loire.
envoyage, s. m. La cage s'élevait déjà du fond de la bure avec quatre ouvriers hiercheurs, lorsqu'une jeune fille, arrivée la dernière, voulant poser le pied sur le bord du waggon, retomba dans l'envoyage où elle se noya.
épiornis. Oeuf d'épiornis.
épuroir, s. m. Instrument épuratoire. T. d'Agriculture.
espadrilles, s. f. pl. Leichte Kleidung der Reisenden in Spanien.
exhaure. Les services qu'il a rendus à l'industrie houillère par son invention de la machine d'exhaure à traction directe.
extra-utérin, e. La vie extra-utérine.

faire irruption dans un domicile; f. fi de qch. (la mépriser).
fameuse. Par ellipse: boisson. En voilà un qui en a pris une fameuse! Figurez-vous qu'il montait l'escalier à quatre pattes; il a dû se cogner plus d'une fois. Fam.
falourde, s. f. Vendre du bois en gros et non pas à la f.
favorite, s. f. Espèce de voiture.
faninegt, pop. pour fainéant. P. de Kock.

feldzeugmestre. Le f. baron Hess. — Dignité militaire en Autriche.
fermeture, s. f. Il faut se servir de pains à cacheter pour la f. des lettres adressées dans les régions intertropicales.
féronnière, s. f. Espèce de coiffure.
fétiche, s. m. T. de Jeu. Ceux qui n'ont plus d'argent mettent un f. devant eux et donnent à cela la valeur qu'il leur plaît (p. ex. une clef, une olive). P. de Kock.
fiche. Va te faire f. avec tes cigarres. P. de Kock. Sie sind zu schlecht. Pop.
ficher qu. à la porte (l'y mettre); se ficher de qu. (s'en moquer); quéque ça vous fiche (importe) à vous? P. de Kock. Pop.
fichu. Qui est-ce qui m'a f. des hommes comme cela? Ils sont toujours malades! et je me porte toujours bien! P. de Kock. Pop.
ficelle, s. f. Il ne faut pas le laisser tirer la ficelle. Fam. et fig. ihn warten oder im Stich lassen.
filial, adj. Devoirs filiaux. — cfr. Grammaire des grammaires p. 245.
finot, pop. P. de Kock. Schlaukopf. Nicht bloss vom Cardinal de Retz gebraucht.
fisquer, pop. pour fixer qn. Savez-vous qu'il est malhonnête de ne pas regarder une femme ... quand elle vous fisque? P. de Kock.
fixé, s. m. Je tiens beaucoup à ma tabatière sur laquelle se trouve un f. de Téniers. P. de Kock. Et plus loin: vous devez avoir trouvé sa tabatière, il y a dessus un petit attaché de Téniers.
fixe. Pont fixe.
flambage, s. m. Eclairage des villes au moyen de l'huile: „Cette ville en est encore au flambage" par contraste à une autre qui éclaire au gaz.
flambant, -e. Avoir une tenue fl. P. de Kock. Pop.
flambard = flambart. On ne va pas au cabaret quand on se met en fl. (stutzerhaft). Pop. P. de Kock.

Un soudard,
Franc pillard,
Gai pendard,
Luron et flambard,
Par Monbars!
Par Jean Bart!
Nulle part
Ne reste à l'écart.

Le dernier des flibustiers par G. de la Landelle.

flânoter. P. de Kock.
flanquette. Des airs tout ronds à la fl. Ehrliche Gesichter. P. de Kock.
flegmose. D'autres écrivent phlegmose. Phlegmon ou flegmon.
fractionnement, s. m. Des mesures contre le fr. de la propriété foncière.
frimousse, s. f. Espèce d'oiseau? (P. de Kock.)
frisette. Ces frisettes (broches-frisettes) ont l'avantage de faire boucler les cheveux, n'importe leur longueur, et gonfler toute espèce de rouleaux et bandeaux sans faux cheveux et sans les passer au fer chaud.
frusque. Achetez des frusques pour vous! (Du linge.) P. de Kock.

Garde-barrière, s. m. Le g. d'un chemin de fer.
gardien, -enne. École g. Kleinkinderbewahranstalt.
gare, s. f. Oft für embarcadère.
gasconador, s. m. Qui hâble, ment beaucoup.
gaz, s. m. Éteindre son g. Pop. „Mourir."
gendebourse. Un modeste g. Pop. Courrier de Paris. Börsenmann.
gibus, s. m. Une malle est descendue avec le plafond de la vigilante sur le gibus d'un voyageur.

gifle, giffle. P. de Kock. Pop. Appliquer, donner à qu. une paire de g. (soufflets).
girie. Vos giries de canoteries. Komisch. „Eure Wasserfahrten.“ P. de Kock. L'amant de la lune. — Pas de giries! Keine Winkelzüge! Id. Pop.
gîtage, s. m. Tombé de la hauteur du deuxième étage jusque dans la cave de la maison, en passant à travers un g., la victime de cet accident en a été quitte pour quelques contusions.
glucose. La transformation de l'amidon en gl. dans l'estomac.
goguette, s. f. sing. Mais qui me met en goguette?
La fossette
Que j'aime en Lisette.
Il n'est pas venu travailler... Je le suppose en goguette. P. de Kock.-
gouailleur, adj. Sourir d'un air g. — P. de Kock.
gourbi ou gourbis. Espèce de cabane ou d'étable en Algérie chez les Cabyles. — Gourbi conjugal. Un gourbis avec 40 chèvres.
grainer. Les vignes grainent bien. = Grener.
grand'peine. Avoir grand'peine.
grincement. Le g. d'une scie.
grinchir. Pop. et Argot. raubeu.
gris-verdâtre. Argile gris-verdâtre.
guérite, s. f. Bahnwärterhäuschen.
gueurdine, s. f. T. injurieux. P. de Kock. Menteuse.

Havane. Il se livra à son goût pour les parfums virils du manille ou du havane.
hiercheur, -euse. Ouvrier dans une bure, dans un charbonnage. Houilleur?
homme-mouche. L'un des hommes-mouches qui font les délices du public du Cirque se laissa tomber hier soir au moment où il exécutait l'exercice de la promenade au plafond. La Gironde.
honorabilité, s. f. Parfaite h.
hotte, s. f. La course à la hotte. Les personnes qui portent ces hottes doivent arriver au but sans répandre une goutte.
hottée, s. f. Jeter une hottée d'eau sur le public.
huile à gaz. Camphine.
hutois, -e. Habitant de la ville d'Huy en Belgique.

Inamusable. La vieillesse i. de Louis XIV. Indépendance belge.
inostensiblement, adv. Il le suivit inostensiblement.
insecticide, s. m. Poudre pour la destruction des punaises, mites etc.
interlope. Les industriels interlopes qui vivent uniquement du crédit et sur le crédit profitent de la crise commerciale comme d'un prétexte naturel pour ne pas faire honneur à leurs engagements.
irracontable, adj. Faire des choses impossibles et irracontables.

Jean. „Je vois que l'ordre est impossible; je vous invite à évacuer la salle.“ Les actionnaires se sont retirés gros Jean comme devant. Fam.
jernidié. Juron. P. de Kock. Patois: Je renie Dieu.
jungle, s. m. J'ai suivi le lion à travers les jungles. — Les rebelles sont toujours dans les j. de Canara. (Pays des Mahrattes.)
jurer haine au beau sexe. P. de Kock.

Khan, s. m. Cette ville possède quelques mosquées, de grands khans (caravanserai?) et des marchés publics.
kilométrique, adj. Une borne k. Meilenstein.
knucle-duster. T. anglais. Instrument qui sert à armer la main dans un combat au pugilat.

Laiterie, s. f. L. alpestre. Sennerei.
lance, s. f. Das auf die Röhre einer Wasserleitung, an eine Spritze oder Pumpe geschrobene Schlauchende nebst Mundstück.
landamman, s. m.
landorium, s. m. An einem Fische. (?)
lanlaire. Allez vous faire lanlaire, et ne dérangez plus les amis avec vos embarras. P. de Kock. (?)
lest, s. m. Ce navire est parti sur lest. Ohne son. Acad.
libre-échange, s. m. Partisan du libre-échange.
libre-échangiste, adj. u. subst. Réforme l.
liesse, s. f. Leurs banquets et leurs liesses.
ligne ferrée. Chemin de fer.
ligne, s. f. Un organiste hors ligne (ohne de).
limace, s. f. Nez en l. P. de Kock.
locomobile, s. f. Espèce de batteuse.
lori, s. m. Myeticebus bengalensis. Singe paresseux nocturne ou l. du Bengale.
lourd, -e. T. de Bourse. Flau. Les fonds sont l.
lunch, s. m. T. anglais. Le goûter.

Macadamisage, s. m.
mail-steamer, s. m.
main-chaude. Une partie de m. (Il tenait sa main sur son dos et chacun frappait dessus en riant aux éclats, car on rit beaucoup aux jeux innocents. P. de Kock.)
malinot. Pop. Schelm!
mansarde, s. f. Le premier de cette maison fait mansarde. P. de Kock.
marge, s. f. T. de Bourse. Les prix des blés à Londres permettent quelques envois en France quoique la m. soit bien faible.
matinal, -e, Pl. m. Des habitants matinals. P. de Kock. Fehlt in der Grammaire des Grammaires p. 240 sq.
mauvaiseté, s. f. P. de Kock.
maximâ. Les prix m. et minimâ.
mazurker, v. P. de Kock.
médico-légal, adj. Point de vue m. Gerichts-ärztlich.
meloton, s. m. Robe de m., petit carré. Echo de Courtrai.
meringué, -ée. Pomme meringuée.
merle, s. m. Aussi rare que les m. blancs. Fig. Selten wie ein weisser Sperling.
métrique, adj. Lieue métrique.
miète. Chaussures mietes (sic) à semelles de bois. (?)
milliare. Mesure agraire employée en Belgique. Jardin d'une superficie de 5 ares 89 centiares 9 milliares.
mince, s. m. V'là le griffon (Schreiber, pop.) qui prend une voltigeante (plume) pour broder sur du mince (de mauvais papier). Pop. P. de Kock.
minque, s. f. Passer par la m. (Steuerlocal?)
minute, Interjection. Abwarten! P. de Kock.
misty. Avoir m. (au jeu de la bouillotte). Le valet de trèfle entre deux cartes pareilles et de même couleur comme p. e. entre deux as noirs, entre deux neuf rouges. P. de Kock.
mofussilites. Dans la présidence de Bombay, il n'y a pas eu de nouveaux troubles aux stations mofussilites. (?)
monse, s. f. Espèce de vache laitière.
mordious. Juron. Mort de Dieu, morbleu! G. de la Landelle.
morgué. Juron grossier. G. de la Landelle.
moulin à moutarde.
mufle, s. m. Déchirer le m. à qu. avec les ongles. P. de Kock. Pop.
musqué. Des musqués (par dérision: feine Leute) dans ton genre. P. de

Kock. Des saucissons à l'ail et qu'ils soient musqués dans le bon style. Id.
mylord. Un cabriolet-mylord.

Narguilé, s. m. Espèce de pipe turque d'une longueur prodigieuse.
neuf, -ve. Un terre-neuve. (Espèce de chien.)
niche, s. f. Faire n. à qu. (lui jouer un tour).

Oïsti. Singe oïsti noir.
opale, s. f. P. de Kock schreibt öfter: faire de l'opâle. Une boisson opâle. Boisson qui se compose d'eau et d'absinthe pour stimuler l'appétit.
orchestrium, s. m. Facteur d'orchestrium.
ours, s. m. Tableau fort médiocre.

Paille. Des gants (en couleur de) paille. P. de Kock.
pan! pouf! Onomatopée imitant le bruit des coups que se portent deux personnes qui se battent. P. de Kock.
parisienne, s. f. Espèce de voiture à l'ancienne mode. P. de Kock.
parlementarisme, s. m. Le régime du p.
passe, s. f. Mot de p. Parole.
patchouli, s. m. Embaumer le p.
patchouliser. Un billet patchoulisé.
patère, s. f. Accrocher un chapeau à une p.
patronnet, s. m. En faveur d'Anette on fait grâce au petit patronnet. P. de Kock.
paumée, s. f. Vendre qch. avec bénéfice de paumée et d'enchères.
paumer. Argot. Être paumé marron. Être arrêté pour vol en état de récidive.
pelure. Une p. soignée. Fig. Habit, vêtement s. P. de Kock.
piger, v. P. avec un chalumeau de paille pour savoir si tel son est plus près de sa pièce ou du bouchon. (Messen?) Ein Kinderspiel. P. de Kock, Mon ami Piffard.
pince-nez, s. m. Espèce de lorgnettes.
pipe-cigarre à ressort.
piqueton, s. m. Landwein.
placeuse, s. f. Une pl. de domestiques. Eine Gesindevermietherin.
plaqué. Fig. Se tenir plaqué contre une maison. Fam.
plat, s. m. Les plats de côte d'un boeuf. T. de boucherie. Rippenstücke.
poétisation, s. f. Comment s'expliquer la poétisation tolérée du vol pendant 200 représentations des Chevaliers du Brouillard?
poigne, s. f. Quelle poigne (feste Griff) vous avez! — Fig. Il à la poigne solide, richtigen Verstand. Pop. P. de Kock.
polichinelle, s. f. Espèce de cachet.
pondereux, -se. Marchandises pondereuses.
porcelainier, -ère. Industrie porcelainière.
porphyrion, s. m. Poule sultane.
porter, v. Un vaisseau portant pavillon amiral.
poser, v. Ce dentiste pose bien les dents.
pot, s. m. Vol au pot. De deux filous qui s'entendent, l'un faisant semblant de ne faire que baraguiner le français, invite un commis qui porte un châle superbe à lui faire voir les curiosités de la ville. Celui-ci espérant de gagner d'une manière si facile quelques francs le suit et lui indique un théâtre. Avant d'y entrer, l'étranger feint de craindre pour une somme d'argent dont il est porteur et il l'enfouit dans un monceau de pierres dans une rue déserte. Puis il prie le commis qui l'a vu cacher mille francs d'aller les chercher et de lui laisser en gage le châle de huit cents francs. Quand le commis retourne, il ne retrouve plus l'étranger, un compère duquel a enlevé l'argent. — Argot. P. de Kock.

potable, adj. Vient-il des dames un peu potables? Moustache p. P. de Kock. Libertines.
pouf, s. m. Faire des pouf... (Streiche). — Il allait dîner pendant un mois à crédit et puis... bien le bonjour! Des qu'on lui demandait de l'argent, ce monsieur faisait ce qu'on appelle un pouf, il ne revenait plus. P. de Kock.
poulinière, *s.* f. Ohne dabeistehendes „jument."
poussée, s. f. Il ne m'a donné qu'un cachet de plus pour ma commission... c'est trente sous... belle poussée pour une mission délicate! [Récompense.] P. de Kock.
preneur, s. m. T. de Bourse. Le cours des actions est nominal; car il y a peu de preneur. Gegentheil: détenteur.
prétoire, s. m. Cette affaire qui, dans le temps, a fait assez de bruit avait attiré dans le prétoire (salle d'audience du tribunal) un public nombreux.
progressiste. Les chefs du parti pr. ont demandé à capituler.
prohibitionniste, s. m. Anhänger des Schutzzollsystems.
propulseur, s. m. Le pr. d'un bateau à vapeur.
prout ou prrout, prrrout! Interjection. P. de Kock. Pop.
Punjaub, s. m.
Pounjaubees, habitants du P. Pendschab.

Quart d'oeil. Pop. Le commissaire de police du quartier. — Tiens, de la morale! Nous v'là à l'école chez le quart d'oeil. P. de Kock.
quinquet, s. m. Fig. Pop. Ouvrir les quinquets (yeux). P. de Kock.

Rafalé. Et vous, quand vous êtes quelquefois si r., vous n'avez pas trop l'air d'un comte. P. de Kock. = Individu râpé. Id. Pop.
raffiné, s. m. Un r. d'honneur. Kitzlich im Ehrenpunkt. P. de Kock.
rageur. En grandissant il a continué d'être emporté, colère et même rageur. P. de Kock.
ramouichen, s. m. Espèce d'argot des Israëlites qui paraît mélange d'hébreu et de patois allemand.
rampe, s. f. Perdre la r. Pop. Mourir.
rat, s. m. Il faut qu'on vous éclaire dans l'escalier quand vous avez oublié votre rat. P. de Kock.
recaver, réfl. Se r. (Au jeu de la bouillotte). Wieder setzen.
remisier, s. m. T. de bourse.
renflouer, v. a. R. un navire.
retraitable, adj. Qui peut faire valoir ses droits à une pension.
réversible, adj. Habillement inodore et réversible.
rhythmé. Un duo fort beau, expressif et bien rhythmé.
rigodon, s. m. Pincer son rigodon. Ein Spielchen machen. Pop. P. de Kock.
rissolé. Qu'il est bête, ce vieux r. Pop. P. de Kock.
roef, s. m. Quelques hommes de l'équipage avaient allumé un réchaud avec du charbon dans le roef où ils couchaient. Holländ.: Roof. Englisch: Rouf. Französisch.
rond-en-cuir, s. m. Sitzkissen für hämorrhoidal. Personen.
Roxolane. Avoir un nez à la R. (?) P. de Kock.

Sabin, s. m. Verser de la burette du vin dans le sabin pour la Sainte-Cène ou Communion.
saisette. On traite sur cette place des saisettes, des blés du Dauphiné etc.
samshu, s. m. Yeh ne fume pas d'opium, ne boit (sic) que du thé chaud, et ne fait usage de s. que comme médecine.
sans-coeur, s. m. Passer pour un s. (Lâche.)
sardine, s. f. Une double sardine et une épaulette frangée d'or décoraient son uniforme. (?) G. de la Landelle.

saxhorne. Instrument de musique. Saxhorne solo.
semaine sainte. Prov.: Temps de la semaine sainte. (Se dit quand il fait beau temps mais un vent froid.)
serin. Gant serin (couleur de serin). Avoir l'air fièrement serin. P. de Kock.
sifflotter, v. S. entre les dents.
skouptchina, f. Assemblée des états de Servie.
sonnette, s. f. Pop. Avoir des sonnettes. (De l'argent.)
souhaitativement. Il est vieux. „Requérir désidérativement, s., volontativement et demandativement." P. de Kock, Barbier de Paris.
souhaitatoire, m. s. u. désidératoire. Veraltet. Ibidem.
souper par coeur = n'avoir rien pour son souper. Pop.
sport. T. anglais.
sportsman. T. anglais.
steaple-chase. T. anglais.
stopper, v. Le capitaine ordonna de st. (arrêter le bateau à vapeur).
successoral, -e. L'esprit d'une société se peint dans sa loi s.
suité, ée. Une médaille pour la plus belle jument de 1er croisement, suitée d'un poulain de 2e croisement.
susmentionné, -ée.
synthétiser. Capable jusqu'à un certain point de recevoir l'idée et d'en suivre la déduction, la femme l'attend d'ailleurs: elle ne généralise point, ne synthétise pas. Proudhon.
systématiser. S. la résistance à quelque projet.

Talon. T. de Boucherie. Le t. du collier d'un boeuf. Der Kehlstoss.
talookdar, s. m. Grands propriétaires du royaume d'Oude.
tambour. Le t. de la roue de tribord. Radkasten eines Dampfers.
tampon, s. m. Puffer am Dampfwagen.
tamponner des dents creuses.
taper, v. réfl. Il s'en est tapé (de ce vieux carteau), mais j' dis tapé. (Il s'est grisé). Poisson chez Colbert p. Morean et Lafortelle.
tiers-point, s. m. Instrument de cordonnier.
tipuloide, s. f. Espèce de cousin qui pique le fruit à la tête et y dépose un oeuf qui se développe rapidement. Peu de temps après, le fruit tombe, rongé par la larve.
tire, s. f. Vol à la tire. Taschendiebstahl.
tolérance. Maison de t. (de joie).
torticolis. Se donner un torticolis.
tortiller. Nous avons six francs à t. (dépenser). Pop.
trabucaire, s. m. Brigand espagnol.
transcaucasien, -ienne.
transfert, s. m. Le transfert de la résidence royale à Charlottenbourg.
travail, s. m. „C'est ainsi que l'on nomme maintenant la grande table sur laquelle on coupe; jadis on disait l'établi; mais aujourdhui ce mot-là ne s'emploie plus que chez les ouvriers et rappelez-vous qu'une couturière n'est pas une ouvrière, c'est une artiste en robe." P. de Kock.
trémail. Le furet, la fouille des terriers et par dessus tout le filet trémail sont des moyens de destruction auxquels la garenne la mieux fournie ne résiste pas.
tretschina. (Tiers du revenu.) L'impôt de la t. dans la Bosnie. — Zuw. Tretina.
triage, s. m. Une information vient d'être commencée contre les changeurs H. et A. sous prévention d'achat avec primes, de triage et de fonte de monnaies d'argent. Le Droit.
trial, s. m. M. Gourdon, l'excellent trial (?) a été admis au théâtre de la Monnaie.
tronçon, s. m. Le t. (du chemin de fer) de Gand à Audenarde. Bahnstrecke

truc. En v'là un truc! Spass. P. de Kock. Sanscravate. Ce cheval a un truc particulier dans les reins. Von einem Pferde, das seinen Reiter abgesetzt hat.
trucage, s. m. Un commerce peu connu de vendre des objets d'art modernes pour des antiques.
Turlupin, acteur de l'hotel de Bourgogne sous Richelieu.

Unificatrice, adj. f. L'opinion nationale u. domine en Sardaigne.
unioniste. Le résultat u. des élections dans les principautés danubiennes.

Veillée. La v. des dames ou des femmes. Der Fröwkensabend in Brüssel, gefeiert am 17. Januar jahrlich unter dem Geläute aller Glocken zum Andenken an die Rückkehr wallfahrender Bürger aus Jerusalem unter Gottfried dem Bärtigen. Die Frauen trugen ihre Männer auf den Schultern in die Stadt.
voltigeante, s. v. Griffon.
vol à l'américaine. Deux filous qui s'entendent escamotent à un porteur d'argent les bons rouleaux sous prétexte de changer de l'or contre de l'argent, en lui laissant du plomb ou des sous. P. de Kock.

Zerbst. Dr. W. Corte.*)

Ueber das Wort Alkohol.

Alkohol, der höchst gereinigte oder entwässerte Weingeist. Dieses Wort hat bemerkenswerthe Schicksale sowohl in Beziehung auf seine Form als seine Bedeutung gehabt. Bei den Spaniern erscheint es zuerst und bedeutet dort: 1) Spiessglas oder Spiessglanz, s. v. a. antimonio, lateinisch stibium, 2) so viel als galena, Bleiglanz, auch Bleierz, 3) das höchst feine Spiessglaspulver zum Färben der Augenbraunen; auch das Bleierz, in sehr feines Pulver verwandelt, welches die Töpfer zu verschiedenen Töpferwaaren gebrauchen, 4) das schwefelsaure Blei, 5) der bis zum höchsten Grade rectificirte oder geläuterte Weingeist, wie bei uns. Das Wort ist bekanntlich, wie man es ihm auch auf den ersten Blick ansieht, arabischen Ursprungs. Schon bei Pedro von Alcala (Granada 1505) wird spanisches alcohol durch arabisches cohol übersetzt. Jedoch hat es im Arabischen, wenigstens nach allen Wörterbüchern (Golius, Freytag, Richardson) noch nicht die Bedeutung, die es hauptsächlich jetzt und ausschliesslich bei uns hat, nämlich höchst geläuterter und entwässerter Weingeist. Diese entstand wahrscheinlich erst bei den arabischen Chemikern in Spanien, indem man die Feinheit des Spiessglanzpulvers auf die Feinheit des Weingeistes übertrug. Schon im Arabischen ist kochl chawlân oder kochl al-chawlâu, succus lycii, juice of buckthorn, (Freitag 4, 15, a. 1, 538, a. Richardson. 639) ein aus dem Kreuzdorn abgekochter Saft, womit man die Augen salbte. Die ursprünglichste Bedeutung des arabischen Wortes, welches kuchlun oder nach neuerer Aussprache kochl, al-kochl lautet, ist in Pulver verwandeltes Spiessglas oder Spiessglanz, ein mit Schwefel vererztes Metall, gewöhnlich von schwarzgrauem Ansehen und von spiessigem, das ist langem und dünnem, und strahlig glänzendem Gefüge, dasselbe als Antimonium; ausserdem ist das eigentliche Wort für eine Art von Spiessglas kachâl oder kichâl (Freytag 4, 15, a. Richardson 1173), beide von der Wurzel kachala, hebräisch kâchal, ursprünglich bestreichen, im wirklichen Gebrauche die innere Seite der Augen-

*) Sobald ich die nöthige Musse habe, werde ich aus einigen hundert Zeitungen noch einen weitern Beitrag zusammenstellen.

lieder mit Schminke (stibium, Alkohol) bestreichen, welches später im Hebräischen zu châkal versetzt wurde. Dieses schminken der Augen war also schon bei den Hebräerinnen gebräuchlich, wie Hesekiel 23, 40 bezeugt: „Und als die Boten kamen, da badetest du dich, und schminktest deine Augen und schmücktest dich mit Geschmeide, ihnen zu Ehren.“ Auch den Römerinnen war, wie Plinius erwähnt, die Sache nicht unbekannt, und das stibium wurde bei den Römern ebenfalls wie bei den Arabern in der Medicin als Augensalbe gebraucht (siehe Celsus). Einem arabischen ch entspricht im Spanischen eigentlich und ursprünglich ein f, welches erst später, gleich allen lateinischen f, in h überging. Daher finden wir für alcohol im Altspanischen auch alcofol, so namentlich in den Urkunden von Aragon. Für das Verbum alcoholar kommt in der alten Sprache sogar alcoforar vor. Statt alcofol sagte man später auch alquifol, und beschränkte es auf die Bedeutung Bleiglanz, Bleierz (el plomo segun sale de la mina). Aus alquifol bildeten die Franzosen alquifou und alquifoux mit derselben Bedeutung, indem sie die Endsylbe fol wie ihr eigenes fol, fou, thöricht, behandelten. Die Engländer schreiben in ihren Wörterbüchern alquifou ohne x, und doch findet man in ihnen nach irgend einer französischen Quelle auch arquifoux mit x und r statt l. Die Portugiesen sagen alquifolho, als wenn es mit folha, Blatt, etwas zu thun hätte. Aus dem französischen alquifoux bildeten wir ein alquifuz, welches als deutsches Fremdwort in unsere Fremdwörterbücher und Encyclopädien einwanderte, und wieder die gewöhnliche arabische Bedeutung: Schönheitsmittel der arabischen Frauen, besonders aus Bleiglanz bestehend, zum Schwärzen der Wimpern und Augenbraunen, bekam. Durch alle diese Metamorphosen hindurch wurde das Wort so unkenntlich, dass niemand mehr den Ursprung dieses letzteren französischen und deutschen Wortes erkannte, so dass es in den Wörterbüchern ohne alle Etymologie steht. Das französische alcohol befindet sich noch nicht in den drei ersten Ausgaben des Dictionnaire de l'Académie; in der sechsten von 1835 steht es mit der ballhornisirten Form alcool statt alcohol, während die vierte und fünfte es richtig haben. Denn wenn das h auch gänzlich stumm sein sollte, so muss es nach den Grundsätzen der französischen Orthographie doch geschrieben werden; weil sonst auch andere Wörter, wie z. B. souhaiter, in dem h ganz stumm ist, ohne h geschrieben werden müssten. Alquifoux dagegen findet sich zuerst in dem Wörterbuch von Furetière vom Jahre 1727.

Dr. C. A. F. Mahn.

Ein Wink über die unterscheidenden Merkmale des Romans aus dem vorigen und aus dem jetzigen Jahrhundert.

Unter den contes populaires von Bouilly findet sich eine kleine Erzählung le cocher de place, welche für ein Meisterstück dieser Gattung wenigstens in französischem Geschmack gelten kann und deshalb in manche Sammlungen und Chrestomathien übergegangen ist. Die Einzelheiten der Erzählung und ihre Durchführung gehören gewiss Bouilly selbst an: den Anlass zu der Erfindung hat wohl eine Schilderung Sterne's in der empfindsamen Reise gegeben. In beiden Darstellungen ist nämlich die Hauptperson der Geschichte ein pensionirter Officier, den seine unzulänglichen Einkünfte nöthigen, ein Geschäft zu betreiben, nämlich bei Sterne, die von seiner Frau gebackenen Pasteten auf der Strasse zu verkaufen, bei Bouilly dagegen, Droschkenkutscher zu werden. Auch die Personbeschreibung ist, unter den für die beiden Völker und die beiden Jahrhunderte nöthigen Modificationen, dieselbe:

beide ehemaligen Officiere sind 48 Jahre alt: der eine ist of a sedate look, something approaching to gravity; sa demarche assurée et ses favoris noirs geben dem andern l'air martial et l'aplomb d'un ancien militaire. Beide tragen ein Ehrenkreuz. La Fleur, — so heisst es bei Sterne, — told me it was a Chevalier de St. Louis selling pâtés; — he had seen the Croix set in gold, with its red riband — tied to his button-hole; bei Bouilly dagegen: A ces mots Hippolyte ouvre sa veste et fait voir une croix de la Légion d'honneur qu'il porte sur sa poitrine. Beide sind pensionirt worden, der eine nach Beendigung des Krieges, der andere nach der Rückkehr der Bourbonen; ich werde die Worte der beiden Schriftsteller selbst wieder hersetzen, weil man so die Aehnlichkeit der Lage beider Officiere am besten übersieht; Sterne also erzählt: He told me in a few words that the best part of his life had passed in the service, in which, after spending a small patrimony, he had obtained a company and the Croix with it; but that, at the conclusion of the last peace, his regiment being reformed and the whole corps — left without any provision he found himself in a wide world, without friends, without a livre — and indeed said he, without any thing but this — (pointing, as he said it, to his Croix) — — He had a little wife, he said, whom he loved, who dit the pâtisserie; and added he felt no dishonour in defending her and himself from want in this way. — Bouilly dagegen: Epoux et père de trois enfants et réduit à la plus modique retraite, j'ai couvert mes cicatrices de cet habit qui n'a rien de déshonorant, et j'y trouve, à force de travail et de privations, de quoi donner du pain à ma famille, und etwas weiter hin: j'idolâtre ma femme et mes enfants. Ma fidèle compagne est une habile ouvrière. En joignant le fruit de son travail à mon gain de la journée, nous trouvons amplement de quoi fournir à nos besoins, à l'éducation de notre petite famille.

Man sieht, auch wenn Bouilly den Einfall, seine Erzählung zu schreiben nicht durch Sterne bekommen haben sollte, dass die Lage der Hauptperson in beiden Erzählungen genau dieselbe ist. Es ist daher auf jeden Fall ein Vergleich statthaft zwischen den Darstellungen beider Schriftsteller. Und da bemerkt man sogleich, dass Sterne nur eine Situation malt; denn der Chevalier thut eben Nichts, als dass er an der Ecke steht und, von Sterne gesehen und angeredet, auf seine Fragen ihm Auskunft ertheilt. Bouilly dagegen setzt seinen Helden in Action: er lässt ihn von einem Gardelieutenant beleidigt werden, denselben zum Duell herausfordern und demselben einen Denkzettel in einer leichten Wunde geben. Und das war nöthig, wenn die Lesewelt jetzt sich noch für das Schicksal des ehemaligen Officieres und nachmaligen Droschkenkutschers interessiren sollte: die blosse Situation hätte es in unserer Zeit, selbst in dem Zauber Sternescher Darstellung, nimmermehr gethan. Und vergleicht man, wie diese beiden einfachen und kurzen Geschichtchen, die zusammengesetztesten und weitläuftigsten Romane des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, so wird man durchweg dasselbe finden: der Romanheld des vorigen Jahrhunderts zeigt sich in Situationen, der Held des Romans unsres Jahrhunderts in Handlungen. Der Roman ist dramatisch geworden; ist nur noch ein Drama in erzählender Form; und wie die Begebenheiten in Thaten, so ist die innere Entwicklung der Gesinnungen, Meinungen, Ansichten, Lebensweise in die äussere Darlegung der Bestrebungen, Handlungen, Pläne, Thätigkeit übergegangen. Angesichts dieser Veränderung, welche thatsächlich der Roman, die Novelle und die Erzählung erfahren haben, wird man den bekannten theoretischen Unterschied, den Goethe zwischen dem Drama und dem Roman im Wilhelm Meister entwickelt, und für den er allerdings an den Romanen des vorigen Jahrhunderts die völlig beweisenden Belege fand, nunmehr wohl müssen fallen lassen.

H. J. Heller.

Zur Sprichwörterliteratur. Die Symbola des Pythagoras.

Die erste Egenolphische Sprichwörtersammlung „Sibenthalbhundert Sprichwörter Frankfurt 1532." 8.*) die im Ganzen eng an Agricola sich anschliesst, durch Prägnanz der Erklärung aber und gedrängte Zusammenstellung des Gleichartigen daneben einen eigenthümlichen Werth beansprucht, enthält am Schlusse einen eigenen Abschnitt: „Pithagore Sprichwörter" von Nr. 645-664. Ich theile dieselben im Nachstehenden vollständig mit, wobei ich einige wenige Bemerkungen anschliesse. Hier also die fortlaufenden Sprüche des Pythagoras:

1. Spring nit über die wag.
   Haw nitt über die stang, überfar die gerechtigkeyt nit.
2. Grab nit fewer mit dem schwerd.
   Laß den hunt schlaffen, schüt nit ôl ins fewr, richt keyñ hader an, erzürne keynen bösen.
3. Schwalben halt nit im hauß.
   Bescheisser (in dem Sprachgebrauch dieser Zeit, namentlich in dem entsprechenden Verbum häufig zur Bezeichnung unverschämten Betruges, s. die reichen, dankenswerthen Mittheilungen bei Grimm u. d. W.), vndankbare schwetzer.
4. Zerbrich nit die kron.
   Halt landt vnd Stattrecht.
5. Hab morgens des abents acht.
   Der zeit nimm war, vnd des künfftigen.
6. Wander nit den gemeynen weg.
   Der furet zur hell. Math. 7.
7. Was krumme klaen hat, nere nit.
   Es gibt bösen lohn.
8. Brich nit das Brodt.
   Treñ keyn freundschaft dañ mohte freund sein ein brodt. 1. Cor. 10.
9. Setz saltz vff.
   In allen handlen, lass eiñ ernst vnd scherpffe neben der freundtlicheyt sehen.
10. Friß dein hertz nit.
11. Trag keyn eng fingerlin.
    Lass dir keyñ vnmut über die knie zum hertzen kommen.
12. Iß nit mit Herren Kirschen.
13. Bruntz nit gegen die Sonnen.
    Leg dich an keynen gewaltigen.
14. End des zorns, ist der rewe anfang.
15. Je weniger du den zorn truckst, je mer trucket er dich.
    Dañ so heben wir an mit vns selbs zu zürnê, so wir von andern vfhören.
16. Versûch keyn schwartz geschwentzts.
    Hüt dich vor böser gesellschaft, vnd schmeichlern
    Es gewinnt böß ende.
17. Beut niemandt bald die handt.
    Mach dich nicht zu gemeyn, Nimm vnerkandt keynen zum freunde.
18. Richt nit an in ein bruntzkachel.
    Schütt keyn Perlin für die sew. Matt. 17.

---

*) Nopitsch und nach ihm Zacher geben irrthümlich den Umfang der Schrift zu 8 Bogen an, wozu die Signatur A-H die Veranlassung gab. Es sind aber nur 7 Bogen (55 Blätter und ein leeres); von D ist die Signatur gleich zu F übergegangen. (Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Hannover).

19. Wirff den brochen hafen zum fenster auß.
Lass von Zorn.
20. In deinem ring hag nit Gottes bild.
Missbrauch den namen Gottes nicht zû jeder Sachen.

So das Verzeichniss bei Egenolph, das erste meines Wissens in deutscher Sprache. Dass dasselbe höchst lückenhaft ist und manche Ergänzungen zulässt, zeigt vor allem die Vergleichung mit Göttling „die Symbola des Pythagoras" ges. Abhandll. 1851. S. 278 ff. Auch die Unkritik der Auswahl und die theilweise Naivität der Erklärung wird dem nicht entgehn, der mit den Worten des alten Griechen die pythagoreischen Symbola dahin auffasst, dass in demjenigen, was sie einfach zu sagen scheinen, etwas Verdecktes, und das, was sie zu verdecken scheinen, verständlich sei. (Göttling a. a. O. S. 283).

Gleichwohl ist es erfreulich, dass die Einfachheit eines Mannes, der an der Weisheit der Volkssprache die hauptsächlichste Nahrung seines Geistes suchte, hier und da tiefer und richtiger geurtheilt hat, als ein gelehrter und geschmackvoller Alterthumsforscher unsrer Tage, dem alle Bildungsmittel unsrer Zeit zu bereiter Verwendbarkeit nahe stehn. Für diese Rücksicht grade habe ich durch den Druck noch einige Sprüche besonders hervorgehoben.

Nr. 3. *ὁμωροφίους χελιδόνας μὴ ἔχειν* erklärt Göttling S. 310 dahin, „dass Pythagoras mit seinem Symbol die Sclaverei der Barbaren habe untersagen wollen und somit alle Sclaverei, die er als etwas durchaus ungerechtes ansehe."

Für eine solche der antiken Vorstellungsweise widersprechende Erklärung hätte er bestimmte politische Sätze des Pythagoras anziehn müssen: auch ist er selber nicht hinlänglich bestimmt.

Bei den beiden andern Sprüchen ist Göttling, was sich auch sonst wahrnehmen lässt, mit seiner eigenen Erklärung des Symbolischen im Widerspruch. Er fasst nämlich Nr. 9. *τοὺς ἄλας παρατίθεσθαι* als eine Vorschrift, „beständig gastfreundlich zu sein, das Salz beständig vorräthig und bereit zu haben" (Göttling S. 316); in Nr. 20 hingegen *ἐν δακτυλίῳ εἰκόνα θεοῦ μὴ περιφέρειν* sieht er (S. 302) ein Verbot, sich des Bildes der Gottheit zum Versiegeln seiner Schätze und Vorräthe zu bedienen, weil dasselbe „zum Verehren und nicht zum Hüten des Mammons" bestimmt sei, und denkt dann weiter an Eisenringe ohne Götterbildniss, wie sie bei den Spartiaten üblich waren.

Beide Erklärungen kommen über die erste wörtliche Bedeutung nicht hinaus, können also nicht als symbolische Auffassung bezeichnet werden. Der alte deutsche Sammler hingegen, der doch jedes theoretischen Bewusstseins ermangelt, hat im einfachen, richtigen Gefühle erkannt, worauf es bei der Deutung wesentlich ankomme.

Damit behaupte ich jedoch keineswegs, dass seine Erklärungen die einzig möglichen oder richtigen sind. Trendelenburg z. B. hat den letzten Spruch sehr entsprechend so gedeutet: „Der Spruch rügt die Frömmigkeit, die nur gefallen will und den Besitz Gottes, der in der tiefen Stille der Seele wohnen soll, wie den prunkenden Stein des Ringes zur Schau trägt." (Raphaels Schule von Athen. Berlin 1843 S. 14 und 15).

Neustrelitz. Fried. Latendorf.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. Lfrg. (Leipzig, Wigand.) $^2/_3$ Thlr.

F. Schmitthenner's kurzes deutsches Wörterbuch, völlig umgearbeitet von F. L. K. Weigand. (Giessen, Ricker.) $^2/_3$ Thlr.

J. C. A. Heyse's Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch, neu bearbeitet von C. A. F. Mahn. (Hannover, Hahn.) 2. Lfrg. 15 Sgr.

C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 3. Lfrg. (Freiburg i. B., Herder.) $^2/_3$ Thlr.

H. A. Manitius, Prakt. Handwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 2 Thle. (Dresden, Adler & Dietze.) 1 Thlr. 6 Sgr.

J. Roquette, Nouveau dictionnaire portugais-français. (Paris, Aillaud.) 11 Frcs.

Grammatik.

F. Wigger, Hochdeutsche Grammatik, mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart. (Schwerin, Hildebrand.) $12^1/_2$ Sgr.

Literatur.

Reynardus vulpes. Poëma ante a. 1280 a quodam Baldwino e lingua teutonica translatum. Curavit M. F. Campbell. (Haag, Nyhoff.) $^2/_3$ Thlr.

Goethe, le renard, trad. par E. Grenier. (Leipzig, Dürr.) 15 Sgr.

A. Diezmann, Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August u. s. Musenhof. 6. Lfrg. (Leipzig, Voigt.) 10 Sgr.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Hälfte. 4. Abtheilung. (Hannover, Ehlermann.) 1 Thlr. $2^1/_2$ Sgr.

Schiller und Lotte. Auswahl aus ihrem Briefwechsel. (Hildburghausen, Bibliogr. Institut.) 10 Sgr.

Chassin, Ch. — Edgar Quinet. Sa vie et son oeuvre. (Paris, Pagnerre.) 6 Frcs.

Shakspeare's Romeo und Julie. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes. Von T. Mommsen. (Oldenburg, Stalling.) $3^1/_3$ Thlr.

S. Gaetschenberger, Geschichte der englischen Literatur. I. Bd. (Prag, Kober & Markgraf.) 2 Thlr.

Schmidt-Weissenfels, Geschichte der französischen Literatur während der Revolution. (Prag, Kober & Markgraf.) 2 Thlr. 10 Sgr.

Hilfsbücher.

F. Harder, die Schule der Orthographie. 40 Aufgaben. (Oldenburg, Fränkel.) 4 Sgr.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeit von K. A. J. Hoffmann. 5. Aufl. (Clausthal, Grosse.)

J. Kehrein, Sammlung deutscher Musterreden zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte. 2 Hefte. (Mainz, Faber.) 15 Sgr.

C. Schmidt, The english universal letter-writer or new art of polite correspondence. (Leipzig, Wigand.) 15 Sgr.

BINDING SECT. JUN 3 1975

PB
3
A5
Bd.25

Archiv für das studium
der neueren sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY